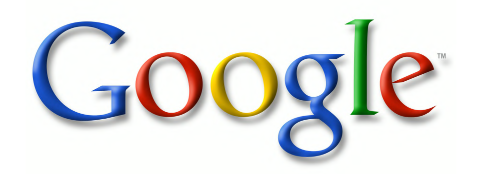
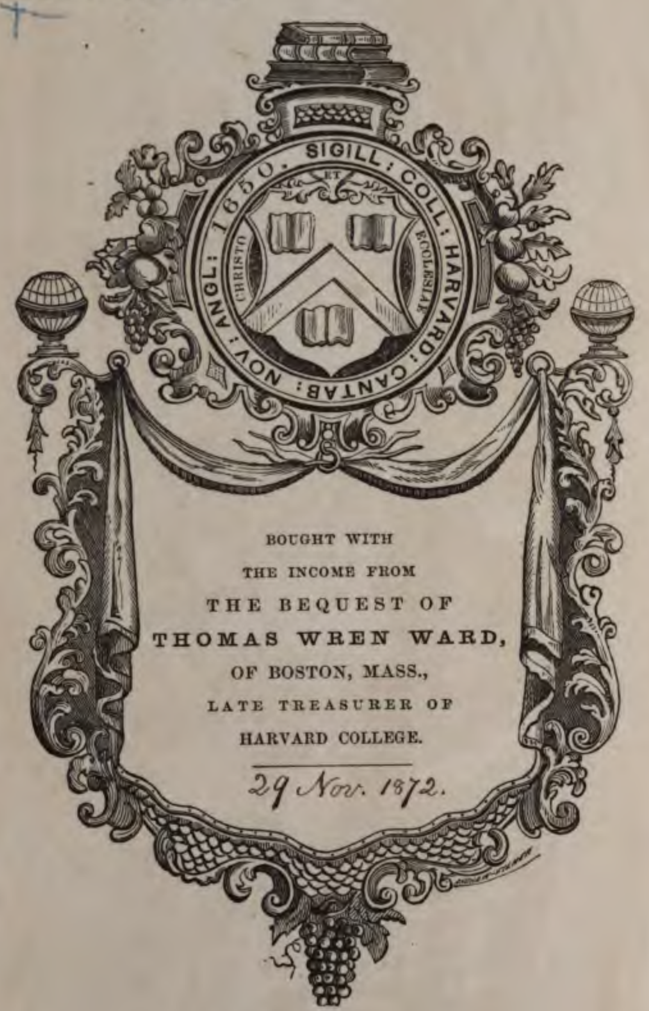
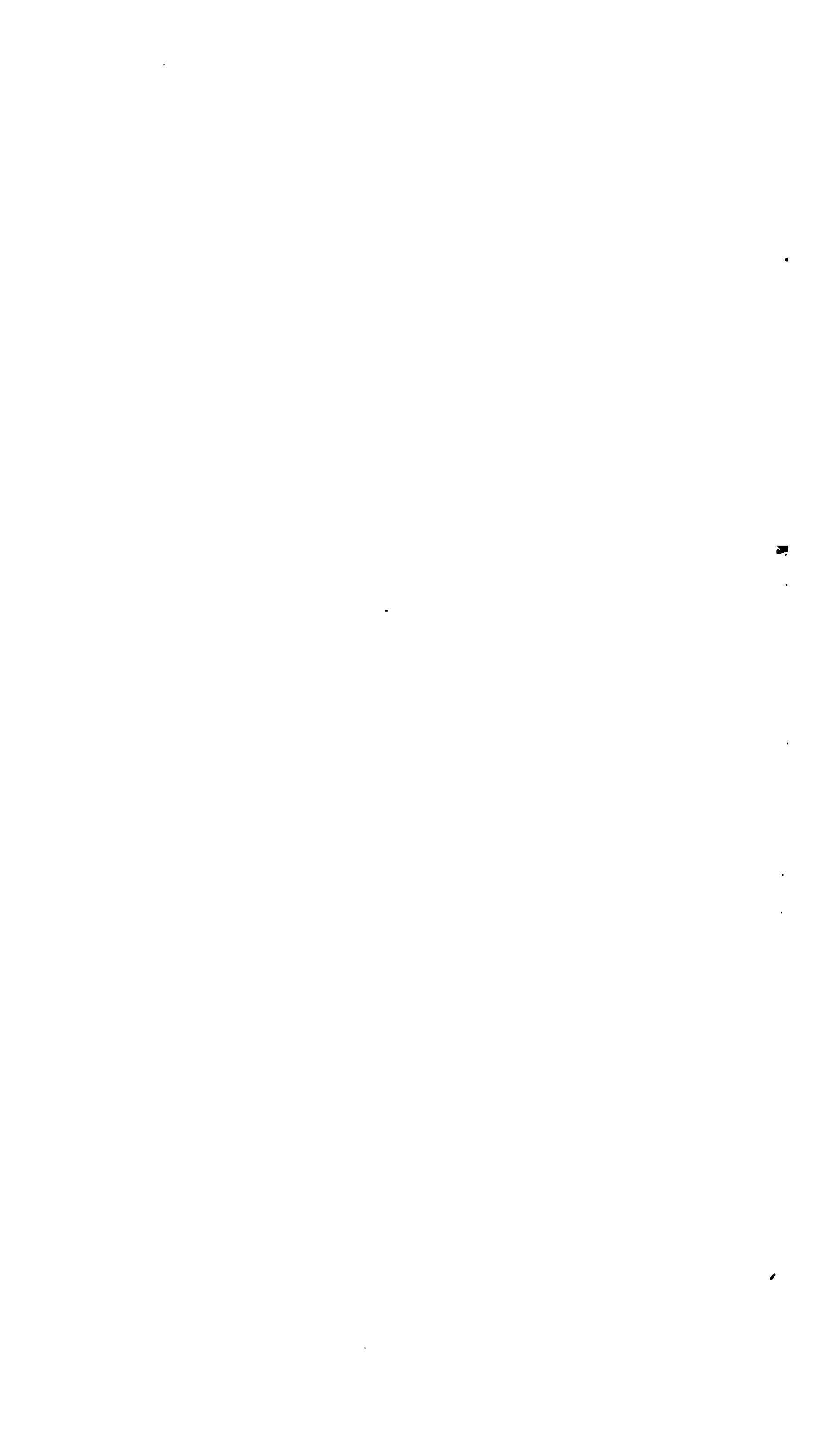



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE





Versuch

einer vollständigen

Thierseelenkunde.

Von

P. Scheitlin,
Professor.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen,
Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1840.

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Vögel und Säugethiere.

Wir haben die Pflanzenthiere oder die Würmer und Insecten, und die Thierthiere oder Fische und Würmer abgehandelt, noch sind uns die Menschenthiere = Tagthiere, Wachthiere, Denkthiere abzuhandeln übrig. Es sind dieses die Vögel und die Säugethiere. Beide haben schon im Aeußern viele Aehnlichkeit mit dem Menschen: Kopf, Hals, Brust, Unterleib, Füße mit Zehen, und Alles leicht unterscheidbar, haben auch sie. Des Menschen Arme sind des Säugethieres Vorderfüße, im Vogel sind sie Flügel geblieben. Auch in den Flügeln aber sind, wenn sie von Federn und Muskeln entblößt sind, die sie bildenden, langen, zusammengebundenen, dünnen Knöchelchen leicht als eine Art Finger zu erkennen. Ein entfiederter, sonst etwa auch ein bißchen menschenähnlicherer Vogel hat wegen seiner aufrechten Stellung noch mehr Aehnlichkeit mit einem Menschen, als selbst das Säugethier, wenn es auf den vier Füßen steht. Schon Plato verglich einen Menschen mit einem solchen Vogel, weßwegen der Schalksnarr und griechische Eulenspiegel Diogenes einmal zum Spaß in Plato's Hörsaal mitten unter die Studiosen einen entfiederten Hahn mit den Worten: hier ist Plato's Mensch! einführte.

Die Federn allein sind ihnen völlig eigenthümlich. Innerlich haben sie ebenfalls alle Menschentheile und, wie der Mensch, rothes warmes Blut, das in ihnen wie in uns circulirt. Ihre Lebensweise ist wie die menschliche. Sie halten auch täglichen Schlaf, Winterschlaf kommt bei ihnen so wenig als bei Menschen vor. Sie legen Eier. Der Unterschied aber zwischen Eierlegen und dem Gebären lebendiger Jungen ist nicht wesentlich. Es kann ein Säugethier sein Junges noch in der Haut, d. h. im Ei, und ein Vogel das seinige, noch im Leib ausgebrütet,

gebären, beides kann jedoch nur Ausnahme seyn. Die Blattläuse gebären, je nach der Jahreszeit, regelmäßig beides. Die Wärme brütet in und außer dem Leibe aus. Die Vögel leben in den Lüften, und können Luftthiere genannt werden. Von Verwandlung ist nicht die Rede, sie kommen so auf die Welt, wie sie seyn sollen; nur sollen sie noch wachsen. Sie müssen sich auch nicht häuten, aber mausern. Bei manchen Vögeln haben die Jungen ein anderes Kleid als die Alten, und die Männchen ein anderes als die Weibchen. Hier gilt das Wort: Kleider machen Leute, buchstäblicher, als bei den Menschen. Sehr viele sind sehr schön gefärbt, darin den Schmetterlingen oder Sommervögeln ähnlich. Der Süden bringt die schönsten. Die Wärme und das helle Licht machen auch die Kleider glühend. Eigene Einrichtungen machen das Singen, dessen Wechsel, Stärke und Ausdauer möglich. Gegen die Natur des Menschen singen meist nur die Männchen. Alle Vögel haben eine Stimme zu einer Art Rede, die aber sehr verschieden tönt; die Tauben ruggusen, die Enten schnattern, die Raben krähen. Einige articuliren ihre Töne, und brauchen schon die weichsten oder halben Mitlauter. Es ist schon eine Art feines Bellen. Dann sagt man: er, der Fink, die Wachtel schlägt. Jeder Vogel hat seine eigene Stimme. Viele krähen oder reden häßlich, wenn auch ihr Kleid noch so schön ist, andere in einem schlechten Bauernkittel wunderschön; einzelne über alle Beschreibung. Ihr Gesang ist ihre Seele, ihre Lust und ihr Schmerz. Beinahe alle haben etwelchen technischen oder Bausinn; sie bauen Nester, mehrere machen sehr künstliche. Die einen bauen gut und singen schön, die andern thun keines von beiden, wieder andere nur das eine. Jedes künstliche Nest oder Häuschen ist eine starre Harmonie, der Gesang ist eine bewegliche; im ersten eine regelrechte Beziehung auf die Zahl, im andern eine solche auf das Wort. Die Zahl oder sichtbare Rechnung gibt die äußere Form, die als Zahl und Rechnung doch in der Seele ist, das Wort das Gefühl, den Geist, das Innerste. Wir können sagen, daß sich in manchen Vögeln der technische Sinn, der Bausinn und ein ästhetischer heraufgebildet, die Zahl ganz Wort, die Rechnung Gefühl, das Nest Gesang geworden sey, in andern hingegen scheint sich der Bausinn in einen Kleider-

schmucksinn, Kleiderharmonie, verwandelt zu haben, und ihr Gesang oder die Regel und Schönheit des innern Gefühls stellt sich nur am Thier selbst als schönes Gewand dar. Wir unterscheiden demnach Nest, Kleid und Rede wie drei Stufen. Alles ist kaum Einem Vogel wie kaum Einem Menschen gegeben! Die Natur spielt auf mancherlei Weise und liebt Metamorphosen und Surrogate. Sie hat ja auch den Schmetterlingen für den Kunstsinn der Raupen schöne Kleider gegeben!

Mann und Weib halten bei vielen fest zusammen. Schon führen sie eigne Haushaltung. Sie lehren ihre Jungen gar mancherlei, die gelehrigen kann man auch allerlei lehren, wie wenn sie das Naturell des Menschen hätten. Viele lernen aus der Erfahrung, und haben viel Verstand oder Denkkraft. Ihr Gedächtniß, ihre Vorstellungs- und Einbildungskraft ist sehr groß. Manche lernen leicht, andere schwer, noch andere lernen Neues singen, und Worte nachsprechen. Bis auf eine gewisse Höhe machen sie Alles menschlich, sind sie ganz menschlich. Dann freilich steigt der Mensch, sie verlassend, viel höher empor, obschon sein Körper nicht in die Luft hinauf kann. Nur aus Vögeln und Säugethieren hat man geweissagt. Man hat in beiden immer Großes gesehen, und sich gefragt, ob die Vögel oder die Säugethiere vollkommner seyen? Die Säugethiere sind gescheidter, aber die Vögel fliegen. Jeder Zug ist geheimnißvoll. Im Geheimniß sieht man immer den größten Verstand, den Verstand der Gesammtnatur.

Die Vögel sind entweder Stand-, oder Strich-, oder Zugvögel, Sumpf- oder Wasservögel. Wenn die Wasserthiere minder Verstand als die Landthiere haben, so könnte man diesen Unterschied auch auf die Vögel beziehen; es lebt aber kein Vogel im, alle nur auf dem Wasser. Ihre Größe vom Kolibri bis zum Lämmergeyer ist sehr verschieden, wie ihre Nahrung. In der Gefangenschaft kann man beinahe alle, vielleicht gar alle, an alle mögliche Nahrung, wie sie der Mensch genießt, gewöhnen; zähmen kann man unbedingt alle, jedoch nicht alle zu Künsten abrichten. Sie wachsen schnell auf, und werden dennoch alt, z. B. Papagaien des Südens, Raben des Nordens. Füße und Schnäbel sind sehr verschieden. Hiernach theilt man sie gewöhnlich ein. Alle möglichen Na-

Versuch

einer vollständigen

Thierseelenkunde.

Von

P. Scheitlin,
Professor.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen,
Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1840.

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Vögel und Säugethiere.

Wir haben die Pflanzenthiere oder die Würmer und Insecten, und die Thierthiere oder Fische und Würmer abgehandelt, noch sind uns die Menschenthiere = Tagthiere, Wachthiere, Denkthiere abzuhandeln übrig. Es sind dieses die Vögel und die Säugethiere. Beide haben schon im Aeußern viele Aehnlichkeit mit dem Menschen: Kopf, Hals, Brust, Unterleib, Füße mit Zehen, und Alles leicht unterscheidbar, haben auch sie. Des Menschen Arme sind des Säugethieres Vorderfüße, im Vogel sind sie Flügel geblieben. Auch in den Flügeln aber sind, wenn sie von Federn und Muskeln entblößt sind, die sie bildenden, langen, zusammengebundenen, dünnen Knöchelchen leicht als eine Art Finger zu erkennen. Ein entfiederter, sonst etwa auch ein bißchen menschenähnlicherer Vogel hat wegen seiner aufrechten Stellung noch mehr Aehnlichkeit mit einem Menschen, als selbst das Säugethier, wenn es auf den vier Füßen steht. Schon Plato verglich einen Menschen mit einem solchen Vogel, weßwegen der Schalksnarr und griechische Eulenspiegel Diogenes einmal zum Spaß in Plato's Hörsaal mitten unter die Studiosen einen entfiederten Hahn mit den Worten: hier ist Plato's Mensch! einführte.

Die Federn allein sind ihnen völlig eigenthümlich. Innerlich haben sie ebenfalls alle Menschentheile und, wie der Mensch, rothes warmes Blut, das in ihnen wie in uns circulirt. Ihre Lebensweise ist wie die menschliche. Sie halten auch täglichen Schlaf, Winterschlaf kommt bei ihnen so wenig als bei Menschen vor. Sie legen Eier. Der Unterschied aber zwischen Eierlegen und dem Gebären lebendiger Jungen ist nicht wesentlich. Es kann ein Säugethier sein Junges noch in der Haut, d. h. im Ei, und ein Vogel das seinige, noch im Leib ausgebrütet,

gebären, beides kann jedoch nur Ausnahme seyn. Die Blattläuse gebären, je nach der Jahreszeit, regelmäßig beides. Die Wärme brütet in und außer dem Leibe aus. Die Vögel leben in den Lüften, und können Luftthiere genannt werden. Von Verwandlung ist nicht die Rede, sie kommen so auf die Welt, wie sie seyn sollen; nur sollen sie noch wachsen. Sie müssen sich auch nicht häuten, aber mausern. Bei manchen Vögeln haben die Jungen ein anderes Kleid als die Alten, und die Männchen ein anderes als die Weibchen. Hier gilt das Wort: Kleider machen Leute, buchstäblicher, als bei den Menschen. Sehr viele sind sehr schön gefärbt, darin den Schmetterlingen oder Sommervögeln ähnlich. Der Süden bringt die schönsten. Die Wärme und das helle Licht machen auch die Kleider glühend. Eigene Einrichtungen machen das Singen, dessen Wechsel, Stärke und Ausdauer möglich. Gegen die Natur des Menschen singen meist nur die Männchen. Alle Vögel haben eine Stimme zu einer Art Rede, die aber sehr verschieden tönt; die Tauben ruggusen, die Enten schnattern, die Raben krähen. Einige articuliren ihre Töne, und brauchen schon die weichsten oder halben Mitlauter. Es ist schon eine Art feines Bellen. Dann sagt man: er, der Fink, die Wachtel schlägt. Jeder Vogel hat seine eigene Stimme. Viele krähen oder reden häßlich, wenn auch ihr Kleid noch so schön ist, andere in einem schlechten Bauernkittel wunderschön; einzelne über alle Beschreibung. Ihr Gesang ist ihre Seele, ihre Lust und ihr Schmerz. Beinahe alle haben etwelchen technischen oder Bausinn; sie bauen Nester, mehrere machen sehr künstliche. Die einen bauen gut und singen schön, die andern thun keines von beiden, wieder andere nur das eine. Jedes künstliche Nest oder Häuschen ist eine starre Harmonie, der Gesang ist eine bewegliche; im ersten eine regelrechte Beziehung auf die Zahl, im andern eine solche auf das Wort. Die Zahl oder sichtbare Rechnung gibt die äußere Form, die als Zahl und Rechnung doch in der Seele ist, das Wort das Gefühl, den Geist, das Innerste. Wir können sagen, daß sich in manchen Vögeln der technische Sinn, der Bausinn und ein ästhetischer heraufgebildet, die Zahl ganz Wort, die Rechnung Gefühl, das Nest Gesang geworden sey, in andern hingegen scheint sich der Bausinn in einen Kleider-

schmucksinn, Kleiderharmonie, verwandelt zu haben, und ihr Gesang oder die Regel und Schönheit des innern Gefühls stellt sich nur am Thier selbst als schönes Gewand dar. Wir unterscheiden demnach Nest, Kleid und Rede wie drei Stufen. Alles ist kaum Einem Vogel wie kaum Einem Menschen gegeben! Die Natur spielt auf mancherlei Weise und liebt Metamorphosen und Surrogate. Sie hat ja auch den Schmetterlingen für den Kunstsinn der Raupen schöne Kleider gegeben!

Mann und Weib halten bei vielen fest zusammen. Schon führen sie eigne Haushaltung. Sie lehren ihre Jungen gar mancherlei, die gelehrigen kann man auch allerlei lehren, wie wenn sie das Naturell des Menschen hätten. Viele lernen aus der Erfahrung, und haben viel Verstand oder Denkkraft. Ihr Gedächtniß, ihre Vorstellungs= und Einbildungskraft ist sehr groß. Manche lernen leicht, andere schwer, noch andere lernen Neues singen, und Worte nachsprechen. Bis auf eine gewisse Höhe machen sie Alles menschlich, sind sie ganz menschlich. Dann freilich steigt der Mensch, sie verlassend, viel höher empor, obschon sein Körper nicht in die Luft hinauf kann. Nur aus Vögeln und Säugethieren hat man geweissagt. Man hat in beiden immer Großes gesehen, und sich gefragt, ob die Vögel oder die Säugethiere vollkommner seyen? Die Säugethiere sind gescheidter, aber die Vögel fliegen. Jeder Zug ist geheimnißvoll. Im Geheimniß sieht man immer den größten Verstand, den Verstand der Gesammtnatur.

Die Vögel sind entweder Stand=, oder Strich=, oder Zugvögel, Sumpf= oder Wasservögel. Wenn die Wasserthiere minder Verstand als die Landthiere haben, so könnte man diesen Unterschied auch auf die Vögel beziehen; es lebt aber kein Vogel im, alle nur auf dem Wasser. Ihre Größe vom Kolibri bis zum Lämmergeyer ist sehr verschieden, wie ihre Nahrung. In der Gefangenschaft kann man beinahe alle, vielleicht gar alle, an alle mögliche Nahrung, wie sie der Mensch genießt, gewöhnen; zähmen kann man unbedingt alle, jedoch nicht alle zu Künsten abrichten. Sie wachsen schnell auf, und werden dennoch alt, z. B. Papagaien des Südens, Raben des Nordens. Füße und Schnäbel sind sehr verschieden. Hiernach theilt man sie gewöhnlich ein. Alle möglichen Na=

turelle und Temperamente kommen unter ihnen vor. Eine solche Mannichfaltigkeit ist bei keiner tiefer unten stehenden Classe.

Es war um unsers Planes und Systems wegen unerläßlich nothwendig, an den untersten Thierarten alle und jede auffindbaren und erwiesenen Geistesäußerungen genau herauszuheben, um dem Wahne, daß diese keine Seelen haben, mit dem Ernste der Wahrheit entgegen zu treten. Ist unsre Ansicht die richtige, so muß der Vogel, obschon ein Wach- und Denkthier, doch nur eine Fortsetzung der Amphibien seyn, und als Fortsetzung zum Alten Neues fügen. Manche Menschen wollen aber auch selbst in den Vögeln und Säugern sehr wenig Seele sehen, weßwegen wir auch diese genauer, als es gewöhnlich geschieht, betrachten, und nach Stufen stellen müssen. Der Stoff selbst, die Menge des Stoffes und dessen Wichtigkeit verbietet uns kürzer zu seyn, wir werden jedoch der Stufen viele machen müssen. Die allgemeine Psyche fängt an, sich unendlich vielfach zu zerspalten, und zugleich Alles zu heben, Allem mehrere Kräfte zu geben, um Alles her eine mannichfaltigere Welt zu stellen, damit jedes viel und immer mehr schaue.

Es fragt sich, welches die unterste Classe der Vögel sey, welches die höchste? Wenn man die Schwimmvögel auch Fischvögel nennen darf, wie es geschieht, so werden wir schon dadurch berechtigt seyn, die Reihe der Vögel mit ihnen als mit den untersten anzufangen, und wenn sie, in der Nachbarschaft der Fische lebend, mit ihnen nur einigermaßen verwandt sind, so werden sie minder Psyche, minder Unterscheidungsgabe als die Landvögel haben, und auf dem Wasser des Stromes, Sees und des ewig öden gleichförmigen Oceans sich wenig Pflanzen-, Thier-, Menschen-, Land- und Weltkenntniß sammeln können, was alles bei den Landvögeln wirklich der Fall ist. Sie werden auch keine oder wenig andere Kunsttriebe und Kunstgeschicklichkeiten als solche, die sich auf ihre Nahrung beziehen, haben, minder Gesangkunst besitzen, und dümmer seyn, dennoch aber als Vögel nicht nur über den Fischen, sondern auch über den Lurchen stehen, und statt des Gemeinsinns der vollkommnern Insecten viel Selbstgefühl, in Bezug aber auf die armseligen Würmer doch schon eine mannichfal-

tige Welt um sich haben, dabei aber doch noch der Tellus näher als der Sonne stehen, und noch magnetischen Einflüssen unterworfen seyn müssen. Wir unterscheiden tiefere und höhere Schwimmvögel. Letztere sind Enten, Gänse und Schwäne. Die Lebensart aller drei ist sich ziemlich gleich. Wir wollen sehen, ob sie sich unserer Vermuthung gemäß verhalten.

Ihre Nahrung sind Würmer, Schnecken, Fische und andere größere Thiere. Ihre Eier legen sie nur auf den Boden. Die Jungen der wenigsten bedürfen einer Pflege, Erziehung oder Atzung, sondern gehen sogleich mit der Mutter ins Wasser, Nahrung zu suchen. Sie können nur wackeln, statt gehen; sie schwimmen gut, und tauchen sogar zu den Fischen herunter. Gesellig leben sie in großen Gesellschaften, Ein Männchen, viele Weibchen! Das Verhältniß der Geschlechter ist noch nicht gehörig, wie bei den vollkommnern Vögeln ausgebildet. Sie lieben die Reinlichkeit gar sehr. Immer putzen sie ihre Federn. Sobald nur einige Fäserchen einer Fahne zusammen gekleibt sind, ziehen sie sie durch den Schnabel, sie zu trennen und zurecht zu legen. Sie wissen wohl, daß sie das Wasser vom Leibe abhalten müssen, und daß ein reines Gefieder schöner als ein schmutziges ist. Es kommen aber schon große Naturell- und Temperamentverschiedenheiten zum Vorschein. Nur Unwissende können noch wähnen, daß alle über Einen Leisten geschlagen seyen.

Vom Vertheidigen der Jungen wissen die Sturmvögel nichts, doch brüten Männchen und Weibchen gemeinsam, und letzteres füttert die Jungen aus dem Kropfe. Sie halten beim Fliegen wohl zusammen, ziehen den Schiffen des Küchenauswurfes wegen nach, und fürchten die Stürme so sehr, daß sie vor Angst den Menschen nicht fürchten, auf die Borde und ans Segelwerk der Schiffe fliegen, und dann sich leicht fangen lassen. Der graue Sturmvogel achtet den ärgsten Sturm nicht. Dieser zieht dem Wallfisch eifrig nach, und hackt ihm bei lebendigem Leibe Speck ab. Obschon er davon fressen kann, so viel er will, zankt er sich doch aus Neid um jeden Bissen mit andern so sehr, daß er, vor Wuth blind, der Gefahren und Menschen nicht achtet. Das sind auch noch hungrige Helden. Sie fressen, bis sie umfallen, oder erbrechen sich; dann fangen sie wieder zu fressen an. Den Lurchen sind sie darin ähnlich, daß sie noch wie Frösche

turelle und Temperamente kommen unter ihnen vor. Eine solche Mannichfaltigkeit ist bei keiner tiefer unten stehenden Classe.

Es war um unsers Planes und Systems wegen unerläßlich nothwendig, an den untersten Thierarten alle und jede auffindbaren und erwiesenen Geistesäußerungen genau herauszuheben, um dem Wahne, daß diese keine Seelen haben, mit dem Ernste der Wahrheit entgegen zu treten. Ist unsre Ansicht die richtige, so muß der Vogel, obschon ein Wach- und Denkthier, doch nur eine Fortsetzung der Amphibien seyn, und als Fortsetzung zum Alten Neues fügen. Manche Menschen wollen aber auch selbst in den Vögeln und Säugern sehr wenig Seele sehen, weßwegen wir auch diese genauer, als es gewöhnlich geschieht, betrachten, und nach Stufen stellen müssen. Der Stoff selbst, die Menge des Stoffes und dessen Wichtigkeit verbietet uns kürzer zu seyn, wir werden jedoch der Stufen viele machen müssen. Die allgemeine Psyche fängt an, sich unendlich vielfach zu zerspalten, und zugleich Alles zu heben, Allem mehrere Kräfte zu geben, um Alles her eine mannichfaltigere Welt zu stellen, damit jedes viel und immer mehr schaue.

Es fragt sich, welches die unterste Classe der Vögel sey, welches die höchste? Wenn man die Schwimmvögel auch Fischvögel nennen darf, wie es geschieht, so werden wir schon dadurch berechtigt seyn, die Reihe der Vögel mit ihnen als mit den untersten anzufangen, und wenn sie, in der Nachbarschaft der Fische lebend, mit ihnen nur einigermaßen verwandt sind, so werden sie minder Psyche, minder Unterscheidungsgabe als die Landvögel haben, und auf dem Wasser des Stromes, Sees und des ewig öden gleichförmigen Oceans sich wenig Pflanzen-, Thier-, Menschen-, Land- und Weltkenntniß sammeln können, was alles bei den Landvögeln wirklich der Fall ist. Sie werden auch keine oder wenig andere Kunsttriebe und Kunstgeschicklichkeiten als solche, die sich auf ihre Nahrung beziehen, haben, minder Gesangkunst besitzen, und dümmer seyn, dennoch aber als Vögel nicht nur über den Fischen, sondern auch über den Lurchen stehen, und statt des Gemeinsinns der vollkommnern Insecten viel Selbstgefühl, in Bezug aber auf die armseligen Würmer doch schon eine mannichfal-

tige Welt um sich haben, dabei aber doch noch der Tellus näher als der Sonne stehen, und noch magnetischen Einflüssen unterworfen seyn müssen. Wir unterscheiden tiefere und höhere Schwimmvögel. Letztere sind Enten, Gänse und Schwäne. Die Lebensart aller drei ist sich ziemlich gleich. Wir wollen sehen, ob sie sich unserer Vermuthung gemäß verhalten.

Ihre Nahrung sind Würmer, Schnecken, Fische und andere größere Thiere. Ihre Eier legen sie nur auf den Boden. Die Jungen der wenigsten bedürfen einer Pflege, Erziehung oder Ätzung, sondern gehen sogleich mit der Mutter ins Wasser, Nahrung zu suchen. Sie können nur wackeln, statt gehen; sie schwimmen gut, und tauchen sogar zu den Fischen herunter. Gesellig leben sie in großen Gesellschaften, Ein Männchen, viele Weibchen! Das Verhältniß der Geschlechter ist noch nicht gehörig, wie bei den vollkommnern Vögeln ausgebildet. Sie lieben die Reinlichkeit gar sehr. Immer putzen sie ihre Federn. Sobald nur einige Fäserchen einer Fahne zusammen gekleibt sind, ziehen sie sie durch den Schnabel, sie zu trennen und zurecht zu legen. Sie wissen wohl, daß sie das Wasser vom Leibe abhalten müssen, und daß ein reines Gefieder schöner als ein schmutziges ist. Es kommen aber schon große Naturell- und Temperamentverschiedenheiten zum Vorschein. Nur Unwissende können noch wähnen, daß alle über Einen Leisten geschlagen seyen.

Vom Vertheidigen der Jungen wissen die Sturmvögel nichts, doch brüten Männchen und Weibchen gemeinsam, und letzteres füttert die Jungen aus dem Kropfe. Sie halten beim Fliegen wohl zusammen, ziehen den Schiffen des Küchenauswurfes wegen nach, und fürchten die Stürme so sehr, daß sie vor Angst den Menschen nicht fürchten, auf die Borde und ans Segelwerk der Schiffe fliegen, und dann sich leicht fangen lassen. Der graue Sturmvogel achtet den ärgsten Sturm nicht. Dieser zieht dem Wallfisch eifrig nach, und hackt ihm bei lebendigem Leibe Speck ab. Obschon er davon fressen kann, so viel er will, zankt er sich doch aus Neid um jeden Bissen mit andern so sehr, daß er, vor Wuth blind, der Gefahren und Menschen nicht achtet. Das sind auch noch hungrige Helden. Sie fressen, bis sie umfallen, oder erbrechen sich; dann fangen sie wieder zu fressen an. Den Lurchen sind sie darin ähnlich, daß sie noch wie Frösche

quacken. Der Schrappvogel grabt ein Nest und legt Gras hinein. Zerrt man den alten Vogel heraus, so knurren und beißen die Jungen wie Hündchen. Das brütende Weibchen des wandernden Schrappens wird vom Männchen mit Speise versorgt. Gute eheliche Liebe! Die gemeine Moorschwalbe, wie fast alle Thiere dieser Classe, kann man fast mit Händen ergreifen, mit Stöcken erschlagen, und alle scheinen noch dumm zu seyn. Die Möwen werden bisweilen von Seen in Sturmnächten etliche Stunden weit ins Land verschlagen. Dann erschrecken sie durch ihr Pfeifen alle Bewohner der Gegend. Die Raubmöwen jagen nur andern ihren Raub ab, und fangen ihn im Falle auf. Die braune vertheidigt ihre Kinder ganz wüthend. Alle Vögel fürchten und hassen sie, denn sie gleicht im Fluge dem Adler. Nach der Mahlzeit ruht sie aus. Der große Kormoran schläft so fest haufenweise bei einander, daß man ein Netz über sie werfen kann. Sie sind aber, wie bekannt, so gescheidt, daß sie sich zum Fischfang abrichten lassen, für Menschen fischen können. Der kleine, wenn er jung ist, schreit beständig im Neste, die alten schweigen. Kinder weinen leicht und werden leicht zornig. Der gemeine Fregattenvogel versucht's, selbst den Menschen Fische aus den Händen zu rauben.

Ganz zahm wird der Pelikan, so daß man ihn frei herumlaufen lassen kann. Er ist ein närrisches Thier. Er macht etwa einmal Spaß. Wird er von einem Thierführer hoch in einen Käficht gestellt, so zerrt er vorbeigehenden Leuten bisweilen unversehens den Hut vom Kopfe. Er foppet den Menschen! Sie ziehen miteinander im Wasser vorwärts, schlagen mit den Flügeln darauf, erschrecken die Fische, treiben sie ans Ufer, und schöpfen sie dann mit dem Kropfe wie mit einem großen Löffel auf. Für die Eier machen sie ein hohes Nest aus Schilf, aber mit wenig Kunst.

Schwimmend schlafen die Taucher. Ihre Jungen verbergen sie unter die Flügel, wodurch sie sich den Hühnern nähern. Sind die Jungen größer, so sitzen sie auf die Mutter und tauchen mit unter. Diese sind es, welche die Jungen augenblicklich ins Wasser führen. Eine Art macht ein schwimmendes Nest. Der Ohrentaucher bedeckt sein Nest mit Wasserpflanzen, wenn er fliehen muß, die Jungen nimmt er mit unters

Wasser. Der hochnordische Eistaucher, der, noch jung, bisweilen im Winter sein Sommerhaus, die Schweiz, besucht, leidet bei seiner ernsthaften Natur niemanden seinesgleichen um sich. Es ist sonderbar, daß auch bei Thieren die Jugend reiselustiger ist, und von den Eltern fortgeschickt wird. Das „bleibe im Lande und nähre dich redlich" ist nur für ältere; für jüngere, dem Triebe der Tellus noch näher, paßt: „ziehe aus, aus deinem Vaterlande und deiner Heimath in das Land, das ich dir zeigen will!" besser. Der Eistaucher wird jedoch um Nahrung, wie sein Vetter, der Alpenrabe, beim ewigen Schnee oben etwa einmal verlegen seyn müssen und sich seine Nahrung nicht verkümmern lassen, also zanken oder reisen wollen. Die Alten graben Gänge in den Boden, und rupfen sich, Männchen und Weibchen, Federn aus dem Leibe, um die Eier wärmer erhalten zu können. Der Norden bedarf solche Fürsorge. Unachtsam schwimmen die Meertauben bisweilen unter Eis, und kommen dann um. Sie pfeifen wie Tauben und Mäuse, andere wie Schweine und Raben. Phlegmatisch sind sie in hohem Grade. Hinsichtlich ihrer Kinderliebe walten oft im gleichen Schriftsteller die ärgsten Widersprüche. Sie haben das Feuergewehr durch die Erfahrung kennen gelernt. Sobald sie Feuer sehen, tauchen sie unter. Die Papagaitaucher werden auf dem Lande durch Hunde gejagt. Sie lernen also die Hunde kennen.

Wir müssen alle diese Wasservögel dumm nennen, weil von Vögeln Größeres erwartet werden konnte, doch sind sie für ihre Nahrung eben so gescheidt, als irgend ein Thier und selbst ein Mensch für sie oder für andere Zwecke seyn kann. Sie leben gesellschaftlicher, als wir dachten, halten ehelich meist gut zusammen und zeigen auch Kinderliebe. Sie haben aber wenig Kunstgeschick und schlechte Stimmen. Ob nicht bei unsern, uns besser bekannten, Enten und Gänsen, die ja ebenfalls noch Schwimmvögel sind, ein wenig mehr Geist vorkomme? Von Gänsen werden wir im voraus nicht viel erwarten wollen.

Die Enten haben einen Schnabel, der mit einer empfindlichen Haut überzogen ist. Sie sondiren damit. Wie klar ist bei ihnen der Gefühls- oder Betastungssinn ausgesprochen und

erst noch in den Mund gelegt! Sie fressen gar Alles. Sie legen viele Eier, und, wie wenn das Eierlegen bei ihnen und allen andern Vögeln eine Sache des Willens sey, sehr viel mehr, wenn man sie ihnen von Zeit zu Zeit wegnimmt. Nur das Weibchen brütet, und führt seine Jungen, selbst wenn sie noch Flaum haben, zum Wasser. Das Straußentenmännchen scheint beim Weibchen lange Weile zu haben, während es brütet, und geht unterdessen an größere Seen ganz allein. Sind die Jungen ausgekrochen, so ziehen die Weibchen ihm mit denselben nach. Da finden sie dann auch endlich ihren Vater. Das Männchen der Schellente hingegen kommt allemal des Abends wie ein besserer Hausvater wieder heim. Aber die Männchen der Eiderdünenweibchen ziehen erst dann fort, wenn die Jungen ausgekrochen sind, und sie sie gesehen haben. Erst im Herbste vereinigen sie sich wieder. Klug breitet ein Haufen Braunkopfenten, wenn er einen Jäger wahrnimmt, augenblicklich entfliehend, sich im Aufflug fächerartig so aus, daß er nur noch kleine Häufchen bildet. Weibchen und Männchen der Eisente singen laut verschiedene Töne etwa wie ein ungeschickter Schwan. Die Pfeifenten sollen nicht unmelodisch singen können. Die Männchen der Sammetente lassen sich mit Hülfe eines ausgestopften Weibchens fangen. Die Eiderenten können von den Eiern aufgelupft werden. Sie fliehen nicht und lassen sich nicht stören. Es gibt solche, die man auf den Eiern erschlagen kann. Die wilde oder Rätschente ist's, die sogar auf Bäume ihr Nest macht, oder ein altes Elsterneſt benutzt, und Eier darein legt. Dann muß sie sonderbarer Weise ihre Jungen im Schnabel herunter auf den Boden tragen. Unsere zahme paart sich mit ihr, macht sich aber oft mit ihr auf und davon, umgekehrt vereinigt sich die wilde, wenn man ihr die Schwungfedern knickt, allmählich ganz und gar mit unsern zahmen. Die wilde Entenjagd wird schon kunstmäßig mit Angeln und Netzen und allerlei Betrügen getrieben. Man bemalt einen Nachen schneeweiß, und fährt zwischen Eisschollen still zu einem schlafenden Trupp, und schießt unter sie, während sie schlafen. Oder man sitzt in ein Faß, bedeckt's oben mit Schilf. Neugierig kommen sie herzu. Eben so bringt man sie zu Schuß, wenn man gemalte hölzerne

Enten schwimmen läßt; am lustigsten aber ist, mit einem Topfe oder Kürbiß über den Kopf bis an den Hals im Wasser, mitten unter ihnen, eine nach der andern bei den Beinen unter das Wasser zu ziehen.

Eigene Verhältnisse der Männchen zu den Weibchen und den Jungen, Zähmbarkeit, Täuschbarkeit und etwelcher Tonsinn sind es, welche die Enten psychisch von den früher dargestellten Wasservögeln unterscheiden. Die Entriche sind viel zorniger als die Enten. Ihr Biß kann schlimme Folgen haben, wenn er im Zorn geschehen ist. Ihr Speichel in der Wunde wirkt wie Gift, wie jedes Thieres speichelnder Zorn oder zorniger Speichel. Eigen ist der Zug der Enten. Sie ziehen immer eine hinter der andern, sie wollen nur Eine Linie bilden. Mehrere einzelne sind nicht wenig neugierig. Mit den Riesenschlangen müssen sie in einem eignen Verband stehen, weil sie ihnen nicht entfliehen, nicht schnattern, sich vollkommen passiv verhalten.

Die Gänse sind den Enten verwandt. Die Nilgans (A. Tadorna) vertheidigt ihre Jungen muthig gegen Katzen, Adler und Jäger. Auch unsere wilde Gans vertheidigt sie wacker. Wer lehrt sie auf ihren langen gewaltigen Zügen aus dem Norden hoch über unsern Köpfen und Häusern ein Dreieck bilden und in den Lüften beibehalten? Wer sagt dem Gänserich, er soll voranfliegen, Heerführer seyn, und sagt es nur Einem? Sorgfältig rupft sich das Weibchen, das allein brütet, Federn aus, das Nest aus Gras und Schilf weicher zu machen. Wie weit heraus strecken sie wagerecht ihren Hals, wenn man sich ihren Jungen nähert, wie zornig verfolgen sie Hunde und Menschen! Nimm dich auch vor ihrem Biß in Acht! Vor ewigem Aerger können sie nicht fett werden, darum hängt man sie an einem einsamen Ort in einem Stalle, gegen die Wand gekehrt, in einem Kasten auf, und pitschirt ihnen erst noch, weil ihnen, was sie sehen und hören, wie auszehrenden Leuten, Aerger verursachen würde, die Augen und Ohren zu. So werden sie stockfett. Ihr Zorn ist dummer als derjenige der Enten. Das Männchen entfernt sich vom Weibchen und auch von den Jungen nie weit. Beim Fressen schnattern sie, darum haben sie das Capitolium, Rom, Italien und Europa gerettet. Daß etwa einmal eine Gans eine ganz außerordentliche Liebe

zu einem Hunde, da ihr doch eben die Hunde sonst so sehr verhaßt sind, faßt, immer mit ihm zieht, sich von ihm nicht wegtreiben läßt, bei ihm wacht und schläft, obschon seine Liebe zu ihr immer kalt bleibt, ist aus alten Schriften und neuen Erfahrungen gewiß. Es wirkt hier etwas sympathetisch in ihr. Die Wirkung ist nur einseitig. Es ist Unordnung in der Gans, und zwar eine psychische.

Die kleine Schneegans soll ganz gewiß bei Nacht rings um ihren Haufen Wachen ausstellen, und Jäger und Bauern wohl von einander unterscheiden können. Farbensinn haben ja alle Thiere höherer Art. Darum verkleidet sich der Jäger in einen Bauern, und schießt aus einem Karren oder Heuwagen. Von Natur zahm verbindet sie sich leicht mit der unsrigen. Die Schwanengans kann schon zu Gefechten gegen ihresgleichen gereizt und abgerichtet werden. Jene gemüthliche Idiosynkrasie der zahmen und diese intelligible Gelehrigkeit der Schwanengans heben die ganze Sippschaft höher. Beide Eigenschaften sind früher nie vorgekommen.

Schön und stolz schwimmt der Schwan daher. Ein edles, die ganze große Classe der Schwimmer verherrlichendes Thier. Keine der frühern kann ein solches aufweisen. Es ist wegen seines zierlichen Schwimmens berühmt. So schwimmt kein schlechtes Thier! Berühmt sind auch seine grandiosen Bewegungen, und sein Muth, der mit Füchsen und Adlern kämpft, und selbst solche Thiere mit unters Wasser nimmt und ersäuft; am berühmtesten wegen seines Sterbegesanges. Er fliegt hoch in den Lüften wie ein Held und Adler, und läßt seine Stimme alsdann in einem kleinen Concerte mit einigen andern, wohlklingend und melancholisch wie fernher tönende Posaunen, ertönen. Andere vergleichen seinen Gesang mit entferntem Glockengeläute, und sein Gesang vor dem Sterben soll tönen wie eine Silberglocke. Es muß etwas Edles auch in der Psyche des Schwans seyn, weil er so schön, und zwar im Sterben am schönsten, singt. Man kann dem Schwan die Achtung schon nicht mehr verweigern.

Die ganze Classe der Schwimmvögel hat nicht tief angefangen. Wie viel tiefer fingen selbst noch die Fische und in den Molchen die Lurche an, doch steigen sie nicht hoch, und

erscheinen uns noch dumm, wenn wir von oben herunter, von uns aus, vom Pferde, vom Löwen und Hunde herunter, nicht aber, wenn wir von unten herauf schauen! Selbst im Schwan ist nur die Gestalt und die Bewegung edel, im Gesang regt sich aber doch etwas noch Edleres. Er steht zu oberst. Wir erheben uns zu den Land- und Luftvögeln.

Die Schwalben sind ein wildes Volk, ein Räubervolk, schnelle Flieger, fangen ihre Insecten nur in der Luft, fliegen hoch oben. Schaarenweise tummeln sie sich lustig in großen Kreisen herum, können nicht singen, sondern nur zwitschern, machen Nester aus Schlamm, und mauern sie ordentlich an Dächer u. s. w. an, sind gern bei Menschenwohnungen und Menschen, lieben diese mehr als irgend ein Thier der untern Classen, und ziehen in Schaaren in wärmeres Land. Es ist, als ob einzelne auf der Heimreise nicht auf die andern warten können oder wollen: sie fliegen voran, kommen oft acht bis vierzehn Tage vor den andern wieder bei uns an, daher das Sprüchwort: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer," fliegen wieder fort, die andern einzuholen, und kommen mit diesen dann wieder. Wenn sie in voller Zahl da sind, ist Sommer. Sie kündigen am Abend durch ihre heiteren lustigen Flüge, einander wie Buben herumtreibend, heitere Witterung auf den folgenden Tag an. Kaum Ein Vogel kennt seinen Nestplatz alljährlich so sicher wieder. Die Zugkraft des Südens erweist sich an ihnen am allerstärksten, denn sie ziehen bis nach Senegambia, ins rechte Sonnen- und Gluthland, wo die Sonne sticht und Alles verbrennen will. Sie müssen reisen! Je weiter je lieber! Man hat sie auf dem Meer bei tausend Meilen vom Lande angetroffen. Alles an ihnen ist Zug, Reiselust und Reiseluft, Alles geographischer Sinn. Wer, ohne ihren Sinn, fände den Weg hin und her, nach Europa, in die Schweiz, den Kanton St. Gallen, Bezirk Tablat, und das kleine, stille, hinter Bäumen verborgene Häuschen im Bergthale bei Hofen? Nie wird man aus dem äußern Anschauungsvermögen sich eine solche Erscheinung erklären können. Ja eben ist diese Thatsache eine Erscheinung, eine Art Geist. Der Mensch mit dem vollkommensten Anschauungsvermögen und Gedächtniß müßte unterwegs zehntausendmal fragen. In andern Dingen aber muß der Mensch

nicht fragen. Er trifft das Rechte sonst, wie die Schwalbe in ihrer Sache, in ihrem Gebiete das Rechte trifft. Es ist alles Sinn, äußerer und innerer, kleiner und größerer Anschauungs- oder Erkenntnißkreis. Der eine trifft den rechten Raum, der andere die rechte Zeit, der dritte beides! Das ist allerdings natürlich und ganz richtig, daß sie, von der Sonne gezogen, nach dem Süden fliehen, wenn Kälte und Nahrungskummer kommen, sie sehen aber die Sonne nicht nur im Süden, sondern alle Tage eben sowohl im Osten und Westen, doch fliegen sie nach Süden. Daß aber der hohe Sonnenstand des Mittags auf ein Südland deute, wissen sie nicht durch Nachdenken und nicht durch die Erfahrung. Wir wissen's nur durch diese zwei Mittel. Auch prädominirt für alle lebenden Wesen eigentlich nicht der Mittag, sondern der Morgen. Zum Aufgang sieht Alles! „Von Osten her ein Strahlenmeer!" Und unsere Schwalben, und Kuckuck und Störche u. s. w. und alle Vögel Deutschlands müssen erst noch dem Schnee und Eis zu, über die wenigstens sechstausend Fuß hohen kalten Wände der Alpen, die gar nicht südlich aussehen, keine Wärme und keine Nahrung versprechen, ziehen, und warum bis zum Senegal, da sie nur so wenig Wärme und Nahrung sogar zur Fortpflanzung und für die Jungen bedürfen, als wir im kalten Norden ihnen im Sommer geben können? Sie gehören nur zu uns, denn sie brüten nur bei uns. Noch findet ein magnetisches Verhältniß statt; ein Rest von Somnambulismus, der noch lange, noch weit hinauf sich wirksam zeigen wird.

Wie einzelne zu früh ankommen und sich in der Zeit verfehlen (im Raume nie!), dann aber, weil sie ihren Fehler merken, und auch wegen ihres sehr großen Geselligkeitstriebes nicht gerne allein sind, denselben verbessern, so verspäten sich auch einzelne. Vielleicht sind es die gleichen. Vorlaute, die keine Zeit halten, verspäten sich am ehesten, oder es sind die Trägen, die nie fort wollen, oder Leichtsinnige, die immer noch Wärme und Nahrung erwarten und grundlose Hoffnungen nähren, oder aber solche, in denen der Wanderungssinn nicht zur Reife gekommen. Jedenfalls ist es die Psyche, die sie zur Unordnung verführt. Fallen sie ins Wasser, so kommen sie nicht sogleich um, sondern können, selbst wenn sie

erstarrt sind, wieder durch Trockenheit und Wärme ins Leben erweckt werden. Andere flüchten sich in hohle Bäume. Warum ziehen diese nicht noch nach, suchen die Mittagssonne nicht wie die andern, sondern den dunkeln kalten Schatten? Sie sind in ihrer Weise krank!

Nicht minder beachtenswerth ist ihre, freilich nicht große Kunstgeschicklichkeit, die ihrem Bedürfniß angemessen ist. Sie bauen Nester und Röhren für sich, nicht Zellen für Junge, sondern Nester, Kunstnester. Die Fischvögel machten noch keins oder nur Anfänge. Sie bauen sie mit dem Schnabel, und dieser ist ihre Nadel, Scheere und Zange. Sie kneten Heu, Stroh und Schlamm zusammen. Den Schlamm holen sie in Teichen, das Stroh in den Dörfern. In die Rundung legen sie Wolle oder Moos und was sie Weiches für die zarte Jugend finden. Sie lieben die Jungen sehr. Aus dem Nest auf die Straße herunter gefallene holen sie, eines nach dem andern, sorgfältig wieder herauf, und das Kindlein weiß sich recht gut an die Mutter zu halten. Die Uferschwalbe macht sich bisweilen vier bis fünf Fuß tief gehende Gänge; fällt der Gang ein, so macht sie einen andern. Nach Umständen richtet sich die Salangane ein. Findet sie zu ihrem berühmten eßbaren Neste die gesuchten Materialien nicht, so macht sie sich eines nur aus Sand und Holzsplittern. Bauen muß und will sie. Der Violinist, wenn er keine Violine hat, nimmt ein Brettchen und einen dünnen Stock. Die Form des Nestes ist die gleiche. Aber jedes Männchen und Weibchen dieser Schwalbenart macht sich ein eignes Nest und führt eine besondere Haushaltung, wie halbgetrennte Eheleute. Das Weibchen baut weiter und tiefer. Die Schwalben müssen sich oft mit Sperlingen um den Besitz eines Nestes zanken; der Sperling will ein schon fertiges Schwalbennest lieber in Besitz nehmen, als ein eigenes bauen. Das sieht ihm gleich. Er ist frech und unverschämt, wenn auch nicht faul, und erntet immer, wo er nicht gesäet hat. Sie müssen auch oft mit der Uferschwalbe zanken, die überaus zanksüchtig ist und einen Vorwand zum Streite an der Hecke abbricht. Man hat ja nur so lange Friede, als der Nachbar will.

Zwitschern die meisten nur, so können einige doch nicht

übel singen, weßwegen die Schwalben auch zu den Singvögeln gezählt werden. Der Hämmerling in Brasilien belebt die Wälder mit seinem angenehmen Concerte. Einer ruft dem andern, die andern erwiedern.

Gerade die mütterliche Liebe der Schwalben zu ihren Jungen, ihre Neigung Federn, Wolle u. s. w. für ihr Nest zu suchen, wird von den Menschen, sie zu fangen und zu morden, mißbraucht. Das ist unredlich. Man hängt nämlich solche Dinge an Schlingen.

Ihre Wanderungen, ihre Munterkeit, ihr rascher Flug, ihre Spiellust in den Lüften, ihr Nestbau und ihre Gesangproben setzen Früheres in andern Formen fort, sind aber in diesen Formen neu.

Die Kolibri oder Fliegenvögel sind die kleinsten Vögel, die allerkleinsten sind so klein als Maikäfer. Sie sind schön wie die allerschönsten Schmetterlinge, nichts anders als fliegende lebendige Gold- und Silber-, Purpur- und Azurblumen mit wahrem Metallglanz, Sapphir, Rubine, Regenbögen, Sonnenstrahlen, die herumflattern, schweben, schwimmen, schießen. Viele haben nette Federbüsche, Häubchen. Sie treten also in Kleidung und Schmuck auf, wie es das Frauenzimmer liebt. Sie leben monogamisch, und nehmen sich ihrer Kinderchen, wenn sie sie noch in der Wiege oder im Nestchen haben, wie bare blitzende Teufelchen an, indem sie dem Feinde mit ihren Flügelchen so schnell in die Augen schlagen, daß das Wegnehmen fast unmöglich wird. Welcher Muth der Elternliebe! Mückenvögelchen gegen Riesenmenschen! Zollkleine Thierchen gegen den fünf- bis sechsschuhigen Kolossen! Nimmt man ihnen die Jungen dennoch weg, und setzt sie mit dem Nestchen in ein Zimmer, so setzen sich die Eltern über alle Gefahr und Menschenfurcht weg, und kommen ungenirt hinein, und füttern die Jungen, gehen und kommen wieder.

Die Kolibri sind eigentliche Kindlein der Natur. Alles, was schmecken kann, liebt das Süße, den Zucker, den Honig. Ihn lieben die Ameisen, Bienen und Schmetterlinge; ihn lieben auch die Kolibri. Vorzüglich lieben ihn weibliche Wesen, Mädchen und alle Kinder, drum bringt die Natur so unermeßlich viel Süßes hervor. Man kann auch die Kolibri mit Zucker, Syrup und Bisquit geschweigen (befriedigen). Zuckerwasser und Honig

ist ihnen nicht minder angenehm, doch leben sie nicht von Honigsäften, sondern von Insecten, deren Larven und Eiern. Ihre Neigung zum Süßen, zu Kunstdingen ist also nicht einmal eigentliche Natur. Als wahres Himmelsvögelein soll einer derselben sogar nur vom Thau leben. Unter sich leben die Kolibri im besten Frieden selbst in der Gefangenschaft und in großer Anzahl, sind auch nicht scheu. Doch kommen auch unter ihnen einzelne Zänker vor, und um die Weibchen kämpfen sie sehr heftig und eifersüchtig. Wie sollte es anders seyn! Solche Kämpfe um Weibchen sind uns früher nicht vorgekommen. Sie sind für das Geschlechtliche der Psychen höchst wichtig. Ein wenig mehr Technik und Gesang tritt bei ihnen auf. Sie bauen artige und kunstgerechte Nestchen, der Schwarzblaue z. B. macht sich ein Nest aus Gras und Federn mit einem langen trichterförmigen, unten offenen Halse, durch den das Vögelchen unten heraufkriechen muß. Da leben die Jungen still, im Dunkel verborgen, wie hinter Vorhängen, und das Tageslicht sollen ihre kleinen Aeuglein noch nicht sehen, wie die Sonne auch sie noch nicht ansehen soll. Um vor Schlangen u. s. w. sicher zu seyn, ist das Nest erst noch von der Sorgfalt der Mutter ans Ende eines schlanken Zweiges aufgehängt worden. Die kleinen hübschen Pinselvögelchen singen artig. Sie heißen Falejahuh, denn mit diesem Ton ruft einer dem andern. Es tönt beinahe wie Hallelujah, womit so recht eigentlich der Gesang der Vögel, der Sänger des Himmels, beginnen sollte.

Nicht ganz ferne sind sie den Schwalben. Viel mehr als die Schönheit haben sie vor diesen nicht voraus.

Die Baumvögel, wozu die Spechte, Kuckuck u. s. w. gehören, mögen hier folgen. Wir können bei den Vögeln nun fort und fort auf ihre Technik, ihren Gesang und ihre Zähmbarkeit, bei den vollkommnern derselben dann auch auf ihre Selbstständigkeit, selbstständiges Auffassen und Behandeln der Umstände und Welt sehen, wodurch ihre Stufen bedingt sind.

Die Vögel dieser Classe sind gute Flieger, aber auch gute Kletterer. Die meisten bohren Bäume an, um Insecten herauszuholen, und hacken mit ihrem Schnabel die Rinde auf.

Der Wiedehopf macht aus Mist und Wurzeln kein übles

Nest. Wenn die Spechtmeise ihr Nest in einen hohlen Baum (Eiche) gemacht hat, und findet den Eingang zu groß, so holt sie Schlamm und verengt ihn durch Ankleiben desselben. Der Töpfervogel baut ebenfalls aus Schlamm, und zwar an Fenster von Häusern, ja sogar auf Pfosten. Mann und Weib arbeiten daran. Inwendig ist eine Scheidewand, in der einen Hälfte sind die Eier, bei welchen dann auch das Weibchen seyn muß. Mehrere brüten gemeinsam, d. h. Männchen und Weibchen wechseln, dann wird das Brütende vom andern mit herzlicher Liebe gefüttert. Wieder einer macht sein Netz ganz stachlicht. Merkwürdig ist aber, daß eben dieser mehrere Nester übereinander, mehrere Stockwerke macht. Zuerst macht er nur eins, im folgenden Jahre eins über diesem, und sofort, daß alle zusammen eine Länge von mehrern Schuhen bilden. Jedes ist mit Reisstroh umhüllt. Immer bewohnt er nur das neueste, und überläßt die alten dem Thier, das sie will, z. B. Mäusen. Alle hangen an einem Baumzweig. Sänger sind diese Vögel auch noch nicht, einzig der Töpfervogel singt so angenehm und mannichfaltig, aber Alles durcheinander, daß man ihn auch schon Spottvogel genannt hat. Er ahmt die Stimme anderer Vögel nach. Ein neuer großer Zug! Ein Thier spricht dem andern nach, und eins wird so Lehrer, das andere Schüler. Mehrere einzelne geben einen hellen Ton von sich, strecken, als ob sie sich dabei anstrengen müssen, dabei Hals und Flügel von sich. Sehr leicht lassen sich diese alle zähmen, am allerleichtesten die Jungen, z. B. die der Spechtmeise. Diese, wenn sie satt sind, verstecken Brod und andere Dinge auf den folgenden Tag, auf den kommenden Hunger. Sie wissen, daß er wieder kommen wird, wie es die Hunde wissen. Klug klemmt der bunte Specht Nüsse und Eicheln in einen Baumspalt, um sie leichter aufknacken zu können. Kein Mensch merkte und thäte es besser. Neidisch jagt der Schwarzspecht jeden Cameraden von dem Baume fort, an dem er bohrt. Der Eisvogel (der, unwürdig seine Eier nur in Mist oder in Löcher ohne ein Nest legt) treibt sogar alle Genossen seiner Fischerei aus der ganzen Gegend fort. Der dreizehige Specht liebt hingegen die Bunt- und Elsterspechte, darum sucht er sie auf, und bleibt gern bei ihnen. Ein curioser Kerl ist der Wiedehopf, der, weil man ihn nicht recht

beobachtet hat, und der Beobachter offenbar selbst nicht recht verständig gewesen, auch schon (neben der Elster) für den verständigsten Vogel gehalten worden ist. Im Walde ist er sehr scheu, wird aber im Hause bald sehr zahm. Er merkt also den Willen des Menschen und denkt. Er macht sich sogar manchen Menschen zu einem angenehmen Gesellschafter. Er läuft auf dem Boden herum, und macht immer und immer Bücklinge, so daß die Spitze seines Schnabels am Boden anschlägt. Er soll immer Mücken aufpicken wollen. Das ist nicht richtig. Er sieht wohl, daß keine Mücke vor ihm ist. Es ist so seine Weise — auch machen's gar nicht alle gleich. Eigenheiten in der Eigenheit! Allerdings begleiten Zahmgemachte ihren Herrn im Hause hin und her, freuen sich seiner, klettern an ihm herauf, und begeben sich auf seinen Befehl unter den Ofen oder zu ihrem Neste, gucken ihn auch scheel an, doch gewiß nicht, ob er guter Laune sey, wie man etwa sagt. Dieses wahrzunehmen, bedarf's noch viel gescheidterer Vögel als er ist. Verwechseln wir doch die Thatsache und die Auslegung nicht miteinander! Er hat eine schöne Haube, die mit seiner Seele in genauer Verbindung steht, denn wenn er denkt, er wolle auffliegen, so legt er sie nieder, wenn er aber aufmerken will, richtet er sie in die Höhe. So zahm ist allerdings auch nicht ein einziges der frühern Thiere zu machen, und wenn auch Spinnen, Kröten, Karpfen sehr zahm werden, so verstehen sie des Menschen Stimme nun einmal doch nicht recht, und ihre Zähmung geschieht minder durch ihren Willen als bei dem Wiedehopf, dem Vogel, denn dieser wacht. Auch der Wendehals liebt das Gebärdenspiel, und allerlei Verbeugung und Höflichkeit. Je nach der Art sind alle scheu oder zahmer, der Einsamkeit oder der Geselligkeit zugethan. Die Verschiedenheit ist schon größer als bei irgend einer frühern Classe, aber Sprache, Kunst und Gelehrigkeit mangeln auch ihnen noch beinahe ganz.

Wir müssen noch eine Anomalie, d. h. den Kuckuck, berühren. Er und der Kuhfink sind die einzigen Vögel, welche ihre Eier in Nester anderer Vögel legen. Ein curioser Gedanke der Natur, die, wie ein Denkstein ihrer Wunderlichkeit, allem, was man zur Erklärung sagt, entgegensteht. Immer kann man sagen, sie hätte es anders machen können, wenn sie

gewollt hätte. Der Kuckuck ist jedoch auch in andern Dingen eigen, scheu, unruhig. Kein anderer Vogel hat einen solchen Ruf. Es ist schon eine Art Wort mit einem halben Mitlauter. Das Weibchen kann nicht rufen. Die Neigung anderer Vögel zu des Kuckucks Eiern ist ebenfalls unerklärbar, und deutet auf etwas Geheimes. Und er weiß, welche kleine Vögel seine Eier lieben, und stößt die rechtmäßigen Eier ganz ungenirt aus ihren Nestern heraus. Wie sehr vernachlässigen die Pflegeeltern denn ihre eignen Kinder um des Schlingels willen! Ungesellig treibt er alle seine Verwandten aus der Gegend heraus. Schon Anfangs August wollen und müssen sie abreisen. Da heißt's: Auf, auf, ihr Brüder . . . Wir müssen über Land und Meer, ins heiße Afrika! Sie sollen bis zum Cap herunterreisen. Da es auch in Afrika Kuckucke gibt, so müßten ihnen die unsrigen sogar über die Köpfe wegfliegen, und bei ihnen nicht bleiben. Welch ein Zug! Zum Abreisen hat sie noch nichts, weder Nahrungs= noch Wärmemangel, gezwungen. Vielleicht aber reisen die afrikanischen nach dem Cap, und die unsrigen bleiben an dem Platze in Afrika, so daß eine Art von Völkerwanderung entsteht. Mehrere Arten geben einen traurigen Ton von sich, mit dem man sie ins Verderben lockt. Der Seidenkuckuck schreit wie ein Kind. Aus der Anomalie in der Kinderzucht läßt sich auf die Seele des Kuckucks, leider! gar nicht schließen, eben weil sie eine Anomalie ist.

Die Tauben sind die Lieblinge vieler Menschen, niedliche, schöne, sanfte, gutmüthige, stille, schicksalsergebene Thiere, angenehm durch ihre Reinlichkeit, geliebt wegen ihrer Freundlichkeit, und unbedingten Ungeneigtheit und Unfähigkeit zur Vertheidigung, geschätzt, weil sie Niemanden beleidigen, Niemandem wehe thun wollen, und hochgepriesen wegen ihrer viel gerühmten ehelichen Treue. Wie lieblich ist ihr Stehen und Gehen, wie lebensfroh ihr Flug, wie schuldlos ihr Auge, wie gewandt jede Bewegung ihres Leibes, besonders des Halses! Wie ganz gefahrlos ist der Aufenthalt im Taubenhause oder Taubenschlage zwischen Hunderten! Sie fliegen aus und kommen wieder, sie kennen ihr Haus, ihren Wärter, ihre Freunde! Man spricht mit ihnen, wie mit Menschen, man streichelt sie wie Kinder, man sieht in ihnen Halbmenschen, man befreun-

det sich mit ihnen ganz und gerne. Die Kinder, insbesondere die Mädchen, selbst eine Art Tauben, lieben sie ganz außerordentlich. Es ist eine geheime Verbindung zwischen ihnen. Blumen, Tauben, Schafe und Katzen sind den Kindern und Jungfrauen, Hunde, Pferde und Löwen besonders den Knaben und Männern angenehm. Sanfte Männer können die größesten Taubenfreunde, die Liebhaberei aber für sie zur kostspieligsten Leidenschaft werden. Die Tauben sind von Natur schüchtern, aber durch den Umgang mit Menschen werden sie zahm und zutraulich. In der Noth fürchten sie sich sehr, dennoch jammern und winseln sie im Schmerze nicht im mindesten. Eine Taube, sogar schon in den Zähnen einer Katze, und langsam von ihr gerupft, thut keinen Seufzer und kein Unwille entfährt ihr. Wird sie der Mörderin entrissen, so stellt sie sich wieder und ist zufrieden und froh, und bringt mit dem Schnabel ihr Gefieder wieder, so gut es möglich ist, in Ordnung, guckt wieder freundlich und ruggufet wieder, bleibt gern bei dem, der sie gerettet hat, und will nicht wegfliegen. Unter der Glocke der Luftpumpe verhält sie sich ganz ruhig. Mangelt ihr Luft, Athem, so dehnt auch sie sich aus, legt den Kopf unter einen Flügel, wartet ruhig, und sinkt anständig nieder in sich selbst zusammen. Man kann nicht schöner sterben. Wird noch zu rechter Zeit Luft wieder eingelassen, so richtet sie den Kopf wie ein Mensch, der sich schon in sein trauriges Schicksal ergeben und unerwartet wieder Luft und Leben bekommt, nur sehr langsam wieder auf, als ob sie schon außer der Welt gewesen und nun zurückkehre, ist wieder zufrieden und vergnügt, trippelt, wenn man sie herausnimmt und auf den Tisch stellt, herum, und gibt wieder ihren eigenen Ton von sich. Sie fliegen immer gerne mit einander. Die erste Thierclasse, die uns Gesellschaft ist und leisten kann!

Die Wandertaube wandert in Zügen von Millionen, in größerer Zahl als irgend ein Vogel, herum. Oft ist die Breite des Heeres nicht zu überschauen, die Länge des Zuges kann mehrere Stunden lang dauern. Es ist das Heer des Xerxes! Sie fliegen schichten- oder lagerweise übereinander, wie Wolken, und schließen sich fest aneinander. Man hat ein solches Heer auf mindestens zwanzig Millionen berechnet. Sie sind

Eines noch sympathetischen Willens! Sie bleiben an der Hudsons Bay bis in den December — wenn nicht der eiserne Hunger sie zwingt. Warum ziehen sie nicht in den Süden? Es zieht sie nichts nichts dahin, es zieht sie etwas nur im Lande hin und her. Aus dem Walde fliegen sie am Morgen schon vor Sonnenaufgang aus. Viele kehren schon um zehn Uhr, das Hauptheer erst um Mittag zurück. Ein Reservecorps macht den Schluß. Sie verstehen einander, darum solche Einheit, solcher Frieden unter so vielen! Sie müssen keine Leidenschaften kennen, denn die Leidenschaft ist der Krieg. Die Steintaube hat sich in kornreichen Gegenden das Wandern abgewöhnt, sie bleibt immer darin; aus andern wandert sie. Unsere Haustauben tragen Briefe innert zehn Minuten mit aller Bequemlichkeit drei, vier Stunden weit. Man weiß, daß sie ihren Schlag wieder finden, daß sie, wie die Schwalben vortreffliche Erinnerungskraft und geographischen Sinn haben, darum hat man sie von jeher im Oriente zum Brieftragen benutzt, und benutzt sie heutzutage aufs neue in Belgien, Frankreich u. s. w. Sie sind fliegende Telegraphen, und schicken sich für einen verliebten Briefwechsel am allerbesten, denn der Tauber und die Taubin sind auch in einander verliebt, aber die Verliebtheit vergeht ihnen nie.

Ihr ärgster Feind ist der eigentliche Taubenhabicht, sonderbar aber, daß die Steintaube mit dem Thurmfalken in Thurmlöchern in bestem Frieden lebt.

Die Lachtaube lacht beinahe wie ein Mensch. Die Holztauben lassen sich oft von den zahmen verführen, d. h. sie ziehen mit ihnen heim in den Taubenschlag.

Was ist in der neuguineischen Krontaube, die in Wien Eier legte, aber nicht auf sie saß, sondern immer nur stund, vorgegangen? Wirkte das neue Klima so auf ihre Seele und Eierliebe? Wenn der Mensch an der Sprache erkannt wird, oder seine Sprache Er ist, so steht diese Taube dem Menschen näher als die andern, denn sie macht ein menschenähnliches Geschrei, girrt denn doch aber wieder wie eine Taube, so daß sie also doch nicht etwa ein Ovidischer, in eine Taube gebannter Mensch, sondern nur Taube ist.

Die Nester der Tauben sind ganz und gar unkünstlich, und kaum Nester zu nennen. Männchen und Weibchen sitzen

gern beisammen, und schnäbeln einander unzähligemale. Sie können aber nicht singen, sprechen kann man sie nicht lehren, und zu nichts abrichten. Sie stehen, hinsichtlich der Intelligenz, hinter vielen Vögeln, dafür, wie manche Menschen, namentlich weibliche Wesen, desto weiter vorne in Betreff des Gemüthes, das unter allen Vogelsgemüthern das vorzüglichste ist, und sich nur in den vorzüglichsten Vögeln einigermaßen wiederholt. Nicht ein einziges Thier übertrifft sie an Liebenswürdigkeit — mittlerer Verstand mit guten Sitten und wohlwollendem Herzen müssen gefallen. Das haben eben die Tauben! Hätten wir nicht die Intelligenz als Princip gewählt, wir setzten sie zu oberst.

Die Papagaien sind vielleicht von manchen Freundinnen derselben noch nicht, wohl gar erst am Ende der Reihe der Vögel erwartet worden, wir dürfen sie aber doch nicht weiter hinaufschieben, weil wir strenges, d. h. wissenschaftliches Recht halten müssen. Die Wissenschaft kennt keine Willkür oder Liebhaberei, und je tiefer man in sie hineinschaut, desto mehr entdeckt man Nothwendigkeit als ihren Charakter.

Wie angenehm sind die Tauben? wie hoch müßten wir sie, wie eben gesagt, stellen, wenn wir nicht die Unterscheidungsgabe als eigentliches Seelenzeichen, sondern die Moralität, d. h. das Betragen, als Maaßstab gewählt hätten! Es ist aber nicht die Moralität, sondern die Intelligenz, welche die Weltanschauung bildet. Die Moralität kann groß, die Anschauung sehr klein seyn. Auch die Papagaien sind der Damen Lieblinge, aber nicht so liebenswürdig als die Tauben, dafür stehen sie in ihren besten Naturen über den Tauben, und sind einerseits wegen ihres größern Verstandes schätzbarer, anderseits wegen einer Geschicklichkeit beachtenswerther. Sie sind schöner als die Tauben, beinahe so schön als die Kolibri, doch könnte eben ihre Schönheit ihre Freundinnen bestechen. Sie können auch gar artig, lieblich und zärtlich seyn und den Menschen liebkosen, dadurch aber zur Ueberschätzung ihrer Intelligenz verführen. Artige Leute hält man immer für gescheidter als sie sind. Wir wollen ihre guten und schlimmen Eigenheiten citiren, und fragen nach ihrem Kunstsinn, ihrer Sprache, Zähmbarkeit und Selbstständigkeit.

Ersterer ist nicht groß. Der Nachtpapagai nistet im tiefsten Höhlendunkel, und erzieht seine Jungen ganz in der Nacht Wer sollte dieses auf dieser Stufe noch glauben können? Von Nestern der Papagaien lesen wir nichts. Mann und Weib halten recht zusammen, und liebkosen einander gerne. Die „Unzertrennlichen“ sitzen immer ganz nahe aneinander, daß ihre Seiten sich berühren, und das eine am Herzen des andern sitzt. Wenn sie nur bei einander sitzen können, sind sie schon zufrieden. Wenn das eine stirbt, will das andere nicht mehr fressen, und stirbt vor Gram. Gerade so trauert der Lerchenpapagai, wenn man ihm seinen Gatten wegnimmt, wenn er ihn auch noch sterben gesehen hat. Es ist Treue bis in den Tod, und über ihn hinaus. Eine Liebe und Treue, die wir in diesem Grade nun einmal auch noch nie gesehen haben. Auch ist die Liebe und Treue beider Gatten völlig gleich. Singen können sie gar nicht, und man kann sie es auch nicht lehren. Ihre Stimme ist eher so widrig als möglich. Außer dem Schwein hat kein Thier ein so infames Geschrei, das Schweinsgeschrei besteht aber doch noch aus lauter Vocalen, der Papagai hingegen bricht und radbrecht gerade mehrere Consonanten aufs ärgste. Dafür lernen sie sprechen. Zweite Eigenheit! Sie müssen genau hören, Selbstlauter und Mitlauter wohl unterscheiden, ein Wohlgefallen an Menschenstimmen haben und gerne nachahmen. Dritte Eigenheit! Kein früheres Thier ahmt den Menschen in irgend etwas nach. Des Menschen Stimme ist wohlklingender. Sie müssen demnach einen erst noch verborgenen melodischen Sinn haben, der wie bei dem Kolibri am Leibe Farbenmelodie oder schöne Harmonie geworden ist. Das Behalten der Reihe der Töne oder Worte deutet auf Ton- oder Wortgedächtniß. Zum Sprechenlernen befähigt sie körperlich besonders ihre Zunge. Sie lernen jedoch so ungleich schnell und leicht, behalten auch so ungleich gut und treu, und sprechen sehr ungleich deutlich. Man hat sie wohl gar schon seit Jahrtausenden sprechen gelehrt. Es ist ein Trieb zum Nachahmen in ihnen. Wir erinnern an Robinsons Papagai und dessen Ruf „Armer Robinson“, das er ihn oft ausrufen gehört hatte. Papagaien sind es, die vom Fenster eines Hauses allem vorbeigehenden Volke, auch am Sonntag, wenn

es zur Kirche zieht, ungestraft: „Spitzbub" zurufen dürfen. In der Türkei lehrt man „Christenhund", rufen. Der graue, der Alexander=, der rothgefleckte, der Amazonenpapagai lernen leicht und gut, der Blaukopf schwer und undeutlich sprechen.

Die meisten sind leicht zu zähmen, werden ganz zahm, und gewöhnen sich an den Menschen völlig. Sie scheinen gar nie mehr der alten Heimath und alten Freiheit zu gedenken, und leben bei uns und im kältesten Norden zufrieden mit unserer Sonne und halb unfruchtbaren Natur, was man noch von keinem der frühern Thiere, weil man keines derselben so gezähmt hat, sagen konnte. Die Arraspapagaien kann man sogar im Alter noch ganz zähmen. In der Freiheit leben sie ziemlich wild, und suchen immer die Gipfel der Bäume.

Sie klettern sehr gut, sie benutzen dazu den Schnabel wie einen Fuß; sie fassen das Futter mit einem Fuße und tragen's zum Munde, wodurch ihr Fuß zur Hand wird. Sie machen viele närrische, widrige, unästhetische Gebärden, Wendungen, Beugungen, und sind darin eine Art Eulen und Affen, in Unvollkommenheiten vollkommner. Im Freien sind sie gesellig, und halten zu sehr großen Zügen wie die Tauben zusammen. Sie lernen erst in der Gefangenschaft trinken, freilich nur Wasser; sie werden aber wohl auch, wie die ihnen in der Schönheit verwandten Schmetterlinge und Kolibri, Zucker= und Honigwasser trinken. Sich zu kratzen, brauchen sie den Fuß, und kratzen einander auch wie Kinder und Affen am Hinterkopfe, doch können's nicht alle leiden. Ihre Liebe zu einander kann wenigstens so weit gehen, daß ein Freier einem Geschossenen, wenn dieser nach Hause mitgenommen wird, nachfliegt, und sich lieber gefangen nehmen läßt als entflieht. Völlig verliebt scheinen die Kakadu in ihren Namen zu seyn, denn wenn man sie darum anspricht, so wiederholen sie ihn immer und immer wieder. Der Vogel kann schon eitel seyn, und sich gern hören, nur wird es noch eine Eitelkeit auf sich selbst und nicht auf eine Geschicklichkeit seyn können. Ihr Auge ist schön und hat nichts Hartes, wie ihre Stimme, sondern etwas Weiches, in vielen etwas Melancholisches, worauf auch die Töne, z. B. des Amazonenpapagai's, deuten. Sie sehen sehr gut, und unterscheiden um sich her genau, lernen die Haus= und Stu=

bengenossen schnell kennen. Man merkt bald, wen sie lieben. Sie lieben die Frauenzimmer mehr als die Männer, und werden auch von ihnen mehr geliebt. Liebe erzeugt Liebe! Es ist das Nachsprechen ebenfalls mehr Sache der Frauen als der Männer. Die Papagaien wählen sich schon einzelne Menschen als Lieblinge, andererseits können sie manche gar nicht leiden. Eine neue Eigenheit, eine völlig gemüthliche Idiosynkrasie, Antipathie, nach dem Gesetze der Wahlverwandtschaft. Sie können auch heftig zürnen, und lassen ihren Zorn heraus, kratzen und kneipen mit dem dicken starken Schnabel sehr arg. Sie kennen und üben auch den Eigensinn in hohem Grade. Wenn sie nicht wollen, so wollen sie nun einmal nicht. Wie ganz andere Gemüther haben in diesen Beziehungen die Tauben! Manchmal behalten sie die üble Laune lange, manchmal dauert sie nur kurz. Etwas Süßes kann sie oft schnell in eine bessere versetzen, dann liebkosen sie wieder. Die zärtlichsten Liebkoser sind die Kakadu.

Beinahe alle werden selbst in der Gefangenschaft wunderalt, sechzig, achtzig und mehr Jahre, und erben sich vom Urgroßvater durch vier Generationen herab. Aber im Alter kommen auch für sie Beschwerden. Der Mund wird schwach und der Magen unthätig, so daß sie kaum mehr beißen und verdauen können. Sie werden jedoch selbst mit Hülfe eines so langen Lebens nicht viel gescheidter noch geschickter. Ihre Welt bleibt noch klein.

Die Schwimmvögel leben noch größtentheils im Dunkel halbverschlossener Augen, die Schwalbe in Einem Sinn, die Kolibri sind viel eifriges äußeres Leben, in den Spechten scheint die Psyche erwachen zu wollen, in den Tauben gemüthlich wie im Kinde, erst in den Papagaien intelligibel wahrhaft zu erwachen.

Die Grasschnäbler, Nashornvögel und Pfefferfraße sind ein Anhang der Papagaien, der in musikalischer Beziehung ein wenig höher steht, indem einige flötenartige Töne vernehmen lassen, dafür aber sind sie scheuer, mißtrauischer, in den Bewegungen langsamer und schwerfälliger, von Natur wilder, leben nicht nur wie die Papagaien von Pflanzen, sondern fressen auch Vögel und Mäuse, wodurch sie, wie alle Fleisch-

esser, wilder werden. Haben sie solche mit dem Schnabel erfaßt, so schlagen sie sie am Boden herum, sie zu betäuben oder todt zu machen, doch kann man auch sie zähmen, und an allerlei menschliche Nahrung gewöhnen. Sie zeigen viele Neugier, welcher ungeachtet sie nicht viel oder gar nichts lernen. Man muß das Neue, Gesehene oder Gehörte überdenken, mit dem Alten vergleichen und zwischen einreihen können. Das ist aber nicht Jedermanns Sache. Gesellig sind auch sie. Sie fliegen mit einander, und halten gegen Raubvögel zusammen. In einigen zeigt sich ein wenig Kunstgeschicklichkeit, indem sie das Futter in der Luft empor werfen, und dieses so oft wiederholen, bis es einmal recht bequem in den Schnabel fällt. Das Wiederholen deutet auf mehr Verstand und Willen, als das Werfen selbst. Warum mehrere dieser Classe mit ausgebreiteten Beinen einhergehen, ist uns unerrathbar.

Die Eulen sind Zerrbilder, aus Papagaien, Affen, und Katzen zusammengesetzt. Sie können wie alle drei gut klettern, den vierten Zehen vor- und rückwärts stellen, und den Schnabel wie einen Fuß oder eine Hand benutzen. Der Kopf ist groß, schön rund, die Augen groß und leuchtend, wie bei den Katzenarten. Das Seheloch verengt sich bei zu starkem Licht ebenfalls in einen schmalen Spalt. Sie sehen bei Tage nicht gut, am besten in hellen Nächten. Sie fliegen am ehesten bei der Dämmerung, einige auch bei Tage. Die Tagflieger rauschen im Flug, die Nachtflieger schweben ganz leise durch die Luft. Das Gefieder ist sehr weich und sammetartig. Am auffallendsten ist ihr Gebärdenspiel. Sie drehen und verdrehen Kopf und Hals auf die sonderbarste Weise, heben bald diesen, bald jenen Fuß, setzen die vierte Zehe bald vor-, bald rückwärts, zittern mit den Füßen, kratzen sich hinter den Ohren, machen sich immer wiederholende Bücklinge, ziehen den Hals tief ein, ziehen sich in einen Ball zusammen, knacken mit dem Schnabel, öffnen und schließen die Augen, nicken mit den Augen, sträuben die Kopffedern, und machen allerlei gräuliche Grimassen. Sie müssen eine närrische Seele haben. Auch ihre große Neigung zu Mäusen und Vögeln läßt auf eine katzenartige Seele schließen. Daneben sind sie nicht minder schlau. Alle sind Räuber größerer oder kleinerer Thiere.

Als Nachtthiere sollten sie einige Nacht- oder tellurische Eigenschaften, noch etwas vom Nachtwandler und Schlafwacher an sich haben.

Sie leben an schaurigen dunkeln Orten, lieben Löcher in Thürmen und alten Burgen der wunderbaren Ritterzeit. Ihr Geschrei besteht aus den dunkeln tiefen Vocalen O und U. Mehrere fliegen gern nach dem Licht der Kerzen und dem Feuer. Oft kommen sie (man sagt, vom Geruche geleitet) zu den Häusern, in welchen Kranke sind. Warum? Die Höhleneule (im wärmern Amerika) wohnt einzig und allein bei einer Art Murmelthier (dort wegen ihres Bellens Wiesenhunde genannt) ganz sympathetisch in gleicher Höhle beisammen; sogar ihr Geschrei ist dem dieses Murmelthiers ähnlich. Sie wandern alle noch vom Norden gen Süden. Am auffallendsten ist aber die Verhöhnung der Eulen durch die kleinen Vögel, deren ärgster Feind sie ist. Es gibt viele Vögel und andere Thiere, die auf kleine Vögel ausgehen, und dennoch von diesen letzten nicht gehaßt, sondern nur gefürchtet werden, die Eule hingegegen wird von den Kleinvögeln bei Tag so recht eigentlich verachtet. Sie wissen zwar, daß sie ihnen bei Tag nichts anhat, weil sie nicht wohl sieht und nicht gewandt genug ist, allein es ist nicht klug, bei Tag einen schlafenden Löwen, der bei Nacht erwachen kann, zu necken, zu zupfen, zu höhnen. Man sieht den Kleinvögeln die Freude an, den gefährlichen Feind so eben ungefährlich zu wissen, ihn verfolgen und plagen zu können. Sie eilen in Schaaren herzu, und plagen sie so, daß sie sich flüchten und verbergen muß. Es ist ein Triumph unter ihnen, ein barer muthwilliger Witz von ihnen, der sie, wie Kinder, fast blind vor Freuden gegen jede Gefahr macht. Eben stellt man irgendwo eine Eule und daneben Leimruthen auf. Sie kommen herzu, setzen sich auf diese und sind gefangen, die übrigen merken's nicht, und lassen sich ebenfalls fangen. So fängt man Zaunkönige, Schwarzköpfli, Embrizen, Drosseln u. s. w. Selbst wenn man unter sie schießt, kommen immer wieder andere. Es kommt nichts Aehnliches in der Natur vor, selbst wo man es, ähnlicher allgemeiner Verhältnisse wegen, noch so gewiß sollte erwarten dürfen. Der Uhu, dieses gewaltige Thier, wird von den Krähen, deren Todfeind (oder Tod-

freund) er ist, am ehesten verrathen. Dafür rächt er sich bei Nacht. Er geht ihnen auf die Dächer nach, auf denen sie schlafen, und mordet sie, freilich nicht ohne starken und lauten, aber doch unmächtigen Widerstand.

Andererseits verrathen die Eulen viel Verstand und Eigenheit, bedeutende Verschiedenheiten im Naturell und Temperament. Faul und langweilig thut die Zwergeule. Habichtartig fährt die rasche Habichtseule durch die Luft. Sie schreit auch beinahe wie ein Habicht. Der Schneekauz will in der Gefangenschaft lieber sterben als Nahrung zu sich nehmen.

Von Geselligkeit wissen sie nicht viel, doch sucht etwa eine die andere. Man lockt die Zwergeule und die kleine Ohreneule eben mit ihrem eigenen Ton, mit welchem viele Thiere wie Menschen gefangen genommen werden können. Sie kommt dann herzu, weil sie einen Cameraden zu finden hofft. Letztere ist am leichtesten zu betrügen. Wie Papagaien und Affen neugierig, kommt sie, wenn man einen Hut auf eine Stange setzt, herzu zu schauen, so daß sie dann mit, mittlerweile ihr auf den Rücken gelegten, Leimruthen gefangen wird.

Alle kann man ziemlich leicht zähmen, jedoch immer noch zu nichts abrichten. Selbst der schlimme Uhu scheint den Menschen zu lieben und wird zahm. Gegen Thiere hingegen bleibt er immer böse, und wehrt sich gegen Hunde, Katzen u. s. w.

Musik und Technik ist in ihnen wenig, wie wir es von einer Composition von Katze, Papagai und Affe erwarten konnten. Einige können grunzen, pfeifen, vielleicht alle, wie wir durch die Finger. Ihr Geschrei ist gräulich, und kann Niemenden als den Naturhistoriker, dem alle Lebens- und Seelenäußerung gefällt, gefallen. Es tönt melancholisch, mitternächtlich. Ihre Nester sind entweder nur alte, von andern Vögeln verlassene, oder Löcher in Mauern und Bäumen. Die Annäherung zu ihrem Neste mögen auch sie nicht leiden, und für Eier und Junge wehren sie sich mit den Schnäbeln, Flügeln und Klauen.

Dumm sind sie keineswegs, aber sie zeigen ihren Verstand nur bei Nacht ihren Feinden auf schlaue und gewaltthätige Weise. Gefangene äußern schon viele merkliche Verschiedenheiten. Die Nacht ist anders als der Tag. Sie sind noch Nacht-

thiere unter den Tagthieren, und um ihrer mehreren Selbstständigkeit willen kann ihnen diese Stelle gehören. Der Uhu, der schlau und stark selbst Hasen, Rehe und junge Hirsche, ja, im Nothfall selbst den Jäger anfällt, ist unläugbar der klügste. Hinter dem Gitter des Thierführers thut er allerdings dumm, aber der Tag und das Gitter sind nicht seine Sache. Wenn jedoch nicht ihr feines nächtliches Sinnen, ihr Studium in der Stille der Seele, bei der einsamen Nachtlampe des Naturweisen, d. h. beim Mondlichte, ihm zu gute käme, so sähe man allerdings nicht ein, warum das Alterthum ihn so geehrt, zum Symbol der Weisheit gemacht, ihn der Pallas Athene oder Minerva als Freundin gegeben habe. Und die, die den Silbermond lieben, und in seinem Lichte melancholisch seufzen, alte Kirchen und Ritterburgen lieben, sollten die Eule ebenfalls nicht so tief, als es gewöhnlich geschehen mag, heruntersetzen.

Die Hühner leben von Körnern, Insecten, Würmern, können viel besser gehen als fliegen, haben wenig Kunstsinn, und können nicht singen, ihr Geschrei ist vielmehr unangenehm. Sie schweigen zum Glück fast immer; aber ihre Intelligenz besteht in eigentlichem Verstande, doch zeichnet sich der Hahn nicht nur durch seine mehrere Größe und sein herrlicheres Gefieder, sondern eben sowohl und noch mehr durch seine größere Intelligenz und auffallender als in irgend einer andern Thierclasse aus. Sie leben in Vielweiberei. Ein Hahn kann zehn bis zwölf Frauen haben. Nur die Henne brütet. An der Henne ist die große Liebe zu den Jungen bemerkenswerth. Sie ist hierin viel mehr Gemüth als er. Nester machen sie nur durch Scharren mit den Füßen. Man kann sie Scharrvögel nennen. Auch das Fressen suchen sie mit Scharren; haben sie gescharrt, so gucken sie herunter, ob etwas Annehmbares zum Vorschein gekommen. Beim Scharren selbst schaut namentlich die Henne ganz dumm in die Luft. Sie leben und weben in Wäldern und Feldern, in Ebenen und auf Schneehöhen. Die einen wandern noch, die andern nicht. Eine Art ist seit Menschengedenken zahm gemacht, ohne jedoch durch den Umgang mit Menschen viel gewonnen zu haben. Mehrere lassen sich leicht zähmen, zähmbar werden gar alle seyn. Mit denen,

die man unnütz nennt, beschäftigt man sich nur nicht. Die Classe steht noch nicht hoch, und die Weiber setzen sie erst noch tief herunter; daß sie aber dennoch auf diese Stufe gehören, wird bald erwiesen seyn.

Es gibt Wasser- und Landhühner. Man fragt, welche gescheidter seyen? Zuerst von den Wasserhühnern.

Das Rohrhuhn (Ralle) weiß seinen Feind, wie ein Hase vom Hunde gejagt, zu täuschen, macht Krummwege, taucht unter, fliegt auf Bäume, kennt seinen Feind und dessen Art wohl, lernt von jeder Jagd, der es glücklich entgangen, und merkt, wodurch es in Gefahr gekommen, sich ihr entzogen habe, und künftig am besten entziehen könne und wolle. Es lernt dieses durch sich selbst, denn List kann man Niemanden lehren, weil ihre Anwendung immer vom Augenblick der Benutzung der Gelegenheit, von der Geistesgegenwart und Unterscheidungsgabe, und davon, daß man sich von der Furcht nicht übertäuben, durch die Lockung nicht verführen lasse, abhängt. Der Jagdhund, dem Rohrhuhn gegenüber, lernt nicht minder, und so hält ein erfahrner Jagdhund dem erfahrnen Rohrhuhn wieder das Gleichgewicht, so daß ein erfahrnes Rohrhuhn dem unerfahrnen Hunde, und ein erfahrner Hund dem unerfahrnen Rohrhuhn überlegen ist. Aber es muß das letztere, begreiflich! dem geistigern Hunde endlich doch unterliegen. Der Wachtelkönig hält sich immer, sonderbarer Weise, zu Wachteln, die doch keine Wasserhühner sind, und wandert durch Italien hinab wenigstens bis nach Sicilien. Auffallend ist, daß er nicht mehr durch Italien hinauf zu uns zieht, sondern einen andern Weg nimmt. Ein Reisender, der sich auf diese Weise mehr Länder besehen, dadurch, sey es viel oder wenig, mehr lernen kann!

Auch sie können dem Jäger durch manche List entgehen. Gezähmt fressen sie allerlei. Das Bläßhuhn wird, vom Bodensee her, etwa einmal bis weit hinauf ins Appenzellerland, vielleicht durch Stürme oder Feinde, verschlagen, kann dann aber, wie es scheint, seinen Heimweg nicht mehr finden. Es macht sich ein schlechtes Nest, und bedeckt es, wenn es einmal weggeht, mit Kräutern. Die Männchen sind in der Paarungszeit kampflustig. Sie sind sonst gutmüthig und friedlich,

von Natur dreiviertel zahm, kommen zum Menschen, wenn sie merken, daß er ihnen was geben will, halten zusammen in Noth und Tod, d. h. sie drängen sich dicht an einander, wenn ein Raubvogel dräut. In der Gefangenschaft gewöhnen sie sich an alle Speisen. Dennoch sind sie schwer am Leben zu erhalten. Der Spornflügel, wie fast alle Wasserhühner, schnarrt so, daß man meint, er lache. Uns nimmt Wunder, ob die Nachricht, daß das Junge, dem Ei entschloffen, sogleich davon laufe, und sogar seine Mutter nicht einmal kennen lernen wolle, wahr sey?

Das Sandhuhn, das sich nur im Sande badet, schlägt die Erdkrebse (Werren), um sie zu tödten, am Boden herum, und, um sich nicht mit kaum Verdaulichem abzumühen, zieht es ihm die harten hornigen Beine aus. Das braune Straußhuhn, wie ein Haushahn so groß, soll, gezähmt, mit der Heerde gern aufs Feld ziehen, diese alsdann gegen die Raubvögel vertheidigen, und so den Wächter und Hirten machen. Es müßte solches zu seiner Kurzweil thun. Es kommt unter Vögeln Aehnliches und Gleiches vor. Daß es sich nur von großen Leuten, nicht auch von Kindern, angreifen ließe, wäre eigen, es müßte es aus Furcht so haben. Vollkommnere Thiere lieben Kinder mehr als Große und schonen ihrer eher. So ist die Psyche der Wasserhühner!

Von den Landhühnern führen wir zuerst den Haushahn und die Haushenne an. Sie kommen in allen fünf Welttheilen nur zahm vor. Ob das wilde Huhn (Ph. bankia) das Stammthier sey, lassen wir dahingestellt. Welchen Unterschied in der Gestalt und dem Gefieder des Hahns und der Henne, welch ein Unterschied im Betragen, im Thun und Lassen! Er ist ein Mann, ein Krieger, ein Sultan, ein guter Weibermann, ein guter Hausvater, wachsam, stolz, herrschsüchtig, tapfer, stark, eifersüchtig. Früh am Morgen, wenn noch kein Tag zu sehen ist, kündigt er ihn durch sein lautes Geschrei an. Dann weckt er die Hähne der Nachbarschaft, oder diese erwachen auch; einer antwortet diesem und andern entfernteren, und so können die Hähne einer ganzen großen langen Nachbarschaft, immer vom ersten bis zum letzten, einander rufen. Die Stimmen sind alle leicht von einander zu

unterscheiden, und aus der Stimme, hell und tief, kann man auf ihr Alter schließen. Sie halten anfangs nicht recht Tact und Pause, dann aber besser, am Ende, wenn sie aufhören wollen, nimmt die Ordnung wieder ab. Bald pausirt einer zu lange, ein anderer fängt zu früh an. Die Jungen rufen öfter, als die Reihe an sie kommt. Das Schreien kann aber eine halbe Stunde dauern. Dann erfolgt tiefe Stille, und alles schläft wieder. Dem Tag näher beginnt der zweite Ruf, manchmal ein dritter. Die Jahrszeit hat darauf Beziehung. Es ist nicht anders möglich, als daß auch alle Hennen erwachen. Wer hat nicht schon Hähne mit ihren Nachbarn streiten gesehen, nicht gesehen, wie sie an einander emporspringen, beißen, mit der Brust aneinander fahren, einander mit den Zehen und Füßen schlagen, zerren, zupfen, entfiedern, blutig ritzen? Der Kamm schwillt ihnen vor Zorn blutroth auf, ihre Augen funkeln wilden Zorn. Der Schwächere, der sich reteriren muß und will, kehrt sich wieder um, und schaut den Gegner an, probirt noch einen Anfall, retirirt sich wieder mehrere Schritte, und kommt vielleicht noch zwei=, dreimal, thut auch, als ob er nun nicht mehr streiten wolle, ihm an der Fortsetzung des Kampfs nichts mehr gelegen sey, doch verbirgt er sich etwa vor Scham und Aerger, und läßt seine Flügel herunterhängen, der Sieger aber ist noch stolzer geworden, fliegt auf ein Faß, eine Bank, eine Brunnensäule, und posaunt seinen Sieg mit lauter Stimme aus. Es ist außer Zweifel, daß ihn die Hähne der Nachbarschaft (sie haben ein feines Gehör) hören, verstehen und künftig mehr fürchten. Er kann sich zum Schrecken der ganzen Nachbarschaft, wie der Bulle auf der Weide, machen. Es ist ein eignes Ding um solchen Kampf. Beinahe jeder Hahn benimmt sich eigen. Die jungen kämpfen nicht nur lebhafter als die alten, sondern greifen anders an, und vertheidigen sich anders. Junge überwundene schämen sich weniger als ältere. Oft sind ältere mit ihrem Siege zufrieden, zufrieden das Schlachtfeld behauptet zu haben, und großmüthig lassen sie den Feind abziehen, jüngere rennen ihm, auf Einmal getrieben, zwei=, dreimal nach, und der fliehende muß noch ein paar Anfälle aushalten. Aller Rückzug geschieht klug, bedächtlich, langsam. Etwa einmal schreit der Sieger schon

im halben Siege hell auf, worüber der andere heftig zornig wird, und den neuen Angriff mit doppeltem Muth zurückweist. Die Ursache des Kampfes ist oft schwer zu entdecken; es gilt ja nicht immer ihre Weiber, noch das Futter, noch den Grund und Boden, den sich jeder eigenmächtig bis in die Nachbarschaft ausdehnen will. Gränzstreitigkeiten, Markenverrückungen sind es, die Kriege machen. Sie scheuen auch die zuschauenden Menschen nicht im mindesten, und lassen sich vom engsten Kranz umgeben. Man hat seit langer Zeit her mit so großem Interesse solchem eigentlich menschlichen Kampfe zugesehen, daß man ihnen in Ostindien, China, dem alten Rom und im neuen England eiserne Spornen an die Füße, und Hörnchen auf die Köpfe befestigt, ihre Kämpfe blutiger zu machen, sie ihre Kämpfe vor tausend Zuschauern auf einer Bühne machen läßt, und große Wetten zu Ehren des Siegenden macht. Es sind schon Millionen gewonnen und verloren worden. Sie können bei zwanzig Jahr alt werden, und werden immer erfahrner und listiger. Sie haben verschiedene Stimmen. Anders ist die Stimme zum Morgengruß, anders die im Kampfe und nach dem Sieg, und wenn er seinen Frauen ruft, wenn er scharrend Körner, Würmer u. s. w. gefunden hat. Besserer Mann ist Niemand. Er ruft laut, ruft lange, ruft immer wieder, wartet, bis sie kommen, und rührt nicht ein Körnchen selbst an. Alles läßt er ihnen. Man sieht ihn kaum je selbst fressen. Findet er nur Einzelnes, so genießt er allerdings, findet er aber Mehreres, so ruft er. Er hat vollkommen recht, denn zu einem Einzelnen kann er die Mehreren nicht rufen. Ist der gefundene Haufen groß, so dudert er die Hennen ganz lustig an, und ist in ihrem Genusse uneigennützig, seelenfroh. Er übt Mitfreude. Man nimmt aber keine Dankbarkeit von Seite seiner Frauen gegen ihn wahr. Er scheint jedoch darauf gar keine Rücksicht zu nehmen, und was er thut, zu thun, weil er's für Pflicht hält, oder vielmehr, weil es ihm Freude macht. Solche Freuden sind rechter Art. Hier ist die Freude eben die Pflicht.

Die Hennen sind lange nicht so gescheidt, wenigstens nicht so listig als der Hahn. Aber zum Rechtthun und Erfüllen ihrer Naturpflicht sind sie gescheidt genug. All ihr Verstand ist

Mutterliebe, und Mutterliebe hat allen ihren Verstand in sich aufgenommen. Nacht und Tag hindurch geben sie nur wenige feine Töne von sich, es sey denn, sie haben ein Ei gelegt; dann aber thun sie solches der Welt, wie ihr Mann seinen Sieg, laut genug kund. Der Mutter Sieg ist ihr Kind, ihr Ei ist ihr Kind, dann gackert sie lange, lange. Nimmt man ihr, wie wir es thun, die Eier immer wieder weg, so legt sie immer wieder von Tag zu Tag, immer hoffend, man lasse sie ihr. Läßt man sie ihr, und hat sie einen Haufen beisammen, so fängt sie an, zu brüten, denn sie will nicht unsern Tisch mit Eiern versehen, sondern Nachkommenschaft haben. Das ist ihr und aller Frauen Natur und Wesen. Um die Jungen bekümmert sich der Hahn gar nicht, sondern überläßt die Fürsorge und Erziehung unbedingt der Mutter. Er darf es aber, denn diese sorgt für sie vollkommen treuen und sorgfältigen Herzens. Wie seine Wachsamkeit Sprüchwort geworden, so der Gluckhenne Mutterliebe. Christus hielt's nicht unter seiner Würde, seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Das Bild ist eins der lieblichsten, wohlthuendsten. Wie sie scharrt, wie sie ruft, wie sie so zart ruft, wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor das Schnäbelchen legt, wie sorglich sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht, und um sie hergeht, wie sie ihnen ruft, wenn Gefahr droht, wenn ein Raubvogel in der Höhe dräut! Die Jungen verstehen die Mutterstimme wohl, und laufen herbei, und sie verbirgt alle unter ihre ausgebreiteten Flügel, und macht sich zum sichernden Schild und Gewölbe, an welches der Raubschnabel des Thiers, das nicht auf die Erde kommt, sondern nur im Flug und Stoß eins erhaschen will, vergeblich anprallt, weil die Federn elastisch sind. Wie unruhig ist sie, wenn er eins hat erwischen können! Freilich kann sie nicht weit hinauf zählen, und merkt bald nicht, ob und daß ihr eines entrissen worden. Sie stellt sich für sie auch gegen Hunde und Menschen. Alle Jungen kennen sie, und sie kennt alle genau. Wenn mehrere Gluckhennen nebeneinander weiden, und die eine ruft, so laufen nur die ihrigen zu ihr, rufen beide auf verschiedenen Seiten, so eilen die Küchelchen, wenn sie ge-

mischt waren, schnell auseinander. Zwei Gluckhennen in Einem Stalle wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß zwar beide todt wurden, der Marder aber ausgehackte Augen hatte, zerpickt und bluttriefend war, und kaum sich noch eine Strecke fortschleppen konnte. Was vermag nicht die Mutterliebe! Hat die Henne Enteneier ausgebrütet, und die jungen Entchen watscheln dem Wasser zu, und gehen kühn, ihres Wollens und Könnens wohl bewußt, hinein, so begreift sie es nicht, und weiß nichts von den Schwimmfüßen ihrer Adoptivkinder, obschon sie sie gesehen hat. Kein Thier versteht des andern Natur. Sie haßt und fürchtet das Wasser. Aengstlich lauft sie am Ufer hin und her und warnt sie und ruft ihnen heraus. Aber, es nützt nichts. Es ist ihnen wohl, und das Wohlseyn ist größer als die Achtung vor der Warnung der Erzieherin, in der sie nur eine Stiefmutter erkennen zu müssen glauben, wenigstens thun sie solchem Glauben gemäß. Allmählich jedoch merkt diese, daß ihre Kinder etwas können, das sie nicht kann, was ja etwa einmal der Fall ist, und seyn muß; daß sie wieder herauskommen, und ihnen nichts geschehen sey. Warum dieses aber, weiß und merkt sie auch nicht, doch kommt sie und thut dann nicht mehr so ängstlich, und geht am Ufer hin und her und wartet. Die Enten bekümmern sich aber gar bald um sie nicht mehr und thun, was sie wollen. Ihre wahren Küchelchen hingegen scheuen das Wasser, und ihrer wegen muß sie am Ufer nicht bangen. (Mater timidi flere non solet.) Für die Furchtsamen muß die Mutter nicht weinen.

Sie legen und brüten etwa fünf Jahre lang und leben etwa zehn. Der Hahn ist etwa acht Jahre kräftig und wird doppelt so alt. Das höchste Alter kommt dem Mann zu. Hat die Henne zu gebären aufgehört, so wird sie unweiblicher, unmütterlicher, eine Art Zwitter, männlicher, denn sie bekommt, wie der Hahn, einen Kamm und Sporen, oft männliches Gefieder und kriegt eine Männerstimme. Sie kräht wie ein Hahn. (Viele ältere Menschenfrauen bekommen einen Bart, einzelne, eine Knechtlin von Appenzell, kriegte einen Bart wie ein Capuciner u. s. w.). Die Entwicklung der Hähne geht in gemessenem Schritt. So z. B. krümmen sich seine mittlern

Schwanzfedern sehr schön sichelförmig erst nach drei Monaten. Je höher oben, desto auffallender ist das Hervortreten des Menschlichen.

Haus- und Kinder- und Frauenliebe, Ehrgeiz und Muth sind dieses Thieres schöne Eigenschaften. Man sollte wähnen, daß sie es nur beim Menschen so gelernt haben, denn von den nachfolgenden Waldhühnern wird gesagt, daß sie sehr furchtsam und dumm seyen. Sehen wir nach, ob wir nichts an ihnen finden, das so viel Verstand, als auf dieser Stufe vorkommen sollte, zeigt, wenn uns nicht alle Thatsachen wegen Mangel an Beobachtungen mangeln.

Das gescheckte Grashuhn gibt modulirte sanfte Töne, das gefleckte schreit melancholisch und in Cadenzen, das fahle pfeift traurig, wie es scheint nur zu seiner Kurzweil. Junge lassen sich zähmen. Gerne nehmen sie das Futter aus der Hand. Wollte ein gezähmtes fressen, so pickte es die Leute des Hauses in die Füße. Es schlief im Schlafzimmer seines Herrn. So oft sich etwas rührte, pipte es wachsam; vermuthlich war es ein Männchen. Gerade von diesem wird gesagt, daß es sehr gleichgültig und sehr dumm sey. Obiges deutet nicht darauf. Man beschuldigt die Landhühner alle nur deßwegen der Dummheit, weil sie sich leicht fangen lassen; es kann aber ihre Fangbarkeit Folge ihrer Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit seyn. Es lassen sich auch viele sehr gescheidte Menschen fangen. Selbst ein Diplomatiker sagte, einmal dürfe man sich fangen lassen, zweimal jedoch sey unverzeihlich. Wie leicht sind Kinder zu fangen? Die tiefer stehenden Wach- oder Denkthiere sind eben Kinder. Einmal gefangene und wieder entwischte Hühner sind belehrter, schüchterner, mißtranischer, und lassen sich nicht mehr so leicht fangen. Allerdings muß die List des Menschen größer als die des Huhnes seyn, es macht aber dennoch dem Menschen keine Ehre, daß er jedes Zutrauen zu ihm für Dummheit erklärt. Diese Thiere alle sind nun einmal durchweg dem Menschen zugethan, und fürchten ihn nicht, und wissen nicht, daß er ihnen den Hals umdrehen, und sie nur essen will.

Der Auerhahn ist ernst und sehr dunkel gekleidet, das Weibchen viel heller. Er ist keck, stolz, liebt das Einsame,

ist sehr scheu und umsichtig, mit einem außerordentlich feinen Gehör und, außer der Begattungszeit, scharfem Gesichte. Augenblicklich entflieht er, wenn er Gefahr von weitem sieht oder ahnt. Auch er ist ein guter Weibermann, hält sich viele Weiber, und ruft sie mit großem Geschrei zusammen, aber nicht, sie zu füttern, sondern zur Beiwohnung. Sein Falzen ist ein sonderbares Singen in gurgelnden Tönen, zweitönig mit einem hochklingenden Knall am Ende, dann kommen sanftere, wehmüthige, sehnsüchtige Töne, die nur einige Secunden dauern. In diesem Augenblicke muß er geschossen werden, denn in diesem hat ihm die Liebe und Sehnsucht Hören und Sehen genommen. Anbei thut er wie ein Narr mit Sprüngen und Gebärden. Einen andern Hahn leidet er in seiner Nähe nicht, und kämpft mit jedem auf Leben und Tod.

Gebirgsbewohner sind die Birkhühner. Sie sind gleicher Art und gleichen Lebens, falzen wie jener, sind ebenfalls scheu und wild, kämpfen wie die Menschen heftig, aber offen, nicht heimtückisch mit einander um Boden und Weiber. Der Hahn ruft ziemlich deutlich einer Frau, etwa wie der Kater. Ruft man dieses Wort durch die hohle Hand, so stürzen sie, weil sie einen Nebenbuhler vermuthen, herbei. Die Leidenschaft macht auch sie, wie alle Wesen, die leidenschaftlich werden können, blind. Man sagt auch von ihnen, sie seyen dumm, weil sie bei Nacht durch Fackeln geblendet sich mit dem Stock erschlagen, leicht in Schlingen fangen, und sogar durch ausgestopfte Bälge ihrer Gattung anlocken lassen. Wie sollten sie aber auf den Gedanken kommen können, daß man sie ausstopfen könne? Durch wohlgemachte Wachsfiguren kann man den gescheidtesten Menschen täuschen. Wild, scheu, im Balzen völlig unachtsam, ist nicht minder das Haselhuhn. Es pfeift wie ein Mensch. Mit seinem Ton lockt man es verführerisch. Mann und Weib, Ein Paar, hält von diesen zusammen. Gesellig streichen sie in großen Zügen mit einander im Lande herum. Noch scheuer ist das Naturell des Schneehuhns; das eben nicht an den Anblick der Menschen gewöhnt seyn kann. Die Reb- oder Repphühner kann man zähmen, und deren Eier durch unsre Hühner ausbrüten lassen. Der Schlag der Wachtel ist bekannt und beliebt. Man brachte ihn in das Volksliedchen: Fürchte Gott! Danke

Gott! Liebe Gott! u. s. w. Gewöhnlich ruft sie nur dreimal hintereinander ihr tü, tü, tü. Den Chinesen sind sie sehr lieb, dennoch richten sie sie zu blutigen todbringenden Kämpfen ab. In der stillen Nacht kann man sie mit ihrem Ton aus dem Gebüsch und Kornfeld locken. Sie vermuthet einen guten Freund, keinen Feind, und antwortet bald. Sie soll im Käfich unruhig werden, wenn ihre Genossen vom Süden kommen wollen, und wenn sie wieder abreisen. Es wirkt etwas Allgemeines auch noch in ihr. Sie hat sich, wie mancher Mensch, von irdischen Zügen noch nicht losgemacht. Gefahr merkend, verbirgt sie sich oft nur zur Noth, so daß sie gleichwohl gesehen wird.

Der Truthahn ist ein eigenes Thier. Die Männer leben in großen Gesellschaften ohne ein Weib, die Weiber sind allein mit den Jungen, warum? wissen letztere wohl, denn die Hähne picken und beißen die Jungen im Zorn zu todt. Sie fliegen nicht gerne, darum ziehen sie zu Fuße im Lande herum. An einem Fluß ziehen sie hin und her, und wollen den Flug nicht wagen. Gerne probiren sie ihn von einem Baum oder einem Felsen. Zum Glück können die in den Fluß fallenden nicht übel schwimmen. Ist Paarungszeit, so nahen sich die Hennen und rufen, die Hähne antworten mit rasch rollenden Tönen, kommen zu ihnen hin, und machen nun, von den Hennen umgeben, alle möglichen Gebärden mit dem Kamm, dem sonderbaren Klunker über dem Schnabel und am Halse, und ihrem radschlagenden Schwanze, um, wie ein Naturhistoriker sagt, der Bewunderung ihrer Gemahlinnen theilhaftig zu werden! Mit ihren Nebenbuhlern kämpfen sie ebenfalls, wenn keiner weichen will, auf Tod und Leben. Manchmal wird der Schwächere und manchmal der Gescheidtere nachgeben. Aeltere Weibchen stolziren auch um die Hähne herum. Das steht nicht gut; die Weiber dieses Thieres sind aber gar zu auffallend an Verstand hinter den Männern zurück, und können wirklich dumm genannt werden. Wir dürfen nur sehen, wie sie mit ihren Jungen umgehen, doch können auch sie die Jungen kräftig vertheidigen, und in Gefahr unter die Flügel verbergen. Aber auch der Hahn hat minder Verstand, als er haben sollte. Seine Eitelkeit, sein Hochmuth und seine Zornmüthigkeit sind viel

zu groß. Die rothe Farbe haßt er, so daß seine nackten Kopf- und Halstheile vor Zorn blau werden. Auffallendste Idiosynkrasie im Farbensinn: Haß gegen das Roth! Er bläht sich auf, er kollert wie ein Narr, er schlägt ein Rad mit Prunk, er fliegt dem Buben, der ihn neckt, auf den Kopf, er fährt an große Leute auf. Wenn man einem Truthahn Kopf und Schnabel auf die Erde drückt und festhält, dann mit einer Kreide einen breiten Strich an der Erde über seinen Schnabel zieht, und auf der andern Seite fortsetzt, so bleibt er in dieser Stellung oder Lage vielleicht bei einer Stunde lang, immer den Strich anschauend, und sich durch ihn gebunden wähnend. Genug zu seiner Charakteristik!

Leicht zahm wird der Pfau. Er ist prächtig schön, aber auch eitel, und läßt sich gerne auf allen Seiten betrachten, schlägt ein Rad, und stolzirt, jedoch verständiger als der Truthahn, weil er nur eitel, nicht aber auch hochmüthig ist, und nie vor Hochmuth zornig wird. Seine widrige Stimme hat etwas Katzenartiges; er liebt auch, wie die Katzen, immer das Hohe und sucht das Höchste. Truthühner und Gänse kann er nicht leiden, was nicht zu seiner Unehre gereicht; mit den Enten hingegen, und dem andern Geflügel, z. B. den gräulich kreischenden Perlhühnern und unsern Hennen, kommt er recht gut zurecht. Er muß ein sehr unmusikalisches Ohr haben. Nur meint er, weil die Ehre am schönsten sey, müsse er zu oberst am Tisch und Troge seyn, denn, so lang er nicht satt ist, läßt er andere nicht oder sehr ungerne fressen. Viele alte Pfauenweibchen kriegen im Alter ein hahnähnliches Gefieder, und manche ältere männliche Pfauen nehmen Capricen an, so daß sie kaum mehr gehalten werden können. Das Alter macht sie unerträglich übellaunig. Das Allgemeine dieser Classe hebt sich von selbst heraus. Es tritt eine Menge von Eigenheiten auf, die da kund thun, daß sich immer Höheres, wenn auch Thörichteres, so doch Selbstständigeres, vorbereite.

Man setzt die Straußvögel wegen ihrer Aehnlichkeit mit Säugethieren an die Spitze der Vögel und erklärt sie also für die vollkommensten, Andere hingegen setzen an die Spitze die Raubvögel, von welchen wir eine Classe, die Nachtraubvögel oder Eulen, schon abgefertiget haben. Aristoteles nennt

den Strauß Halbvogel und Halbsäugethier. Er hat mit dem Säugethier viele Aehnlichkeit. Er kann ebenfalls nicht fliegen, dafür wie die Pferde schnell laufen, hat starke Beine und Fersen, und schlägt damit zur Wehre rücklings wie das Pferd aus. Auf dem Strauß reitet man wie auf dem Pferde, nur leidet er keinen Zügel. Der Kasuar, der zu ihm gehört, hat sogar Pferdhaar ähnliche Federn, und sein Rücken ist, wie der eines Pferdes, gekrümmt. Selbst sein Gang ist nicht recht vogelartig.

Wegen der Gestalt, des Ganges und der Lebensart hat man beide auch zu den Hühnern gestellt. Zähmen kann man auch sie. Zum Strauße und Kasuar gehört noch der Trappe. Die Classe ist klein und erscheint uns nur als Anhang zu den Hühnern. Der Walgvogel, ehemals auf Isle de France, ist ausgerottet. Er war plump, in der Gestalt am ehesten dem Truthahn ähnlich, und der Sage zufolge dumm. Die drei genannten äußern ebenfalls nicht so viel Verstand, daß wir sie höher setzen dürfen, wie gerne wir wollten. Vielleicht findet man noch irgendwo ein Thier dieser Classe mit größern Talenten, damit sie höher gestellt werden könne.

Allgemein hält man den Strauß für dumm, namentlich seitdem die Sage von Plinius, daß er seinen Kopf ins Gebüsch stecke, und dann, wenn er seinen Feind nicht sehe, meine, der Feind sehe auch ihn nicht, durch Bücher unter das Volk gekommen ist. Wir finden aber für diese Sage keinen einzigen Gewährsmann. Gesetzt, er stecke den Kopf wirklich ins Gebüsch, wer weiß, daß er denkt, wenn er den Feind nicht sehe, so sehe der Feind auch ihn nicht? Diese Erklärung wäre ein Schluß, ein Schluß aber ist keine Thatsache. Er könnte es aus Furcht und um den Kopf zu sichern thun, wie ja auch der Mensch in Gefahr den Kopf in beide Hände nimmt, und damit davon läuft, oder er schämt sich ergriffen zu werden. Er verschluckt Eisenbrocken, doch ohne sie verdauen zu können, glühende verschluckte Kohlen speit er wieder aus. Er soll beides aus Dummheit thun. Hühner fressen Kieselsteinchen, um die Körner zu zermalmen, und Hunde fressen manches, das sie wieder geben müssen. Man muß nur nicht selbst straußenartig unverständig seyn, zu meinen, daß er immer Eisen und Kohlen esse. Ein solcher Magen wäre übrigens gar nichts Unverständiges, und

verständiger als ein solcher, der nicht einmal Obst, Eier und Bohnen verdauen kann.

Auch der Kasuar, sein Verwandter, verschluckt etwa einmal etwas Unverdauliches. Hierzu kommen noch eine Menge Widersprüche über den Strauß: daß er die Eier nur der Sonne überlasse; daß nur das Weib brüte; daß der Mann bei Nacht brüte, und die Eier gegen Schakale und wilde Katzen schütze, man daher solche Thiere oft erschlagen bei dem Neste finde; daß sie in Monogamie und in der Vielweiberei leben, man die Eier ungestraft, und hinwiederum, daß man sie ihnen, ohne gräßliche Schläge erleiden zu müssen, gar nicht wegnehmen könne; daß die Eltern schnell vom Nest fliegen, die Mutter die Jungen kräftig vertheidige, die Eltern sich der Jungen gar nicht annehmen, aber auch, daß beide sie sorgfältig mit Gras füttern, bis sie selbst für sich sorgen können, und was der Widersprüche mehr sind. Was wahr und immer wahr ist, läßt sich aus solcher Ferne nicht recht bestimmen. Den Fall gesetzt, es sey alles Gesagte wahr, so könnte es an verschiedenen Individuen wahr seyn.

Gewisser ist Folgendes: Junge lassen sich leicht zähmen, bleiben mit den Hühnern auf dem Hofe, und lassen von Kindern mit sich spielen. Ob sie auch mit diesen spielen, wie vollkommnere Thiere thun? Die Eltern rufen den Jungen mit Pfeifen, das dem menschlichen ähnlich ist. So zahm sind die Jungen, daß man glauben möchte, sie seyen von Natur zur menschlichen Gesellschaft bestimmt. Sie sind neugierig. Sie stellen sich im Zimmer bei jedem Geräusche auf der Straße ans Fenster und gucken nach der Ursache desselben. Ist's wahr, so nähern sie sich darin einem gescheidten Säugethiere, dem Pudel. Die Alten picken noch unausgeschlossene Eier auf, und füttern damit die schon ausgeschlossenen Jungen. Eine ganz neue unerhörte Manier der Natur! Geborne Kinder sollen noch ungeborne, Geschwister einander essen. Warum dieses? War keine andere Ernährungsweise möglich oder zulässig? Am afrikanischen sollen Geschmack und Geruch schlecht, desto besser die edlern Sinne, Gesicht und Gehör, seyn. In der Capstadt laufen viele zahme herum, stellen sich an die Hausthüren und lassen Niemand heraus, bis man ihnen ein Stück Brod gibt. Vermuth=

lich kann man alle Thiere an Brod gewöhnen, so daß nicht viel fehlte, die ganze essende Natur könnte mit uns die vierte Bitte des heiligen Gebetes beten. Eben dieser afrikanische sucht den Ort seines Nestes zu verheimlichen (macht also wirklich ein Nest), und geht nur in großen Wendungen zu ihm und von ihm (wie die Hasen). Zum Wasser hingegen gehen sie in gerader Linie. (Dann kann man aber auch das Nest in gerader Linie finden, denn es entsteht ein ordentlicher Fußpfad.) Unerklärbar wäre es, daß sie, wenn Jemand die Lage ihrer Eier auch nur verändert, zu geschweige eines oder mehrere weggenommen habe, sie selbst die übrigen zertreten und anderswo neue legen. Das Eierlegen wäre dann auch bei ihnen, wie bei den Eiderenten und Hühnern, wenigstens zum Theil, ein Act der Willkür, von der wir beim Säugethier keine Vorstellung haben können. Die Hottentotten sollen darum, wenn sie einige Eier geholt haben, die Spur ihrer Tritte im Sand verwischen, so daß sie ihren Raub wiederholen können. Wenn es der Strauß nicht merkt, so scheint er seine Eier nicht zählen zu können. Das Zählen ist wirklich noch nicht Sache der Intelligenz der Vögel.

Zahm wird auch der Kasuar. Im Kampf schlägt auch er hinten aus mit einer Kraft, mit der er dicke Bretter durchschlagen kann. Seine Wehr gilt Menschen und Thieren, z. B. seinen Nebenbuhlern. Gezähmt frißt er Eier in der Schale, Pomeranzen gar gerne, aber am liebsten Brod. Will man seine Stimme mit der eines Küchelchens, eines Kaninchens und eines Schweines vergleichen, so muß er, je nach Umständen, Leidenschaften und Affecten, verschiedene Stimmen haben. Sein Gang ist langsam, schwerfällig, hennenartig wie der Truthenne. Rothe Kleider kann er ebenfalls nicht leiden; man sagt, auch schlechte nicht; wir trauen ihm aber nicht so viel ästhetischen Sinn zu. Es ist offenbar die rothe Farbe, die dem Thier zuerst auffällt. Sie brennt in die Augen; sie ist die stärkste; es wird jedoch darauf ankommen, was für ein Roth: Scharlach-, Purpur-, Orange-, Rosenroth? Orange thut dem Auge am wehesten, Rosenroth wohl. Wie wirkt die Farbe auf die Seele?

Wir vermuthen, daß er seine Jungen in der Gefangenschaft gerade so ungeschickt behandle, wie die Truthenne.

Mehr Intelligenz als diesen oder unsrer Haushenne kommt ihm gewiß nicht zu, so daß wir begreifen, warum die Indier ihn für dumm halten können.

Der Trappe lernt alle Menschennahrung annehmen, nur nicht Fleisch, wie die Hühner. Im wilden Zustande ist er sehr achtsam und vorsichtig, und schaut immer um sich her. Er macht ein sehr kunstloses Nest. Nähert man sich demselben, so entfernt sich die Mutter; will man ihr aber Eier oder Junge wegnehmen, so kommt sie und vertheidigt sie brav, und schnappt und schlägt. Man jagt sie mit Pferden und Schlingen. Schießen kann man sie nicht leicht, denn sie kennen den Jäger von fern, weßwegen er sie, in einen Bauer verkleidet, nur von einem Kornwagen schießt. Die Kleidung täuscht sie. Man sagt ja auch uns, daß Kleider Leute machen. Durch Kleider getäuscht zu werden, muß man eben kein Trappe seyn.

Die Krähen sammt ihren Verwandten lernen keinen Gesang, nur ein häßliches Krähen, Krächzen. Sie zeigen wenig Kunst, statt dessen Unreinlichkeit, Freßsucht und Dieberei. Sie stehen demnach in der Tugend weit unter den Tauben, aber in der Intelligenz, wie es etwa einmal der Fall ist, viel höher. Doch lernen mehrere Arten sprechen. Diejenigen, welche Nester machen, machen Hangnester. Sonderbar, daß ihnen so viel Wohlgefallen an schimmernden Dingen, besonders an Gold (auri sacra fames, heiliger Goldhunger) und Glas gegeben ist, so daß sie solche Dinge nehmen, wo sie sie finden, und ohne irgend einen Gebrauch davon machen zu können, in ihr Nest mitnehmen, wodurch schon mehrere Tockenburgische heilige Itha-Geschichten mögen veranlaßt worden seyn. Sie leben von Allem.

Die gemeine Krähe wohnt in Wäldern schaarenweise, und gern bei Dohlen auf den Feldern, streicht immer herum, lauert wie eine Katze oft lange vor einem Mausloch, besucht die Getreidemärkte. Den Pflüger kennen sie, und scheuen ihn nicht, und streifen immer hinter dem Pfluge, der Engerlinge und Würmer wegen, nach; nisten immer in der Nähe von andern, verfolgen jedes andere Thier, das sie übermeistern zu können hoffen, leben aber mit ihren Genossen im besten Frieden. Die Saatkrähen halten gegen den Feind tüchtig zusam-

men und verfolgen ihn alle miteinander. Noch mehr: sie machen ihr Nest mit etwa einem Duzend Camerädinnen auf Einen Baum, und für alle miteinander eine gemeinsame Unterlage. Bienensinn mit Selbstständigkeit! Sie sind nicht ohne List, und äffen oft Katzen und Hunde auf Dächern und Feldern.

Die Nebel= und die bunte Krähe kommen in die Dörfer. Sie wissen, daß man sie nicht schießt, denn man kann ihre Federn und ihr Fleisch nicht brauchen. Ihr Fleisch ist wild, wie ihre Seelen. Junge sind noch genießbar. Der Schuldlosigkeit wegen kann kein Fleisch gesünder, als das der Tauben seyn. Es ist noch Sterbenden gesund. Nur die junge Dohle gibt einen nicht unmelodischen Ton von sich. Sie ist ein gutmüthiges Thier, kann gezähmt und haushäblich gemacht werden, ist die Lust junger Knaben u. s. w. Gezähmt zieht sie den Umgang mit Menschen dem Umgang mit ihren Genossen ganz und gar vor, so daß, wenn in einem Frühjahr die Dohlen in ihre Gegend wieder kehren, sie sie kaum ansieht, nicht bei ihnen seyn will, sondern bei Menschen bleibt. Schlau und dumm schielt sie alles Neue, und besonders Glänzendes an, und probirt das Stehlen früh, sie stiehlt schon als Kind. Immer ziehen sie in Gesellschaft, kommen im Frühjahre miteinander, sammeln sich im Herbste an bestimmten Orten, an Felsen und Thürmen, machen gewaltige Schwenkungen in den Lüften herum; einzelne scheinen zu commandiren und fliegen voran, oder sind entweder auf den Seiten oder in der Mitte des Kreises. Auf einmal ist keine einzige mehr zu sehen. Doch nein! Wie von den Schwalben sich immer einzelne verspäten, so von den Dohlen. Lustig und zänkisch treiben sie einander um Thürme herum. Es ist ein lustiges Volk um sie. Sie verfolgen die Raubvögel ebenfalls gemeinschaftlich, und gehen auf Kirschen und Eier kleiner Vögel aus, weßwegen man sie haßt. Auf die Vögel selbst gehen sie nicht, oder äußerst selten, weßwegen man in einer gewissen Stadt nicht unter diesem Vorwande alle Mauerlöcher der Thore und Thürme hätte zumauern lassen sollen. Als die Dohlen im Frühjahre kamen, und Besitz nehmen wollten, erhob sich ein gewaltiges Geschrei und ein großer Jammer, sie jammerten völlig menschlich, und traurig und böse

mischt waren, schnell auseinander. Zwei Gluckhennen in Einem Stalle wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß zwar beide todt wurden, der Marder aber ausgehackte Augen hatte, zerpickt und bluttriefend war, und kaum sich noch eine Strecke fortschleppen konnte. Was vermag nicht die Mutterliebe! Hat die Henne Enteneier ausgebrütet, und die jungen Entchen watscheln dem Wasser zu, und gehen kühn, ihres Wollens und Könnens wohl bewußt, hinein, so begreift sie es nicht, und weiß nichts von den Schwimmfüßen ihrer Adoptivkinder, obschon sie sie gesehen hat. Kein Thier versteht des andern Natur. Sie haßt und fürchtet das Wasser. Aengstlich lauft sie am Ufer hin und her und warnt sie und ruft ihnen heraus. Aber, es nützt nichts. Es ist ihnen wohl, und das Wohlseyn ist größer als die Achtung vor der Warnung der Erzieherin, in der sie nur eine Stiefmutter erkennen zu müssen glauben, wenigstens thun sie solchem Glauben gemäß. Allmählich jedoch merkt diese, daß ihre Kinder etwas können, das sie nicht kann, was ja etwa einmal der Fall ist, und seyn muß; daß sie wieder herauskommen, und ihnen nichts geschehen sey. Warum dieses aber, weiß und merkt sie auch nicht, doch kommt sie und thut dann nicht mehr so ängstlich, und geht am Ufer hin und her und wartet. Die Enten bekümmern sich aber gar bald um sie nicht mehr und thun, was sie wollen. Ihre wahren Küchelchen hingegen scheuen das Wasser, und ihrer wegen muß sie am Ufer nicht bangen. (Mater timidi flere non solet.) Für die Furchtsamen muß die Mutter nicht weinen.

Sie legen und brüten etwa fünf Jahre lang und leben etwa zehn. Der Hahn ist etwa acht Jahre kräftig und wird doppelt so alt. Das höchste Alter kommt dem Mann zu. Hat die Henne zu gebären aufgehört, so wird sie unweiblicher, unmütterlicher, eine Art Zwitter, männlicher, denn sie bekommt, wie der Hahn, einen Kamm und Sporen, oft männliches Gefieder und kriegt eine Männerstimme. Sie kräht wie ein Hahn. (Viele ältere Menschenfrauen bekommen einen Bart, einzelne, eine Knechtlin von Appenzell, kriegte einen Bart wie ein Capuciner u. s. w.). Die Entwicklung der Hähne geht in gemessenem Schritt. So z. B. krümmen sich seine mittlern

ist sehr scheu und umsichtig, mit einem außerordentlich feinen Gehör und, außer der Begattungszeit, scharfem Gesichte. Augenblicklich entflieht er, wenn er Gefahr von weitem sieht oder ahnt. Auch er ist ein guter Weibermann, hält sich viele Weiber, und ruft sie mit großem Geschrei zusammen, aber nicht, sie zu füttern, sondern zur Beiwohnung. Sein Falzen ist ein sonderbares Singen in gurgelnden Tönen, zweitönig mit einem hochklingenden Knall am Ende, dann kommen sanftere, wehmüthige, sehnsüchtige Töne, die nur einige Secunden dauern. In diesem Augenblicke muß er geschossen werden, denn in diesem hat ihm die Liebe und Sehnsucht Hören und Sehen genommen. Anbei thut er wie ein Narr mit Sprüngen und Gebärden. Einen andern Hahn leidet er in seiner Nähe nicht, und kämpft mit jedem auf Leben und Tod.

Gebirgsbewohner sind die Birkhühner. Sie sind gleicher Art und gleichen Lebens, falzen wie jener, sind ebenfalls scheu und wild, kämpfen wie die Menschen heftig, aber offen, nicht heimtückisch mit einander um Boden und Weiber. Der Hahn ruft ziemlich deutlich einer Frau, etwa wie der Kater. Ruft man dieses Wort durch die hohle Hand, so stürzen sie, weil sie einen Nebenbuhler vermuthen, herbei. Die Leidenschaft macht auch sie, wie alle Wesen, die leidenschaftlich werden können, blind. Man sagt auch von ihnen, sie seyen dumm, weil sie bei Nacht durch Fackeln geblendet sich mit dem Stock erschlagen, leicht in Schlingen fangen, und sogar durch ausgestopfte Bälge ihrer Gattung anlocken lassen. Wie sollten sie aber auf den Gedanken kommen können, daß man sie ausstopfen könne? Durch wohlgemachte Wachsfiguren kann man den gescheidtesten Menschen täuschen. Wild, scheu, im Balzen völlig unachtsam, ist nicht minder das Haselhuhn. Es pfeift wie ein Mensch. Mit seinem Ton lockt man es verführerisch. Mann und Weib, Ein Paar, hält von diesen zusammen. Gesellig streichen sie in großen Zügen mit einander im Lande herum. Noch scheuer ist das Naturell des Schneehuhns; das eben nicht an den Anblick der Menschen gewöhnt seyn kann. Die Reb- oder Repphühner kann man zähmen, und deren Eier durch unsre Hühner ausbrüten lassen. Der Schlag der Wachtel ist bekannt und beliebt. Man brachte ihn in das Volksliedchen: Fürchte Gott! Danke

Gott! Liebe Gott! u. s. w. Gewöhnlich ruft sie nur dreimal hintereinander ihr tů, tů, tů. Den Chinesen sind sie sehr lieb, dennoch richten sie sie zu blutigen todbringenden Kämpfen ab. In der stillen Nacht kann man sie mit ihrem Ton aus dem Gebüsch und Kornfeld locken. Sie vermuthet einen guten Freund, keinen Feind, und antwortet bald. Sie soll im Käsicht unruhig werden, wenn ihre Genossen vom Süden kommen wollen, und wenn sie wieder abreisen. Es wirkt etwas Allgemeines auch noch in ihr. Sie hat sich, wie mancher Mensch, von irdischen Zügen noch nicht losgemacht. Gefahr merkend, verbirgt sie sich oft nur zur Noth, so daß sie gleichwohl gesehen wird.

Der Truthahn ist ein eigenes Thier. Die Männer leben in großen Gesellschaften ohne ein Weib, die Weiber sind allein mit den Jungen, warum? wissen letztere wohl, denn die Hähne picken und beißen die Jungen im Zorn zu todt. Sie fliegen nicht gerne, darum ziehen sie zu Fuße im Lande herum. An einem Fluß ziehen sie hin und her, und wollen den Flug nicht wagen. Gerne probiren sie ihn von einem Baum oder einem Felsen. Zum Glück können die in den Fluß fallenden nicht übel schwimmen. Ist Paarungszeit, so nahen sich die Hennen und rufen, die Hähne antworten mit rasch rollenden Tönen, kommen zu ihnen hin, und machen nun, von den Hennen umgeben, alle möglichen Gebärden mit dem Kamm, dem sonderbaren Klunker über dem Schnabel und am Halse, und ihrem radschlagenden Schwanze, um, wie ein Naturhistoriker sagt, der Bewunderung ihrer Gemahlinnen theilhaftig zu werden! Mit ihren Nebenbuhlern kämpfen sie ebenfalls, wenn keiner weichen will, auf Tod und Leben. Manchmal wird der Schwächere und manchmal der Gescheidtere nachgeben. Aeltere Weibchen stolziren auch um die Hähne herum. Das steht nicht gut; die Weiber dieses Thieres sind aber gar zu auffallend an Verstand hinter den Männern zurück, und können wirklich dumm genannt werden. Wir dürfen nur sehen, wie sie mit ihren Jungen umgehen, doch können auch sie die Jungen kräftig vertheidigen, und in Gefahr unter die Flügel verbergen. Aber auch der Hahn hat minder Verstand, als er haben sollte. Seine Eitelkeit, sein Hochmuth und seine Zornmüthigkeit sind viel

zu groß. Die rothe Farbe haßt er, so daß seine nackten Kopf- und Halstheile vor Zorn blau werden. Auffallendste Idiosynkrasie im Farbensinn: Haß gegen das Roth! Er bläht sich auf, er kollert wie ein Narr, er schlägt ein Rad mit Prunk, er fliegt dem Buben, der ihn neckt, auf den Kopf, er fährt an große Leute auf. Wenn man einem Truthahn Kopf und Schnabel auf die Erde drückt und festhält, dann mit einer Kreide einen breiten Strich an der Erde über seinen Schnabel zieht, und auf der andern Seite fortsetzt, so bleibt er in dieser Stellung oder Lage vielleicht bei einer Stunde lang, immer den Strich anschauend, und sich durch ihn gebunden wähnend. Genug zu seiner Charakteristik!

Leicht zahm wird der Pfau. Er ist prächtig schön, aber auch eitel, und läßt sich gerne auf allen Seiten betrachten, schlägt ein Rad, und stolzirt, jedoch verständiger als der Truthahn, weil er nur eitel, nicht aber auch hochmüthig ist, und nie vor Hochmuth zornig wird. Seine widrige Stimme hat etwas Katzenartiges; er liebt auch, wie die Katzen, immer das Hohe und sucht das Höchste. Truthühner und Gänse kann er nicht leiden, was nicht zu seiner Unehre gereicht; mit den Enten hingegen, und dem andern Geflügel, z. B. den gräulich kreischenden Perlhühnern und unsern Hennen, kommt er recht gut zurecht. Er muß ein sehr unmusikalisches Ohr haben. Nur meint er, weil die Ehre am schönsten sey, müsse er zu oberst am Tisch und Troge seyn, denn, so lang er nicht satt ist, läßt er andere nicht oder sehr ungerne fressen. Viele alte Pfauenweibchen kriegen im Alter ein hahnähnliches Gefieder, und manche ältere männliche Pfauen nehmen Capricen an, so daß sie kaum mehr gehalten werden können. Das Alter macht sie unerträglich übellaunig. Das Allgemeine dieser Classe hebt sich von selbst heraus. Es tritt eine Menge von Eigenheiten auf, die da kund thun, daß sich immer Höheres, wenn auch Thörichteres, so doch Selbstständigeres, vorbereite.

Man setzt die Straußvögel wegen ihrer Aehnlichkeit mit Säugethieren an die Spitze der Vögel und erklärt sie also für die vollkommensten, Andere hingegen setzen an die Spitze die Raubvögel, von welchen wir eine Classe, die Nachtraubvögel oder Eulen, schon abgefertiget haben. Aristoteles nennt

den Strauß Halbvogel und Halbsäugethier. Er hat mit dem Säugethier viele Aehnlichkeit. Er kann ebenfalls nicht fliegen, dafür wie die Pferde schnell laufen, hat starke Beine und Fersen, und schlägt damit zur Wehre rücklings wie das Pferd aus. Auf dem Strauß reitet man wie auf dem Pferde, nur leidet er keinen Zügel. Der Kasuar, der zu ihm gehört, hat sogar Pferdhaar ähnliche Federn, und sein Rücken ist, wie der eines Pferdes, gekrümmt. Selbst sein Gang ist nicht recht vogelartig.

Wegen der Gestalt, des Ganges und der Lebensart hat man beide auch zu den Hühnern gestellt. Zähmen kann man auch sie. Zum Strauße und Kasuar gehört noch der Trappe. Die Classe ist klein und erscheint uns nur als Anhang zu den Hühnern. Der Walgvogel, ehemals auf Isle de France, ist ausgerottet. Er war plump, in der Gestalt am ehesten dem Truthahn ähnlich, und der Sage zufolge dumm. Die drei genannten äußern ebenfalls nicht so viel Verstand, daß wir sie höher setzen dürfen, wie gerne wir wollten. Vielleicht findet man noch irgendwo ein Thier dieser Classe mit größern Talenten, damit sie höher gestellt werden könne.

Allgemein hält man den Strauß für dumm, namentlich seitdem die Sage von Plinius, daß er seinen Kopf ins Gebüsch stecke, und dann, wenn er seinen Feind nicht sehe, meine, der Feind sehe auch ihn nicht, durch Bücher unter das Volk gekommen ist. Wir finden aber für diese Sage keinen einzigen Gewährsmann. Gesetzt, er stecke den Kopf wirklich ins Gebüsch, wer weiß, daß er denkt, wenn er den Feind nicht sehe, so sehe der Feind auch ihn nicht? Diese Erklärung wäre ein Schluß, ein Schluß aber ist keine Thatsache. Er könnte es aus Furcht und um den Kopf zu sichern thun, wie ja auch der Mensch in Gefahr den Kopf in beide Hände nimmt, und damit davon läuft, oder er schämt sich ergriffen zu werden. Er verschluckt Eisenbrocken, doch ohne sie verdauen zu können, glühende verschluckte Kohlen speit er wieder aus. Er soll beides aus Dummheit thun. Hühner fressen Kieselsteinchen, um die Körner zu zermalmen, und Hunde fressen manches, das sie wieder geben müssen. Man muß nur nicht selbst straußenartig unverständig seyn, zu meinen, daß er immer Eisen und Kohlen esse. Ein solcher Magen wäre übrigens gar nichts Unverständiges, und

verständiger als ein solcher, der nicht einmal Obst, Eier und Bohnen verdauen kann.

Auch der Kasuar, sein Verwandter, verschluckt etwa einmal etwas Unverdauliches. Hierzu kommen noch eine Menge Widersprüche über den Strauß: daß er die Eier nur der Sonne überlasse; daß nur das Weib brüte; daß der Mann bei Nacht brüte, und die Eier gegen Schakale und wilde Katzen schütze, man daher solche Thiere oft erschlagen bei dem Neste finde; daß sie in Monogamie und in der Vielweiberei leben, man die Eier ungestraft, und hinwiederum, daß man sie ihnen, ohne gräßliche Schläge erleiden zu müssen, gar nicht wegnehmen könne; daß die Eltern schnell vom Nest fliegen, die Mutter die Jungen kräftig vertheidige, die Eltern sich der Jungen gar nicht annehmen, aber auch, daß beide sie sorgfältig mit Gras füttern, bis sie selbst für sich sorgen können, und was der Widersprüche mehr sind. Was wahr und immer wahr ist, läßt sich aus solcher Ferne nicht recht bestimmen. Den Fall gesetzt, es sey alles Gesagte wahr, so könnte es an verschiedenen Individuen wahr seyn.

Gewisser ist Folgendes: Junge lassen sich leicht zähmen, bleiben mit den Hühnern auf dem Hofe, und lassen von Kindern mit sich spielen. Ob sie auch mit diesen spielen, wie vollkommnere Thiere thun? Die Eltern rufen den Jungen mit Pfeifen, das dem menschlichen ähnlich ist. So zahm sind die Jungen, daß man glauben möchte, sie seyen von Natur zur menschlichen Gesellschaft bestimmt. Sie sind neugierig. Sie stellen sich im Zimmer bei jedem Geräusche auf der Straße ans Fenster und gucken nach der Ursache desselben. Ist's wahr, so nähern sie sich darin einem gescheidten Säugethiere, dem Pudel. Die Alten picken noch unausgeschloffene Eier auf, und füttern damit die schon ausgeschloffenen Jungen. Eine ganz neue unerhörte Manier der Natur! Geborne Kinder sollen noch ungeborne, Geschwister einander essen. Warum dieses? War keine andere Ernährungsweise möglich oder zulässig? Am afrikanischen sollen Geschmack und Geruch schlecht, desto besser die edlern Sinne, Gesicht und Gehör, seyn. In der Capstadt laufen viele zahme herum, stellen sich an die Hausthüren und lassen Niemand heraus, bis man ihnen ein Stück Brod gibt. Vermuth-

lich kann man alle Thiere an Brod gewöhnen, so daß nicht viel fehlte, die ganze essende Natur könnte mit uns die vierte Bitte des heiligen Gebetes beten. Eben dieser afrikanische sucht den Ort seines Nestes zu verheimlichen (macht also wirklich ein Nest), und geht nur in großen Wendungen zu ihm und von ihm (wie die Hasen). Zum Wasser hingegen gehen sie in gerader Linie. (Dann kann man aber auch das Nest in gerader Linie finden, denn es entsteht ein ordentlicher Fußpfad.) Unerklärbar wäre es, daß sie, wenn Jemand die Lage ihrer Eier auch nur verändert, zu geschweige eines oder mehrere weggenommen habe, sie selbst die übrigen zertreten und anderswo neue legen. Das Eierlegen wäre dann auch bei ihnen, wie bei den Eiderenten und Hühnern, wenigstens zum Theil, ein Act der Willkür, von der wir beim Säugethier keine Vorstellung haben können. Die Hottentotten sollen darum, wenn sie einige Eier geholt haben, die Spur ihrer Tritte im Sand verwischen, so daß sie ihren Raub wiederholen können. Wenn es der Strauß nicht merkt, so scheint er seine Eier nicht zählen zu können. Das Zählen ist wirklich noch nicht Sache der Intelligenz der Vögel.

Zahm wird auch der Kasuar. Im Kampf schlägt auch er hinten aus mit einer Kraft, mit der er dicke Bretter durchschlagen kann. Seine Wehr gilt Menschen und Thieren, z. B. seinen Nebenbuhlern. Gezähmt frißt er Eier in der Schale, Pomeranzen gar gerne, aber am liebsten Brod. Will man seine Stimme mit der eines Küchelchens, eines Kaninchens und eines Schweines vergleichen, so muß er, je nach Umständen, Leidenschaften und Affecten, verschiedene Stimmen haben. Sein Gang ist langsam, schwerfällig, hennenartig wie der Truthenne. Rothe Kleider kann er ebenfalls nicht leiden; man sagt, auch schlechte nicht; wir trauen ihm aber nicht so viel ästhetischen Sinn zu. Es ist offenbar die rothe Farbe, die dem Thier zuerst auffällt. Sie brennt in die Augen; sie ist die stärkste; es wird jedoch darauf ankommen, was für ein Roth: Scharlach-, Purpur-, Orange-, Rosenroth? Orange thut dem Auge am wehesten, Rosenroth wohl. Wie wirkt die Farbe auf die Seele?

Wir vermuthen, daß er seine Jungen in der Gefangenschaft gerade so ungeschickt behandle, wie die Truthenne.

Mehr Intelligenz als diesen oder unsrer Haushenne kommt ihm gewiß nicht zu, so daß wir begreifen, warum die Indier ihn für dumm halten können.

Der Trappe lernt alle Menschennahrung annehmen, nur nicht Fleisch, wie die Hühner. Im wilden Zustande ist er sehr achtsam und vorsichtig, und schaut immer um sich her. Er macht ein sehr kunstloses Nest. Nähert man sich demselben, so entfernt sich die Mutter; will man ihr aber Eier oder Junge wegnehmen, so kommt sie und vertheidigt sie brav, und schnappt und schlägt. Man jagt sie mit Pferden und Schlingen. Schießen kann man sie nicht leicht, denn sie kennen den Jäger von fern, weßwegen er sie, in einen Bauer verkleidet, nur von einem Kornwagen schießt. Die Kleidung täuscht sie. Man sagt ja auch uns, daß Kleider Leute machen. Durch Kleider getäuscht zu werden, muß man eben kein Trappe seyn.

Die Krähen sammt ihren Verwandten lernen keinen Gesang, nur ein häßliches Krähen, Krächzen. Sie zeigen wenig Kunst, statt dessen Unreinlichkeit, Freßsucht und Dieberei. Sie stehen demnach in der Tugend weit unter den Tauben, aber in der Intelligenz, wie es etwa einmal der Fall ist, viel höher. Doch lernen mehrere Arten sprechen. Diejenigen, welche Nester machen, machen Hangnester. Sonderbar, daß ihnen so viel Wohlgefallen an schimmernden Dingen, besonders an Gold (auri sacra fames, heiliger Goldhunger) und Glas gegeben ist, so daß sie solche Dinge nehmen, wo sie sie finden, und ohne irgend einen Gebrauch davon machen zu können, in ihr Nest mitnehmen, wodurch schon mehrere Tockenburgische heilige Itha-Geschichten mögen veranlaßt worden seyn. Sie leben von Allem.

Die gemeine Krähe wohnt in Wäldern schaarenweise, und gern bei Dohlen auf den Feldern, streicht immer herum, lauert wie eine Katze oft lange vor einem Mausloch, besucht die Getreidemärkte. Den Pflüger kennen sie, und scheuen ihn nicht, und streifen immer hinter dem Pfluge, der Engerlinge und Würmer wegen, nach; nisten immer in der Nähe von andern, verfolgen jedes andere Thier, das sie übermeistern zu können hoffen, leben aber mit ihren Genossen im besten Frieden. Die Saatkrähen halten gegen den Feind tüchtig zusam-

men und verfolgen ihn alle miteinander. Noch mehr: sie machen ihr Nest mit etwa einem Duzend Camerädinnen auf Einen Baum, und für alle miteinander eine gemeinsame Unterlage. Bienensinn mit Selbstständigkeit! Sie sind nicht ohne List, und äffen oft Katzen und Hunde auf Dächern und Feldern.

Die Nebel= und die bunte Krähe kommen in die Dörfer. Sie wissen, daß man sie nicht schießt, denn man kann ihre Federn und ihr Fleisch nicht brauchen. Ihr Fleisch ist wild, wie ihre Seelen. Junge sind noch genießbar. Der Schuldlosigkeit wegen kann kein Fleisch gesünder, als das der Tauben seyn. Es ist noch Sterbenden gesund. Nur die junge Dohle gibt einen nicht unmelodischen Ton von sich. Sie ist ein gutmüthiges Thier, kann gezähmt und haushäblich gemacht werden, ist die Lust junger Knaben u. s. w. Gezähmt zieht sie den Umgang mit Menschen dem Umgang mit ihren Genossen ganz und gar vor, so daß, wenn in einem Frühjahr die Dohlen in ihre Gegend wieder kehren, sie sie kaum ansieht, nicht bei ihnen seyn will, sondern bei Menschen bleibt. Schlau und dumm schielt sie alles Neue, und besonders Glänzendes an, und probirt das Stehlen früh, sie stiehlt schon als Kind. Immer ziehen sie in Gesellschaft, kommen im Frühjahre miteinander, sammeln sich im Herbste an bestimmten Orten, an Felsen und Thürmen, machen gewaltige Schwenkungen in den Lüften herum; einzelne scheinen zu commandiren und fliegen voran; oder sind entweder auf den Seiten oder in der Mitte des Kreises. Auf einmal ist keine einzige mehr zu sehen. Doch nein! Wie von den Schwalben sich immer einzelne verspäten, so von den Dohlen. Lustig und zänkisch treiben sie einander um Thürme herum. Es ist ein lustiges Volk um sie. Sie verfolgen die Raubvögel ebenfalls gemeinschaftlich, und gehen auf Kirschen und Eier kleiner Vögel aus, weßwegen man sie haßt. Auf die Vögel selbst gehen sie nicht, oder äußerst selten, weßwegen man in einer gewissen Stadt nicht unter diesem Vorwande alle Mauerlöcher der Thore und Thürme hätte zumauern lassen sollen. Als die Dohlen im Frühjahre kamen, und Besitz nehmen wollten, erhob sich ein gewaltiges Geschrei und ein großer Jammer, sie jammerten völlig menschlich, und traurig und böse

trieben sie sich immer schauend und suchend um den alten Thurm herum, fingen dann aber bald an, neue Löcher zu zerren, und machten sich neue Wohnungen. Aber heftig erschrocken und wild, nicht wissend was denken und thun, waren sie, als sie im Frühjahre einen großen alten Thurm, auf den sie seit Jahrhunderten in größter Menge zu nisten gewohnt waren, ganz wegrasirt fanden. Gerne sind sie bei den Krähenarten, und sie kommen mit einander sehr gut zurecht.

Die schöne Elster lebt lieber einsam bei ihrem Mann oder Weib, fliegt nie weit, immer gerne in der Höhe, scherzt mit ihresgleichen, kann lachen, denn ihr Schreien ist ein Lachen, lernt sprechen, wird ganz zahm, und läuft ihrem Meister wie ein Hündchen nach. Sie greift oft frech Singvögel an, und frißt sie. Sie galt und gilt (warum? weiß sie gewiß nicht) als Unglücksvogel. Man will sie schießen. Der Jäger wird von ihr gesehen. Sie kommt nicht zum Neste. Er verbirgt sich, das nützt nichts. Sie kann aber nicht mehr als auf vier zählen. Wenn sich Vier verbergen, und Einer geht fort, so weiß sie, daß noch Drei lauern u. s. w. Verbergen sich Fünfe vor ihren Augen, aber Vier, einer nach dem andern, gehen vor ihren Augen fort, so — ist sie verloren, denn sobald Viere heraus sind, meint sie, es seyen alle Fünfe heraus und fort. Der Fünfte kann sie dann zu Schuß kriegen. Die Sache ist zum Sprüchwort geworden. Sie müßte sich an manchen andern Vogelarten dieser Stufe bestätigen. Vollkommnere Thiere können höher zählen. Zählen ist ächt menschlich.

Die Raben zerstücken für ihre Jungen die größern geraubten Thiere, z. B. Mäuse und Vögel. Man kann sie völlig zähmen, so daß sie auf dem Hofe mit den Hühnern laufen und fressen, dem Herrn auf dem Fuße folgen, fortfliegen und wieder heimkommen. Gegen Katzen, Hunde und Truthühner wehren sie sich kühn mit ihrem sehr starken Schnabel. Sie lernen ziemlich deutlich sprechen. Man richtet sie meist ab, um, beim Eingang in eine Dorfschenke aus ihrem großen gegitterten Kasten heraus: wer bist du? ein Spitzbub! zurufen. Am berühmtesten ist derjenige, der dem Kaiser August bei seinem siegreichen Einzuge in Rom: sey gegrüßt, Kaiser, Ueberwinder und Herrscher! zurufen konnte. Der Sprachlehrer hatte auf

eine große kaiserliche Dankbarkeit gerechnet. Als ihm nichts zu Theil wurde, rief er das sprüchwörtlich gewordene: ich habe Oel und Müh verloren! aus. Den Sinn von Spitzbub, Schelm! kann der Rabe, obschon er selbst ein Schelm ist, gewiß nicht verstehen, aber den Ruf an den Kaiser gewiß noch weniger. Alle diese Vögel scheinen, wenn sie sich ungenirt auf den Rücken der pflügenden Ochsen u. s. w. setzen, um ihnen, selbst bis Blut läuft, die Zecken und andere schmerzmachende Thiere aus der Haut zu hacken, zu denken: er wird merken, was ich eigentlich mit meinem Hacken will. Wirklich merkt er's wohl, läßt es gerne geschehen, und nimmt den schmerzmachenden Dienst willig an, wie der Löwe den Schmerz und Dienst, den ihm Androklus machte. Vollkommnere Thiere unterwerfen sich sogar schmerzhaften Operationen willig.

Zwei noch recht sehr interessante Thiere sind auch die Alpenkrähen und die Alpenraben. Erstere wohnen in den Thälern der Alpen sehr gesellschaftlich und ziehen immer mit einander hin und her. Geschossenen kommen sie zu Hülfe, ohne helfen zu können. Man muß etwa einmal auch bei den Thieren den guten Willen fürs Werk nehmen. Begreiflich sind sie, ungeachtet ihrer scheuen Vorsichtigkeit und ihrer Wehre im Nothfall, doch zähmbar. Der Alpenrabe oder die Bergdohle, die wie eine Amsel aussieht, lebt nur beim ewigen Eise oben in den Apenninen und Schweizeralpen; daselbst aber thut er sich doch nach der Weise der Vögel dieser Classe mit seinesgleichen, sonst wäre es ihm denn doch auch gar zu einsam, zusammen. Er schwebt in schneckenförmigen Wendungen in der Höhe, und schreit auf, wenn er Gefahr sieht. Dann entflieht die ganze Schaar. Sie machen es also wie die Gemsen, bei denen sie wohnen. Wie von andern Bergthieren und von den Bergen selbst, so erzählt man auch von ihnen wunderbare Dinge:

Er läßt sich am leichtesten unter allen Vögeln dieser Classe zähmen, so daß man ihn laufen und fliegen lassen darf. Er ißt alles, was auf den Tisch kommt, auch Feigen und Trauben, die doch bei ihm oben nicht wachsen, liebt Eier, die ihm eine Neuigkeit seyn müssen, als Alpensohn Milch und Käse, sogar Wein. Was er zerreißen will, hält er wie ein Rabe, mit den Klauen, versteckt Uebriges, bewacht und vertheidigt

es gegen Hunde (die für alle grösseren Thiere ein Fluch sind) und Menschen. Unbeschadet soll er Funken und glühende Kohlen verschlucken, und an aufsteigendem Rauche eine besondere Freude haben. Es wäre möglich, weil auch Kinder Freude daran haben. Wenn er aber, wie man sagt und schreibt, Papier, Lumpen, Hölzchen nimmt, und ins Feuer legt, um Rauch zu machen, ja dann wäre er gescheidter als ein Affe, und vielleicht jedes andere Thier, was nicht seyn kann. Schlangen und Krebse soll er fürchten. Das wäre sonderbar. Er krächzt wie ein Rabe. Ruft ihm ein Bekannter, so gackert er freundlich, kommt ein Fremder, so schreit er (er fremdet wie ein Kind), kommt ein guter Bekannter nach langer Zeit wieder, so begrüßt er ihn mit seiner Stimme, geht ihm entgegen, fliegt ihm auf die Arme und beguckt ihn von allen Seiten. Wen er zu Liebe angenommen, den sucht er in seinem Schlafzimmer auf, ruft ihm, und wartet, bis er erwacht. Erwacht er, so schreit er vor Freuden laut auf, und hüpft hin und her. Einige Personen nimmt er zu Liebe, andere zu Haß an. Gegen die Art seiner Classe pfeift und singt er amselartig, und lernt sogar wie ein Mensch pfeifen. So erzählen uns nicht ganz unverdächtige Schriftsteller. Es ist an der Hälfte genug, schon die Hälfte aber nähert ihn den ganz zu zähmenden Tagraubern so wie den Singvögeln, so daß er, wenn er nur ein bißchen besser sänge als er singt, zu den Singvögeln gezählt werden könnte.

Das Verstecken kennen fast alle Thiere dieser ganzen großen Classe, z. B. der Nußheher. Er versteckt Haselnüsse auf nachkommenden Hunger. Schen ist er nicht. Er macht sich Manches bequem, indem er frisch angesäete Forstfelder sucht, und den Samen aus dem Boden zieht oder gefangene Vögel aus den Schlingen und von den Leimruthen frißt. Der Eichelheher verbirgt überflüssige Eicheln. Dieser kann wie eine Katz miauen, lernt singen und sprechen. Der ziemlich schöne Haubenheher hat in seiner Seele Gutes und Böses. Er macht tölpelhafte Gebärden, stiehlt kleinen Vögeln die Eier und Jungen, und versteckt alles, was er fortschleppen kann. Die kleinen Sänger vereinigen sich alle gegen ihn, er vergilt aber nicht Böses mit Bösem, denn, wenn er eine Eule entdeckt, so schreit er so,

daß alle herbeikommen, und mit ihm sie anpacken und abtreiben. Er warnt auch vor Menschen, so daß er etwa einmal, zum Aerger der Jäger, selbst Hirsche aufregt. Er ist auch im Nachahmen der Stimmen anderer Vögel geschickt. Nüsse klemmt auch er in eine Spalte, damit er sie aufknacken könne. Daran thut er wohl, daß er Wintervorrath macht. Ertappt man ihn in einem Kornboden, so schleicht er ganz still wie eine Katze davon. Er merkt, daß er ein Schelm sey. Wenn er sich nicht schämt, so fürchtet er doch, und schweigt. Zähmen kann man ihn gar leicht; er ist aber nicht reinlich genug für die Stube.

Den Unglücks- und den Mausvogel nennt man bisweilen die dümmsten aller Vögel. Der zweite thut nur in Beziehung auf die Gebärdung ganz anders als die andern Vögel. Dann ist er vielleicht nur ein Narr, aber noch nicht dumm. Der erste läßt sich leicht fangen und geht in Fallen, setzt sich auf den Hut der Holzhauer u. s. w. Aber er will durch mancherlei Flüge und Wendungen den Menschen irren, von seinem Neste und Vorrathe ablenken. Durch seinen Schrei, Nothschrei, hat er seinen Unglücksnamen bekommen. Manches thut er aus Neugier. Neugier ist eine große Tugend am Thier, und verräth viel. Neugier ist nie ohne kindischen Geist, nur sucht sie erst das Was, nicht wie die Wißbegier, das Woher, das Wie und Warum? Die Wißbegier ist menschlich. Auch er macht närrische Gebärden. Begreiflich kann man ihn zähmen. Bei Thieren auf solcher Höhe muß niemals mehr darnach gefragt werden. Jedes Menschenthier gehört zum Menschen von unten herauf, und er zu ihm von oben herunter. Er ist aber doch ein Räuber, der von der Mühe anderer lebt, denn er packt sogar gefangene Wald- und Auerhühner in den Schlingen an. Er kann wie ein junger Hund schreien.

Der Paradiesvogel hat ein sehr lockeres Gefieder. Geräth's in stürmischer Luft in Unordnung, so ist er übler daran als irgend ein anderer Vogel. Er muß es vorher wieder in Ordnung thun, sonst kann er nicht mehr fliegen. Im Sturm schreit er und macht sich schnell höher hinauf, wo die Luft ruhiger ist. Ihr Schreien ist ein Krächzen.

Es ist hiermit klar und gewiß, daß die Krähenarten im

Ganzen hoch, und einzelne sehr hoch stehen. Gebärden, Vorrathsammeln, Singenlernen, Zusammenhalten, Zähmbarkeit, gesellschaftliches Leben, Sprechenlernen, Anhänglichkeit an Wohlthäter, Abneigung gegen Einzelne, gemeinsame Vertheidigung, Sammeln von unnützen Kleinodien zur Lust als Spielzeug, Stimmen wie Hunde und Katzen, das Suchen bequemerer Gelegenheit, Vorsicht, List u. s. w. sind lauter halb oder ganz menschliche Geisteskünste und Seelengeschicklichkeiten. Für den Mangel mancher Naturgeschicklichkeiten ist ihnen viel Intelligenz gegeben. Sie haben schon eine ziemlich große Welt um sich her, und sie erfassen sie. Nur sind sie eine wilde Nation: Karaiben, die Raben sogar Galgenvögel und Menschenfresser. Man kann aber auch sie ganz anders machen, nur sollte man sie über die Menschen nicht schimpfen lehren.

Die Raubvögel, Adler, Falken, Habichte, Sperber und Geyer werden von manchen Naturforschern für die ersten der Vögel gehalten, wir können sie jedoch nicht höher stellen; obschon einer davon großen Verstand und größern als alle bisher vorgekommenen äußert, indem wir nicht wissen, wie wahr oder unwahr derselbe beobachtet und wie aus den angegebenen Thatsachen geschlossen worden sey, die übrigen aber erscheinen in der That noch nicht so hoch als viele Sing- und Sumpfvögel, die uns einzig noch übrig sind. Die Tagraubvögel sind besonders wegen ihrer ins Große gehenden Jagd- und Raubluft und der Schärfe ihres Gesichtes, so wie wegen ihrer Wildheit und Unzähmbarkeit berühmt und verrufen. Ihre Größe, ihre Kraft, ihre Klauen, ihr Schnabel, ihr Muth und ihre Schnelligkeit machen sie selbst Menschen, wie viel mehr allen kleinern und größern und selbst sehr großen Thieren zum furchtbarsten Heldengeschlechte, in welchem ja zwei königliche Vögel: der Königsadler und der Königsgeyer, sind. Nur unter ihnen sind Menschenfeinde in der großen Vogelordnung. Solche gibt's unter den Insecten keine, unter den Würmern nur in den Sepien, in den Fischen nur die Hai, in den Lurchen nur die Krokodile, unter den Säugethieren hingegen sind solche die Katzen, die Hunde und Bärenarten. Man nimmt auch von den Vögeln dieser Classe Namen für Große und Helden. Einen Adler führten die Römer als Wappen, ein Adler war dem

Zeus beigegeben, Adler stunden am Throne der Fürsten von Persien, ein Adler ist in der Vision des Propheten Hesekiels, und des Adlers Sonnenflug ist sprüchwörtlich geworden.

Sie sind Tagvögel und schlafen wie wir bei Nacht. Ihr Jugendkleid ist anderes als das spätere. Die Weibchen sind wie bei den Menschen schöner, warum sie aber um ein Drittheil größer sind, was bei keiner andern Thierclasse, außer als Andeutung bei den Termiten vorkommt, ist nicht zu sagen. Aas wollen nur die Geyer. Wie ein Pfeil und Schuß fallen sie auf den Raub. Alles tragen sie in ihren Horst auf Bäume und Felsen. Manche horsten an kaum oder gar nicht zugänglichen Orten, zu welchen man sich nur an Stricken herablassen kann, und vertheidigen sich gegen die Menschen, die sie fangen wollen. Den Menschen fliehen sie, weil sie ihn kennen, doch kann man sie sogar in den Dienst aufnehmen und zu Knechten machen, indem man sie auf kleinere und größere Thiere, auf Wachteln, Lerchen, Repphühner, auf Reiher und wilde Gänse, ja selbst auf Hasen, Gazellen u. s. w. abrichten kann. Manche Arten sind dazu sehr gelehrig, und lernen die Befehle ihres Herrn sehr wohl verstehen und befolgen. Mit dem Lerchenfalken treibt man die Kleinvögel so in Angst, daß sie wie todt auf die Erde fallen, und sich sogar zwischen die Füße der Menschen und Thiere flüchten; ihn aber macht die Raublust fast blind. Sehr psychologisch ist die Abrichtung des Edelfalken zum Zahmwerden und Stoßen auf andere Thiere. Man verbindet ihm die Augen, setzt ihn auf einen Reif, der in der Luft schwebt, und stößt am Reif, so oft er einschlafen will. Die durch Tage und Nächte durch diese Operation erzwungene Schlaflosigkeit verdüstert und verwirrt ihm das Gedächtniß so, daß er den alten freien Zustand ganz vergißt, und nun dem Menschen, seinem Fütterer, unterthan wird. Am meisten war immer als der stärkste, muthigste und gelehrigste derjenige aus Island geschätzt. Island ist ein Wunderland, mitten unter seinem Eis und Feuer erzog es immer große Helden und Denker unter Menschen und Thieren. Thieren die Augen aushacken lehrt man ihn, indem man z. B. einen ausgestopften Hasen, mit Fleisch in den Augenhöhlen, auf Räder stellt, und in schnellem Laufe mit einer daran gebundenen Schnur fortrennt.

Der hungrige Falke fliegt rasch nach, setzt sich aufs Thier und hackt in die Augen. Gehorsam fliegt er bis zu den hochfliegenden Gänsen hinauf, und holt sie herunter. Er muß einen Reiher beizen. Immer überfliegt er ihn, wie hoch dieser steigt, und sich mit dem langen Schnabel von unten herauf wehrt. Er setzt sich doch auf ihn, und bringt ihn herab. Das ist die Lust der großen Herren, die gern Thiere zwecklos quälen, denn sie essen die Reiher nicht. Ja der Falke treibt seinesgleichen, z. B. die Weihe, im Wirbel bis zu den Wolken herauf, und bis er sie todmüde gemacht hat. Sie können aber rauben, ohne daß man sie es lehrt. Thurmfalken und Sperber wagen sich in Hühnerhöfe, und kommen vor die Fenster, um durchs Gitter der Käfige Singvögel herauszulangen. Der Taubenhabicht guckt schon im Neste, oder wo er ist, wenn er noch nicht einmal stehen, sondern nur erst mit dem Bauche auf dem Boden hucken kann, mit unbeschreiblicher Begier fliegenden Tauben nach, und verfolgt sie, wenn er groß geworden, sogar bis in die Schläge. Der Gaukler ist ein barer Possenreißer. Sein Weib macht ihm gedankenlos Alles nach. Er stößt auf Gazellen und junge Strauße, die sich von ihren Eltern entfernt haben. (Kindern dräut bei Geyern immer Gefahr!) Der Caracara ist nur Raubsucht und Neid dazu. Allen andern Vögeln jagt er den Raub ab; haben sie ihn schon verschluckt, so plagt er sie, bis sie ihn wieder ausbrechen. Geschossene Vögel nimmt er schneller als der Jäger aus der Luft zu seinen Handen, und macht sich so denselben zum Knecht. Der Haubenadler in Mexico, der Alligator der Luft, packt sogar den Menschen an. Klug fliegt der Thurmfalke über den Boden, um Vögel aufzuscheuchen. Daß Adler einander mit einem eigenen Ton zur Ueberwältigung eines Raubes zusammenrufen, ist nicht unwahrscheinlich. Sonst sind sie durchweg gar nicht gesellig, und darin das bare Gegentheil von den Krähen und andern Vögeln. Nur beim Fraße eines Raubes halten sie zusammen, und verzehren es in bestem Frieden. Sie fürchten die Hunde, und sträuben die Federn des Kopfes. Der Hund ist dem Thier wie ein Halbmensch fürchterlich. Beim Haubenadler wiederholt sich die Verhöhnung der Kleinvögel, denen er doch so gefährlich ist. Sie necken ihn, indem

sie um ihn herumfliegen und anschreien. Sie verachten die Gefahr und rennen hinein. Baukunst und Musik finden wir in dieser Classe nicht, oder nur als schwache Spuren. Sie macht nur schlechte Nester, und selbst der Königsadler begnügt sich mit einem rohen Horste für seine Gemahlin, Prinzen und Prinzessinnen, aus Reisern, Bengeln u. s. w. Ihr Sprechen und Singen ist ein wildes Geschrei, doch singt der Singsperber in der Brütezeit, nur nicht schön. Er zeigt nur an, daß die Vögel singen sollten. Doch gibt auch der Gaukler zwei Töne von sich, die gerade eine Octave von einander seyn sollen. Mann und Weib halten treulich zusammen. Im Ehestreit wird das stärkere Weib Meister, wenn sich der Mann nicht tüchtig wehrt. Man kann auch kleiner und dennoch stärker seyn! Sie gehen miteinander auf die Jagd. Ihre Jungen vertheidigen sie wüthend, packen die Jäger, die zu ihnen klettern, wild und schrecklich an. Um die Jungen nehmen zu können, muß man die Alten vorher verscheuchen können. Zur Gegenwehr sind bei den größesten Aexte und Flinten nöthig. Ob der Adler seine Jungen auf den Rücken nehme, sie fliegen lehre u. s. w. lassen wir dahin gestellt. Die Classe zeigt große Mannichfaltigkeit, besonders im Naturell und Charakter. Wir finden in ihr Traurige, Ernste, Muntere, Lebhafte, Schwer- und Leichtzähmbare. Die Zähmung oder Gefangenschaft äußert aber verschiedene Einflüsse.

Wir haben noch Einiges von den Geyern zu sagen. Eine Geyerart läßt sich wie der Kormoran und Pelikan zum Fischfang abrichten. Seine Raublust aber reißt ihn jedoch bisweilen so hin, daß er etwa auf einen zu großen Fisch stößt, von diesem unter das Wasser gezogen wird und ersauft. Dieß lehrt ihn doch gewiß kein Instinct! Der Aasgeyer in Aegypten speist mit den Hunden auf den Gassen. Sie fürchten einander gar nicht. Sie ziehen auch mit den Karawanen nach Mekka und zurück, Menschen und Kamele nicht scheuend. Das lehrte sie kein Instinct, denn anfangs gab's keine Karawanen. Ein weißköpfiger Geyer wehrte sich im Freien gegen die Menschen lebhaft, wurde aber in der Gefangenschaft sogleich träg, und pflegte nach dem Essen wie manche Menschen (wir sind eben auch in der Gefangenschaft) seiner Verdauung. Anfangs war

er noch ein wenig scheu, furchtsam, aber selbst nachdem er zahm geworden, schnellte er oft mit dem Schnabel gegen Menschen. Er wurde kindisch furchtsam und erschrack nicht nur vor Katzen, Eulen, Sperbern, sondern Kaninchen und Ringelnattern, die ihm doch gewiß nichts gethan hätten. An letztere konnte er sich gar nicht gewöhnen. Man sagt, daß jedes Thier seine Feinde kenne, es sollte auch seine Freunde kennen. Beides ist in beiden Zuständen: Freiheit und Gefangenschaft, nicht wahr. Im Schrecken schrie er fast wie ein Esel. Manche Vogelstimmen ähneln den Stimmen von Vierfüßlern. Todten Thieren riß er den Bauch auf, und schälte das Fleisch aus dem Balge heraus. Ein grauer Geyer hingegen war anfangs sanft und gutmüthig, wurde aber nachher boshaft. Warum? Er muß nicht recht behandelt worden seyn! Kein Thier kann weder durch seinen Willen noch durch eine rechte Behandlung böser werden, es sey denn, es werde leiblich krank. Der Aerger über seine Gefangenschaft kann nicht zunehmen, muß abnehmen, und ein wohlwollender Umgang mit dem Menschen kann nur wohlthuend wirken. Des Menschen Willen beherrscht oder regiert den Willen des Thiers durch alle Thierclassen. Nie biß er gegen seinen Wärter, der ihn demzufolge recht behandelte, der ihm seine Meisterschaft durch körperliche Kraft oder durch Liebe bewiesen hatte. Einer todten Katze gab er Stöße mit dem Fuß, und überzeugte sich nur allmählich, daß sie todt sey.

Ein Urubu (Brasilien, Chili) war so zahm, daß er seinen Herrn auf Reisen begleitete, sich auf seinen Wagen setzte oder voran flog. Auf der Heimreise begab er sich früher nach Hause, folgte dem Ruf genau u. s. w. Zu den Vögeln seiner Art gesellte er sich nie mehr, sondern zog die Gesellschaft des Menschen vor. Zahmer als alle scheint der Kondor werden zu können.

Ein gefangener sprang im Behälter freudig herum, wenn sein Herr kam, schwang sich auf dessen Befehl auf eine Stange oder auf seinen Arm, liebkoste ihn, zog ihn am Rocke, wenn er Futter haben wollte (wie ein Hund), spielte mit Hunden, Katzen und Menschenkindern ganz menschenähnlich, ganz kinderartig, eben als Kind- und Menschenthier. Er steht dem-

nach hoch, aber es gibt Vögel, welche leisten, was er leistet, und erst noch baukünstlerisch und musikalisch dazu sind.

Die Geyer stehen höher als die Adler. Auch der uns wohl bekannte Bartgeyer, Lämmergeyer, ist ein Geyer. Vor uns ist dieser nie anders als im Fluge gesehen und betrachtet worden, wir geben ihn hier noch zum Schlusse dieser Classe, wie er sich in der Gefangenschaft darstellte, und was wir an zwei lebendigen Exemplaren lange genug und genau wahrnehmen konnten. Beide waren weißköpfig, beide gefangen in Bündten in Fuchsfallen. Charakteristiken sind bei vollkommenen Thieren möglich; es muß jedoch immer hinzugefügt werden: so war der, den wir gesehen haben, weil sich in diesen obern Classen schon so viel Eigenheit herausstellt, und sich kein Thier, wie das andere benimmt.

Anfänglich kehrte sich das Thier, dem eine Kammer eingeräumt wurde, immer gegen den Winkel, sodann mehr an den Meister gewöhnt, gegen die Kammer selbst. Er wurde mit einem Stricke auf eine große Querstange gebunden, nur um nicht wegfliegen zu können. War er allein, so flog er nie weg, trat man in die Kammer, so flog er anfänglich. Den Strick riß er mit seinem gewaltigen Hakenschnabel entzwei, so oft er ihm an ein Bein gebunden worden. Es wurde ihm eine Kette angelegt. Er zog und biß, aber vergeblich. Er würde sich dabei abgezehrt haben. Er mußte frei, unangebunden gelassen werden. Zuerst sträubte er, wenn man sich ihm nahte, die Kopffedern, später that er dieses nur noch gegen Fremde. Nur Einmal innert beinahe zwei Jahren fuhr er mit seinem Schnabel einer Person, die er nicht kannte, und die allzu zutraulich, um einem Kinde die Furcht zu vertreiben, mit ihm thun wollte, über die Hand und verwundete diese. Alles Neue sah er mit weit aufgesperrten Augen an. Man sagt, er könne die rothe Farbe nicht leiden. Gewiß ist, daß er die Farben überhaupt erkennt. Nahte sich ihm sein Meister in einem andern Kleide, als dem gewöhnlichen Hausrocke, so that er auch gegen ihn fremd, so daß er zuerst sich ihm durch Sprechen kenntlich machen mußte, wodurch er dann beruhigt wurde. Er konnte ihn beliebig streicheln, an beiden Flügeln in die Höhe halten und ausbreiten, um seine Flugweite

zu zeigen. Im Zimmer gehaltene Murmelthiere beachtete er nicht, wenn sie vor seinen Augen herumliefen; gegen Hunde machte er große Augen, doch fuhr er auf keinen, weder großen noch kleinen. Keiner fürchtete ihn, aber Katzen fürchteten ihn so, daß sie wüthend in der Kammer wie herumflogen und durchs geöffnete Fenster mit Einem Satze heraus auf die Straße entsprangen. Tauben, Krähen, Elstern, ihm zwischen die Füße gestellt, blieben sitzen. Keine machte nur Miene, wegzufliegen, sie sahen aber auch nicht erschrocken oder ängstlich, sondern völlig gleichgültig aus, und ließen sich von ihm langsam mit einer Kralle anpacken, sodann legte er sie auf die Stange nieder, und riß ihnen, ganz langsam, bedächtlich, ohne irgend eine Spur von Raublust noch Hunger — den Kopf ab. Erst dann und eben so langsam zerrte er ihnen den Bauch auf von hinten nach vorne, und schälte dann, die Füße und Flügel abkneipend, den ganzen Rumpf aus dem Kleide heraus. Dann fraß er vorzugsweise die Knochen. Er liebte alles rohe Fleisch. An irgend etwas Anderes konnte man ihn nicht gewöhnen. Sehr träg, faul, saß er den ganzen Tag, Jahr aus Jahr ein, auf seiner Stange, und kam nie herunter; stellte man ihn auf den Boden, so sah er empor, und konnte sich lange nicht zum Hinauffliegen entschließen. Der Auflug geschah schwerfällig. Steckte man ihm eine Tabakspfeife in den Schnabel, so behielt er sie immer darin, sich für sie nicht interessirend. Töne irgend einer Art afficirten ihn nicht. Nur sein Auge verrieth viel, d. h. viel Leben. Es ist so schön als ein Auge seyn kann, und kein irdisches Wesen hat ein schöneres, beinahe keines ein so schönes. Dennoch verräth es wenig Verstand, vielleicht mehr in der Wildheit. Er trank gerne Wasser und Milch. Von Läusen geplagt, ließ er sich gerne mit sie vertreibendem Oele bestreichen, den Liebesdienst wohl erkennend. Alle Kühlung (er war im heißen Jahr 1811 gefangen) verdankte er mit Ruhe und Gelassenheit.

Ein zweiter erkrankte. Er seufzte oft vollkommen wie ein Mensch. Allen Rath ließ er sich gerne anthun. Als er nicht mehr die Flügel, die zuerst erlahmten, tragen konnte, und sie immer unanständig herunterhängen lassen mußte, senkte er sich auf der Stange, beinahe auf dem Bauche sitzend; noch

schwächer geworden, flog er auf den Boden, und endlich legte er sich auf die Seite, immer seufzend, nie wimmernd, bis er, mit völliger Resignation, schön und ruhig wie ein Mensch einschlief, wie wir selbst gesehen haben. Kein Mensch stirbt ruhiger, stiller, denn sein Seufzen hatte kurz vorher aufgehört. Das Thier scheint in der Freiheit eben ganz besonders die Freiheit zu lieben, wovon sich noch Spuren zeigten, sein Naturell und Temperament aber durch den Schrecken, gefangen zu seyn, die neue Lebensart, und den Umgang mit den Menschen, völlig verloren zu haben.

Welche Kluft schon zwischen dem Wurme der Wasser und der Erde und dem Raubvogel der Lüfte? Wer sieht den ungeheuern Unterschied zwischen Thierseele und Thierseele noch nicht ein?

Die Singvögel oder Sperlingsvögel ziehen unsere Aufmerksamkeit durch Verschiedenes auf sich. Sie sind es ja, die unsere Wälder und Felder vom Frühjahre bis zum Spätherbste beleben, und rund um uns fliegen und singen; sie werden ihrer Kleinheit, Niedlichkeit, ihrer Verständigkeit und ihres Gesanges wegen sogar in unsere Wohnzimmer in schönen kleinen gitternen Häuschen als Freunde und Gespielen aufgenommen; sie sind die Lieblinge besonders vieler Jungfrauen, und im Leben und Sterben oft von Dichtern besungen worden. Sie müssen viel Menschliches an sich haben. Mehrere kommen auf einer tiefen Stufe ans Licht des Daseyns, und dürfen erst nach Tagen ihre Aeuglein der Sonne öffnen. Die Eltern müssen sie sorgfältig, ehe sie geboren sind, bedenken, Nester oder Wiegen für sie machen, ihnen ein weiches Bettchen bereiten, sie dann wie Kindlein mit Liebe ätzen und bei sich behalten, bis sie flügge oder junge Knaben und Mädchen sind. Sie leben in Monogamie. Die Liebe und die Kunst ist unter Männchen und Weibchen gut getheilt. Das Männchen liebt besonders das Weibchen, das Weibchen besonders die Jungen, das Weibchen ist geschickt im Nestbau, kann aber nicht singen, das Männchen hingegen singt. So ist der Gesang besonders den Männchen, den Weibchen besonders die Architektonik gegeben. Bei den Menschen ist's umgekehrt. Das Weibchen baut fleißig und künstlich, das Männchen singt ihm zur Kurz-

weil unterdessen vor; ersteres arbeitet gerne, letzteres holt während dieser Zeit Futter fürs Weibchen, hernach fliegen Männchen und Weibchen aus, und die Kindlein müssen unterdessen allein miteinander daheim warten, bis Vater und Mutter wieder kommen, und ihnen etwas bringen. Sie pipen und treten an den Rand des Nestes, und strecken den Hals weit heraus und sperren die Schnäbelchen auf. Einen lieblichern Anblick kann man sich kaum denken! Die Männchen singen aber auch mit großer Lust für sich. Das Herz im Leibe ist ihnen froh, denn wenn sie auch am allerschönsten und eifrigsten in der Liebeszeit singen, singen sie doch auch nachher, bis sie fortwaudern; diejenigen, die bei uns überwintern, singen auch dann. In der Schnee- und Eiszeit freut uns jeder Vogelton, weil er uns an den Frühling erinnert und ein Prophet des Sommers ist. Ach, wie wohl ist's dem einen, wenn er schlägt, dem andern, wenn er emporwirbelnd wie zum Himmel sein schönes Morgenlied vorträgt, dem dritten sogar im Käfig! Sie singen für sich, und wir haben den Vortheil, den Segen davon wie vom Sammeln der Bienen. Sie haben meist ein vortreffliches Gehör und Lust zu Gesang. Viele ahmen von selbst andere Sänger nach, und lernen sogar vom Menschen, d. h. deren Orgelspiel, ganz Neues und Ungewohntes singen, etliche Menschenworte sprechen. Es gibt Singvögel, die das Singen gerade so wie der Mensch das Sprechen lernen und es probiren müssen, anfangs kein rechtes musikalisches Gehör haben, falsch singen, und ihren Gesang während des Winters gerade so vergessen, wie viele Kinder, die nur eine Sommerschule haben, ihr Sommerpensum vergessen. Allerdings lernen sie es dann im Frühling wieder viel leichter mit Hülfe der Reminiscenzen. Man kann mit einigen sogar kleine Concerte geben, so daß sie Prim und Secund singen, z. B. das Liedchen: Komm, fein's Liebchen, komm ans Fenster u. s. w. Einzelne sind barpersonificirte Gesanglust und Gesangkunst. Nur einige wenige können gar alle Vogelstimmen und jeden Ton beinahe ohne Ausnahme nachahmen, wie es hiezu auch nur einzelne Menschen gibt. Es ist ein eigenes Gehör, und ein eigenes, damit übereinstimmendes, Organ nöthig.

Nicht minder interessant ist ihre Baukunst. Sie wählen,

je nach ihrem Bedürfniß, Bauplätze auf Bäumen, im Gras, an Thürmen und Felsenwänden, bauen und formen und flechten und füttern aus Reisern, Stroh, Grashalmen, Moos, und sammeln jedes Federchen, Haar, jede Wollenflocke sorgfältig von Wiesen, Hecken, Dornen. Die meisten Nester sind rund, oder wie ein Backofen mit einer oder zwei Oeffnungen, oder sie sehen wie sehr lange Geldbeutel aus. Eine Art näht mit dem Schnabel Blätter vollkommen so wie ein Schneider zusammen. Oder das Nest hängt an einer Schnur, an einem Faden frei schwebend, ein Spiel der Winde. Und klug hängen es mehrere an Enden von Baumzweigen. Die Mannichfaltigkeit ist außerordentlich.

Wir müssen ihre Geschicklichkeit bewundern, weil sie als Werkzeug nur ihren Schnabel haben.

Die meisten sind immer munter, lustig, unruhig, in Bewegung, Sinnbild der Thätigkeit, immer beschäftigt und Beschäftigung suchend und machend, sanguinischen Temperaments und gelehrigen Naturells, in der Nahrung wählerisch, für die Witterungsveränderung empfindlich, scheu und furchtsam. Etliche sind leicht zu zähmen, gewöhnen sich ganz an den Menschen, lernen sein Wort verstehen, werden ihm gehorsam, jedoch nicht ohne Launen und Eigensinn (eigenen Sinn). Alle ihre fünf Sinne sind gut ausgebildet. Sie äußern schon viel Verstand, doch minder List und Schlauheit als frühere Thiere, einzelne ausgenommen. Verstand zeigt ihr Aeuglein, ihre Haltung und Bewegung. Ihr edles Köpfchen deutet ebenfalls darauf. Man sieht ihnen das Nachdenken deutlich an. Ihr Gedächtniß ist sehr gut. Ihre Erinnerungskraft ist groß. An Einbildungskraft mangelt es ihnen ebenfalls nicht. Einige können schon träumen, was wir an tiefer stehenden Thieren, selbst wenn und eben weil ihr ganzes Leben, und demnach auch ihr Wachen nur Traum gewesen, nie wahrgenommen. Ihr Denk-, Fühl- und Willensvermögen ist auf ihrer Stufe ganz menschlich, weßwegen mit ihnen schon eine Conversation in einem Grade, wie mit keinem der frühern Thiere möglich ist. Man richtet sie darum auch zu manchen Künsten ab, und sie sind die ersten, die man förmlich etwas Verständiges lehren kann.

Hier kann kein sogenannter Instinct, sondern nur ein gutes

Auge, ein feines Gehör, das Verständniß des Wortes des Meisters, Verstand und eigener Wille, Anhänglichkeit und Liebe zum Herrn und noch manches andere Reinmenschliche helfen.

Es gibt auch unter ihnen Stand=, Strich= und Wandervögel, auch sie, die vollkommnern, als Schwalben und Tauben, sind also noch zum Theil dem durch Tellus und Sol bedingten magnetischen Zug unterthan. Es ist ihr Verhältniß zum Ganzen. Oder hat etwa je ein Häufchen junger reise- und singlustiger menschlicher Bursche einmal im Herbste zur Kurzweil den Süden aufgesucht, und dann nach der Rückkehr im Frühjahr den daheimgebliebenen, beinahe verhungerten und erfrornen, viel Schönes vom Süden, wie die einzelnen nach Gallien reisenden alten Helvetier zu Orgetorix Zeit erzählt, so daß sich die Tradition durch alle Generationen bis jetzt erhalten hätte, und nun fortan die jüngern immer noch alle Herbst in den Süden zögen? Der Mensch ist freier! Das wird allerdings wahrgenommen, daß bejahrtere, erfahrnere den Zug anführen. Von den Nachtigallen sollen die Weibchen einige Wochen vor den Männchen in unserm Norden anlangen, und also ohne einen Chapeau die weite Reise aus Aegypten und Syrien machen, obschon sie mit einander die Hinreise gemacht haben. Nun! so haben sie doch ihnen den Weg gezeigt! Aber von den Finken reisen nur die Weibchen fort, und die Männchen bleiben; nur einzelne ziehen mit. Darum sind erstere im Winter Wittwer oder Cälibatärs, wie man sie auch wirklich nennt. Das Weibliche ist dem magnetischen Zug offenbar stärker unterworfen. Der Seidenschwanz zieht nur etwa nach Jahren wieder wie ein Bienenschwarm aus.

Am besten aus dieser Classe lernen die Staare sprechen, dann die Amseln und die Drosseln überhaupt; die Nachtigallen lernen es nur sehr schwer. Selbst der Gesang der Amsel ist, wegen seiner Härte, eine Art Sprache, so daß man auf den Gedanken kommen konnte, sie sprechen zu lehren. Ein Staar konnte das ganze Vater Unser deutlich hersagen. Es hatte es ihn eine alte Frau gelehrt. Ein anderer konnte: komm her, mein liebstes Weibchen, komm her und küsse mich! aufs allerdeutlichste sagen, deutlicher als irgend ein Papagai oder Rabe.

Für letztern hätte sich diese Artigkeit nicht einmal geschickt. Viel minder deutlich sprach das Weibchen. Das Pärchen stammte aus dem Kanton Appenzell. Gerade wenn das Weibchen beim Männchen saß, wollte letzteres nicht sprechen. Der Ton war heiser, das Sprechen geschah nicht ohne Anstrengung; der Kropf wurde voll Luft, und die Flügelchen waren ein wenig gehoben. Es war im Kleinen vollkommen der Ton eines Bauchredners. Wir gehen nun ins Einzelne!

Der indische Staar, wenn man ihm eine Frucht vorhält und nicht gibt, schreit gerade wie ein Kind, dem man es so macht. Sein Geschrei ist ein von ihm wohlverstandenes Wort. Eben in Java lehrt man ihn: Christ, du Hund und Schweinefresser! sprechen. So will man selbst das Thier entsittlichen. Ja wohl ist von Menschen schon manches Thier entsittlicht und um seine bessere Natur betrogen worden. Ist das Organ menschlich, was es seyn muß, ist das Ohr menschlich, was es ebenfalls seyn muß, so muß auch die Psyche zum Theil menschlich seyn. Unsere früher angeführten Sprecher, z. B. Raben, verstehen gewiß nicht so viel von dem, was sie sagen müssen, als diese Singvögel.

Singen ist eine Art Sprechen. Im Singen spricht das Gemüth, und die Noten sind dessen Worte.

Am schönsten singt die Nachtigall. Sie flötet. Sie und mancher andere Vogel singt mit Gefühl. Man merkt, daß sie fühlt. Sie drückt jede Leidenschaft: Liebe, Wehmuth, Frohsinn, Zorn, deutlich genug aus. Sie kann alle Selbstlauter klar, viele Mitlauter undeutlich aussprechen. Ihr Gesang ist mannichfaltig. Man hat schon fünfundzwanzig von ihr gesungene Zeilen gezählt. Und erst hat noch jede Nachtigall ihr Eigenthümliches. Die Nacht macht wehmüthig. Wehmüthiger, sehnender singen diejenigen, die bei Nacht singen.

Nett singt die Lerche ihren Morgenpsalm, und steigt dabei gen Himmel empor. Es ist, wie wenn wir etwas von ihr lernen sollen. Auch Weibchen fangen zu singen an, wenn sie alt geworden und keine Eier mehr legen. So steht die Kunst mit dem Geschlechtsverhältniß und dessen Verlauf in Verbindung wie bei den Hühnern das Kleid. Ja, hier wird das Alter des Geschlechts nicht ein männliches Gefieder, sondern

eine männliche Kunst, und so verwandelt die Naturpsyche das Geschlechtliche bald in neue Farben, bald in neue Töne. Der Fink schlägt stark. Er singt in jeder Gegend anders, wie auch die Menschen in jeder Gegend anders reden. Man hat seine Gesänge in Worte: Bräutigam, Reitzug, Weihg'sang, je nach den letzten zwei oder drei Tönen, gebracht. Die Ringlerche ahmt eine Menge Vögel nach, die sie doch nur während des Winters hat hören können, und singt sie dann mit dem treuesten Tongedächtniß im Sommer zu ihrer Freude nach. Die bengalischen Finken setzen sich zusammen und singen. Sie lieben aber nur das Solo. Immer singt nur Einer, die andern hören gerne zu, sie wechseln jedoch wie sich's gebührt. Die Würger sind im Nachahmen anderer Vögel außerordentlich geschickt und täuschen dadurch selbst die besten Vogelstimmenkenner. Sie lernen es aber nur allmählich, und auch ihr Gesang muß sich nach und nach ausbilden. Es gefallen ihnen aber nur einige. Recht boshaft ahmen sie die Lockvögel nach. Aber eben sie vergessen gelernte Lieder sehr bald wieder. Hiemit ist die Perfectibilität der Gesangkunst gegeben. Viele Vögel lernen nur in der Jugend singen. Die Jugend hat ein heitreres Temperament und mehr Gelehrigkeit des Naturells, so wie auch viel mehr Nachahmungstrieb. Wie leicht lernt die junge Singdrossel und die junge Steinamsel? Mit alten Stöcken ist nichts mehr anzufangen. Ihr Nachahmungstrieb ist erst noch außerordentlich. Was ihr vorgepfiffen wird, probirt sie. Ueber allen Begriff geht die Nachahmungskunst der vielsprachigen Drossel (T. polyglottus). Man will ihren Gesang sogar über den der Nachtigall setzen; darf man dieses nicht, so übertrifft sie sie doch sehr weit als Künstlerin. Sie hat auch einen eigenen Gesang; dieser ist an ihr aber, wie schön er ist, doch eine Nebensache. Das ist das Bemerkenswertheste, daß sie alle und jede Stimme und Töne nachahmen will und kann. Wir sagen alle, denn sie gibt den Gesang der Nachtigall und der Lerche, wie den des Finken, des Zeisigs und das Gurgeln der Tauben, und ahmt die Grasmücke wie die Amsel nach. Sie spricht den Menschen die Worte nach, je melodischer desto leichter. Sie miaut wie eine Katze, bellt wie ein Mops, sie ruft dem Scheerenschleiferjungen auf der Straße sein „Schee-

renschleif" im Zimmer nach, und knarrt wie ein Wagenrad, wenn ein Wagen unten am Hause vorbeifährt. Sie kann krähen wie Elstern und Raben, flöten wie die Nachtigall, schlagen wie die Wachtel. Welch ein Organismus in ihrer Seele! Eine solche Kunst und Lust muß im Thier wie im Menschen präformirt und ein eigner Genius seyn. Beim Singen gesticulirt sie erst noch sonderbar, wie viele Musiker. Sie denkt und fühlt ihren Gesang, und weiß wohl, daß und was sie nachahme. Auch der singende Ameisenvogel soll lauter und zärtlicher als die Nachtigall, und zwar die ganze Tonleiter von unten herauf singen. Sey nicht so stolz, Mensch! Die Vögel, diese Götterzeugen, können ebenfalls viel. Vollkommen wie ein Mensch kann er auch pfeifen, wodurch er in Wäldern Verirrte täuscht. Die Vögel des Südens haben schönere Kleider, die des Nordens singen schöner. Amerika hat nicht viele Sänger. Es ist stimmarm. Die Hunde verlernen daselbst ja das Bellen. Es gehört immer Alles zu Allem!

Hunde, Gänse, Schafe, Hühner ahmt der Heuschreckenvogel nach. Gerade diejenigen Amseln, die bei Nacht beim Kerzenlicht lieber als bei Tage singen, singen der Nachtigall ähnlich. Auch die Staare lernen vorgeschriebenen Gesang von Menschen und Orgeln, Vogelstimmen ahmen sie von selbst nach. Das Schwarzköpfli hört am liebsten die Nachtigall, und wird ihre Schülerin. Sein Weibchen lernt ein wenig von ihm singen. Die Liebe macht es melodischer und künstlerischer. Aerger noch als der Canarienvogel schmettert der Sprosser. Er zerschneidet seine Töne. Wäre er Redner, so spräche er gewiß im zerhackten Style (Style coupé). Traurig, wehmüthig singt das artige Hausrötheli, und leicht lernt das Rothbrüstchen. Den Spatz kann man nicht singen lehren. Seine Seele geht auf ganz andere Dinge. Ihm gilt die Geschlechtslust und die Unruhe am meisten.

Die ganze Classe hat die Unruhe, die Eitelkeit, den Neid und Zorn sehr vieler Virtuosen und Künstler. Wie eitel sind die Nachtigallen! Sie überschreien einander und schreien sich heiser. Einzelne schreien sich im Wetteifer buchstäblich zu Tode. Schon Plinius sagt, daß manchen eher der Athem als der Gesang ausgehe. Einigen barsten auch schon Blutgefäße, und

sie stürzten todt hin. Wie schmettern vor Zorn manche Vögel, wenn sie andere hören! Fängt einer an, so fängt der andere auch an. Sie haben einander aber dennoch gerne, weil sie gerne singen hören. Ein eben gefangener Fink in einem Nebenzimmer ruft bald sein Fink, Fink! und augenblicklich antwortet ihm ein Stubenvogel im Wohnzimmer; ruft ersterer lange nicht mehr, so ruft ihm dieser wieder, ihn zu erinnern.

Die Zaunkönigleln sind gar nicht scheu. Man kann etwa einmal eins mit den Händen fangen. Sie nehmen bald das Futter aus den Händen. Der Weidenzeisig ist ein schlimmer Zänker, und fängt sogar, aber immer im Nachtheil, Zank mit der viel größern Drossel an. Uns nimmt nicht Wunder, daß sein Weibchen über die Maßen furchtsam wird. Das muß eine sonderbare Ehe seyn! Wie unter Menschen, so kommt gewiß auch unter den Vögeln das durch Umkehrung entstehende Gegentheil vor. Die Furcht des Grasmückenmütterchens, das, wenn man sich seinem Nestchen nähert, vor Schrecken halb ohnmächtig wird und herausfällt, ist auf die Kindlein übergegangen, denn auch sie springen heraus und verbergen sich schüchtern. Neid und Zank ist das Schwarzköpfchen gegen alle guten Sänger seiner Umgebung, Neid und Zank das Rothbrüstchen gegen diejenigen, die mit ihm essen und trinken wollen. Es will zuerst allein satt seyn. Wie Kinder auf der Wiese jagen die Weißschwänzchen einander in der Luft herum, aber noch artiger ist, daß sie mit den Bachstelzen zu solchen Lustbarkeiten gemeinsame Sache machen. Unangenehm ist's, daß manche dieser schönen Sänger so unreinlich sind, Alles beschmutzen, das Wasser und Futter verspritzen. Wie unreinlich ist der zierlich gekleidete Seidenschwanz!

Unerwartet tritt beim geselligen Kernbeißer etwas Außerordentliches auf, nämlich ein gemeinsames Bauen. Raupen spinnen gemeinsam, Wespen bauen gemeinsam, Krähen machen eine gemeinsame Unterlage zu ihren Privatnestern, der Kernbeißer macht sich mit andern ein gemeinsames, völlig regenschirmartiges Dach aus Gras zu gemeinsamem Schutze, so daß kein Gewitterregen durchdringen kann; dann macht jedes einzelne Paar sich sein Nest darunter. Jedes hat seinen eigenen Eingang. Ein

solcher gemeinsamer Staat kann bei drei hundert und zwanzig Wohnungen enthalten.

Einzelne, von Natur scheue und mißtrauische, sind beinahe nicht zu zähmen. Den Fink muß man zuerst wie in einem dunkeln Wald halten. Einige sterben bald. In weiten Räumen treiben die Staare einander herum, und thun ganz außerordentlich lustig. Sie pfeifen und singen hell auf, ziehen immer in Schwärmen und beleben ganze Gegenden. Man kann sie aber so zähmen, daß sie fortfliegen und wiederkommen. In der Gefangenschaft ist ihnen um der Menschen willen, bei denen sie sind, völlig wohl. Sie geben auf Blick, Mienen, Gebärden der Menschen Acht. Gescheidter ist kein Gesangvogel. An Eigensinn fehlt's ihnen aber dennoch nicht. Still und traurig ist der Fliegenschnäpper, kühn und mordlustig der Würger. Die Eigenheit des Neuntödters ist furchtbar. Er spießt Vögel, Mäuse, Frösche, Käfer an Dornen lebendig, und läßt sie daran zappeln, bis es ihm gefällt, sie zu genießen. Besser ist seine zweite Tödtungsmethode: sie zu treten bis sie todt sind, oder unter Steine zu zwängen. Wer hat ihn dieses gelehrt? Die gütige oder die wunderliche unerklärbare Natur!

Der thörichte Dorndreher läßt sich zur Jagd auf Lerchen und Wachteln abrichten. Dumm=muthwillig neckt der Schwalbenwürger auch den großen gewaltigen Raben, dem er doch gar nichts anhaben kann. Der Rabe verachtet ihn wie ein großer Bullenbeißer die kleinen ihn anbellenden Hunde. Lebhaft und frech sind die Meisen, aber nicht alle Kohlmeisen tödten im Käfig andere Vögel. Sie beißen ihnen etwa den Kopf auf, und fressen das Gehirn heraus. Sie und die Zeisige lehrt man am ehesten ihr Getränkgeschirr an einem Faden heraufziehen. Es ist artig zu sehen, wie sie den zum Theil heraufgezogenen Faden mit dem Fuße festhalten und dann wieder ziehen. Klug schneidet der Pflanzenmäder die Pflanze, ehe er sie zu essen anfängt, an der Wurzel ab. Wird sein Nachbar geschossen, so fliegt er nicht einmal fort. Sein unverständiger Muth muß groß, oder sein Schlußvermögen sehr klein seyn. Zänkisch, munter und leicht zahm ist auch der Zeisig. Er singt unermüdlich den ganzen langen Tag. Er wird aber so unachtsam, daß man ihn, wenn man ihn in der Stube

herumlaufen läßt, zertreten kann. Canarienvögel erzeugen mit Zeisigen Lein- und Distelfinken, Hänflingen und Gimpeln Bastarde, deren Seelen dann offenbar etwas vom Vater und der Mutter an sich haben.

Das Schneevögelchen ahnet den Schnee, wie auch noch vollkommnere Naturwesen ahnen, und der Kreuzschnabel wird bei Gewittern sehr unruhig. Er ist auch für die Ausdünstungen kranker Menschen sehr empfindlich.

Spatzen u. s. w. durch flatternde Dinge auf Stangen, ausgestopfte und angenagelte Habichte vertreiben wollen, nützt bald nichts. Sie merken, daß es nur ein Popanz ist. So werden auch die Distelfinken nicht lange durch Schellen verscheucht.

Viele Singvögel sind Pflanzen-, andere Insectenesser. Mehrere Thiere genießen in der Jugend Pflanzennahrung und erst im Alter Fleisch. Bei diesen Vögeln ist's umgekehrt. In heißen Ländern, in denen Alles besser schmeckt, essen manche sogar Knospen und Blumen.

Leider sind auch diese Vögel mehrern Krankheiten, den Blattern, dem Durchfall, dem fallenden Weh, und — dem Alter und Tod unterworfen. Hanfsamen macht die Sperlinge blind; er ist ihnen zu hitzig. Der Kreuzschnabel kann, in Folge zu vielen Hanfsamens, plötzlich am Schlagfluß sterben. Dann wird er wie ein Mensch behandelt. Mit Essig bringt man die Kohlmeise aus ihrem fallenden Wehe wieder zum Bewußtseyn.

Sanft und ruhig sterben viele Singvögel. Oft geben sie unmittelbar vor dem Sterben noch einen melodischen Laut von sich, ziehen sich zusammen, legen den Kopf unter einen Flügel, und fallen todt herunter.

Der Canarienvogel ist ohne Zweifel der intelligibelste in dieser Classe; eben er versteht den Menschen am besten, äußert die größesten Fähigkeiten und verschiedensten Gemüthseigenschaften, eben er wird am ehesten zu Künsten abgerichtet, und ist den Menschen ein wahrer Gesellschafter. Mit ihm kann aber der Staar wetteifern.

Wie wir den Bartgeyer der vorigen Classe besonders charakterisirten, so charakterisiren wir hier insbesondere den

Canarienvogel; diesen aber nur in seinem gezähmten und gefangenen Zustande, weil wir ihn im Freien ja nicht haben.

Der Canarienvogel, ursprünglich aus Samen und vom Himmel der canarischen Inseln, in einem nur grauen Kleidchen, bei uns hingegen schön gelb oder grün gelb, sollte seine Abkunft verrathen. Er thut es auch. Sein Temperament ist ganz afrikanisch. Sein Muth ist gleich dem der alten Numidier, seiner Nachbarn, sein Verstand ist immer noch südländisch. Er ist eine außerordentliche Composition, und gehört zu den vordersten Sängern in seinem Chor, wie die Cardinäle in dem ihrigen, doch wird er nicht deßwegen vom Volk oft Cardinalvogel genannt. An Verstand wetteifert er mit dem Storche, an Zorn mit der Gans, an Lerngeschicklichkeit mit dem Pudel. Seine Stellung ist gut, seine Stimme stark, sein schwaches Aeuglein hell, sein Köpfchen wie das der ganzen Classe wohl geformt. Es ist in der Form desselben etwas Poetisches. Eben auch seinetwegen ist's möglich, die Vögel neben die Säugethiere zu stellen. Wir aber haben sie doch nicht so hoch gestellt. Die Vögel sind nicht so erfinderisch, und haben nur viel Talent. Das Erfinden gehört den Genien. Canarienvögel erfinden beinahe nichts.

Der Canarienvogel hat alles Niedrigere, wie wir schon wissen können. Ausgezeichnet sind seine fünf Sinne, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, seine Einbildungskraft, ausgezeichnet sein Tonsinn. Er ist meist nur für die Musik da. Er lernt von seinem Vater, wenn er selbst ebenfalls männlich ist, früh singen. Er ahmt ihm sehr gerne nach. Er ist aufmerksam, wenn er andere seinesgleichen singen hört, er paßt auf, wenn er fremde Stimmen vernimmt, er ahmt auch diese noch. Das führte auf die Probe, ob man ihn recht Geregeltes und Schönes nach der Orgel singen lehren könne. Und siehe, die Probe gelang. Der Unterschied jedoch in der Lerngeschicklichkeit ist sehr groß. Manche lernen wie im Schlafe, andere schwer, noch andere geben nicht einmal Acht, noch andere könnten, wollen aber nicht lernen. Das Thierchen hat sehr viel eignen Sinn, eignen Willen. Er behält sechszeilige Strophen, singt sie manchmal nur theilweise, den Anfang, das Mittel, das Ende, oder Anfang und Ende, kurz, wie es ihm in den Sinn kommt. Er scheint

mit dem Gelernten zu spielen. Es macht ihm Spaß. Nicht alle Tonarten lernt er gleich leicht. Die einen sagen seiner innern Seelenmusik besser als andere zu, und der eine liebt diese, ein anderer andere Tonarten. Fängt ein Vogel, den er nicht sieht, zu singen oder zu pipen an, so gefällt's ihm, er antwortet ihm, wie am Frühmorgen die Hähne. Schweigt der andere, z. B. ein Fink, wieder, so ruft er ihm einmal über das andere. Wird in seinem Zimmer noch ein Käficht mit einem Vogel aufgehängt, so schielt er immer gar curios herüber. Pipt dieser, so antwortet er ihm bald; fängt er zu singen an, so nimmt er es ihm übel, wenn er merkt, daß er auch etwas kann, und fängt nun an aus vollen Leibeskräften zu singen. Singt der andere, durch ihn gespornt, selbst lauter, so strengt er sich nur noch mehr an; nachgeben will er nie. Sind es zwei Canarienvögel, so dürfen sie einander nicht sehen, sonst erbittert einer den andern heftig, sobald sich der eine hören lassen will. Sie strecken ihre Schnäbelchen gegen einander, und heben kampflustig ihre Flügel wie Fächer. Sie können vor Zorn und Neid fast bersten. Ihre Stimme ist unbegreiflich stark. Sie schmettern wie Trompeten. Fangen die Menschen zu schwatzen an, so reizt es sie ebenfalls. Sie schwatzen auch mit, aber zu laut; man hört sein eigen Wort vor ihnen nicht mehr. Man gebietet ihnen zu schweigen, sie schweigen wenige Augenblicke. Nervenschwachen ist ihr Lärm viel zu stark. Eben den Canarienvogel lehrt man viele Kunststücke, z. B. das Wassergeschirrchen an einem Faden zu sich heraufziehen. Er faßt den Faden mit dem Schnabel und zerrt ihn aufwärts, und hält mit einem Füßchen den aufgezogenen Fadentheil; so wiederholt er, bis der Fingerhut selbst heraufgezogen ist. Immer jedoch läßt er ihn plötzlich herunter fallen. An die Möglichkeit, daß sich das Wasser verschütte, oder der Faden breche, kann er nicht denken; er kann aus der Erfahrung nur die Folgen, nicht aber die Wirkungen kennen. Das lernen noch mehrere Singvögel, aber ihn lehrt man auch Schwierigeres, Unglaubliches, Wunder!

Man lehrt ihn mit Hülfe des Schnabels und eines glühenden Schwamms, Hölzchens oder Strickchens, ein messingenes Kanönchen losschießen. Es muß ihm also alle Furcht vor

heftigem Knall abgewöhnt werden können. Eine große Umänderung seines Naturells! Man lehrt ihn große ausgeschnittene Buchstaben kennen, und daraus Wörter zusammensetzen. Da liegen alle fünfundzwanzig Buchstaben in einer langen Reihe. Man gibt ihm ein zwei= bis dreisylbiges Wort. Er horcht, er denkt, er sinnt nach; langsam nimmt er einen, den ersten Buchstaben des Wortes, und legt ihn bei Seite; kommt in der zweiten Sylbe ein Buchstabe der ersten Sylbe vor, so nimmt er ihn dort mit dem Schnäbelchen weg, und stellt ihn an den neuen Ort. Oft hält er das Köpfchen schräg, und blinzelt seinen Meister an; oft staunt und denkt er wieder nach; manchmal versieht er sich und will einen unrechten Buchstaben nehmen; warnt er ihn vor dem Mißgriff, so läßt er's bleiben, und wählt besser. Man kann ihm das lange „Konstantinopel" oder das griechische „Papepipapos" (Urgroßvater) aufgeben; er löst es. So setzt er aus Zahlen eine große Summe zusammen, aus Noten einen Gesang, etwa eine Linie lang. Man gibt ihm auf, die schönste, die älteste, die verliebteste Person in der Gesellschaft, die den Kaffee am meisten liebe, u. s. w. anzugeben. Er fliegt zu ihr hin. Er versteht das Wort und die Gebärde und die Augensprache seines Herrn. Hinwiederum zieht er auf Befehl desselben in jeder beliebigen Richtung ein kleines Wägelchen auf einem Tischchen hin und her. Er zieht rechts und links, hält an und zieht weiter. Wegzufliegen macht er keine Miene. Am Ende muß er sich selbst mit Hülfe seines Schnäbelchens ausspannen, denn er ist förmlich angeschirrt. Doch ist er bisweilen eigensinnig, und löst seine Aufgabe ungerne. Man kann ihn nicht zwingen. Man muß sich in seine Laune schicken, und sich nach ihm einrichten. Endlich, wenn ihm sein Lehrmeister nur gute Wörtchen gibt, und zur Strafe nur ein wenig drückt, wird er doch noch gehorsam; nur in seltenen Fällen macht er seine Sache vorsetzlich, wider besser Wissen und Gewissen, und wie aus Hohn und Bosheit, verkehrt. Er ist ein Afrikaner. Punische, numidische Treue! Ihn solches Alles zu lehren, ist viele Zeit, Geduld und Kenntniß des Thierchens nöthig. Ein solches Thierchen muß etwa eine ganze reisende Familie ernähren. Es erhellet hieraus, daß er scharf sieht und hört, und Ton und Bild wie wir mit einander ver=

binden könne. Er arbeitet mit Gedächtniß und Einbildungskraft, mit dem Gesichts- und Gehörsinn zugleich. Die Thätigkeit ist schon sehr componirt. Es gibt Menschen, die minder leisten, und doch noch für Menschen gelten. Es lernt der Canarienvogel auch die Spielkarten kennen, und mit sich das Wechselspiel vive l'amour spielen. Er wählt aus allen Karten, die vor ihm liegen, die vier Könige, und stellt sie zusammen. Er fehlt nicht! Oder man gibt ihm ein Aß, und bietet ihm eine Karte nach der andern hin. Alle Nichtaß ergreift er mit dem Schnäbelchen nicht. Er merkt auch, daß Viere ausreichen. Hat er sie beisammen, so wartet er auf keine neue mehr. Begreiflich kennt er auch die Formen der Zahlen, ihren Werth jedoch, wie geistig unvollständige Menschen, nicht. Schwerlich kann der Canarienvogel mehr als auf Viere zählen, und recht begreifen, wie viel Vier seyen. Man muß ihm Zahl für Zahl sagen, die er aussuchen soll. Zum Addiren u. s. w. ist er nicht abrichtbar, weil sich nur Gesicht und Gehör, Gedächtniß und Einbildungskraft abrichten lassen, der Verstand aber nicht. Ein Verstand wird durch Abrichtung ein Affe; durch Abrichtung jener Vermögen hingegen wird man geschickt. Canarienvögel werden geschickt. Menschen, die ebenfalls nie Addiren u. s. w. lernen, sind nicht sehr selten. Sie können dennoch essen, sich ankleiden, Holz sägen, heirathen u. s. w. Das Componiren mehrerer gleichartiger Kartenfiguren wird des Canarienvogels höchste Geisteskunst, und ihn höher zu schrauben, muß vergeblich seyn. Ist einmal ein Thier erfaßt, so kann gesagt werden, was man es und was es selbst sich lehren könne. Darum gehen die Thierabrichter und Erzieher so sicher. Eine einzige Wahrnehmung kann uns das ganze Thier geben. — Daß die Canarienvögel träumen, im Traume zu singen anfangen, ist eine bekannte Erfahrung, die auf viel deutet. Nicht alle Thiere auf dieser Stufe haben so viel Gedächtniß und Einbildungskraft, so viel mittlere Seele, daß sie träumen können. Das Träumen aber ist bedingt durchs Gemüth und dessen Leidenschaften und Begierden.

Der Canarienvogel hat ein Gemüth, er ist der Liebe und des Hasses fähig. Er gewöhnt sich an Menschen, seine Freunde, allein er nimmt manche Menschen nicht zu Liebe an, sondern

rast gegen sie immer mit numidischem Zorne. Er ist eitel auf seinen Gesang. Er äußert heftige Begehrlichkeit. Er ist gegen seinesgleichen am zänkischsten, minder gegen andere Classenverwandte. Er wird so zahm, daß er nicht wegfliegt oder zum Fenster wieder hereinkommt. Von Freiheit kann er nichts wissen. Er ist in der Sklaverei geboren und erzogen. Er liebt seine Jungen herzlich. Die Jungen äußern nicht viel Kindisches. Auch hierin ist er südlicher Art. Sein Selbstgefühl ist schon frühe stark. Kühn stellt er sich gegen Hunde, befreundet sich aber mit ihnen bald und spielt mit ihnen. Mit dem Hunde können sich gar alle Thiere befreunden, denn sie werden nur durch die Menschen zum Fluch aller Thiere gemacht. Auffallend ist, wie schnell sich der Canarienvogel vom Schrecken erholt. Fällt sein Käficht von der Decke, glauben wir ihn todt, augenblicklich singt er wieder munter und hell. Allerdings fällt er nicht schwer, doch kann er sich heftig stoßen. Hat ihn aber eine Katze erschreckt, so erholt er sich ziemlich lange nicht mehr. Afrikanischen Samens geht jedoch auch dieser Schrecken seiner Seele bälder als bei Hunden und Pferden vorüber. Einzelne Canarienvögel nehmen einander ewig nie an, und ihre Zänke sind heillos. Als im Jahr 1836 in einer Nacht ein Erdbeben der nordöstlichen Schweiz zwei in Einem Käficht schüttelte, mußte der eine sich vom andern aus dem Schlafe geweckt geglaubt haben, denn er fiel über ihn her, und zog ihm unbedingt alle Schwanzfedern aus, ja, er zerzauste ihn so arg, daß er beinahe nackt wurde. Noch ist eben im Canarienvogel ein Erd- oder tellurischer Zug vorhanden, denn vor dem Erdbeben zeigt sich in ihm Unruhe, ein Auffahren, Angst; beim Beben selbst wird mancher wild. Und doch gefahrt er in seinem Käficht in der Luft viel minder als die andern Hausthiere, die auf dem Boden leben. Vermuthlich theilt er hierin eine tellurische Eigenheit vieler Vögel.

Die Tyroler, sinnig und thierfreundlich wie alle Bergvölker und Gebirgsfreunde, nehmen sich mit großer Naturgeschicklichkeit ihrer angebornen Gesangkunde an, lehren sie eine Menge Gesänge, und tragen sie in großen hölzernen vergitterten Kasten bis nach Konstantinopel und Petersburg. Sie ergötzen den ganzen Welttheil damit. Menschen- und Thiergesanglehrer

thun sehr Verdankenswerthes. Könnte der Canarienvogel sogar nichts lernen als Singen, so wäre das Daseyn seiner hörenden, liebenden, fühligen Seele schon dargethan, denn eine Nichtseele kann man nichts lehren. Soll des Menschen Gesang und Orgelspiel, des Menschen Gedanke und Gefühl in den Canarienvogel eingehen, so muß dieser eine, jener im Gesange verwandte, Seele haben. Der Mensch versteht das Thier, weil er Seele hat, das Thier versteht den Menschen auch nur, weil es Seele hat. Gleiches gesellt sich völlig nur mit Gleichem. So klar dieser Satz ist, so muß er, der Cartesianer wegen, immer noch wiederholt werden.

Das Thierchen wird nach Verhältniß seiner Größe oder Kleinheit sehr alt, doch lange nicht so alt als die größern Papagaien und Raben. Sein Leben verrinnt und vertönt nicht vergeblich. Es lernt, es wird geschickter und klüger, nur kann man ihm die Zornmüthigkeit nicht, wenigstens nicht ganz abgewöhnen. Wie beim Menschen, geht ihr Stammort, ihr ursprüngliches Vaterland, der wilde nordafrikanische Süden, nicht aus ihm heraus. Vorstellungen mögen bei noch vollkommnern Thieren wirken, bei den Vögeln, wenigstens bei den Canarienvögeln, wirken sie nichts, höchstens kann Milde und Süße des Tons des Wortes, so wie dessen Härte und Zorn auf sie ein wenig wirken. Sie lernen auch die Dankbarkeit nicht, und ihre Wanderung oder Versetzung in unsre Gegenden hat vielleicht auch auf die Psyche in Betreff der Mutterliebe nachtheilig eingewirkt, denn das Weibchen vernachlässigt seine Jungen oft. Die Mutter wird eifersüchtig auf die Tochter der Liebe wegen, das Männchen über den Sohn wegen des Gesanges.

Es ist zu denken, daß der Norden, dringenderer Nothwendigkeit wegen, allmählich mehr Sorgfalt der Eltern für ihre Kinder ausbilde, südlichere Thiere auch von Natur minder davon empfinden. Auch die Thiere sind schon lange auf der Welt, und ihre Geschichte wird ebenfalls zu etwas dienen.

Der Canarienvogel stirbt besonders schön. Er scheint etwa noch ganz gesund zu seyn. Unerwartet sieht man ihm an, daß er krank ist; er scheint seinen Tod zu ahnen, und er kann ihn,

eben wie der Schwan, kann ihn als Naturerscheinung für sich, wie das Erdbeben für Alle, ahnen. Er gibt oft gerade vor dem Sterben noch einen halblauten Ton von sich, zieht sich zusammen, legt den Kopf unter einen Flügel, und fällt schweigend todt herunter, dehnt sich noch einmal aus, und — entflohen ist seine Seele, sein heftig liebender und hassender, vielsingender und vielfühlender Geist, der ihm die Töne eingegeben, selbst ein Tongeist und ein Ton in der allgemeinen Weltharmonie gewesen. Wer ist es, der seine Seele und seinen Körper so artig und lebhaft gebildet und in Harmonie gesetzt hat? Es ist schon oft um Canarienvögel, wenn sie starben, geweint, wenn sie krank wurden, wenn nicht gebetet, so doch mit Innigkeit gehofft worden. Es wäre um die Seelen der Canarienvögel, Lerchen und Nachtigallen doch gewiß Schade!

Wir sind bei der obersten Classe der Vögel, bei den Stelzenläufern, die in der Gestalt und Stellung so wie im Gang dem Menschen am ähnlichsten sind, angelangt. Stehen sie wirklich höher als die frühern? Macht sie ihr langer Hals, ihr langer Schnabel, ihr hohes Fußgestell klüger, bildsamer, umgänglicher? Alle ihre Sinne sind gut, allen kommt ein ausgebildeter Ort-, Zeit-, Farben-, Ton- und Wortsinn zu. Im Gesang leisten sie nichts, in der Kunst Nester zu bauen ebenfalls nichts, sprechen kann man sie auch nicht lehren, sie auch zu keinen Künsten abrichten, so daß sie hierin sogar hinter den Papagaien, und weit hinter den Krähen und auch den Singvögeln stehen. Wie aber der Mensch für den Mangel an Gesang und Baukunst durch die Vernunft entschädigt ist, so der Stelzenläufer durch den Verstand, und eine ungemeine Selbstständigkeit mit Willenskraft. Zugleich treten in ihm angenehme Gemüthseigenschaften auf, die ihn uns schätzenswerth machen. An treuer ehelicher Liebe, an Liebe der Eltern zu den Kindern und mancherlei Gutem ist bei ihnen kein Mangel. Das Gesetz der Wanderung wirkt auch noch in ihnen. Die Störche und Kraniche sind als Reisende, und wegen ihrer Gedächtnißkunst, den alten Wohnsitz wieder aufzufinden, besonders berühmt. Doch sind viele dieser Classe bei Tage träg, bei Nacht unruhig. Die Nacht wirkt noch tief in die Psyche.

Die Schnepfen sind noch eine Art Dämmerungsfalter,

weil sie bei Tag und Nacht meist schlafen, und nur am Morgen und Abend thätig sind. Auch der Brachschnepfe ist für die Gewitterluft sehr empfindlich; ihn aber scheint sie fröhlich zu machen, wie den berühmten Astronomen Tycho de Brahe, denn er tummelt sich alsdann lustig mit andern in den Lüften herum. Großen Lärm an den Ufern machen die Regenpfeifer beim Regnen. Ein Pfeifen, Zischen, Wiehern und allerlei Stimmen kann der sonderbare Kampfhahn, der wegen seines Kragens wie ein Rathsherr des vorigen Jahrhunderts aussieht, geben. Es ist zu vermuthen, daß er sich mit seinen guten Freunden nur zur Kurzweil wie der Haushahn balge, weil man bei ihren Kämpfen keine Weibchen sieht.

Es ist ein Mitgefühl in diesen Thieren. Wird ein Spitzflügler getödtet, so schreien die andern um ihn her. Solch ein Antheil ist uns neu. Schön benimmt sich das Kibitzweibchen. Nähert man sich dem brütenden Weibchen, so holt es schnell das Männchen und Nachbarn, und vereint hauen sie auf den Feind mit den Schnäbeln tüchtig los. Hat es Junge, so thut es ängstlich, fliegt und stürzt vor die Füße des Menschen, thut lahm, fliegt wieder auf und einige Schritte vom Nest ab. Hat es den Menschen von der Spur abgeleitet, so schwebt es auf einmal fröhlich empor und zum Nest zurück. Förmliche sehr listige Verstellung! Der Mensch wird vom Thier betrogen! Am Abend baden sie gern mit einander. Die Steinwälzer machen's wie die Staare, und wälzen jeden Stein um, um zu sehen, ob nicht etwa Insecten unter ihm seyen. Wie die Enten hintereinander eine Linie bilden, so die Sichelschwalben in den Lüften, doch ziehen sie auch Kreise, und schreien wie Gänse, bilden auch wellige Linien. Stolz ist der Blick und abgemessen der Gang der Penelope, wozu sie durch Namen und Schönheit berechtigt ist. Hat sie der Jäger zu Pferde ermüdet und erreicht, so legt sie sich nieder, resignirt, und läßt sich eine Schlinge umwerfen.

Zornmuth ist der Grundfehler des Rohrdommels. Er schießt seinen Schnabel gegen Menschen und Hunde mit Heftigkeit. Man kann ihn aber so erschrecken, daß er völlig wie ein Pfahl erstarrt. Ein Thier, das erschrecken kann, ist gescheidt. Er ist nur in der Jugend erziehbar. Der hohe Fla=

mingo richtet sich zum Brutgeschäft ganz nach seinen ungeheuren langen Beinen ein. Er macht sein Nest hoch, legt die Eier hinein oder darauf, und setzt sich dann darauf wie auf einen Stuhl. Das später bei noch vollkommnern Thieren vorkommende Wachenausstellen kommt auch bei ihm schon vor. Wie zahm werden die numidischen Reiher! Sie kommen in die Dörfer, tanzen mit einander gar ordentlich im Kreise mit ausgebreiteten Flügeln. Das Tanzen liegt in der Natur aller leichtbeweglichen Wesen von den Insecten an; darum lernen's die Thiere und Menschen so leicht und so gerne, und richtet man sie dazu ab. Sie stoßen dann wie Fechter auf einander. Gezähmte tanzen nicht minder gern. Sie spielen auch mit manchen Dingen, und werfen sie zur Lust mit dem Schnabel vielmal in die Höhe. So aber machen sie es auch mit den Schlangen, bis sie todt sind. Wenn sie Junge haben, strecken sie fast wie Gänse Menschen und Hunden zornig ihren Hals entgegen. Im Zuge in der Luft machen auch sie geregelte Linien und Figuren. In der Biene erstarrt die Geometrie zur Zelle und Wabe, im Reiher bleibt sie beweglich, lebendig. Der wahre Reiher hat immer viele Achtung genossen. Sein Gang und sein Flug ist gravitätisch, langsam und feierlich, wie der eines Rathsherrn, der zur Berathschlagung geht, und viel weiß. Groß fühlt er sich im Schweben, beim Fischen guckt er oft tiefsinnig ins Wasser. Nicht so fast traurig als ernsthaft sitzt er auf den Bäumen. Manche nennen alles Ernste traurig. Unangenehm ist seine Stimme. Er ist etwas Eigenes in mehrfacher Beziehung, denn bei Donnerschlägen erschrickt er gerade so wie ein furchtsamer Mensch. Seinen Jungen bringt er im Schlunde Fische heim. Solches Heimbringen kommt bei den Würmen, Fischen und Lurchen nicht, aber bei den Insecten, Vögeln und Säugern vor. Die Larven der Insecten strecken die Köpfchen, die Vögelchen ihre Schnäbelchen, und die Menschenkindlein ihr Händchen darnach aus. Solches Bringen verbindet Eltern und Kinder, und bildet Familiensinn. Im Kampfe mit dem Falken bei der Reiherbeize kommt er nicht zurecht, er muß unterliegen. Die gravitätischen sind nicht immer die besten Kämpfer. Warum sammeln sich die Fische, wenn er ins Wasser tritt, von selbst zu ihm,

so daß er ganz bequem, wie wenige Thiere und Menschen, speisen kann? Man sagt, sein Unrath locke sie. Wir könnten die Ursache eher in einem sympathetischen Verhältnisse suchen, das vermuthlich noch in mehrern verwandten Stelzenläufern gegeben ist.

Der Secretär (am Cap) wird zwar zu den Adlern gezählt, ist jedoch ein Stelzenläufer. Er ist eine Art Kranich mit äußern Spuren von einem Adler. Er ist auch gesellig, wird leicht zahm. Schlangen, seine Lieblingsspeise, schmeißt er so vielmal empor, bis sie todt sind, oder er zertritt sie. Schildkröten schlägt er gegen die Erde. Auf große Schlangen schlägt er mit seinen Flügeln wie mit Knütteln. Um die Weiber kämpfen sie heftig. Aus Zweigen wölbt er sich eine Laube um sein Nest herum.

Am höchsten in dieser Classe stehen die Kraniche und Störche. Erstere fahren auf ihren Wanderungen hoch über den Wolken, ziehen immer in regelmäßigen Figuren, z. B. in einer Linie, die sich in eine Gabel theilt; gestört bilden sie einen Kreis. Sie schweben über die allerhöchsten Gebirge. Erwiesen ist's, daß sie beim Fressen und beim Schlafen eine Wache stellen, die in Gefahr ruft und weckt. Wach plaudern sie immer mit einander. Was haben sie denn auch immer mit einander zu plaudern? Vom Futter? Vom Reisen? Von Gefahren? Von Frauen und Kindern, oder Land und Leuten? Mittheilungen machen sie nun einmal einander doch! Viele vereint sollen die Sonne mit einem Chor begrüßen. Ungeachtet ihrer ernsten Gemüthsart, sind sie doch manchmal recht lustig, tanzen und werfen auch allerlei Dinge in die Luft. Zahmer wird kein Thier, und gescheidter benimmt sich nicht leicht eins. Er lernt seinen Fütterer bald kennen, auf den Ruf herbeikommen, alle menschliche Speise essen. Junge Männchen und Weibchen lieben einander sehr. Ist eins abwesend, so schreit das andere fast immer. Dieser Liebe ungeachtet zanken sie sich aber doch ums Futter. Ein solches Paar lief im ganzen Hof herum, gingen wie Hunde, die einmal vor einem Hause etwas zu fressen bekommen haben, von Zeit zu Zeit wieder vor dasselbe hin, und fraßen auch mit den Hunden. Der eine begleitete seinen Herrn aufs Feld, erhob sich zu dessen und

eigner Freude in die Luft, tummelte sich herum, kam wieder herunter, und spazierte wieder neben seinem Herrn. Bisweilen blieb er einen halben Tag abwesend, kam aber allemal wieder heim. Zur Zeit der Abreise in den Süden riefen ihm die Kraniche der Gegend, allein die Gesellschaft der Menschen war ihm lieber geworden. Während der Heilung eines Beinbruchs des Männchens blieb das Weibchen immer bei ihm. Als das letztere durch einen Muthwill zu Tode geschlagen worden war, durchsuchte das Männchen traurig alle Winkel des Hauses, floh das Haus und hielt sich immer auf dem Felde auf. Im Frühjahre wurde es Freund eines Ochsen, besuchte ihn im Stalle, antwortete, wenn er brüllte, begleitete ihn auf die Weide, fraß ihm die Fliegen vom Leibe, tanzte um ihn, lief voraus u. s. w. Es war wie bei Gänsen zum Hunde verirrter Geselligkeitstrieb, nicht aber Geschlechtstrieb, wie er auch unter Menschen vorkommt. Immer zog er mit dem Vieh aufs Feld, trieb zurückgebliebenes heim, merkte sich die Gränze, trieb jedes, das über diese hinaus wollte, und fremde Ochsen, wenn sie herüber kommen wollten, mit Schnabelhieben zurück, war eine Art Aufseher, schlichtete Streit mit seinem starken Schnabel unter dem Hofgeflügel, stund vor angespannte Pferde, schrie sie, wenn sie unruhig wurden, mit ausgebreiteten Flügeln laut an; war er hungrig, so rief er außer dem Hause vor einem Fenster; wurde er nicht gehört, so ging er hinein und in die Küche; kam Jemand, so bettelte er mit einem eigenen Ton. Wollte er Abends noch nicht in seinen Stall, so verbarg er sich vor der ihn suchenden Magd, ließ sich jedoch ohne irgend einen Widerspruch in den Stall tragen.

Mit allen Hofthieren hatte er sich bald bekannt und vertraut gemacht, doch nahm er sich besonders der Gänse an. Er hütete und vertheidigte sie, zog mit ihnen aus, kam mit ihnen wieder heim. Er nahm auf alle Thiere mehr und minder Rücksicht, die Schweine aber verachtete er. Gegen Truthühner hatte er förmliche Antipathie. Die schwarze Farbe war ihm ärgerlich, darum floh er die Kaminfeger und schwarze Hunde. Jedoch gewöhnte er sich allmählich daran. Menschen, die ihn einmal beleidigt hatten, nahm er nie mehr zu Liebe an. Wenn ihm das Wasser im Trinkgefäß nicht mehr gut

genug war, stieß er es um, und schrie nach anderm. Er fraß auch gern Weizenähren und zog solche aus dem damit beladenen Wagen heraus. Oft spazierte er weit. Sah er seinen Herrn, so wollte er sich vor ihm verstecken, dann lief er eiligst auf Umwegen nach Hause, und war vor seinem Herrn daheim. Wurde er ausgescholten, so schämte er sich, senkte den Kopf, verbarg ihn unter einen Flügel und blieb reuend stehen. Vor dem Spiegel freute er sich mit drolligen Sprüngen über seine Copie darin. Als man seinen alten Stall durch einen neuen ersetzte, bezog er ihn nie. Er zog den Schlaf im Stall beim Ochsen vor.

Als im zweiten Frühjahr die Kraniche wieder anlangten, und er sie sah, wurde er unruhig, suchte sie auf, bewillkommte sie mit einer Art Trompetenstößen, und verweilte sich bei ihnen vierzehn Tage. Weil er aber beschnittene Flügel hatte, konnte er mit ihnen nicht fortfliegen, wenn er auch gewollt hätte. Doch war er nur während der Nacht bei ihnen, am Morgen kam er jedesmal wieder heim. Er konnte ein Weibchen bis nahe an seinen Hof bringen, es blieb aber nur acht Tage bei ihm, dann entfernte es sich, weil die Feldarbeiter es verscheuchten. Ein junges Weibchen, das man ihm brachte, wurde von ihm freundlich aufgenommen; als es starb, bekümmerte er sich doch nicht stark. Entweder betrübte ihn diese zweite Erfahrung nicht sehr, weil es die zweite war, oder auch bei ihm war die erste Liebe die stärkere, oder das Weibchen war nicht so angenehm. Als die Kraniche im dritten Frühjahr kamen, besuchte er sie oft, kam jedoch manchmal blutig und mit zerzausten Federn heim. Was mag wohl der Grund des Zankes gewesen seyn? Wollte er über sie herrschen wie über die Gänse, oder sahen sie in ihm einen Apostaten? Es scheint doch, als ob er sich nur schwer von ihnen gemüthlich habe losreißen können, denn während ihrer Zugzeit blieb er ganze Tage aus. Als ein todtgeschossener auf dem Hofe mit einem Messer ausgeweidet wurde, gerieth er in großen Zorn und theilte Schnabelhiebe aus. An diesem Platze wollte er sein Futter nie mehr holen, und das Messer fürchtete er von Stund an. Er merkte etwas vom Tödten, und fühlte sich in seinem Verwandten verletzt!

Der afrikanische Storch stellt sich sehr bös, öffnet den Schnabel und brüllt arg, ist jedoch nichts Anderes, als ein Polterer, den ein Kind mit einer Ruthe in die Flucht jagen kann. Der ostindische spaziert in den Straßen von Calcutta ganz getrost zwischen allen Menschen herum; Nahrung zu suchen, zieht er von Zeit zu Zeit in den Stadtquartieren hin und her, und kommt auch vor das Fort William, um die Ueberbleibsel des Mittagessens der Garnison zu bekommen. Gegnern versetzt er scharfe Hiebe. Die vierzehn Schuh klafternden Riesenstörche marschiren wie Soldaten gravitätisch neben einander, stellen sich beim Essen hinter den Stuhl ihres Herrn, lassen sich Essen darreichen, und langen auch wohl selbst ein Stück Fleisch oder einen Vogel ganz ungenirt vom Teller.

Wir beschließen diese Reihe mit dem uns auf der höchsten Stufe der Vögel stehenden Storche, den unser Norden hat, und den wir im Freien und in der Gefangenschaft oft genug zu beobachten Gelegenheit hatten, und geben von ihm wie vom Bartgeyer und dem Canarienvogel eine besondere Charakteristik.

Der Storch, der im Süden überwintert, im Sommer bei uns ist, kennt sein Land, sein Dorf, seinen Kirchthurm und sein altes Nest wohl. Er kommt zuerst allein, visitirt das alte Nest, dann reist er wieder ab, und kommt mit seinem Weibchen. Sie bessern das Nest, das von den Winterstürmen gelitten, wieder aus, und leben nun in treuer Liebe ihrer Ehe und deren Rechten und Pflichten. Das Nest ist nur eine rohe Lage von Reisern u. s. w., seine Stimme nur ein Klappern mit dem Schnabel, sein Kopf ist sonderbar geformt, und seine Stirne hoch, sein Auge nicht ganz ohne Schlauheit, sein Gang ernst, gravitätisch, sein ganzes Thun still, feierlich, abgemessen. steif. Sein Flug ist schön, nicht minder feierlich, doch rasch. Es ist als ob er durch die Luft schwimme. Schön entschwebt er dem Nest, schön kehrt er zurück. Er liebt den Kreisflug, denn der Kreis ist die schönste Linie. Immer putzen sie sich als große Freunde der Reinlichkeit, was um so nöthiger ist, weil sich an ihrem weißen Kleide alle Unreinlichkeit um so widriger herausstellt. Mann und Weib brüten gemeinschaftlich. Immer bleibt eins zu Hause, Vater oder Mutter, entweder bei den Kindern, oder wenn sie noch keine haben, das Haus

zu bewahren (zu gaumen). Ihr scharfes Auge beherrscht die ganze Gegend. Keiner erlaubt einem andern, sich in derselben ebenfalls haushäblich niederzulassen. Würmer, Schnecken, Blindschleichen, Mäuse, Fische, frißt er sehr gerne, Heuschrecken und Bienen sind ihm nicht unangenehm, aber am liebsten sind ihm doch die Frösche. Frösche sticht er zuerst mit seinem Schnabel durch, wenigstens macht er sie durch Hineinstoßen in sie zur Flucht unmächtig; durch ihre Pergamenthaut zu stechen, ist ihm fast unmöglich.

Junge Vögel will er auch. Oft klappern Mann und Weib und Junge, plaudern und unterhalten sich mit einander, besonders klappern letztere, wenn ihnen Nahrung gebracht wird.

Drei Dinge von ihnen sind mehr und minder wunderbar: ihre Kriege, ihre Gerichte, ihre menschliche Art.

Alle Störche einer großen weiten Gegend, z. B. des Rheinthals im Kanton St. Gallen und die über dem Rhein oder in dem gegenüber liegenden Lichtenstein und Vorarlberg, erheben sich etwa einmal gegen einander zu einem blutigen Kriege, der sich nur mit dem Tode oder mit dem Abzug der einen oder andern aus der Gegend endigt. Eine Partie muß das Feld räumen. Wahrscheinlich entsteht der Krieg wegen der Nahrung, die sie einander verkümmern oder wegen einer Helena. Dann wird die ganze Gegend unruhig, und Alles geräth in Aufruhr. Sie halten auf beiden Seiten des Rheins auf Feldern großen Rath. Es muß ein Aufgebot ergangen seyn. Sie plaudern viel mit einander und verstehen einander. Einige reden besonders viel. Es sind die Senioren. Die Jungen schweigen. Der Krieg wird beschlossen. Die Vorarlberger und Lichtensteiner in größerer Zahl erheben sich, fahren über den Rhein durch die Luft einher, und wollen die diesseitigen angreifen. Diese haben den Angriff erwartet, erheben sich nun auch und fliegen ihnen entgegen. Der Kampf wird in hoher Luft geführt. Die Waffe ist der Schnabel. Sie stechen fürchterlich auf einander los. Blutig und zerstochen ergreifen die Schweizer die Flucht. Die Vorarlberger sind vollkommen Sieger, und zerstören die Nester der Geflohenen. Allmählich kehren sie jedoch wieder zurück. Später entsteht wieder Krieg, worin der Schweizer siegt.

Es ist auch wahrgenommen worden, daß die Störche bis-

weilen vor ihrer Abreise gen Süden eine große Versammlung halten, einen Kreis bilden, einer in der Mitte steht, viel geklappert und räsonnirt wird, und endlich alle auf den in der Mitte losstürzen und ihn durchbohren. Man will vermuthen, daß es jedesmal ein Weib sey, das wegen Ehebruchs gestraft werde. Dann hielten die Störche ein förmliches Ehegericht, das zugleich Criminalgericht wäre — eine Ansicht, wozu besonders die innige Anhänglichkeit der Männchen und Weibchen, deren gewöhnlich treues Zusammenhalten Veranlassung geben konnte. Andere sind der Meinung, daß sie nach dem Gesetze Lykurgs handeln, und sich über einen Schwächling, der allerdings öfter weiblich als männlich seyn wird, berathen, und diesen, weil er die weite Reise nicht mitmachen könne, zu seinem eignen Besten, und um unterwegs mit ihm nicht geplagt zu seyn, tödten. Die Sache ist seit Aelianos noch nicht aufgeklärt. Daß sie aber etwas Außerordentliches thun, ist außer Zweifel. Das dritte Auffallende ist ihre menschliche Weise. Z. B.: geräth ein Haus, auf dem sie wohnen, in Brand, so tragen sie die Jungen, wenn sie noch nicht fliegen können, auf dem Rücken fort. In Seestädten ziehen sie gerade so wie Menschen zwischen den Leuten auf den Straßen herum, stolziren hin und her, und fordern von jedem, der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. Sie ziehen von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, von Miststätten zu Miststätten, und suchen Fische, Austern u. s. w.

Wir haben selbst gesehen, daß sie in der Gefangenschaft ihren Schnabel gegen ihren Herrn nie mißbrauchen, sich von ihm an den Flügeln ausgebreitet darstellen lassen, große Angst selbst vor ausgestopften Katzen haben, und gezwungen nur mit der ärgsten Furcht bei einer solchen vorbeigetrieben werden können und wild klappern, also sich völlig täuschen und, beim Kerzenlicht an einer weißen Wand noch ärger getäuscht, nach dem Schatten eines hingehaltenen Frosches oder Fisches picken. Daß sie sich sehr leicht, besonders mit Kindern befreunden, und selbst als wie Kinder mit ihnen spielen, so daß sie den laufenden mit ausgebreiteten Flügeln nachfahren, und irgend eins mit dem Schnabel am Rock, am Aermel packen, sich sogleich umwenden, auf und davon laufen, nachschauen, ob auch ihnen die Kinder nachlaufen, und sich dann von diesen ebenfalls am

Rock, am Aermel, am Flügel fassen lassen, sogleich stillstehen, und dann wieder den Kindern nachlaufen, und so recht eigentlich wie die Kinder der Gasse „Fangi's" machen, müssen wir, wegen eigener mehrfach wiederholter Anschauung, ebenfalls Niemanden entlehnen.

Ja, der Storch, dieses Menschenthier, wacht! Er hat schon eine große Welt um sich, viel Erkenntniß des Sinnlichen und der Verhältnisse, viel Denk-, Gefühls- und Willenskraft. Er ist wie ein Menschenkind, er ist eine meisterhafte Vorbereitung auf die noch vollkommnern Thiere, die ihnen aber darin vollkommen gleich sind, daß auch sie mehr und minder Wachen und Bewußseyn in ihrer und von ihter kleinern und größern Welt haben. Man nennt den Storch wegen seiner Ruhe und Besonnenheit den Philosophen, den Plato und Leibnitz unter den Vögeln, wie man den Elephanten unter den Säugethieren den größten Weisen nennt. Wenigstens steht kein Vogel über ihm. Außer dem Wanderungszuge finden wir im Storche nichts, was auf den mittlern Lebenszustand, auf ein Schlafwachen oder ein magnetisch-somnambules Verhältniß deutete, es sey denn, daß seine Kindlichkeit noch dazu gerechnet werden wolle. Von beiden treten noch Spuren auch unter den Säugethieren auf.

Säugethiere oder Sauger.

Die Vögel sind Wach-, Sonnen-, Mittags- oder Menschenthiere, die Säugethiere sind es nicht weniger oder eher noch mehr. Man stritt in alter Zeit mehr als in neuer, ob diese oder jene vollkommner seyen. Daß die Vögel dem Menschen näher, als irgend ein Thier der untern Ordnung stehen, ist mathematisch gewiß. Der Storch ist zum Täuschen menschenähnlich. Sind es auch die Säugethiere?

Wir haben die Würmer in große wenige Classen, die Insecten in mehrere, die Fische wegen ihrer Einartigkeit nur in eine, die Lurche wieder in mehrere, die Vögel in viele Classen eingetheilt, das Reich der Säugethiere zerfällt in noch viel mehrere, denn es fehlte nicht viel, daß in jeder Art eine auffallend verschiedene Seele vorkäme. Es muß sich immer mehr Alles zerspalten, weil zuletzt jeder einzelne Mensch wenigstens eine Art darstellen sollte.

Zuvörderst fragen wir, mit welcher Classe wir hier den Anfang machen sollen? Man wird uns die Wassersäugethiere anrathen.

Man ist von jeher geneigt gewesen, dem Wasser minder Geist als der Luft zu geben. Wir haben auch gesehen, daß die untersten Thiere, ja beinahe alle, Würmer, Wasserthiere, daß viele Insecten, die außer dem Wasser leben, vollkommnere Intelligenzen sind, daß die Fische im Wasser zurück zu fallen drohten, mehrere Lurchenarten, die im Wasser leben, ungeachtet ihres vollkommenen Körpers, sich kaum ein wenig erheben, und die Schwimmvögel größtentheils tiefer als die Landvögel stehen. Wir sahen aber auch, daß wenigstens bei den Insecten mehrere Arten, die im Wasser leben, viel Verstand zeigen, einige Fische in diesem Elemente listig werden können, und die Wasserkrokodile gar klug sind; dennoch huldigen wir der Ansicht, daß die Luft= und Landthiere im Ganzen genommen gescheidter seyen, und größere Unterscheidungsgabe haben, weil ihr Leben im Wasser, obschon auch eine Welt darin ist, doch nicht ein so vielfach gestaltetes ist, als das auf dem Lande. Das Reich der Formen und Farben ist zwar auch im Wasser unendlich groß, das der Töne hingegen ist sehr klein. Es ist aber eben das Tonreich das wahre große herrliche Weltreich, weil es nicht nur das Reich der gedankenlosen Anschauung, sondern der Gefühle, besonders aber das der Gedanken ist. Im Vogel hebt sich der Ton, es hebt sich der Ton im Säugethier; das Wasser tönt nicht. Der Hund und der Elephant lernt mehr durch wenige Töne, als der Karpfen durch noch so viel Formen und Farben. Die Töne, die Worte sind es, die auch dem Karpfen einen äußern Menschen kund thun, und ihn zahm machen. Zwar besteht das Wasser nur, wie die jetzige Chemie lehrt, aus zwei Luftarten, aber eben diese Vereintheit bedingt ein schwerfälligeres Element, und darum vielleicht auch schwerfälligere Psychen.

Wir lernen Säugethiere kennen, die im Wasser beinahe so wie die Fische leben, aber doch noch durchs Athmen mit der Luft in unmittelbarer Verbindung stehen, sodann solche, welche mit einem Vogelschnabel und vogelähnlichem Innern in der Erde und an der Luft, solche, die lurchenartig

im Wasser und auf dem Lande leben, und vollkommene Säugethiere des Landes und der Luft. Letztere müssen die vollkommensten seyn.

Wir hätten also Fisch=, Vogel=, Lurch= und Menschen=Säugethiere im eminenten Sinne. Die ersten sind als Säugethiere sehr unvollkommen geblieben, eine Art Puppen, die zweiten halb vollkommen geworden, eine Art Larven, die dritten sind vollkommner, aber erst die vierten sind so vollkommen als Thiere auf dieser unserer Erde in der Luft, diesem unserm Elemente über der Erde, werden können. Wollte man die Vögel und Säugethiere als psychische Parallellinien ansehen, so müßte man dennoch annehmen, daß die Vogellinie einen Schritt weiter hinten anfange, und dafür die Säugethierpsyche einen Schritt weiter reiche, denn das vollkommenste Säugethier reicht unläugbar weiter, als der vollkommenste Vogel. Wie aber in jeder Ordnung das Unterste tiefer steht, als das Oberste in der nächsten Ordnung weiter unten, so steht das unterste Säugethier auch weiter unten als der oberste Vogel, und es muß jedesmal ein großer Schritt gethan werden, bis man wieder mit dem vollkommensten der vorigen Classe parallel ist. So fangen auch die untersten Säugethiere wieder tief unten, doch nach dem gleichen Gesetze nicht so tief unten, als die Schwimmvögel an. Ueberdieses ist die Schwierigkeit, von den Wassersäugethieren viel Psychisches zu geben, so groß als bei den Fischen; doch mangeln uns nicht gar alle Nachrichten. Können wir etwa einen oder ein paar psychische Züge finden, so können wir auch von diesen auf andere schließen.

Die unterste Classe nennen wir Wallfische. Es sind die großen, und so viel bis jetzt bekannt, größesten Thiere des Erdballs, Riesenthiere, die freilich, anstatt meist aus Geist, nur meist aus Thran, etwas noch Geistloserm, als die Knochen und Muskeln sind, bestehen.

Die Wallfische haben die größesten Seelen unter den Wasserbewohnern, weil sie Säugethiere sind, sich förmlich begatten, Junge gebären, die Jungen innig lieben und erziehen, und monogamisch leben, doch sind nicht alle Wallfischarten psychisch gleich. Der Unterschied ist nicht klein.

Der eigentliche Wallfisch (B. Mysticetus) scheint nicht

gut zu hören. Kein Wasserthier wird gut hören, wenn sein Ohr wie das unsrige eingerichtet ist. Das Wasser hat zu wenig Elasticität. Vom Geschrei auf dem Schiffe vernimmt er nichts, wenn er ihm nicht sehr nahe ist. Zum Ohr gehört die Stimme. Man hat eine solche von ihm noch nie gehört. Das Wasser ist eben, weil es so unelastisch ist, beinahe stumm. Der Ton ist eine Luftschwingung. Dafür ist sein Gefühlssinn gut. Jede Bewegung des Wassers macht ihn aufmerksam. Noch schärfer ist sein Gesicht. Er nimmt andere Wallfische in großer Entfernung wahr, und steuert auf sie los. Bisweilen schläft er auf dem ruhigen Wasser oder zwischen Eis, sein Schlaf scheint aber nicht regelmäßig zu seyn. Vielleicht schläft kein Wasserthier regelmäßig. Das Wasser ist selbst ja schon eine Art Schlaf, der Pol der Ruhe und des meist nur vegetativen und Nachtlebens. Gerade die Luft und freie Bewegung in ihr ruft am ehesten Schlaf und Ruhe als ihren entgegengesetzten Pol hervor. Das wissen alle Aerzte.

Sie schwimmen gesellig und gern miteinander, und treiben sich spielend auf der Oberfläche herum. So ist die Freude vom Olymp herab auch in das Wasser gekommen, und die gesellige Lust ist auch dem Wallfisch gegeben. Sie sind jedoch auch andern Affecten, dem Zorn, dem Schrecken, der Gattin- und Kinderliebe empfänglich, und sie äußern sie mannichfaltig. Wenn sie unruhig gemacht oder erschreckt werden, blasen sie aus ihren Luft- oder Spritzlöchern, heftig schnaubend, das Wasser wie Dampf- und Rauchwolken am allerstärksten aus.

Mann und Weib sind einander sehr anhänglich, und die Mutter behält das Junge lange bei sich. Wird ein Junges durch eine Harpune oder sonst wodurch und wie verwundet, so eilt die Mutter augenblicklich herzu, treibt's an, schnell fortzuschwimmen, hilft ihm so viel möglich zur Flucht, nimmt's unter ihre ungeheure Flosse, und verläßt es nicht, so lange es lebt. Alle Gefahren verachtet sie für ihr Kind, nimmt auf sich selbst nicht die mindeste Rücksicht, läßt lieber sich selbst mit Harpunen bewerfen, und gibt den feindseligen Menschen Gelegenheit genug, ihre mütterliche Liebe mit dem Tode zu bestrafen; doch ist's gefährlich, sie alsdann anzugreifen, weil sie mit dem Schwanze das Boot zerschlagen, umkehren, und

das Wasser in wilden Aufruhr bringen kann. Alles, was sie kann, zermalmt ihre Liebe im Zorn. Junge, die den Menschen noch nicht kennen, sind leicht zu kriegen, aber weil sie nur wenig Thran geben, verfolgt man sie nur, um die Mutter, deren Sinn man kennt, herbeizulocken. So ist's wieder der Mensch, der das schönste Gefühl betrügt! Ehemals konnte man die Wallfische viel leichter fangen. Sie haben jedoch allmählich den Menschen als Mörder alles Thierlebens ohne Ausnahme kennen gelernt, sind durch Erfahrungen mißtrauisch geworden, und suchen nun die eisigsten Meere, wohin die Boote schwieriger kommen können. Der Todeskampf eines solchen Thieres ist furchtbar. In Strömen fährt das Blut aus seinen Spritzlöchern heraus, und sein Schwanz tobt auf den Wassern, sie in Schaum zerschlagend. Rasend zog einmal ein Wallfisch ein Boot so tief unters Wasser, daß es durch den Wasserdruck vom Wasser so durchdrungen wurde, daß es nie mehr als Holz gebraucht werden konnte. Ein Finnfisch, viel kleiner als ein Wallfisch, hat einmal eine Schaluppe unter ein Eisfeld gezogen. Sie leben nur von kleinern Meerthieren, und sind den Menschen unschädlich und ungefährlich, er hingegen ist es desto mehr ihnen.

Der Pottfisch folgt ihm in der Größe. Er ist der allerfurchtbarste Mörder auf dem ganzen Erdball zu Wasser und Land, und darum menschenähnlich. Er packt blitzschnell mit sehr scharfem Gebisse kleine und große Thiere an, ist der Schrecken aller, und macht sich so furchtbar, daß er sogar nach seinem Tode von allen geflohen wird. Ihr Kampf um die Weibchen hält ihrer Raub- und Mordwuth das Gleichgewicht. Nach dem Kampfe begibt sich jedes Paar an die Küste. Mit der Wuth, mit welcher der Mann ums Weib gefochten, ficht die Mutter für ihr Kind. Im Männerkampfe hört man verschiedene Töne der Wuth, des Schmerzes, der Liebe und aller Leidenschaft beider Geschlechter. Er ist ein schlechtes Nachbild des sanften, und ebenfalls kämpfenden und liebenden Wallfisches.

Mann und Weib halten zusammen. Sie müssen einander genau kennen, und, wo sie einander im Meere begegnen, sogleich erkennen. Unter sich führen sie keinen Krieg (das thun nur wenige Thiere und der Mensch). Gesellig ziehen sie in Schaa-

ren herum, machen gemeinsame Angriffe und Rückzüge. Einer zieht voran, und gibt die nöthigen Zeichen.

Ein größeres Gehirn habe der kleinere Delphin. Schon die Alten erzählen uns Interessantes von ihm. Er hört sehr fein, und steht durch den Besitz dieses menschlichsten Sinnes hoch über dem Wallfisch. Er hat auch eine Stimme. Sie rufen einander und führen nach ihrer Art menschliche Rede. Das Weibchen lehrt seine Jungen schwimmen, was sie anfangs nicht recht können, scherzt mit ihnen und läßt sie nie allein, wenn sie noch nicht selbst für sich sorgen können. Fest halten Mann und Weib zusammen, vertheidigen einander und wehren sich für die Jungen gewandt und kräftig. Mit großen Freuden ziehen sie in regelmäßiger Form. Vor den Menschen haben sie keine Furcht. Sie kommen in Schaaren zu den Schiffen, umringen sie, tanzen um sie, springen lustig übers Wasser, und sind auch schon aus Muthwillen in Boote gesprungen. Man will an ihnen eine auffallende Anhänglichkeit an die Menschen wahrnehmen. Zwar Andere läugnen sie, allein eine solche Furchtlosigkeit ist doch ganz eigen. Der Hai zieht den Schiffen nur um das nach, was aus ihnen als Beute für ihn geworfen wird. Aber er ist beim Menschen nicht froh, macht keine muntern Schwenkungen ums Schiff, thut keineswegs so zutraulich, und ist ein ganz anderes Thier, eben erst ein Fisch nur; man fängt auch die Delphine um des Thrans willen, dennoch werden sie nicht mißtrauisch, und fliehen den Menschen nicht, sondern suchen ihn eher auf. Man könnte sie gewiß ganz zahm machen, wenn sie nur in unserm Elemente leben könnten, wozu aber abrichten? Sie haben weder Hände noch Füße, noch einen Rüssel, noch einen Greifschwanz.

Man hat wirklich Delphine schon in Häusern gehalten. Sie äußerten große Anhänglichkeit an Menschen. Zu allen Zeiten ist behauptet worden, daß sie gern Musik spielen hören, Gesang und Saitenspiel lieben, und dadurch angelockt zu den Schiffen kommen. Alle Musik wirkt nur durch Sympathie. Der Delphin bedarf des Wassers zum Athmen nicht, und kann darum lange außer dem Wasser leben, so daß er eine Brücke zwischen den Wallfischen und den Robben, wie der Aal zwischen den Fischen und Schlangen ist.

Aus diesem, sey es auch noch so wenigem, Psychischen, ist doch sichtbar, daß sie schon Repräsentanten von Säugethieren sind, und nicht so tief als die Wasservögel stehen. Mehr darzuthun war nicht nöthig.

Wunder= oder doch sonderbar wie das Säugethier im Meer, ist das Schnabelthier, das Halbvogelthier der Wasser, weßhalb ihm eben der Beinamen: „Paradox" gegeben worden. Es hat Größe und Form eines Fischotters, und doch einen vollkommenen Entenschnabel mit entenartigen Schwimmfüßen. Man hatte, um besonders der ägyptischen Thierformirung und dem Aberglauben wegen der Mißgeburten auf den Kopf zu treten, zu lehren angefangen, daß die Natur niemals Theile verschiedener Thierordnungen mit einander verbinde; wie wollte aber der Mensch, der selbst auch nur ein Gebilde ohne seinen Willen ist, im voraus sagen, was die Natur machen wolle. Man scheint jetzt entschieden zu seyn, daß es nicht Eier, sondern lebendige Jungen gebäre, und demnach nur wegen des Schnabels ein Mittelding zwischen Vogel und Säugethier sey. Aber eine Art Doppelseele sollte es doch haben. Was wir von ihm wissen, ist Folgendes:

Es gräbt sich Erdhöhlen am Ufer von Teichen (in Neuholland). Es sieht und hört gut, spielt gern auf dem Wasser, wehrt sich gegen Hunde und Menschen nicht, und beißt und sticht mit seinem Sporn am Fuße nicht. Angeschossen taucht es schnell unter, und kommt nicht wieder zum Vorschein. Es entflieht unter dem Wasser in seinen Bau, der etwa zwanzig bis fünfzig Schuh lang ist, aber auch einen Ausgang aufs Land hat. Ergreift man's, so entläßt es aus Angst Unrath und Harn; aus der Gefangenschaft will es entfliehen, ergibt sich aber bald. Es kann im Schmerze wimmern, und wie ein Hündchen brummen, schläft viel, und zwar zusammengekugelt wie ein Igel. Es ist sanft und gutmüthig. Mit einander spielen sie wie junge Hunde, packen mit dem Schnabel und den Pfoten an. Junge können zahm gemacht werden, alte kratzen an den Wänden und suchen zu entkommen. Streichelt man sie, so freuen sie sich herzlich, beißen zum Spaß in den Finger und tummeln sich. Im Wasser machen sie Burzelbäume und treiben einander lustig herum. Man kann sie mit Eiern und

Brod, diesen allgemein beliebten Dingen, mit Fleisch und Milch nähren. Hierin stehen sie also nicht tief, als Mitteldinge aber erscheinen sie, weil sie Tag- und Nachtthiere sind, als sehr selbstständig, weil sie sich nicht nach Tag und Nacht mit den andern, sondern nur nach eigenem Willen richten, indem, während das eine schläft, das andere frei herumschweift.

Wir finden am Thier nichts Vogelartiges im Denken und Thun, außer daß es seinen Schnabel gerade so wie die Ente benutzt, weil er ihm dazu gegeben worden. Hätte es eine Schnauze, so würde es sich nach der Schnauze einrichten. Thier und Mensch, wenn sie verständig sind, benutzen was sie haben, zu dem, wozu es dient.

Absprechen dürfen wir noch nicht, das Thier ist noch nicht gehörig beobachtet, und die Acten sind noch nicht geschlossen. Jedenfalls muß es über den Wallfischen, den Halbfischen, stehen, weil es Halbvogel ist, denn auch sein innerer Bau hat Vogelartiges, z. B. die Oeffnung der Urinblase in die Kloake und nur Einen Eierstock auf Einer Seite.

Die Faulthiere klettern vortrefflich, suchen die Gipfel der Bäume, ziehen von Zweig zu Zweig, gehen nicht mehr herunter, bis der Baum vollkommen entlaubt ist, und machen klägliche Töne. Es sagte ein schlechter alter Sprecher über dieses Thier, er habe kein so dummes Thier und kein so unnützes gesehen, und doch kann es sich so meisterhaft gegen seinen Verfolger wehren, und die Zweige rütteln, bis dieser herunterfällt, oder ihn mit den Armen und Klauen umklammern. Auch halten Mutter und Kinder herzlich zusammen. Man hat auch seine Faulheit weit übertrieben. Es kann in Einem Tage mehrmals den höchsten Baum herauf und herunter steigen. Gezähmt, d. h. im Hause, lernte es, wie man sagte, doch Niemand kennen. Auch Buffon hält's fürs kläglichste aller Thiere, von der Natur völlig vernachlässigt, wie wenn sie einen Mißgriff gemacht hätte. Jedes Thier ist, mit dem Menschen verglichen, ein Mißgriff, und es sind es auch viele Menschen. Schneller kann man es nicht machen, und Schläge treiben es nicht. Matt ist sein Blick, und Furcht sein Auge, sein Herz schlägt noch lange, wenn es herausgeschnitten ist, und seine Füße bewegen sich noch, wie wenn es sich an einen Baum

hängen wolle, selbst wenn es schon ausgeweidet worden. An einem Baume geschossen, fällt's nicht herunter, bis es todt ist. Es ist das unterste unter den Landsäugethieren, und zeigt nur ein wenig Kunst im Klettern und Sinn für die Seinigen. Es leistet aber vermöge seiner Organisation mit Händen und Füßen, wenn auch noch so langsam, mehr als der Wallfisch; wäre es munterer, so würde man seinen Verstand nicht tadeln. Ein Thier muß das unterste seyn, das unterste kommt uns immer wie ein Mißgriff vor, wie uns auch die Säugethiere im Wasser ein solcher zu seyn scheinen. Beobachte man das Faulthier genauer, dann wird man mehr in ihm finden. Man muß es ins Haus ziehen.

Das Beutelthier in allen seinen Arten gräbt Erdlöcher, und ist insofern eine Art Maus. Sanft und gutmüthig, beinahe so langsam als das Faulthier, bekümmert es sich wenig um seine Umgebung, und scheint die Menschen nicht von einander zu unterscheiden. Schläge machen es ebenfalls nicht schneller, und setzen es auch nicht in Furcht. Man nennt es das geduldigste Thier. So geduldig, so zutraulich und harmlos als möglich, ist wenigstens der Wombat. Meist schlafend und traurig ist der Klippendachs, langsam sein Gehen, macht aber gute Sprünge wie eine Katze und mit großer Exactität. Unrath verscharrt er wie eine Katze, pfeift wie ein Murmelthier, antwortet auf den Ruf mit einem Pfiff, kommt und läßt sich gerne auf den Schooß nehmen, hört sehr gut, und lernt Gang und Stimme seiner Wärter und derer, die es lieb hat, unterscheiden. Hier ist Seele! So war ein gezähmtes! Frei sind sie gesellig, und sitzen miteinander wie Nachbarn vor die Spalten ihrer Felsen, in denen sie wohnen, und sonnen sich am Abend. Nett nimmt es sich aus, wenn ein Junges des Beutelbären auf dem Rücken der Mutter sitzt, sie am Hals hält, und hinter ihr herumschaut. Im Hunger schreit es laut.

Höher jedoch steht durch eine edle Eigenschaft die Känguruh-Ratte. Sie äußert vollkommne Liebe gegen ihren Säugling in ihrem Beutel, schwer verwundet verläßt sie ihn nicht, ehe sie todmüd ist, und fast kein Blut mehr hat. Dann nimmt sie ihn schnell heraus, und flieht noch so gut sie kann.

Läßt die Verfolgung nach, so ruft sie ihm, ängstlich grunzend, sucht's auf, liebkost es mit Freuden, und nimmt's wieder in den Beutel auf. Ja, einige dieser Mütter sorgten noch unter den Händen des Jägers bis zum letzten Athem fürs Junge. Junge werden bald zahm, und essen Brod und Zuckerwasser. Ja, die Jungen einer Art Känguruh, der seine Vorderpfoten nur wie Hände gebraucht, kommen zum Tische zum Essen. Ganz ruhig schlafen sie beim Menschen. Der Kuskus auf Amboine und den Molukken erinnert uns durch die Behauptung, daß manche Eingeborne sie, wenn sie auf Bäumen sitzen, durch starres Anschauen herunterfallen machen können, an früher besprochene Ansichten. Hier wäre der Mensch der positive Pol, wie gegen das Thier immer. Die gefleckte Beutelratte balgt sich in der Gefangenschaft mit ihresgleichen heftig. Die einen werden anhängig, die andern nicht, die einen beißen tüchtig, andere thun solches nie. Sonderbar, daß der Genuß des Blutes die Beutelratte betrunken macht. Nach dem Fressen reibt sie die Pfoten und putzt sich den Schnauze. Alle diese Thiere mögen ihrer Seele wie ihrer Organisation wegen, auf dieser Stufe stehen!

Die Stachelschweine bilden eine kleine Classe, die sich aber doch von ganz nahe stehenden Thieren bedeutend unterscheidet. Theils können sie wie Eichhörnchen klettern, theils graben sie Erdlöcher, wie einzelne Biber, wie Murmelthiere und Mäuse; die kletternden aber haben einen Wickelschwanz, wie die Affen, der ihnen vollkommen als Hand dient, so daß wir sie dreihändige Thiere nennen können, denn sie bedienen sich der Vorderfüße ebenfalls als der Hände. Wenn auch mausartig, rührt es doch kein Fleisch an. Die meisten sind schreckhaft, und fürchten selbst kleine Dinge, Mäuse, Vögel, werden leicht zahm, laufen ihrem Herrn nach wie ein Hund, äußern aber bisweilen Zorn. Man sagt, Plinius habe eine Fabel erzählt, als er sagte, daß sie im Zorn Stacheln gegen die Feinde schießen; mehrere Neuere läugnen es, oder sagen, daß sie ihnen nur zufällig ausgehen, oder daß jagdlustige Hunde sich selbst aus Unvorsichtigkeit an sie spießen; es ist aber vollkommen gewiß, daß, als zwei Naturforscher *) ein halb-

*) Verfasser war Augenzeuge.

gezähmtes in einem Zimmer fangen wollten, dasselbe Stacheln losschoß, so daß sie durch das ganze kleine Zimmer fuhren, und falls sie ins Bein gefahren wären, ziemlich tief hätten eingehen müssen. Das Thier wurde zornig, und wollte sich schlechterdings nicht fangen lassen. Anfassen konnte man es nicht leicht, weil es seine Stacheln alle ausspannte. Sein Zorn ist groß, wie wir es etwa auch bei Thierführern sehen können; doch greifen sie weder mit Tatzen noch mit dem Gebisse an, wie es die Mäuse und Eichhörnchen thun, sondern stampfen nur wie die Kaninchen mit einem Hinterfuße stark auf den Boden, und grunzen schweinartig.

Das Thier ist also eine sonderbare Composition aus Maus, Eichhorn und Schwein, und zahmer als die Composition aus diesen drei Thierarten vermuthen ließe. Anbei sind ihre Erdgruben erst noch fuchsartig. Kein Thier äußert seinen Zorn so.

Wir sehen, wie viele Säugethiere noch sehr tief unten stehen, wie langsam sich die Natur erhebt, wie lange sich die Erdpsyche in den untern Classen bei den verschiedensten Bildungen aufgehalten hat. Alle diese Thierarten reichen entschieden noch nicht einmal an die Krähenarten, noch minder an die noch höher stehenden Vögel, so daß bald befürchtet werden möchte, die Vögel hätten den Säugern den Vorrang weit abgelaufen. Allein es wird noch eine lange Reihe durchweg vervollkommneter Thiere auftreten, von welchen jedoch mehrere als Säugethiere ebenfalls noch nicht hoch stehen.

Die Springer sind wie die Mäuse und Stachelschweine noch eine Art Nachtthiere, halten Winterschlaf, und legen in Gruben Vorräthe. Die kleinern machen sich Ballen aus Lehm, worin sie schlafend überwintern. Vom ägyptischen sagt man, man müsse ihn in Käfichten halten, weil man ihn nicht zähmen könne, junge sind aber auch schon sehr zahm gemacht worden. Zahlreich und friedlich leben sie in Gruben beisammen. Ihr Naturell ist Ruhe und Sanftmuth. Im Freien und in der Gefangenschaft streiten sie nicht, selbst nicht ums Essen. Ihre Ruhe scheint jedoch viel Indolenz zu seyn. Andere Arten grunzen, wenn man sie erzürnt. Katzenartig ist ihre Stimme, ihr Fallen auf die Beine, wenn man sie von einer Höhe fallen macht, ihre Neigung zur Wärme, und ihre Neigung, sich

immer zu putzen. Zucker lieben auch sie, und Brod lernen auch sie essen. Die Springhasen machen sich ein eigentliches Netzwerk von Gängen im Boden. Wie die Hasen ermüden sie die Verfolgenden durch allerlei Sprünge und führen sie oft beim Nest oder Bau vorbei, wie der Kibitz, den Menschen zu täuschen. Ja, den Menschen täuschen wollen, zeigt viel Thierverstand! Der chilische ist mit den Kaninchen verwandt. Er minirt. Wenn er wirklich zwei Stockwerke macht, und sie mit einer Wendeltreppe verbindet, so ist er darin den Termiten ähnlich, doch nicht gleich, denn was das untere Thier im dunkeln Verstande thut und trübe sieht, thut das vollkommnere mit klarem, und sieht es hell und unverwirrt mit Selbstbewußtseyn. Wenn er auch mit seinesgleichen friedlich lebt, so folgt nicht, daß er auch so gegen seine Verwandten sey. Gerade der chilische gerieth mit einem andern gezähmten anderer Farbe in einen blutigen Kampf. Man mußte sie trennen. In einem Kasten durch ein Gitter getrennt, gingen sie nie zu einander über, wenn der Uebergang möglich gemacht worden war. Er zeigt Neugierde und Besorgniß in jeder Gefahr. Der von Paraguay soll muthig und wild seyn, sich gegen Hunde und Menschen wehren. Das kann gar wohl seyn. Beim Menschen wird er dennoch zahm. Die Pfeifhasen pipen in der Jugend wie Vögel, rufen einander zusammen und schlafen mit offenen Augen.

Ein seltener Mischmasch von Seelenäußerungen, aber Alles dieser Stufe ganz angemessen! —

Die Maul- oder Mullwürfe oder Scheermäuse sind nicht Graswurzeln-, sondern Wurmfresser, Fleischfresser, wie in neuester Zeit durch viele Versuche dargethan worden, denn sie starben eher, als daß sie Pflanzen gegessen hätten. Ihrer außerordentlichen Gefräßigkeit wegen verloren sie jedoch beinahe augenblicklich alle Munterkeit und Lebenskraft, wenn sie nicht fleißig gefüttert wurden. Sie fressen ihresgleichen, packen Frösche und Vögel an, und übermeistern sie. Kröten wagen sie nicht anzupacken. Giftartig schwellt diese sich gegen sie auf. Sie fressen auch Rindfleisch. Kaum ist ein Thier fast immer so heißhungrig und so zornmüthig. Sie sind auch, wie alle Fleischesser, sauflustig.

Mit ihren völlig schaufelförmigen Händen graben sie lange ganz wagerechte Gänge mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit. Sie führen immer unterirdische Kriege gegen einander um des Grund und Bodens willen. So wird auf, über und in der Erde, auf, über und in dem Wasser gestritten. Nahrung und Liebe sind des Krieges erste Grundlagen, bei vollkommnern Thieren auch die Ehre. Im Streite zerbeißen sie einander die Kinnladen, oder den Rüssel.

Die Spitzmäuse sind munter, vertheidigen sich durch Beißen, spielen mit einander über dem Wasser, sonnen sich. In ihnen ist der Heißhunger ihres Verwandten Unruhe, fast ununterbrochene Bewegung geworden. Rauhe Behandlung in der Gefangenschaft können sie nicht ertragen, sondern sterben. Sie werden von den Katzen nur todt gebissen, aber nicht gefressen. Die rothe Kletterspitzmaus ist besonders lustig. Zahm lernt sie im Hause sehr wohl die Zeit des Frühstückes und Mittagessens kennen. Hier tritt der Zeitsinn aufs auffallendste hervor.

Der Igel hat wegen seines Rüssels Aehnlichkeit mit beiden obigen. Er ist ebenfalls ein Raubthier, will Würmer, Mäuse, Vögel, Frösche, aber auch Obst. Es ist recht artig zu sehen, wie er sich zusammenkugelt vor einem Trupp Hunde, wie diese alle rund herumlaufen, ihn immer anbellen, es aber nicht wagen, ihn anzugreifen, und der Igel ganz wie todt ruhig liegen bleibt. Er weiß wohl, daß sie sonst an Bauch und Kopf anpacken könnten. Es muß lange Zeit um ihn her mausstill seyn, ehe er es wagt, sich wieder zu entkugeln und zu fliehen. Daß er sich, wenn man ihn ins Wasser wirft, entkugelt, ist begreiflich. Im Wasser hört die List für jedes Landthier auf. Sie werden zahm. Alte passen in der Gefangenschaft nicht zusammen. Oft fressen die Alten die Jungen auf; es thun solches viele Thiere. Ein Naturforscher glaubt aus Zorn. In der Mutterliebe ist nicht Zorn. Eher ist anzunehmen, daß die Eingeschlossenheit schnell ihre Natur verwandelt, wie die Befreiung solches oft eben so schnell thut. So kann dann allerdings ein Zorn entstehen. Spanische Fliegen, Arsenik, Blausäure, Alles tödtet ihn nicht, und giftige Schlangenbisse schaden ihm nichts. Mit Sorgfalt säugt er seine

Jungen, und kämpft für sie wüthend gegen Hamster. Meister wird er.

Die Fledermäuse, eine Art Mausvögel, Erd- und Luftthiere, sollten als Composita wieder Eigenes an sich haben. Sie lieben schaurige Oerter wie die Eulen, mit denen sie in der Nacht mehr als im Tage leben, sind eben sowohl Raubthiere, und halten Winterschlaf, aber Nester wie Vögel machen sie nicht. Ihr Gefühl ist wunderbar fein, im Insectenfang sind sie so sicher wie die Schwalbe. Ja, mehrere Arten (Ballonfledermäuse) können, gerade wie die Vögel, Luft in das Zellgewebe unter der Haut treiben, so daß sie kugelrund werden. Mausartig sind unsre Fledermäuse, bissig und gegen einander zornig; so sind sie es auch gegen Menschen. Eben in der Gefangenschaft packen sie einander selbst an, und zerbeißen einander. Hier wird die Einwirkung der Gefangenschaft ebenfalls wahrgenommen, denn im Freien leben sie äußerst gesellig miteinander; nur leiden sie an einem Aufenthaltsorte nur Individuen ihrer Art. Das Leben aller ist sehr zähe; läßt man einen elektrischen Funken durch eine gehen, so schmerzt es sie, und grinzt den Experimentator schlimm an; unter dem Recipienten der Luftpumpe äußert sie nicht einmal Unruhe. Sie bedarf zum Athmen nicht viele Luft. Thiere, die Winterschlaf halten, und erstarrt Monate lang leben können, bedürfen nicht viel Luft. Bei Nacht im Mondschein treiben sie einander wie die Schwalben lustig herum, necken und zerren einander, besonders treiben Männchen und Weibchen wie Buben und Maidli in der Kilbezeit und vor und nach dem Tanz auf den Wiesen kurzweilig herum. Um so sonderbarer ist's, daß sich dann die Geschlechter völlig abtrennen, und Männchen und Weibchen besonders leben. Sonderbare Körperformen lassen immer auf sonderbare Seelen schließen, nur sind letztere oft schwer aufzufinden und zu erklären. Listig sind sie, böser Art, kaum zähmbar. Eigensinnig fressen manche in der Gefangenschaft gar nichts. Eher sterben sie vor Hunger. So sehr ändert der neue Zustand ihre alte Natur.

Die Ameisenfresser graben sich Gänge. Ein Ameisenigel in der Gefangenschaft wollte jedes Hinderniß auf seinem Wege auf die Seite schaffen, bis er die Unmöglichkeit einsah.

Auf seinem Herumstreifen im Zimmer bestimmte er sich selbst Gränzen und überschritt sie nie. Er wählte sich einen Winkel zum Schlafen, einen zum Unrath, und schämte sich vor den Augen der Menschen zu harnen. Sein Naturell ist furchtsam, mild, gutmüthig. Jedes Geräusch machte, daß er sich wie ein Igel kugelte. Beunruhigt grunzte er ein wenig. Er wehrt sich nie, nur zieht er die Freiheit vor und will entfliehen. Von den eigentlichen Ameisenbären wird gesagt, daß sie dumm, schläfrig und schwerfällig seyen, sie sind es aber ja nicht in dem Grade, wie es gesagt wird. Der große, ohne den Schwanz sogar bis fünf Schuh lange zottichte, bärenartige und wie ein Bär gehende, soll sich, wenn er nicht fliehen könne, wie ein Hund setzen, auf den Feind warten, ihn mit den Vorderfüßen fassen, die Klauen in seine Brust schlagen, und ihn nach Bärenart, bis er todt ist, drücken. Er hat in allen Dingen etwas Bärenartiges, und schon darum kann er nicht so dumm seyn als man sagt. Man kann ihn zähmen, er kennt dann seinen Wohlthäter wohl und liebt ihn. Dann frißt er Brod u. s. w. Die Jungen äußern die größte Liebe zur Mutter und ziehen mit ihr, selbst wenn sie lange entwöhnt sind, immer noch herum. Seine sonderbare körperliche Organisation bedingt oder verbürgt eine sonderbare Seele. „Ein freies Leben führen wir" könnte er singen, denn er schweift immer herum, und gerade da, wo ihn die Nacht überfällt, schläft er. Sein bester Sinn soll der Geruch, minder gut sein Gehör, sein Gesicht das schwächste seyn. Von ihm wird aber auch gesagt, daß er mehr Verstand habe, als man ihm sonst zutraute. Augenblicklich wirkt der Umgang des Menschen auf ihn. Ein gezähmter wehrte sich mit Murren und Klauen, vertrug sich aber gut mit den übrigen Hausthieren, z. B. Straußen, wenn sie ihn neckten, unterschied die Menschen wohl, war gern um sie, suchte sie auf, liebte ihre Liebkosungen, spielte mit ihnen, und kletterte auf ihren Schooß, war aber nur selten dem Rufe folgsam; daß er ihn dennoch verstanden, zeigten seine Kopfbewegungen.

Auch das Schuppenthier, das ebenfalls von Ameisen und Termiten lebt, ist sanft und zufrieden. Verständig macht es sich zu einer Kugel, wenn Panther es anpacken wollen. Diese

mögen es dann mit den Tatzen hin und her noch so lange wälzen, es gibt keine Blöße und entkugelt sich nicht, dann muß er es liegen lassen. Das Thierchen ist klug.

Das Gürtelthier gräbt und versteckt sich in lange Erdgänge. Bequemer zu den Ameisen und Termiten zu gelangen, untergräbt es ihre Haufen und Wohnungen. Gefahrlos kugelt es sich im Nothfall am Rand eines Felsens in den Abgrund hinunter. Wer lehrte es solches? Der, welcher den Adler gelehrt hat, zum erstenmale den Flug vom Thurme oder über den Abgrund zu fliegen, das Kind, den ersten Schritt aufrecht durch die Luft, an der es sich nicht halten kann, zu thun, und den Mann über Meer nur mit einem Brette zwischen sich und dem Tode zu fahren!

Die Robben haben schon viel Ausdruck im Gesicht, besonders in der Schnauze, und werden schon für sehr intellectuell ausgegeben. Sie haben tüchtige Schnurrbärte, was auf Mannheit, Kraft und Muth hindeutet. Sie leben gesellig und zwar in sehr großen Schaaren, mehrere machen noch große Wanderungen, weil sie nur in bestimmten Gegenden gebären und säugen wollen. Unter den verschiedenen Manieren sie zu fangen, ist die merkwürdigste, daß sich der Grönländer zu einem Eisloch, an welchem der Seehund von Zeit zu Zeit Athem holt, setzt, und die grunzende Stimme des Thieres nachahmt, wodurch er dasselbe täuscht, indem es dann einen Cameraden zu hören und zu finden glaubt. Jedes Männchen hat ein ganzes Harem von Weibern. Naht sich denselben ein Fremder, so entsteht zwischen dem Sultan und dem Fremdling ein wüthender Kampf. Die Weibchen schauen nur zu, fallen dann aber alle insgesammt dem kühnen Sieger zu. Nachstellungen machen sie sehr scheu und vorsichtig, sonst sind sie zutraulich. Die meisten Arten knurren wie Hunde. Pfiffig jagen sie die Fische, von welchen sie verständiger Weise die Lachse am meisten lieben, zwischen Klippen und Eisblöcke. Sie können sie dann leichter erhaschen. Die ältern eigentlichen Seehunde sind in Netzen nicht mehr leicht zu fangen, und lassen sich auch die Harpunirer nicht leicht mehr nahe kommen, es sey denn, sie schlafen auf dem Eise. Die klügern Robbenarten jedoch stellen Wachen aus, wie die klügern Vögel. Andere

Arten bringt ihre Neugierde um. Sie gehen der Gefahr entgegen. Die Rüsselphoke scheint nicht gut zu sehen, noch zu hören, und wird als gutmüthig geschildert. Was für Ungeheuer in der Tiefe des Wassers sie bisweilen anpacken, so daß sie mit blutenden Wunden schnell emportauchen, ist nicht einmal anzudeuten. Ganz leicht sind sie völlig zahm zu machen, so daß sie dem Rufe folgen. Nur das Wallroß greift, wenn es angegriffen wird, ebenfalls und wüthend an. Schnell wirft es die Jungen ins Meer, und kehrt dann, sich zu rächen, zurück. Die Schaar hält fest zusammen. Vereint wollen sie die Boote umwerfen, oder, indem sie in Menge unter ihnen durchschwimmen, sie überstürzen. Erstes Zusammenschaaren von Thieren gegen Menschen, zum freien (nicht noch gebundenen, wie bei den Termiten) Kampfe! Wüthend vertheidigt das Weibchen seine Jungen, und setzt sein eigenes Leben wie die Wallfischmutter daran. Man hat schon längst erzählt, daß es um ein verlornes Kind Thränen vergieße, und das Männchen, wenn das Weibchen durch Schuld das Junge umkommen lasse, dieses (das Weibchen) in wüthendem Zorn ergreife und herumschlage. Hier tritt auch die erste Spur von Anhänglichkeit der Jungen gegen die Mutter auf, denn, ist diese getödtet, das Junge bleibt dennoch bei der Mutter, und wird dann leicht gefangen. Man will aber diese Anhänglichkeit läugnen.

Der eigentliche Seehund wird etwa herumgeführt, und so zahm gemacht, daß er dem Befehl so gut folgt, als sein Körper erlaubt, den Wärter küßt, und selbst das Wort Baba, Papa, aber fast unverständlich wie ein Kalb ausspricht. Die Hauptsache ist, daß er thut, was er kann, und was man will.

An diese Landwasserthiere schließen sich das Nilpferd, der Tapir und das Nashorn an. Sie sind ebenfalls noch halbe Amphibien, selbst das dritte, das ganz Landthier zu seyn scheint, liebt noch die Sümpfe als seinen angenehmsten Aufenthalt. Alle drei sind in der Intelligenz auch noch weit zurück, weiter als sie nach ihrer äußern Bildung, wie unvortheilhaft sie ist, seyn sollten; ja wie die Wallfische und Robben, so scheinen auch sie wegen ihrer unförmlichen Gestalt und der damit in keinem Verhältnisse zu findenden geringen Psyche

präadamitisch zu seyn, aus der Zeit der Paläotherien, Megatherien, Mastodonten und Mammuthe zu stammen, und sich durch die große Katastrophe glücklich herüber in die jetzige Bildung hinüber gerettet zu haben. Wir könnten solches sogar noch von den Schweinen, die den Sumpf und Morast besonders lieben, und den häßlichen Kamelen glauben, wenn nicht der Elephant bei großer plumper Form in der Intelligenz so wundersam hoch stünde.

Das plumpste aller bekannten Geschöpfe soll das Nilpferd seyn, doch ist es so plump, als das Wallroß keineswegs. Plumpheit bringt Phlegma, Phlegma Plumpheit, je nachdem, in ursprünglicher Disharmonie, das geistige oder das körperliche Princip zuerst und vorzugsweise zu spielen anfing, denn auch im Verhältnisse beider Principien gibt's Mißgeburten. Wenn im Nilpferd, im Tapir, im Nashorn das materielle Princip, das, nicht wie das geistige, schöne Formen liebt, das Thier aufs plumpeste ausbildete, so dürften wir dennoch seine Seele nicht für eben so plump halten, und wirklich hat das Nilpferd schon mehrere große körperliche Geschicklichkeiten, an denen die Seele Antheil nimmt. Es kann schnell laufen, außerordentlich gut schwimmen, vortrefflich tauchen. Die Liebe wirkt auch aufs Nilpferd stark. Wüthend schlagen sich die Männer um der Weiber willen herum. In der übrigen Zeit ist's ein sanftes, furchtsames und friedliches Thier. Außer der Brunstzeit greift's den Menschen niemals an. Angegriffen und verwundet benutzt es dann allerdings seine Kraft und Wuth, oder es entflieht ins Wasser. Durch Lärmen kann man es aus Saatfeldern verjagen. Es weicht, ohne gezwungen zu seyn. Aber vermuthlich hat man es noch nie gehörig beobachtet. An solchen Thieren staunt man immer die außerordentliche Größe und Form an, flieht vor ihnen aus Furcht, oder schießt sie nieder. Alles Talent erscheint an kleinen Thieren größer, an großen kleiner als es ist, weil wir für Körper und Seele nur Einen Maaßstab haben oder anlegen. Wer hat das Nilpferd genau psychisch beobachtet? Noch gar Niemand!

Der **Tapir** steht ein wenig höher. Er sieht und hört gut. Vor dem Menschen entflieht er schnell ins Walddickicht. Ungereizt fällt auch er Niemanden an, und ist furchtsam und

sanft, aber muthvoll packt er seinen Feind im Nothfall an, und setzt noch den Fuß an ihn, um besser mit seinen Zähnen an ihm reißen zu können. Die Mutter vertheidigt ihr an sie sehr anhängliches Junges zornig und kühn. Ein junger gezähmter lief frei im Hause herum, ging fort, kam wieder, suchte seinen Herrn, begleitete ihn wie ein Hund u. s. w., blieb aber ungehorsam. Gewiß kennt man von seiner Seele noch beinahe nichts.

Das plumpere, schwerfälligere Nashorn hat neben seinem schwachen Gesichte, das sich schon durch die Mattheit seines Auges andeutet, ein gutes Gehör und einen guten Geruch. Sein Auge ist gleich dem des Schweins und blinzelt nur ein klein bißchen Licht aus. Im Naturell ist's dem Flußpferd und Tapir ähnlich. Im Freien lebt es friedlich als Pflanzenfresser, und genießt am liebsten Baumzweige, beleidigt weder Menschen noch Thier, und vertheidigt sich, wenn es feindselig angegriffen wird, furchtbar selbst gegen Tiger und Elephanten. Man jagt es eben mit Elephanten, und es geht auf diesen los zwischen Menschen durch, denn den Menschen beleidigt es am allerwenigsten. Ein Schriftsteller äußert, daß ihm doch nicht alle intellectuellen Eigenschaften mangeln. Es können ihm nicht alle mangeln, weil keinem, selbst dem niedrigsten Thiere, alle mangeln, und weil es ein Säugethier ist. Es kann nur vergleichungsweise dumm genannt werden. Auf Fähigkeit deutet, daß es in der Gefangenschaft etwa einmal ganz unerwartet unruhig, wild und rasend wird, darum man es im Behälter vorne und hinten ankettet. Wie zahm und sanft es ist und thut, dennoch ist ihm nicht zu trauen. Vielleicht wirken Erinnerungen an die verlorne Freiheit in ihm. Es denkt sich zur Freiheit geboren. Es tödtete einmal ein Nashorn in seinem Behälter zwei unvorsichtige Jünglinge, die hineingingen. Von ihm könnte man insbesondere sagen, wenn es seine Kräfte kennte, so würde es sein Gefängniß zerbrechen. Es soll seinem Meister gehorsam seyn. In wiefern und worin? Ein im Jahre 1815 in St. Gallen gesehenes konnte und sollte nie gehorsamen. Sein Vergnügen schien nur im Fressen zu bestehen. Daß es mit Aufmerksamkeit Alles betrachte, war nicht wahrzunehmen, hingegen, daß sein Blick schlau sey, und daß es seine Mundlip-

pen beim Fressen gerade so bewege, wie ein sprechender Mensch, der eine starke Oberlippe hat, wenn er von der Seite angesehen wird, und man ihn nur sprechen sieht, nicht hört. Wir dürfen vermuthen, daß es viel mehr Fähigkeiten habe als äussere, daß die Gefangenschaft seine Psyche sehr ins Unvortheilhafte verändere, und daß spätere genauere Beobachtungen an ihm eine nicht unbedeutende Intelligenz entdecken werden. Mit seinem Verwandten, dem Elephanten, wird es allerdings, sey es auch nur von Ferne, in keinem Falle zu vergleichen seyn.

Wir rücken unläugbar allmählich, aber so langsam vor, daß wir kaum vorwärts zu kommen scheinen.

Das wilde Schwein wird als wild und unbändig geschildert, und für sehr unintelligibel gehalten, ja, wie das zahme, das dümmste aller Säugethiere genannt. Es mangelt jedoch diesem Urtheil alle Wahrheit. Alle bisher angeführten Säugethiere sind erweisbar dümmer. Das zahme ist allerdings gescheidter, doch ist auch das wilde gar nicht dumm. Es soll aller Erziehung unfähig seyn. Das ist ebenfalls unrichtig, denn jung eingefangene kann man zähmen, es gab ja ursprünglich keine zahmen. Das wilde liebt die Geselligkeit von seinesgleichen innig, und gemeinsam gehen sie auf den Feind, auf Menschen und Hunde, los. Sobald eins die Gefahr sieht, grunzt es, und gibt das Zeichen zum Angriff. Die Brunst der Keiler bringt wüthende Kämpfe hervor. Die Alten, die sonst einsam leben, suchen dann die Heerde der Bachen mit den Jungen auf, und jagen die Jungen weg, diese aber wollen sich, begreiflich! nicht wegjagen lassen. Sie hauen auf die Nebenbuhler von unten herauf. Verwundete kennen eine Nothhülfe. Sie reiben die blutende Wunde an Fichten, damit damit das Harz sie verkleibe. Hierzu braucht's ein Denken und ein Wollen. Vernarbte Wunden werden viele an manchen alten Keilern gefunden. Ihre Kessel (Erdwohnung) füttern sie mit Reisern, Laub und Moos, sie haben demnach ein wenig Kunst- und Bausinn. Die Bache vertheidigt ihre Jungen mit fürchterlicher Wuth, und geht nie weit vom Neste, das sie gemacht hat. Den Stoff dazu trug sie mit dem Rüssel zusammen. Die Jungen sind anfangs faul, nach einer Woche ziehen sie mit der Mutter aus, nach ein paar Monaten führt diese sie

zum Rudel, d. h. in die große Gesellschaft, in die große Welt ein. Sie sind halbe Sumpf=, Morast= und Koththiere, dem Nashorn ähnlich. Die häßliche Stimme, die Freude, sich im dicksten Koth zu wälzen, die Gefräßigkeit, die mit allem Futter ohne Ausnahme fürlieb nimmt, und die Fruchtbarkeit der Mütter sind sprüchwörtlich geworden. Wir werden in der zahmen Sau die wilde mit Veränderungen der Psyche wieder finden. Richtig ist allerdings, daß wir kein so dummes Säugethier, als die Sau, in unsern Ställen und Häusern haben, wenn nicht mit ihnen das Schaf wetteifert.

Der Schweinvarietäten gibt's viele, jedes Land hat seine eigene, aber der Arten gibt es nur wenige, die durchweg wilder unbändiger Gemüthsart sind, ausgenommen der Pekari mit dem weißen Halsband, der, jung gefangen, sich zähmen läßt, seinen Herrn leicht kennen lernt, seiner Stimme folgt, dem Menschen ergeben ist, und dessen Liebkosungen sucht, also weit über dem wilden gewöhnlichen Schwein, aber dessen ungeachtet noch nicht über unserm zahmen, wie etwa behauptet werden will, steht; doch rettet er die Ehre seiner Race. Unbändiger ist der Hirscheber, am unbändigsten und wildesten ist, den sichersten Nachrichten zufolge, allerdings das äthiopische Schwein.

Bald wird das Schwein, bald das Schaf für das dummste unserer Haus= oder wohl gar aller Säugethiere ausgegeben. Unläugbar stehen beide unerwartet tief. Wir berücksichtigen hier jedoch auch wieder nur das wilde Schaf, auf welches das zahme später folgen wird. Entweder stammt unser zahmes vom Mufflon oder vom Argali ab; erweisbar ist keines von beiden, wenn auf das Naturell Rücksicht genommen wird, wohl aber, wenn man auf die Intelligenz sieht, denn an dieser fehlt's auch jenen beiden. Der Mufflon ist wild und plump. Außer der Brunstzeit leben sie friedlich und sehr gesellig mit einander, und auch bei ihm folgt die ganze Heerde unbedingt einem Leithammel. Kaum ein Thier aber kämpft mit seinem Nebenbuhler so furchtbar, so auf Leben und Tod, als der Mufflon=Widder. Ein gleich starker muß auf dem Platze liegen bleiben, ein schwächerer muß fliehen, doch verfolgt ihn der stärkere nicht. Ein jung eingefangener

konnte nie gezähmt werden. Kaum lernte er sich vor dem Menschen, seinem Wohlthäter, nicht mehr fürchten, ja, er packte seinen Wärter immerfort mit Wuth an. Wurde er gezüchtigt, so wurde er nur noch wüthender, und ließ sich nicht corrigiren. Züchtiger und Wohlthäter waren ihm Eins. Er haßte Alle. Anhänglichkeit und Folgsamkeit lernte er nie. Löwen und Tiger sind viel leichter zu zähmen, weil sie viel mehr Verstand haben. Wenn ihm ein Vorfall zehnmal Nachtheil brachte, er begab sich am eilftenmal doch wieder drein und handelte völlig gedankenlos. Es läßt sich jedoch nicht von Einem Exemplar auf alle, und mit Sicherheit nicht von der Gefangenschaft auf die Freiheit schließen; auch ist es ungewiß, ob er recht behandelt, ob er nicht mißhandelt worden sey. Wenn aber von der Zähmbarkeit unmittelbar auf Verstand geschlossen werden darf, dann stehen allerdings auch mehrere Rinderarten tief unten und zwar beinahe beim Mufflon. Der Argali hat mehr die Lebensweise und Sinnesart der Gemse als des Mufflons, und scheint noch minder als der Mufflon der Stammvater unsers Schafes zu seyn. Welche Reihe von Jahrhunderten aber wäre nöthig gewesen, den Mufflon in unser Schaf zu verwandeln, und doch war der sanfte Abel schon laut unsern ältesten Urkunden ein Schäfer?

Alle Varietäten der Hausschafe sind in der Intelligenz und Gemüthsart einander ganz gleich.

Wir schreiten bedeutend vor. Nur kommt noch Alles zerstückt vor, und noch kein Thier stellt das Ganze dar.

Von welchem Rind das unsrige abstamme? Man kann die Antwort entweder im Körperlichen oder im Psychischen suchen. Vom Bison? Dieser ist wild, unbändig; seine Zähmung ist noch nie ganz gelungen. Ein junger gefangener gehorchte seinem Negerwärter, doch nur unter Mithülfe des Nasenringes, und ließ sich von ihm waschen und kämmen. Erst als man ihm den Nasenring angelegt hatte, merkte er, um was es sich gehandelt. Falsch packte er die Menschen von hinten an. Vorne angebunden schlug er hinten aus. Große Stöcke fürchtete er. Eine Bisonkuh blieb kränklich, bis man eine Hauskuh zu ihr brachte. Ein Hausstier war anfangs böse gegen sie, dann gewöhnten sie sich an einander. Das

Junge wurde von der Mutter zärtlich besorgt. Von Wölfen angegriffen, nehmen die Bisonstiere ihre Kühe in die Mitte der Truppe, und vertheidigen sich gemeinsam mit den Hörnern. Um die Weiber kämpfen sie furchtbar, wie es zu erwarten ist. Vom Auerochs? Auch er ist wild und unbändig, doch jung eingefangen, soll er ein wenig zähmbarer als der Bison seyn, so daß er wenigstens den Menschen nicht mehr anfällt, und sich liebkosen läßt. Er hat aber vierzehn Rippenpaare, der unsrige nur dreizehn. Intelligenz zeigt auch er nicht viel. Oder vom tibetanischen Ochsen? Dieser sieht unserm Ochsen sehr ähnlich, läßt sich am leichtesten in kurzer Zeit zähmen, wenn er recht jung eingefangen worden. Die Kuh dieses Rindes ist erst noch sehr milchreich, und eben in Indien ist in der Urzeit manche Zähmung, wie manches andere Nützliche und Gute geschehen.

Der Büffel ist eben so trotzig und unbändig, als alle drei bisher citirten. Er liebt noch Sümpfe und Moräste wie das Schwein, kann mit einem Nasenring in Gehorsam gehalten werden, geht mit unsern Kühen auf die Weide, begattet sich mit ihnen, findet mit einem vortrefflichen Gedächtniß seinen Weg von weitem wieder zurück zur Heerde und zum Stalle, oder in weiter Entfernung wieder zu seiner wilden Heerde, und haßt die rothe Farbe. Italien hält sich viele solcher Büffeln. Jedem wird ein Namen gegeben und oft vorgesungen. Will man die Kuh melken, so muß das Junge in der Nähe seyn. Man melkt sie singend. Dieser musikalische Sinn, die Abneigung gegen das Rothe, und die Liebe der Mutter zum Kinde sind bemerkenswerth. Es sind psychische Elemente, die uns bewegen könnten, den Büffel für das Stammthier unsers Rindes zu halten.

Die Gazellen und Antilopen, eine Art Hirsche und Rehe, werden als friedliche, gutmüthige, scheue und gesellige Thiere geschildert, doch sind nicht alle gleichen Naturells. Lieblich wie eine Gazelle ist im Oriente ein Lob des Frauenzimmers. Zart sind viele, und zwischen Alten und Jungen wird in Beziehung auf Zähmbarkeit ein großer Unterschied seyn. Mehrere Arten stellen noch Wanderungen gen Süden und Norden an. Ihr Zug geht immer gerade aus, in Einer Linie,

immer weidend, wobei die hintersten sehr zu kurz kommen müssen. Die Elenn-Antilope läßt sich so zähmen, daß man sie vor ein Wägelchen spannen und mit ihr fahren kann, aber ihre ganze Stellung deutet auf Gutmüthigkeit und Demuth. Auch die bunte wird zahm, jedoch nur, wenn man sie mit Güte behandelt.

Böse und wild soll die Kuhantilope (eine Art Uebergang zur Giraffe) seyn, man hat sie jung aber doch schon gezähmt. Erkenne man endlich einmal das Naturgesetz, und wende man es an. Die Gnu-Antilope ist muthvoller als die andern. Keck geht sie, wenn sie verwundet worden, auf ihren Verfolger los, und schlägt tüchtig aus. Gezähmt hat man diese noch nie. Wer sieht denn aber dieser Antilope das Störrige in ihrer ganzen Physiognomie, ihrer Stirn- und Nasenbildung, dem Verhältniß der Hörnerstellung und Hörnerart zur Stirne und der ganzen Stellung ihres Körpers, nicht augenblicklich an? Der Springantilope sieht man eben so schnell an, daß sie auch psychisch eine Modification der Gemse sey. Vielleicht hat man die Seele, die Intelligenz und Gemüthsart dieser in ihren Formen sehr abwechselnden Classe noch nicht gehörig studirt. Sie ist eine sonderbare Composition. Die einen gleichen dem Pferde, andere der Giraffe, noch andere dem Rind, der Ziege, dem Schafe u. s. w. Vermuthlich wirkt die Gefangenschaft in sie viel tiefer als auf viele andere Thiere, weil sie ganz vorzüglich die große Gesellschaft und die Freiheit in unendlichen Weiten und Ebenen lieben.

Das Kamel ist ein häßliches Thier, seine Seele ist es nicht, in ihm prädominirt letztere. Der Ausdruck seines Gesichts ist Ausdruck der Seele: Geduld und Sanftmuth. Man kann es leicht zu allem abrichten, wozu es fähig ist. Plagt es ein Reiter, so wendet es endlich, der Plage müde, seinen Kopf um, ihn zu beißen, es läßt sich jedoch bald wieder besänftigen. Daß es Beleidigungen lange nicht vergesse, ist gegen seine ganze Physiognomie. Fast unlenkbar sind die Männchen während der Brunstzeit. Dann können auch sie, diese schafartigen Thiere, wild und gefährlich werden. Entschieden tritt an ihm der Tact- und Tonsinn auf; von jeher hat man es durch Musik angetrieben und freudiger traben ge-

macht. Seine Sinne alle sind fein. Es ist ein vollkommnes Hausthier des Menschen geworden. So ist auch der Dromedar, nur ist er noch sanfter, noch gelehriger und hat ein noch besseres Gedächtniß. Sanft und lebhaft ist das Schafkamel und das Lama. Wer ein solches erziehen und benutzen will, thut wohl, wenn er es behandelt, wie man ein Kind behandeln sollte.

Was wollten die Araber, Baktrier, die Hirten der Saharah anfangen, wenn sie das Kamel nicht hätten? Es ist ihnen Pferd und Mensch und Saatfeld. Man kann an ihrer Behandlung ersehen, wie man mit Thieren, sie zu vermenschlichen, umgehen soll. Es ist schon von Natur ein Menschenthier, von welchem die Alten viel Löbliches sagen konnten. Wir lernen es nur an herumgeführten Exemplaren kennen, die der an ihnen herumhangenden und auf ihnen sitzenden Affen nicht achten. Sie sehen nur auf ihren Herrn, und sind ihm mit eigenem gutem Willen folgsam. Ueberladet man es, so sagt es zwar nichts, erhebt sich aber nicht, und wartet bis man es erleichtert. Das sieht ihm ganz gleich. Seinen Lauf in Betreff der Schnelligkeit richtet es von selbst nach dem Tacte des Instrumentspielers, des Dudelsacks oder des Gesanges ein. Die Männchen werden oft kastrirt, sie milder zu machen. Daß Weiber dem Kamel und Dromedar lieber als Männer sind, ist schon oft wahrgenommen worden. Gerade dadurch, daß das Wort: du Kamel! ein Schimpfwort für einen Menschen ist, ist seine Vortrefflichkeit ausgesprochen, denn man vergleicht den Menschen immer nur mit edleren Thieren: Schwein, Roß, Stier, Kalb, Kuh, Ochs und Hund.

Die Mäuse haben lebhafte, gescheidte Augen, sind wohlgebildet, munter, furchtsam in Gefahr, muthig in der Noth, die Reinlichkeit liebend, sich immerdar putzend. Die meisten lieben Wärme und Sonne, gehen aber aus Furcht doch nur bei Nacht ihrer Nahrung nach. Singen und Sprechen kann man sie nicht lehren und sie zu nichts abrichten. Ihre Stimme ist nur ein Pipen, d. h. sie können nur den Selbstlauter i geben. Mehr und minder, wie verschieden ihr Naturell ist, kann man doch alle zähmen, obschon es von Manchen verneint wird. Sie müssen zähmbar seyn. Mit ihren freien Zehen und spitzigen

Nägeln können sie gut klettern, mit ihren flinken Füssen schnell laufen, mit ihren scharfen Zähnen vortrefflich nagen und beißen. Ihre Intelligenz in Verbindung mit dem, was ihnen zur Anwendung derselben gegeben ist, ist geneigt, Gänge zu graben, und stellt sich als Kunst in der Art der Gänge und Wohnungen als recht eigentliche Unterscheidungsgabe dar, indem sie sich immer nach den Umständen richten. Schon benutzen auch sie die Pfoten wie Hände. Wir geben hierzu einige Belege: unsere Hausmaus pflanzt sich auch wie der Mensch im Winter fort, weil sie keinen Winterschlaf hält; wird es tüchtig kalt, so thun sie sich nur näher zusammen. Sie sind scheu, furchtsam, und verbergen sich aufs leiseste Geräusch, werden aber doch, wenn sie keine Gefahr wahrnehmen, kühn, keck, frech vor der Menschen Augen, daß man sie mit einem Stock erschlagen und mit den Händen fangen kann. Den stillen Igel und die schnellere Katze fürchten sie viel mehr als den Menschen. Sie gehen in alle Fallen nur eine Weile, dann werden sie durch Schaden anderer klug. Ihr Geruch ist fein. In Fallen, worin ein Camerad eine Weile gelegen, gehen sie nicht mehr oder nur selten. Man muß auch mit den Lockspeisen abwechseln, und ihren Reiz verstärken. Am wenigsten widerstehen die meisten gebratenem Speck. Obschon beinahe immer im Dunkel, sehen sie doch auch bei Tage gut, gut muß auch ihr Gehör und Geschmack seyn. Sie unterscheiden alle Speisen genau, obschon ihnen Alles angenehm ist. Was sie nicht sogleich essen wollen oder können, das schleppen sie in einen ihrer Winkel. Sie können auch nicht übel klettern. Sie lieben das Trockene, können jedoch schwimmen, nur nicht lange. Die Alten sorgen für ihre Jungen sehr brav, und bringen ihnen genug Nahrung. Offenbar sind die Jungen oft sehr unklug, und gehen aufs unvorsichtigste in Gefahr und Tod hinein, finden sich also viel häufiger in den Fallen. Kommen Alte und Junge mit einander aus einem Loche, so wagen sich die letztern viel zu weit voran, worauf die Mutter sie mit einem Tone warnt; dann kehren einzelne zurück, andere nicht. Wem nicht zu rathen ist, dem ist dann nicht zu helfen! In großen Gefahren entspringen sie der Katze und flüchten sich zum Men-

schen, in dessen Kleid, Stiefel, Frauenrock u. s. w. zu großem Schrecken der Furchtsamen.

Ihre Aeuglein sind so schön, ihr Mündchen so fein, ihr Fell so sanft, ihre Füßchen sind so wohl gebildet, daß, wenn man eines in den Händen hält und anfragt, ob man es tödten soll, alle Kinder und insbesondere die Mädchen mitleidig für dasselbe flehen. Hinter den Tapeten, Schränken u. s. w. hört man sie oft genug quicken, aber auch oft, daß sie sich tüchtig zanken. Ist Alles stille, so kommen sie hervor, setzen sich wie Eichhörnchen auf die Hinterbeine, spitzen die wunderbar feinen, dünnen, seidenen Oehrchen, und schauen herum. Man kann sie zahm machen, daß sie Brod u. s. w. aus der Hand annehmen. Ihren Gutthäter lernen sie genau kennen. Es ist sonderbar, daß einzelne, aber eben nur einzelne, in den Häusern so zahm sind, daß sie fast auf den ersten Ruf, wenn man sie sieht und ihnen pfeift, hervorkommen, Brod aus der Hand holen, wieder ins Loch schlüpfen, und kommen, so oft man pfeift. Leichter zähmbar sind die weißen mit rosenrothen Augen, sogenannte Kakerlaken wie bei den Kaninchen; diese aber sind viel zarter.

Drei Dinge sind an ihnen noch interessant, die wir nirgends angeführt finden.

Daß manche Mäuse nicht nur wie die übrigen quicken, sondern ein wenig singen können, d. h. sechs bis sieben melodische Töne in Einer Reihe von sich geben. Einzelne haben demzufolge einen musikalischen Sinn, und diese Töne sind vermuthlich Erinnerungen, sey es von einem Gesange oder von einem Clavier. Sodann, daß in Fallen nur etwa der Schwanz oder der Fuß von einer Maus gefunden worden, woraus erhellet, daß sich das Thierchen denselben entweder selbst, um sich zu retten, in der Verzweiflung abgebissen, oder daß ihm seine Gefährten diesen schmerzhaften Liebesdienst erwiesen haben. Eine Thatsache, die später sich an andern muthigen Thieren wiederholt! Und drittens, daß die Mausmutter die Zahl ihrer Jungen genau kennt, und weiter hinauf als eine Elster, ja, als ein kleines Menschenkind, zählen kann. Beim Wegräumen einer Holzschicht (Scheiterbeuge) wurde am Boden ein Nestchen mit neun Mäuschen und einer Muttermaus gefunden. Die Mutter sprang heraus,

und rannte mit großer Hast hin und her. Alle neun wurden in eine Mütze (Lederkappe) genommen; die Alte sprang mehrmals, ohne irgend eine Furcht vor den Menschen, gegen die Mütze empor; hineinsehen konnte sie nicht. Der widerrechtliche Eigenthümer, von der Liebe der Mutter mitleidig, nahm eines aus der Mütze auf seine Hand, und hielt es der Mutter vor; diese nahm es sogleich weg, und verbarg es unter Holz in Sicherheit, und kam sogleich wieder. Sie nahm ihm das zweite ab, verbarg es, kam wieder, nahm ihm das dritte, vierte, fünfte ab, ohne je in die Mütze sehen zu können. Es wurden ihr alle neune, eines nach dem andern, herunter gereicht. Als sie alle neune empfangen hatte, kam sie nicht mehr, nicht einmal mehr etwa auf den Fall, nicht recht gezählt zu haben, hervor. Mit sieben oder acht, die doch auch schon ein ordentlicher Kindersegen sind, begnügte sie sich nicht. Sie wollte alle, und wußte, wie viel sie habe, und ihr gehören. Wir stehen hier demnach höher, als wir bei den Elstern gestanden.

Hiermit ist denn aber auch die Seele dieser großen Classe hinreichend charakterisirt, obwohl wir nicht läugnen wollen, daß alle die vielen guten und bösen Gelegenheiten und die Gefahren in der Nähe des Menschen zur Steigerung der Intelligenz des Thierchens nicht wenig beigetragen haben mögen — eine Steigerung, die sich auch bei Thieren durch die Generationen herab erben kann. Der Vollständigkeit wegen geben wir noch eine Reihe anderer Thatsachen, welche uns Verschiedenheiten anschaulich machen.

Die gewöhnliche Ratte ist, wie die Maus, eine Art Hausthier des Menschen, und wanderte mit ihm über das ganze Erdenrund. Alle Klimate kann sie aushalten, wie er. Sie ist stark und muthvoll, und, obschon viel kleiner als eine Katze, bedarf es doch einer Heldin unter diesen, um es namentlich mit einem Helden unter den Ratten aufzunehmen. Diese packt auch große Thiere an, und stellt sich selbst gegen den Menschen. Bei Nacht poltern sie gerne, und machen Lärm im Hause ärger als Diebe, die Tröge und Kästen ausleeren. Sie wagen sich an fette unbewegliche Schweine, und beißen ihnen Ohren und Schwanz und Stücke Speck vom Leibe ab. Es wird wiederholt behauptet, daß die Jungen die alten Blin-

den aus den Löchern an die Sonne führen, wenn Gefahr drohe, sie, mit eigner Lebensgefahr, die Alten zuerst in die Löcher hineinzufliehen nöthigen, und so das erste eigentliche Beispiel von Liebe der Kinder zu den Eltern geben.

Sie sind furchtbare Nager, raubsüchtig und wahre Leckermäuler. Sie kennen z. B. die Obstarten genau. Sind im Keller auf einer Hürde Nägeliäpfel, und man wollte diese vor ihnen sichern, so dürfte man nur Fraurothicher dazu legen. Legt man Reinetten, die besten unter den Aepfeln, hin, so lassen sie gewiß auch die Fraurothicher liegen. Ihr Geschmack ist demnach der rechte! Sie fressen die besten, und lassen die Kerne und die Kernhäuser liegen. Wie sie es aber machen, feste Fraurothicheräpfel mitten entzwei zu brechen, so daß man sie in zwei vollkommen gleiche Hälften getheilt findet, wie sie ein Mensch nur mit Hülfe beider Hände entzweibrechen kann, ist von uns nicht wahrgenommen worden. Mit den Schwänzen in einander verschlungene Alte werden unläugbar von andern gefüttert, sonst müßten sie bald alle umkommen. Solche Rattenkönige (wie man das sonderbare Nest nennt) sind schon manchmal beim Abbrechen von Küchenherden u. s. w. gefunden worden. Die verwickelten waren immer alte blinde.

Das Wandern kommt in dieser Classe ebenfalls, aber beinahe zum letztenmale vor. Es wandern nämlich die Wanderratten, der berühmtere Lemming und die Wurzelmaus. Die Wanderratte zog aus Indien, zog nach Rußland, kam von daher gen Deutschland. Im Jahr 1727 schwamm ein Wolkenzug über die Wolga. Vor siebenzig Jahren zog sie in Deutschland ein; am Anfang dieses Jahrhunderts fand man von ihr die ersten Spuren in der nordöstlichen Schweiz, in die sie über den Rhein gekommen seyn muß. Nun zieht sie immer weiter gen Westen. Wann fing ihr Zug an? welches Exemplar kam zuerst auf den Gedanken, und ordnete ihren Auszug? Wer lehrte sie die Geographie und die Richtungen? Sie sind die Wandervögel der Erde. Sie sind immer noch im Fortwandern begriffen, und wollen, wie es scheint, wie Mirabeau von der französischen Revolution prophezeyte, den ganzen Continent oder wohl gar den Erdball durchziehen. Das Handwerk haßt einander. Ueberall vertreiben sie die gewöhnliche Ratte. Der

Tausch ist schlimm, denn diese neuen Gäste sind noch schlimmer, herrschsüchtiger, leckerer, stärker, wilder. Gemeinsam packen sie Fische, Wasservögel, Lämmer in den Ställen an, und klettern auch auf Bäume nach dem Obst.

Im ewigen Schneeland des Nordens wohnt der Lemming, dennoch vermehrt er sich wie kaum Ein Thier der vollkommnern Classen. Dann zieht er in unsäglicher Menge gen Westen und Osten. Warum nicht gegen Süden? Die Wanderratte wanderte zuerst gen Nordwesten, ins kältere Land. Hier herrscht offenbar ein andres Gesetz als bei den Vögeln. Das Säugethier ist schon freier, darum regelwidriger. Ja, der Lemming, dessen Aufenthalt das Gebirge zwischen Norwegen und Schweden ist, zieht dann gegen die beiden Meere und in die Meere hinein. Sie füllen die Schiffe bis zum Untersinken, und kommen im Meere bei Millionen um. Wohin wollten sie? Kennen sie das Wasser nicht? Wollten sie es ausfüllen, um zu einem neuen Land zu kommen? Oder will sich durch diesen sich widersprechenden Trieb die Natur nur ihrer entledigen? Sie entfliehen dem Hunger, weil sie keine Vorräthe anlegen und gehen im Wasser unter. (Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin!) Immer ziehen sie gerade aus, wie auf einer Landstraße. Sie machen keinen Umweg, wenn sie nicht müssen. Sie springen in Schiffe und auf der andern Seite wieder heraus. Um Steine herum müssen sie gehen. Aber beide Arme vereinen sich wieder. Unter Heuschobern arbeiten sie sich durch. Es wirkt eine Geheimnatur in Allem! Sie thun, und wissen, daß und was sie thun, und müssen's auch so thun.

Die Wurzelmaus in Sibirien zieht ebenfalls nicht gen Süden, sondern nach Westen. Alle ziehen auf Einmal fort, und zwar nicht wie die Lemminge im Herbste, sondern schon im Frühling. Sie machen es also gerade wie die Tataren, und wie diese kehren sie dann etwa nach einigen Jahren wieder heim. Hier herrscht in einer und derselben Classe ein drittes Wanderungsgesetz. Etwelcher Kunstsinn kommt unläugbar noch vor. Die Erntemaus macht tiefe Gänge, und ein warmes Bett von Heu, über der Erde auch noch ein rundes Nest aus Getreideblättern. Die Gänge der kleinen Feldmaus haben einen besondern Ein- und besondern Ausgang, und in der Tiefe eigene Kammern.

für die Nahrung und zum Schlafen, welch letztere mit Halmen ausgefüttert ist. Sie sollen sogar eine besondere Kammer für den Unrath, oder einen eigenen Abtritt haben. Die Mäuse alle lieben die Reinlichkeit sehr. Viele machen sich Vorrath; säen zwar nicht, ernten aber und sammeln in Scheunen. Die Wurzelmaus in Sibirien ist wegen des Sammelns in große Vorrathskammern von jeher berühmt. Hier tritt der entgegesetzte Fall ein. Die Tungusen graben nach diesen Vorräthen, nehmen ihnen Alles weg, und ernten wo sie nicht gesäet haben. Das Thier wird von Menschen bestohlen, wie es den Menschen bestiehlt. So kommt die Sache ins Gleichgewicht! So machen's die Bauern im Großherzogthum Gotha dem Hamster, dieser großen schönen Maus, die bei drei Fuß tiefe Gänge mit zwei Ausgängen und mehrern Vorrathskammern macht, und eine Menge Körner, Bohnen u. s. w. einträgt. Männchen und Weibchen machen sich aber verschiedene Wohnungen und leben wie die Großen der Erde in verschiedenen Appartements. Die Jungen machen sich ebenfalls eigene, aber kleinere Gänge, nur etwa zwei Schuh tief, und tragen nicht so viel ein. Die Stachelratte macht acht Zoll tiefe senkrechte Eingangslöcher, und Gänge von vier Schuh Länge. Mit Heu belegen die Zieselmäuse ihren dunkeln Aufenthalt, der mehrere Gänge und einen Schuh im Durchmesser hat. Sie schlafen wie viele Mäusearten im Winter. Noch eine große Unvollkommenheit, wenn erst dann im Sommer wieder von den vierundzwanzig Stunden ein Theil verschlafen werden muß! Durch den langen Winterschlaf und das Ausgeschlafenhaben sollte für die Zeit des Wachens große Munterkeit, ein doppeltes Wachen des Geistes bedingt seyn; bei manchen Mäusearten ist es wirklich der Fall. Die Hausmäuse werden während des Winters im warmen Hause und in der Nähe der Menschen immer wach bleiben können. Bis anderthalb Klafter tief gehen die Gänge der Zieselmausweibchen. Vor dem Einschlafen verstopfen sie den Ausgang sorgfältig. Die Schlafratzen oder Siebenschläfer thun wohl, daß sie Vorräthe machen, denn sie erwachen etwa einmal im Winter, wenn Thauwetter einfällt, weil sie alsdann Appetit merken. Die große Maus unserer Alpen, Murmelthier genannt, macht sich Gänge in den Berg

und Fels hinein bei zwölf Schuh lang, zu hinterst einen großen Platz oder Erdkessel, worin Vater und Mutter und alle Kinder, ja, einige Familien mit einander in aller Seelenruhe schlafen. Vorrath machen sie sich nicht, aber Heu zum Schlafen sammeln sie. Die Mäuse lieben ja das Weiche. Den Eingang verstopfen sie einige Schuh weit mit Erde und Gras.

Wenn wir noch einige Eigenheiten der Arten, ihr Talent und Gemüth betreffend, angegeben haben werden, wird uns ihre Psyche noch deutlicher seyn.

Die Lemminge machen sich Röhrengänge durch den Schnee herauf. Zur Wehre setzen sie sich in gute Positur, d. h. auf die Hinterbeine. Gegen Hunde und Katzen wehrt sich für ihre Jungen die Wasserratte. Sie tragen sie im Maul in Sicherheit und schwimmen mit ihnen durch Flüsse. Wir freuen uns solcher Züge, wo wir sie finden. Gewöhnlich thun sich von den Wurzelmäusen für den Winter nur zwei, ein Pärchen, zusammen, und leben dann in der Stille ganz patriarchalisch. Am bissigsten und wehrhaftesten sind doch die Hamster. Sie setzen sich auf die Hinterbeine. Haben sie die Backentaschen so eben voll Futter, so streichen sie es schnell mit den Pfoten aus dem Munde, wetzen die Zähne, knurren, und beißen sich in einen vorgehaltenen Stock so fest, daß man sie daran aufheben kann. Sie stellen sich sogar gegen Pferde, die ihnen auf dem Ackerfelde nahe kommen, und springen an Menschen herauf. Untereinander aber leben sie in guter Eintracht. Die Gefangenschaft ändert ihren Sinn, so daß sie ihre Jungen todt beißen. Im Zimmer wollen sie sich aus allem, was sie finden, eine Hütte oder ein Lager bauen, und schleppen Alles zusammen. Die Kletterratten sind am Abend wie die Sonnenmücken am muntersten, und tummeln sich lustig mit einander herum, gerade wie wenn sie einen Walzer tanzen wollten. Kurz und scharf ist ihr Lockpfiff. Ist's ihnen wohl, so grunzen sie wie Schweinchen oder Katzen, wenn ihnen das Essen wohlschmeckt. Gehend watscheln sie wie Bären, galoppirend rennen sie wie Schweine. Auch solche Züge sind psychisch, denn die Seele hilft eben sowohl als der Körper den Gang und die Stimme machen.

Sie können auch mit Einer Pfote allein essen. Ein Reisender (aus der Havannah) sagte, sie seyen die lustigsten und schlauesten

Thierchen, die er kenne. Vielleicht hat er nicht viele Thierchen gesehen. Die Murmelthierchen stellen sogar Wachen aus. Ihr Warnungspfiff durchdringt Mark und Gebein. Man kann sie leicht zahm machen, und an menschliche Speisen, nur nicht an Fleisch gewöhnen. Sie sind die einzigen Mäuse, die man zu etwas abrichten kann. Sie müssen tanzen, an einem Stock gehen u. s. w., aber vieles kann man sie nicht lehren. Im Zimmer schlepppen auch sie alles Mögliche zusammen, und tragen's in einen Winkel, zerren Kupferstiche aus Mappen, Blätter aus Büchern, und springen hoch an Büchergestelle hinauf. Solches thun sie, wenn sie eine Stunde vorher noch im Winterschlaf gewesen. Im Winterschlaf sind sie ganz rund wie eine Kugel, so daß man eine kleine Weile in einem Zimmer mit ihnen Kegelschieben kann, ohne daß sie erwachen; erwachen sie, so darf man sie nur wieder in die Kälte legen. In großer Kälte sterben sie nur zu bald. Was haben sie auf der Allée blanche am Montblanc für ein Leben? Zwischen ewigem Schnee und Eis in einem Felde, das nur etwa sechs Wochen grün ist? Hier müssen sie bei sechsundvierzig Wochen Tag und Nacht schlafen. Sie haben ein zähes Leben. Erwürgte kommen leicht wieder zu Athem, denn zur Fortsetzung des Lebens bedürfen sie nicht viel Athem, in einer Stunde nur etwa fünfzehn Züge, und statt 110 Pulsschläge in Einer Minute nur einige wenige. Man kann sie, in Heu gepackt, im Winter so weit versenden, als man will.*) Anatomirt man sie im tiefen Schlafe, so machen sie nur schwache Zuckungen. Im Zimmer bleiben sie immer wach und munter, doch etwa einmal schläfert es sie. Auf Mitleiden, wie bei unsern Mäusen, deutet die Erfahrung, daß, wenn eines in eine Falle geräth, die andern laut aufschreien. Beinahe am zahmsten wird die kleine Haselmaus. Diejenigen Mäuse, die gut klettern können, und ihre Pfoten wie Hände gebrauchen, haben auch in der Psyche Aehnlichkeit mit den Eichhörnchen.

Weil dem Gehirn der Mäuse noch die Windungen mangeln, wollte man sie für die niedrigsten Säuger halten. Wir haben

*) Verfasser sandte einmal dem Prinzen Maximilian von Neuwied von St. Gallen aus ein Paar in einem Fäßchen mit Heu, begreiflich während der Winterzeit. Sie langten daselbst gesund und wohlbehalten an.

jedoch dargethan, daß sie ziemlich weit oben stehen, womit denn aber auch dargethan ist, daß besagte Windungen in psychischer Beziehung nichts entscheiden. Die Eichhörnchen zeichnen sich durch ihre Munterkeit und Zierlichkeit sehr vortheilhaft aus. Sie klettern wie Katzen und Seiltänzer. Winterschlaf halten sie zwar nicht, haben aber eben darum Wintervorrath nöthig.

Wie keck stürzen sie sich vom Baum auf die Erde, wie schnell klettern sie an einem andern wieder hinauf! Das Auge muß schnell seyn, um ihnen nur folgen zu können. Sie können alle leicht zahm gemacht werden, man muß sich aber doch während der Brunstzeit vor ihren scharfen meißelartigen Zähnen in Acht nehmen; sie können, wenn sie im Zorn sind, fürchterlich beißen.

Vom Grund- oder gestreiften Eichhörnchen heißt es, daß es sich nicht zähmen lasse. Das ist aber nur so gesagt. Vom Ural und der Ochotswüste, und aus Sibirien, wo sie wohnen, kriegt man nicht immer die genauesten Nachrichten. Wer hat alle nöthigen Versuche und Beobachtungen gemacht? Sie müssen alle zähmbar seyn. Sie sind dem Menschen schon verwandt. Auch manche Menschen können kaum gezähmt werden. Die einen leben mehr auf dem Boden, wodurch sie den Mäusen verwandt, andere auf den Bäumen, wodurch sie so recht eigentlich Eichhörnchen sind, noch andere können flattern, und nähern sich dadurch den Fledermäusen.

Gesellig leben die Grundeichhörnchen in der Erde, in die sie lange Gänge machen. Der lange Gang ist für die gesammelten Zirbelnüsse und Beeren, der tiefer liegende fürs Nest. Gewöhnlich theilen sie ihn noch in Aeste, die tief unter der Erde herumgehen, und verschiedene Ausgänge haben. Wird ihnen einer versperrt, so benutzen sie den andern. Sie theilen den Vorrath in eigene Kammern: Eichel-, Nüsse-, Wälschkorn-, Kastanienkammern. Das fliegende wird ganz zahm, bleibt jedoch immer mehr und minder schüchtern, und liebt verborgene Oerter. Es ist gerne in der Tisch- oder Brodschublade, kriecht in weite Rockärmel, und hat etwas Mäuseartiges an sich. Im Verstand und Unterscheiden stehen sie kaum über den Mäusen, sondern sind offenbar nur eine kleine Modification derselben.

Gleiche Organisation, gleiche Lebensart, gleiche Seelen, nur stellt die Natur vielmal das Gleiche ein wenig ungleich dar.

Die Marder mit ihren Verwandten, den Iltissen, Wieseln u. s. w. stehen durch List und Schlauheit hoch. Ihr Körper ist außerordentlich gewandt, ihr Muth geht im Nothfall in die seltenste Frechheit und Keckheit über. Ihr Gang ist fein und still wie der der Katzen, mit einem Buckel. Einen alten zu zähmen, ist beinahe so unmöglich, als es sehr leicht ist, einen jungen zu zähmen. Der Edelmarder ist aber viel zähmbarer. Alte Hausmarder sind eigentliche Bestien, und beißen furchtbar. Will man einen z. B. in einem Gartengeschirrhause oder einem Wagenschopfe fangen, so ist's beinahe unmöglich. Er springt dem Menschen wohl gar an die Brust. Junge sind ganz besonders niedlich, gewöhnen sich an alle Nahrung, tändeln mit Hunden, Katzen, Vögeln, Menschen, und auch unter sich wie Katzen. Er gewöhnt sich so ganz an die Menschen, daß er wie ein Hund sich verhält, er kennt Stimme und selbst den Gang seines Herrn, folgt dem Rufe und wird sehr anhänglich. Hat man aber mehrere in Einem Stalle, so beißen sie einander, wenn es sich ums Fressen handelt, über alle Vorstellung wild herum. Schon tritt bei diesen Thieren eigentliche List, Verstellungskunst und ein unbezwinglicher Eigensinn auf. Gleicher Art sind die Wiesel. Possierlichere Thierchen, als diese sind, gibt es nicht viele. Am höchsten steht in dieser Classe der Fischotter. Sein Naturell kann durch menschliche Speise und menschlichen Umgang so ganz umgeändert werden, daß er gar keine Fische mehr frißt, was bei keinem der frühern Thiere der Fall ist, ja er wird von selbst so zahm, daß er schon in der Zeit, in welcher er sich das Fischessen noch nicht abgewöhnt hat, gefangene Fische von selbst in die Küche bringt. Er wird aber zum Fischfang auch eigentlich abgerichtet.

Alle diese leben paarweise, leiden nicht leicht ein anderes Paar in ihrer Nähe, und bewahren und beschützen ihre Jungen mit großer Sorgfalt und Tapferkeit. Die Classe ist nicht groß. Stimme und Thun mehrerer ist beinahe menschlich, und je menschlicher man sie behandelt, desto eher kann man auf sie einwirken. Milde wirkt viel mehr als Strenge. Strenge verdirbt die Jungen und Alten, nur muß den Jungen der Eigensinn ge-

brochen und ihnen anfänglich gezeigt werden, daß man ihnen an körperlicher Stärke überlegen sey. Sie merken es alle unerwartet schnell. Man darf nur ihren Gang, besonders ihre Augen ansehen, so wird man bald wahrnehmen, daß sie Verstand und Beobachtungsgabe in schon hohem Grade haben. Sie nähern sich in Einigem den Katzen, noch viel höher stehenden Thieren, sehr, sind dann aber dafür in Einigem noch weit zurück. Sie sind ebenfalls nächtliche Thiere.

Die Genette hat sogar wie die Katze ein langes Seheloch. Diese Art kann, wie die Katze, zum Mäusefang in den Häusern gehalten werden. In der Gefangenschaft geborne Junge werden vom Männchen getödtet. Es ist nicht glaublich, daß daß Zibeththier im Freien so träg sey, als es in der Gefangenschaft ist. Wie eine Katze, so reinlich ist der Ichneumon. Immer putzt und leckt er sich, und legt den Unrath ebenfalls in einen eigenen Winkel ab, wie es auch schon gewisse Mäuse thun. So ist auch der Mongo, dessen intellectuelle Fähigkeiten schon gerühmt werden. Er zeigt sie besonders durch die Aehnlichkeit seines Betragens mit dem Hunde, und seiner Neigung zu liebkosen, und geliebkost zu werden.

Das Schnarrthier (am Cap) wird noch zahmer, liebt und haßt, hat ein sehr gutes Gedächtniß, besonders für Beleidigungen, und wartet schlau auf Gelegenheit sich zu rächen. Manche Menschen können es so beleidigen, daß es ihnen nie mehr verzeiht, selbst wenn sie alles Mögliche thun, es wieder zu versöhnen. Hierdurch wird es der Nebenbuhler vom Fischotter.

Hasen, Kaninchen und Halbkaninchen bilden eine eigene kleine Classe. Wir wollen auch sie durch Thatsachen charakterisiren, und fangen mit den eigentlichen Hasen, den Repräsentanten, an. Furchtsam, wie ein Hase, ist ein Sprüchwort. Es fehlt nicht viel, so machte man ihn auch dumm, weil die Furcht allerdings Dummes thun kann, indem sie den Geist verscheucht. Dessen ungeachtet erklären manche Jäger den Hasen für eines der listigsten Thiere, und Künste, die sie lernen können, zeigen, daß sie nicht nur Verstand, sondern erst noch viel Unerschrockenheit haben, es muß sie ihnen aber der Mensch beibringen. Ein Thier, dem man eine ganz neue Ge-

müthseigenschaft anbilden kann, ist nicht dumm zu nennen. Doch muß diese neue Gemüthseigenschaft in seinem Wesen schon gegründet seyn, weil der Mensch, der Erzieher, nur benutzen und anknüpfen, nicht aber etwas fundiren kann. Geistesäußerungen sind folgende Thatsachen:

Nach seinem Lager geht er nie gerade zurück, sondern macht Widergänge und Seitensprünge, und geht immer durch Sprünge in sein Lager hinein, damit man nicht wisse, wo er wohne, seine Tritte einander durchkreuzen, und die Hunde an ihm irre werden. Listig springt er etwa in das Lager eines andern Hasen, schreckt ihn auf, jagt ihn heraus, bleibt selbst drin, und überläßt das Verfolgtwerden dem ausgetriebenen. Oder er läuft an einer Hecke herunter, während der Jagdhund in seiner Jagdwuth anderseits herauf läuft. Auf einmal macht er einen gewaltigen Seitensprung, so daß er den Hunden unsichtbar wird. Immer sucht er aufwärts, bergan, zu laufen, weil er dieses besser als abwärts kann, und macht oft große Umwege, um einen Weg bergan gewinnen zu können. Im Nothfall thut er auf seine Furcht vor Menschen und Thier Verzicht, und flüchtet sich unter eine Schafheerde. Er setzt sich auf die Hinterbeine, bewegt seine Löffel (Ohren) und horcht genau auf. Sein Gehör ist außerordentlich fein, was auf viel Seele deutet. Verwundet oder auch nur in großer Angst schreit er kläglich wie ein Säugling. Aeltere und erfahrenere Hasen sind viel schwerer als junge zu Schuß zu kriegen und gefangen zu werden. Sie lernen Menschen und Hunde allmählich besser kennen, und ersinnen gegen sie allerlei Liste. Wo man sie nicht jagt, sondern hegt, sind sie gar nicht furchtsam, sondern weiden vor den Augen der Menschen. Es scheint also sogar ihre Furchtsamkeit entstanden zu seyn, nur kann sie in ihnen schnell entstehen. Sie führen und lieben ein freies Leben, und können sich in die Gefangenschaft beinahe gar nicht fügen, es sey denn, man habe sie jung aus dem Nest genommen. Es währt aber nicht lange, so merkt man, daß sie von wilden Eltern stammen. Aeltere gefangene sind in Kästen sehr wild und zerstoßen sich wohl gar den Kopf an den Wänden. Und doch wird der Mensch über ihre Wildheit Meister, und lehrt sie allerlei, z. B. auf Befehl an einer Stange mit

Querhölzern wie ein Mensch heraufklettern, ja sogar Pistolen abschießen, und vor dem Knall nicht im mindesten erschrecken, nicht einmal ein Auge zudrücken. Wie lange müßte man einen Menschen, der von Natur ein sogenanntes Hasenherz hätte, solches lehren? Und der Hase, der wenig Verstand haben soll, mit dem man nicht gehörig sprechen, dem man nichts erklären, den man von der Gefahrlosigkeit nicht durch Worte überzeugen kann, lernt's. Sie lernen auch trommeln, und der Lärm schreckt sie nicht. Sie trommeln mit einer ungesehenen Schnelligkeit, schneller als irgend ein Tambour, ja mit einer Art Wuth. Man konnte auf den Gedanken, sie trommeln zu lehren, leichter kommen, als auf den, sie schießen zu lehren, weil sie von selbst mit den Vorderfüßen trommeln. Sie thun's zu ihrer Kurzweil, und machen sonst auch mancherlei lustige Gebärden. Den Jungen rufen sie zur Nahrung durch ein Klappern mit den Löffeln. Oft und vergeblich gejagte, gehetzte werden krank an Lunge und Leber. Das strenge Athmen verderbt erstere, Furcht und Angst zerstören die Leber und machen melancholisch; nur geht im Thier die Gemüthsbewegung schwerer als bei Menschen in den Körper über. Um die Weibchen führen auch sie scharfe Kämpfe. O, dann sind sie gar herzhaft! Alle Liebe gibt Muth. Dann geben sie auch Stimme von sich, d. h. sie knurren. Auch die übrigen Hasenarten sind klug und listig, lassen sich zähmen, gewöhnen sich an menschliche Speise u. s. w. Stand eines der frühern Thiere so hoch? Der Hase ist das erste Thier, das menschliche Künste lernen kann!

Das Kaninchen ist mit den Hasen nahe verwandt. Sie begatten sich mit einander, aber ohne Folgen. Der Hase macht sich nur ein unbedeutendes Lager, die Kaninchen hingegen sind von jeher wegen ihrer Neigung und Kunst, sich Gänge in die Erde zu graben, bekannt. Sie unterminiren ganze Hügel. Man hält sie zur Freude in Kaninchengärten oder Inseln. Sie sind ihrer Artigkeit wegen auch die Liebe vieler Knaben. In Gefahr schlagen sie mit einer Hinterpfote den Boden. Die hasenfarbigen sind wilder, die weißen mit rosenrothen Augen die zahmsten. Etwa einmal frißt der Rammler die neugebornen Jungen, oder beißt ihnen den Kopf ab. Böse Wirkung

der Gefangenschaft! Nicht Alles wird bei Menschen besser. Das Weibchen liebt die Jungen innig. Es rupft sich viele Haare an der Brust aus, um das Nest weich und warm zu machen.

Wir haben ein weisses Weibchen gesehen, das in starrem Winter ein Nest von etwa anderthalb Schuh tief machte, sich alle Haare an der Brust und am Bauche auszerrte, den Eingang zum Behälter, worin die Jungen im Nest waren, immer mit Hen und Mist fest verschlossen hielt, und selbst wenn es nur heraus zum Fressen kam, und nur wenig Minuten vor außen weilte, eben so sorgfältig verschloß. Sie selbst ging beinahe zu Grunde. Eine andere weiße Mutter wurde am Morgen todt auf dem Nest gefunden. Noch wärmte sie ihre Kindlein. Die fünf, erst wenige Tage alten und noch blinden Jungen wurden mit Milch an künstlichen Zitzen aufgezogen. Alle fünf zeigten Verschiedenheit in der Gabe zu merken, zu fassen, was man wolle. Jedem wurde ein Name gegeben. Sehend und grösser geworden, lernte jedes seinen Namen wohl, und kam auf den Ruf, ein anderer Ruf rief alle auf Einmal herbei. So etwa durch nur fünf Monate! Als ihnen aber ein Hof eingeräumt war, und sie mehr Spielraum hatten, verlernten sie allmählich alle die Bedeutung des Rufes, und kamen nicht mehr. Die Erinnerungskraft aller fünfe war ebenfalls verschieden. Das gescheidteste, obschon das wildeste, hatte das beste Gedächtniß, und war zugleich das gutmüthigste. Es war ein weisses.

Die Halbkaninchen sind auch Halbschweinchen, grunzen wie Schweinchen, sind sehr gefräßig, steifen im Zorn ihre Haare, die ein bißchen borstenartig sind, lecken den Menschen gern die Hand, verstecken übrige Speise, werden sehr zahm, erschreckt pfeifen sie hell. Ein gezähmtes Weibchen biß jedoch Kinder und Hunde, und Leute, die es nicht kannte. Es fremdete also wie Kinder.

Unser Meerschwein wird ebenfalls gar zahm. Es wird sehend geboren, kann sogleich laufen, und mit der Mutter Gras fressen. Das Kapybara in Brasilien wird still, stumpfsinnig genannt. Man könne sich mit ihm nicht unterhalten. Den Menschen soll es oft lange, ehe es flieht, betrachten.

Nie soll es spielen und sich mit Herumjagen erlustigen, Gesicht und Gehör seyen schwach, doch soll es furchtbar wehrhaft seyn; gleichwohl kann man es zähmen.

Die Gemse, dieses hochwohlgeborne Alpthier, Nachbar des Alpenraben, liebt luftige Höhen am meisten, und unterscheidet die Südseite der Gebirge genau von der Nordseite, erstere vorziehend. Sie weidet truppenweise, zehn, zwanzig und mehr. Je tiefer der Winter fällt, desto tiefer geht auch sie. Das ist begreiflich genug, denn sie sieht, wohin sie des Futters wegen muß. Bald gehen sie wieder zum Schnee und zum Gletscher hinauf; dort muß man sie im Sommer suchen. Alle ihre Sinne sind scharf. Ihr Naturell ist friedlich und furchtsam. So lange sie fliehen kann, flieht sie. Im Nothfall packt sie den Feind, den Menschen, doch eher Hunde an. Im Sommer aber kann man sie nicht mit Hunden jagen, weil diese nicht klettern können. Nur alte Böcke leben einsiedlerisch. Zur Begattungszeit kämpfen auch die Gemsen. Weit, weit sehen sie den Jäger. Immer schauen sie vorsichtig um sich herum, sind ununterbrochen wachsam, pfeifen in jeder Gefahr scharf durch die Nase, und — verschwunden ist der ganze Trupp. Man weiß nicht, wohin er gekommen. Neugierig schauen sie Alles an, beriechen Alles. Ihr Ortsinn, der bei den Thieren in Sandwüsten und Gebirgen größer seyn muß als bei andern, ist außerordentlich. Beim Herumstreifen geht eine ältere erfahrnere Gemse voran. Ist diese geschossen, so zerstreuen sich die übrigen, müssen aber doch wieder eine als Führerin wählen. Wie unnachahmlich gut sie klettern und springen kann, dennoch versteigt sie sich etwa so, daß sie sich nicht mehr rathen und helfen kann, und — umkommen muß. Auf Gletscher entfliehen sie nicht, sie können nicht drauf laufen, d. h. springen. Sorgfältig lehrt die Mutter die Jungen klettern und Sprünge machen, und macht sie ihnen vor. Sie lernen's gar bald. Art läßt nicht von Art. Der Bock bekümmert sich um sie nicht. Kommt die Mutter um, so bleiben die Jungen bei ihr oft lange. Die Ehe ist meist Bigamie (zwei Weiber oder Geißen). Wenn sie die Jungen lehren, meckern sie sie an, und die Jungen verstehen diese Worte. Die Ziegen bleiben gerne bei ihnen oben; vermuthlich aber sind die Ziegen den Gemsen

mehr zugethan, als die Gemsen den Ziegen. Jung kann man sie leicht zähmen; alsdann befreunden sie sich sogar mit Hunden, und lagern sich mit ihnen gemeinsam. Sie saugen an Ziegen. Allein wenige halten die Gefangenschaft aus, selbst wenn man ihr freies Leben noch so sorgfältig nachahmt. Sie sind nicht für den Sand oder die Ebene, und nicht für den Stall, ihr Sinn ist für die Freiheit und den Schnee, und das klarste Gletscherwasser geboren. Zahm gemacht fressen sie Brod und manches Andere.

Der Steinbock, mag er nun einmal zu den Ziegen oder Gemsen gerechnet werden, ist psychisch eine Art Gemse. Er kann noch besser springen, in Einem Satze nach Anlauf auf einen Mann oder eine Mauer hinauf. Oft faßt er den Ort, auf den er will, genau ins Auge, durchläuft einen kleinen Raum, kommt mehrmals auf den gleichen Punkt zurück, und macht dann den sichersten Sprung. Zu allen Jahreszeiten leben die Männchen auf den höchsten Höhen, die Weibchen und Jungen tiefer unten. Nur zur Brunstzeit kommen die erstern herunter. Ihr Kampf ist wie der der Ziegenböcke. Männchen und Weibchen leben mit ihresgleichen ebenfalls in Truppen. Mutter und Kind haben große Liebe zu einander. Muß die Mutter fliehen, das Junge kann ihr aber nicht schnell genug folgen, so sucht sie es nachher wieder auf, und das Junge, das sich verborgen hat, ruft ihr. Wo es seine Mutter verlor, hält es sich nachher oft auf. Es sucht durch den Tod Verlornes vergeblich. Das Männchen ist voll Muth und Kraft, das Weibchen stellt sich gegen alle Feinde der Jungen. Als ein Adler über sechs Weibchen und sechs Jungen kreisend schwebte, sicherten die Weibchen die Jungen alle sogleich unter einem Felsen, und guckten zu ihm empor. Wie der Schatten des Adlers vor sie hinfiel, je nachdem veränderten sie alle die Richtung. Junge werden vorzüglich zahm, und gewöhnen sich ganz an menschliche und thierische Gesellschaft, allein immer wollen sie in die Höhe. Mit Ziegen, die etwa bei ihnen oben bleiben, begatten sie sich fruchtbar, die Bastarde sind aber fast wilder als ihre Väter, stoßen auf Thiere und Menschen lebensgefährlich, schmeißen selbst Doggen über sich hin u. s. w. Einer in Bern mußte deßnahen auf einen Berg nach Unterseen

und dann auf den Grimsel gethan werden. Auch daselbst, mehr in seinem Elemente, neckte er doch Reisende durch seine Stöße. Er hatte eine ungeheure Kraft. Die wahren Steinböcke sind sanfter, geselliger. Bastarde können unglückliche Naturen, verfehlte Doppelpsychen haben. Doch werden auch die wahren Steinböcke im Alter, wie viele ungebildete Menschen, mürrisch und bösartig, selbst wenn sie in der Jugend ganz gut und fein waren, dem Rufe des Wärters folgten, Brod aus der Hand nahmen, sich gern liebkosen ließen u. s. w. Das Alter ist auch an manchen Thieren eine unheilbare Gemüthskrankheit. Sogar einer, der in der Jugend an einer Ziege gesogen hatte, nachher, schon lange entwöhnt, gegen die Amme Dankbarkeit fühlte, und auf ihr Meckern zu ihr sprang, also seine Erinnerungskraft lobenswerth anwandte, ist im Alter grämlich und störrisch geworden. Das Alter behauptet seine Rechte und Unrechte.

Hieher müßten wir die Ziege stellen, kennten wir die wilde oder Stammrace, oder auch nur von den wilden Ziegen anderer Arten irgend etwas Bestimmtes. Wir sprechen später von unserer Hausziege insbesondere. Wollten wir von dieser rückwärts auf die wilde schließen, so müßten wir behaupten dürfen, daß letztere oder die ursprüngliche die Freiheit völlig nach Gemsenart liebe, die Höhen liebe, ein gar munteres, ebenfalls gutmüthiges Thier sey, einen Berg- und Klettergeist besitze, Kämpfe liebe, gerne in Gesellschaft und gerne allein sey, und noch mehr Selbstgefühl und eigenen Willen als die Gemse und der Steinbock habe, alles Uebrige aber an unserer Hausziege sey Wirkung und Ergebniß der Zähmung und des Umgangs mit den Menschen. Eigenheiten müsse das Ursprungsthier haben, weil das gezähmte so sehr viel Eigenes habe. Man will aber die Ziege bald von der Gemse, bald vom Steinbock ableiten. Beides will nicht angehen. Wenn sich Gemse und Steinbock miteinander begatteten, so wollten wir einen Versuch machen, uns sie, aus Vater und Mutter, zu erklären.

Es gibt eine Menge Ziegenarten. Am interessantesten ist die Bezoarziege und die im Tibet. Letztere ist nun auch in das mit Tibet nahverwandte Berner Oberland verpflanzt worden. Man lobt wirklich ihre Gutmüthigkeit.

Wenn irgend ein Thier interessant ist und die Psychologie

bestätigt, so ist's die Giraffe, die einen schönen Pferdekopf, Pferdehaltung, und einen pferdeähnlichen Gang, d. h. Paßgänger-Gang, demnach äußerliche Hauptbedingnisse des Pferdes an sich hat. Sie hat ebenfalls eine Mähne, kurze, am Leibe anliegende Haare, und pferdeähnliche Beine. Sollte sie sich nicht zum Pferde ganz eigen verhalten, sey es positiv oder negativ! Im Freien ist sie nicht scheu. Erst bei der Annäherung der Menschen rennt sie auf und davon. Jung eingefangene werden zahm, alte kommen um, weil sie keine Nahrung zu sich nehmen wollen. Die junge, in Paris zu sehende, machte weder in Afrika noch in Paris Miene zum Entfliehen, aber wie ein Füllen gar muntere Sprünge. Das Pferd faßt alles Futter mit seinen sich verlängernden und allerlei Krümmungen machenden Lippen, die Giraffe mit ihrer langen, sich in allen Richtungen krümmenden Zunge, die sie wie eine Hand brauchen kann. Sie liebt die Reinlichkeit, ist bei Tage immer in Bewegung, kauert sich oft so nieder, wie ein Ochse, einen Fuß vor, den andern umgebogen. Sie ist auch sanft. Sie zu warten, ist ein Araber angestellt. Sie kennt ihn wohl, und beleckt ihm (wie es Pferde thun) gerne Gesicht, Hände und Kleider, läßt sich hingegen nicht gern berühren. Vorsichtig horcht sie auf jedes Geräusch, ist aber nicht schreckenhaft. Eilf Fuß hoch kann sie auf Alles herunter schauen. Das Herunterschauenkönnen gibt Muth, Selbstgefühl. Vermuthlich fürchtet sie nur was größer ist, als sie. Sie sieht gern Pferde, diese jedoch werden bei ihrem Anblick unruhig und zittern. Als man sie in Marseille ausgeschifft hatte, wollte sie, furchtsam und unruhig (sie hatte noch nie ein Marseille gesehen und wußte nicht, was kommen soll) ganz unerwartet, (wie Pferde), weder vor noch rückwärts. Man war mit ihr in großer Verlegenheit. Sinnig trug nun derjenige, der vorher ihr vorgeritten war, darauf an, das Pferd wieder zu holen, und ihr wieder vorzureiten, vielleicht folge sie ihm wieder. Sobald sie das Pferd wieder sah, folgte sie willig, sie folgte dem Reiter auf der Ferse; das Pferd hatte große Furcht, die Giraffe war ruhig. So bald hatte sich die Giraffe an das Pferd gewöhnt. Das Pferd hingegen konnte sich an sie nicht gewöhnen. Ganz ruhig pflückte sie auf ihrem Zuge in ihren

Stall Blätter von Bäumen der Promenade, durch die sie geführt wurde.

Die Affen, gewöhnlich Vierhänder genannt, sind, obschon sie immer nur in Eine Classe gefaßt werden, für uns vier völlig verschiedene Thierclassen, die in Betreff der Intelligenz und des Gemüthes, als worauf wir ja immer unsere Aufmerksamkeit lenken, weil die Intelligenz den Kreis der Vorstellungen, das Gemüth denjenigen der Empfindungen oder Gefühle bestimmt, weit auseinander stehen. Vier Hände sind so wenig als vier Füße die Hauptsache. Beide bedingen nur, wie man die Welt anfasse, wie man auf ihr stehe und sie behandle, nicht ob sie eng oder weit fürs Subject sey; denn obschon sie alle vier Hände und keine Füße haben, stehen sie doch auf dem Boden, und ist ihre Intelligenz und Gemüthsart ungemein verschieden, und stehen die meisten noch tief unter mehreren Thierarten, die vier Füße, nur Tatzen oder Hufe, haben. Manche Affen haben erst noch einen Wickelschwanz, den sie vollkommen so wie eine fünfte Hand benützen können.

Es ist immer nicht die Zahl der Glieder, sondern das was die Glieder regiert, was im Hintergrund liegt! Es ist aber dennoch nicht mit mehreren Naturforschern anzunehmen, daß uns die Affen zum Tort und Zornreiz, zur Schande und Aergerniß, wegen ihrer uns so ähnlichen Gestalt vor die Augen gesetzt worden seyen. Die besten sind es schlechterdings nicht, und die unedlern sind den Menschen so unähulich wie Eichhörnchen, Katzen und Hunde, die Stellung und Gebärdung ausgenommen. Wenn zwei das Gleiche thun, thun sie es doch nicht gleich.

Ueber dieses sind die Stellungen mehrerer Thierarten edler als die der Affen, und ihre Gebärden würdiger. Setzen wir Alles gehörig auseinander, wie es die Naturpsyche gethan, und wenn möglich zugleich an seine beziehungsweise rechte Stelle! Auch der Talmud setzte die Affen alle zusammen, und sah in ihnen, weil Gott am Freitag Abend noch mehr Menschen bilden wollte, aber vom Sabbath übereilt wurde, und sie unvollendet lassen mußte, für unausgemachte und Halbmenschen an. Der alte und älteste Seefahrer Hanno sah mit seinem Schiffsvolke gefangene Affen für Menschen an, die nur nicht reden wollten, und unbändig um sich bissen, und noch sollen Indier

die Orangs für Menschen halten, die stumm und thierisch nur darum thun, damit man sie nicht unterjoche. Alles gewöhnlich und nur so allgemein hin und ins Blaue zur Charakteristik der Affen und zur Verähnlichung mit dem Menschen Gesagte bezieht sich einzig auf die vollkommnern. Wir trennen sie auch darum in vier Classen, weil sich die einen durch menschliche Freundlichkeit, die andern durch menschliche Kinderliebe, die dritten durch menschliche Unart, die vierten und allein edlen durch menschliche Handlungsweise unterscheiden. Nachahmung menschlicher Gebärden, Geilheit und Verhöhnung des Menschen ist nicht allen gegeben. Können wir die einen mit den Tauben, die andern mit Papagaien, die dritten mit schlechten Hunden, so können wir dann allerdings die vierten mit sehr unvollkommnen Menschen vergleichen, doch niemals verwechseln. Aehnlichkeiten sind oft größere Ungleichheiten als große Unähnlichkeiten.

Die Maki, die unterste Affenart, kann auf die Hasen und Kaninchen folgen, und hat etwas vom Eichhörnchen an sich. Man nennt sie auch Fuchsaffen; wir aber würden sie eher Eichhornaffen nennen, weil sie im Körperbau, in der Intelligenz und in der Lebensweise eher dem Eichhörnchen als dem Fuchse gleichen. Am unähnlichsten dem Menschen ist der fliegende Maki mit der Flughaut, durch die er sich sogar dem fliegenden Eichhörnchen nähert, und auf den gewiß kaum irgend etwas Menschliches außer dem Allgemeinen paßt. Eichhörnchenartig machen sich einige Nester in Baumlöcher, sind schläfrig und sanft, sehr gutmüthig und niedlich, gute Kletterer, und leben mehr bei Nacht als bei Tage. Im Insectenfange sind sie geschickt, und diese Geschicklichkeit nebst einigen artigen Bewegungen und Grimassen scheint beinahe die einzige Kunst und Gabe sehr vieler zu seyn. Der Pukar ist zähmbar, einigermaßen erziehbar, wornach bei einem menschenähnlichen Thiere gar nicht mehr gefragt werden sollte. Doch wird nicht gesagt, in wiefern und in wie weit. Er hat eine Stimme und zieht seine Ai sehr lange. Am kleinen Maki rühmt man die Munterkeit, am rothbraunen ein sanftes Naturell, wieder an einem andern Schönheit der Form, wie sie an wenigen Säugethieren vorkommen soll, Sanftheit, Annehmlichkeit, Munterkeit, Zu=

traulichkeit, ein schmeichelndes Wesen, Reinlichkeit, Zähmbarkeit vor allen Maki. Er zeige unter allen die meisten Fähigkeiten, und kenne seinen Herrn am besten, und kämme seine Haare selbst. Anhänglichkeit scheinen sie doch in ihrem Gemüthe keine zu haben. Unläugbar sind sie die untersten Affen, dennoch sehr geliebt von Frauen und Männern. Wer wird sie, wenn sie auch minder Intelligenz haben, nicht den intelligiblern, aber boshaften Pavianen vorziehen! Leider jedoch sind auch mehrere Maki wie diese geil, und schon tritt die Affennatur darin bei ihnen auf. Darum kann man sie wirklich Halbaffen nennen. Halbmenschen wie die Orang Utang sind sie gewiß nicht.

Auf die Maki folgen die sogenannten Meerkatzen mit den langen Schwänzen. Sie stehen ein wenig höher. Die langnasige sollte, wenn eine große Nase ein Verstandeszeichen ist, viel Intelligenz haben, es wird jedoch mehr auf eine edle Form als auf die Größe auch hierin wie in Allem ankommen, denn die Form allein ist der Geist. An diesen Affen ist nun einmal die Form der großen Nase sehr unförmlich und widrig, wie allerdings auch an manchen Menschen. Am Tamarin wird Sanftheit und Artigkeit gerühmt, Unreinlichkeit hingegen getadelt; dem Ruf des Wärters folgt dieser weit eher, gegen Fremde thut er böse, und bleibt immer ein wenig furchtsam. Immer will er in Gesellschaft von seinesgleichen seyn. Wie niedlich ist der Uistiti. Eine große Menge dieser und verwandter Affen scheint nur so eine Art Taubensinn und Taubengemüth zu haben. Man vergleicht sie auch wegen ihrer Augen und Haare mit Katzen und Bären. Einige geben vereint eine Art Frsochconcert. Der Titi ist beinahe der beliebteste. Mit diesem hebt sich das Affengeschlecht wie durch einen Sprung, denn dieser ist der erste, der menschlich aussieht. Seine Physiognomie ist völlig die eines Kindes. Schuldlos sieht und lächelt, weint und vergießt er Kindesthränen, und schaut wie ein Kind den Sprechenden nicht auf die Augen, sondern auf den Mund. Wenn man ihn auf dem Arm hat, berührt er auch gerade so wie ein Kind mit dem Finger den Mund des Redenden. Er geht eben so schnell von Freude zur Traurigkeit und umgekehrt. Die Capuzaffen lassen sich gern liebkosen, spie-

len wie Katzen mit allem Beweglichen, was sie finden, treiben Possen, werfen nach den Menschen, und geben klägliche Töne von sich.

Beim Brüllaffen tritt das menschenähnliche Beisammensitzen und Miteinandersingen so wie die größte Liebe der Mutter für die Jungen auf. Ein Weibchen, angeschossen, hielt sein Junges noch auf dem Rücken, bis es, von Blutverlust erschöpft, es nicht mehr halten konnte. Sterbend wandte es noch seine letzte Kraft an, warf es auf einen Ast, und stürzte dann todt herunter. Aehnliche Beispiele von Mutterliebe sind unter den Affen wirklich gar nicht selten. Ihre Concerte gleichen, jedoch mit Frosch= und Schweinsstimmen, den menschlichen. Einer singt vor, dann fallen alle mit einem fürchterlichen Gebrüll als Chor ein. Sie fangen, sobald sie Menschen sehen, an. Sie sind boshaft und beißen heftig, und lassen sich nicht zähmen, allein unter sich halten sie sich freundschaftlich zusammen. Ganz nahe verwandte hingegen sind den Menschen zugethan. Der Miriki läßt sich schmeicheln. Er ist der erste, der sich zu verschiedenen häuslichen Diensten abrichten lassen soll, und bei ihm träte das erste eigentlich Menschliche auf.

Man rühmt des phlegmatischen Coaita Verstand und Ueberlegungskraft. Vorsichtig hält er sich mit seinem Rollschwanze, um nicht fallen zu können, fest. Sein Gesicht hat schon sehr viel Menschliches. Es ist auffallend, daß von beinahe allen diesen Thieren, z. B. auch vom Wandern, gesagt wird, daß er jung artig und sanft, im Alter launig, böse und höchst ungezogen werde. Böse und falsch wird im Alter auch der nette, in der Jugend so artige und gelehrige Rhesus. So ist und wird auch der Inuus, besonders das Männchen. Nur mit Schlägen kann man ihn in Ordnung halten, zu viele jedoch machen ihn stupid, und was er gelernt hat (menschliche Künste), verlernt er alles wieder. Der weißnasige soll nie falsch, der Mona nicht leicht böse, und gegen alle Leute freundlich seyn, allein nur wenige sollen recht anhänglich werden.

Die Paviane sind alle mehr und minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch. Ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgeartet, ihr Gesicht ist entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft

die Seele. Dafür sind sie gelehriger als die schon angegebenen, und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden können. Ihre Geilheit geht über alle Begriffe; sie gebärden sich auch Männern und Jünglingen gegenüber schändlich. Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Manche onaniren sich zu Tode. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen, nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf wird, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinzen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistigentwickelter seyen, in der Gefangenschaft hingegen milder und gelehrter werden. Ihr Familienname ist auch Hundskopf (Kynokephalos). Hätten sie zum Hundskopf nur auch die Hundeseele! Wenn es gewiß wäre, daß sie im Freien gemeinsam Menschen und große Thiere, z. B. Elephanten, mit Prügeln angriffen, so deutete dieses allerdings auf Hundeverstand und Art, ja sogar auf etwas Menschliches, es ist jedoch nur das gewiß, daß sie miteinander ihre Excremente von den Bäumen herunter auf ihre Feinde werfen, dann aber ist so doch gewiß, daß sie diese nach Belieben von sich geben können, wie die Hunde nach Belieben pissen. Zum Glück pflanzen sich die Paviane in Europa nicht fort. Die Orangs müssen wir noch aufsparen.

Der Biber tritt wie ein tiefes dunkles Räthsel auf, und wir wissen nicht, was und wie viel wir aus ihm machen, wohin wir ihn stellen sollen, obschon kaum über Ein Thier so viel als über ihn geschrieben worden. Eben diese Menge von Nachrichten verwirrt uns, weil sie selbst verwirrt und voll der allerärgsten Widersprüche sind; wenn jedoch die Varianten die Regel bestätigen, so können wir den Knaul einigermaßen entwirren, die Nachrichten aber weichen so weit von einander ab, daß wir, den einen zufolge, ihm geradezu vollkommnen Men-

schenverstand, nach andern hingegen mehr nicht als gewöhnlichen Mäusen beilegen müßten, weßwegen er von neuen Naturforschern wirklich zu den Mäusen gezählt wird, die ältern ihn zu den Amphibien unter den Säugethieren zählten. Am berühmtesten ist er durch seinen Bausinn und seine Baugeschicklichkeit geworden. Als wahrscheinlich können wir sagen:

Die Biber suchen für ihren Bau einen einsamen, von Menschen unbesuchten Platz, und einen Bach, um Wasser zu haben, einen Teich anlegen zu können. Den Bau führen sie am Ufer auf, führen einen Damm aus Stämmen und Thon oder Erde im Bache so auf, daß er gerade so hoch anschwellen kann, um den Boden ihrer Wohnung zu erreichen. Wie gute Hydrostatiker machen sie den Damm im Wasser unten dick, oben dünn, und zwar unten bei zehn Schuh dick, oben hingegen nur zwei bis drei. Sie richten sich genau nach dem Laufe und Stande des Wassers, und unterscheiden alle Umstände. Sie schneiden große Bäume mit ihren scharfen Zähnen um, schälen die Rinde ab, weil diese ihre Nahrung ist, die sie in der Wohnung sammeln, und ziehen die Bäume ans Ufer. Gemeinsam rammeln sie die Bäume wie Pfähle senkrecht in den Boden, und kneten Erde und Splitter in die leeren Räume, Alles wasserdicht zu machen. Klug machen sie die Seite des Dammes gegen den Andrang des Wassers schräg, anderseits senkrecht. Werden sie beobachtet, so bauen sie nur bei Nacht. Der Bau oder die Wohnung besteht aus mehrern Stockwerken mit einem Ausgang ins Wasser; oben ist das Haus zugerundet; die Wände sind dick, und bestehen ebenfalls aus dicken Bengeln und Holzstämmchen sammt Erde und Gras zum Verstopfen. Große, dicke und lange Bäume durchschneiden sie in kleinere Stücke, wie sie sie nöthig haben, und um sie an Ort und Stelle schleppen zu können. Das ist das wenigste Künstlerische, was Glaubwürdige, die lange Reihen von Jahren in Canada gelebt, erzählen. Andere erzählen viel mehr, noch andere scheinen aus Widerspruchsgeist beinahe Alles oder gar Alles verneinen zu wollen, doch ohne es zu können.

Noch andere Nachrichten sagen nicht ohne Glaubwürdigkeit, daß sie ihre Wohnungen für ihre ganze Familie machen. Viele Familien zusammen bauen also eine Menge Wohnungen

ganz nahe beieinander, daß der Anschein eines schlecht gebauten, wir möchten sagen, russischen Dorfes entsteht, denn der russische Bauer macht sich seine Hütte ebenfalls selbst. Beim Arbeiten stellen sie Wachen aus. Werden sie zu sehr verfolgt, oder geht die Nahrung zu Ende, oder werden sie von Ueberschwemmungen zu sehr belästigt, so ziehen sie fort und suchen einen bessern Platz. Es arbeiten bisweilen bei Hunderten mit einander. Ihr Holzfällen tönt, wie wenn menschliche Holzhauer fällten. Man hat schon Dämme von hundert Schuh Länge, zwanzig Schuh Höhe, und acht Schuh Dicke gefunden. In Fallen gehen sie nicht gerne; sie sind auch darin klug. Sie lassen sich leicht zähmen. Im Hause laufen sie wie Hunde herum, gewöhnen sich an alle Menschenspeisen, und schleppen wie die Murmelthiere Alles zu einem Bau und Nest zusammen, gewöhnen sich an Katzen u. s. w. Sie kommen dann wie ein Hund auf den Ruf. Müssen sie ihre Nothdurft verrichten, so gehen sie wie Katzen oder Hunde vors Haus, sie ins Wasser niederzulegen. Sie lieben besonders Kinder und Weiber, freuen sich ihrer, und bewegen sich fast wie Kinder, wenn Eltern heimkommen. Klein's Biber war so anhänglich an ihn, daß er ihn im Hause auf der Stube aufsuchte, Buffon's begehrte mit einem kläglichen Tone und mit der einen Pfote, wie ein Hund, am Tische einen Bissen, war sanft, machte sich aber gegen Niemanden vertraut.

Bleiben wir bei diesen Nachrichten, so finden wir rein nichts Fabelhaftes, nichts, das nicht in die Reihe gehörte; einzig räthselhaft wäre, wie sie die Pfähle senkrecht in den Boden des Teiches einrammelten. Da nun einmal aber der Biber ganz eigenthümlich gebaut ist und auch eine eigne Seele haben muß, so kann und muß ihm auch etwas Eigenes vindicirt werden; dieses Eigene wäre nun eben seine Kunst, solches zu thun. In allem Uebrigen unterschiede er sich nicht, weil alles Uebrige mit geringen Abweichungen in andern Arten der gleichen Classe auch vorkommt. Wir dürfen uns aber hiebei nicht etwa auf die Raupen, Frühlingsfliegen und Spinnen, auch nicht auf die Wespen, Bienen und Termiten berufen, weil diese größtentheils dem Zuge des Ganzen unterworfen sind, im Traum sind, und wenig Selbstständigkeit haben, die

Biber hingegen größerntheils schon selbstständig handeln und wach sind, jene zum Theil noch im Dunkel, diese im Lichte wandeln. Wir müßten die Anfänge der Kunst der Biber in den grabenden und bauenden Mäusearten, z. B. im Hamster, suchen, und daselbst fänden wir sie auch wirklich.

Ihr künstlicher Bau mag aber um so weniger verneint werden können, als man ja selbst in den neuesten Zeiten noch in Deutschland an der Lippe, an der Elbe und andern Flüssen mitten im bewohnten und mit Beobachtern versehenen Lande solche Biberbaue, eben so dauerhaft und kunstvoll als in Canada, nur nicht so große, gefunden hat. Sie waren doch sechs Schuh hoch, und sahen wie ein Klafter Holz aus. Der Boden hatte sechs Schuh ins Gevierte, und ging schräg nach dem Ufer. Es waren zwei Kammern übereinander, die obere in drei, die untere in vier Zellen getheilt; jede hatte einen Ausgang ins Wasser. Die Wände bestanden aus Stämmen, Schlamm, Rohr, Binsen, Zweigen und Blättern. Allerdings wird einer allein keinen solchen Bau machen, aber eine ganze Familie kann's. Sie braucht nur mehr Zeit, sie hat ja sonst eben nichts zu thun. Einzelne mögen sich nur Erdgruben machen, wie man sie auch schon gefunden, so daß man vielleicht ohne Grund eine besondere Art Grubenbiber angenommen hat. Der Biber richtet sich nun einmal immer nach den Umständen ein. Wir glauben an keine besondere Art; weil man da und dort, z. B. an der Limmat (Kanton Zürich) einzelne Biber, aber ohne Bau, gefunden hat, wollte man schließen, daß die Biber wie die Biene, die Termite, Alles nur durch und mit andern, nichts durch sich selbst sey, allein ein Biber ist keine Biene, keine Termite mehr. Der Schluß war logisch scheinend, doch schlecht, weil unpsychologisch!

Auch der Zibethbiber, Bisamratte genannt, baut gerade wie der Biber. Auch er wählt gute Bauplätze, erhöht den Platz nach Umständen, baut Staffeln vom Wasser hinauf u. s. w. Es ist nichts anders als eine Variation des gemeinen Bibers. Der Sumpfbiber in Chili wird sehr leicht zahm, und könnte zum Fischfang abgerichtet werden. Die ungemeine Beweglichkeit und Gewandtheit dieser Thiere und ihre handartigen Vorderfüße machen ihnen manches Unmöglichscheinende möglich.

Uns nimmt gar nicht Wunder, daß die sogenannten Wilden in Canada dem Biber eine unsterbliche Seele beilegen. Man muß dazu eben nicht ein Wilder seyn.

Der Bär mit seinen Genossen ist ein schon in so vielen Beziehungen sehr merkwürdiges Thier, das oft gänzlich verzeichnet und gänzlich mißverstanden wird. Der gemeine schwarze und braune steht unter ihnen am höchsten. Es ist schon das auffallend, daß er, wie der Mensch, nur auf den Sohlen geht, darum, wenn er sich aufrichtet, wie ein Mensch steht und geht, seine Vorderfüße alsdann wie Arme gebrauchen und leicht am Stock und ohne Stock tanzen kann, wozu er eigentlich abgerichtet wird. Seine langen zottichten Haare kleiden ihn erst noch förmlich ein, machen jedoch seine Glieder in den Wendungen unsichtbar, daher der Anschein von Plumpheit und Ungelenkigkeit. Es ist jedoch zwischen den freien und den gefangenen Bären ein äußerst großer Unterschied, und an ihnen zeigt sich auffallend, wie die Natur eines großen und verständigen Thieres durch das halb unnatürliche Tanzen, die Schläge, wiederholte arge körperliche Reizungen und nagenden Hunger umgeändert werden kann, aber nicht umgeändert werden sollte. Kaum Ein Thier ist, besonders in seiner Jugend, so gewandt, so gelenkig; kaum Eines macht mit solcher Leichtigkeit Purzelbäume, kaum Eines kann so vortrefflich klettern. Meisterhaft klettert der junge, noch unmißhandelte Bär wie eine Katze oder ein Eichhörnchen, nur nicht schnell, sondern bedächtlich, auf Tannen und andere Bäume, wagt sich bis zu äußerst der Aeste, und schaukelt sich droben zur Lust wie ein Affe. Alle Bewegungen auf dem Boden sind wellenförmig, wie die der Katze, und wenn er auch schwerfällig aufzutreten scheint, so tritt er doch nicht schwer auf, und geht ganz sanft. Vergleiche die Bewegungen eines Bärenführers mit denen des Bärs selbst, du wirst finden, daß die des letztern feiner und gewandter sind. Der gezähmte unterscheidet seinen Meister, seinen Wohlthäter und seinen Herrn genau von einander. Der Herr ist der, dem er als Sache gehört, der Wohlthäter sein Fütterer, sein Meister derjenige, den er wegen seiner Kraft fürchten muß, der ihn zu bändigen im Stande ist, oder ihm einmal für allemal seine Obergewalt körperlich dargethan hat.

Ein Appenzeller aus Inner-Rhoden sah einen Bärenführer einen Kampf mit einem gezähmten alten magern Bären zu gleichsam verabredeter Belustigung des Publicums thun. Führer und Bär kannten einander wohl. Der Führer mußte immer unterliegen, aber der Bär legte ihn nur fein sanft auf den Boden. Der Appenzeller begriff die Schwäche des Führers nicht, und wünschte ebenfalls mit dem Bären einen „Hosenlupf" zu thun. Ungern gestattete es ihm der Herr. Aufgerichtet ging der Bär augenblicklich auf ihn los, und — schmiß ihn eben so schnell zu Boden. Trieb er früher Spaß mit dem Führer auf dem Boden, als ob er ihn anfressen wolle (doch hatte er einen Maulkorb an, und der Führer trug lederne, von oben bis unten wie die Haut knapp anpassende Kleider), so stürzte er sich nun auf den Appenzeller mit großem Zorn, und wollte mit Ernst in ihn beißen. Schnell eilte der Herr auf ihn los, und riß ihn, die lange Kette ergreifend, weg, der Bär jedoch fuhr nun auf seinen Herrn, und drängte ihn ins schauende Publicum zu aller Schrecken hinein. Der Herr war vor Angst ganz weg. Glücklicher Weise trat so eben der Führer und Meister, der solch schnellen Ausgang des Kampfes nicht erwartet und sich ein wenig entfernt hatte, wieder ein, ergriff die Kette und bezwang den wilden Cameraden mit donnernden Worten und heftigem Reißen. Die ungewohnte Lebensart macht viele gefangene Bären im Alter blind. Dennoch müssen sie tanzen, oder im Käficht sich durch Aufstacheln zum Brüllen zwingen lassen. Das edle Thier wird niederträchtig mißhandelt, muß für elendes Hungerbrod leben, und kann wegen seiner Bärennatur lange nicht sterben.

Seine List im Freien ist dem Jäger bekannt, sein Muth dem Pferde, dem Rinde. Er weiß wohl, daß er durch weite Märsche oder Reisen im ganzen Walde und Gebirge herum seine Verfolger täuschen muß; er ist aber so sehr Geograph, daß er seine Heimath allemal mit Sicherheit wieder findet. „Wüthend, wie eine Bärin, der die Jungen geraubt sind," ist ein Sprüchwort. Ihre Liebe zu den Jungen ist ungemein groß. Der Bärmann hingegen fräße sie auf, und das Weibchen muß ihn mit tüchtigen Schlägen abtreiben. Wie Menschen schlagen sie mit den Armen auf den Gegner los. Die

Jungen spielen gar possierlich mit einander. Die Mutter erzieht sie länger als ein Jahr. Daß der Bär musikalischen Sinn hat, ist eben so wohl bekannt. Den Tact kann er genau halten, nur will er etwa einmal nicht, denn an der Kunst selbst auch zu wollen, und nicht Alles zu wollen, und sich dem Menschen nicht unbedingt zu überlassen, mangelt's ihm nicht. Klug kundschaftet er bisweilen auf hohen Bäumen mit scharfem Gesicht, Gehör und Geruch eine Gegend aus, und klug jagt er oft die Kühe, deren Hörner er fürchtet, nur immer herum, bis etwa eine ermüdet niederstürzt, und er von hinten auf sie springen kann. Des Pferdes Hufe fürchtet er noch mehr. Er kommt auch zu den Hütten, und steigt aufs Dach und horcht und forscht. Feuer fürchtet er, darum sucht man die Heerden, besonders Schafheerden, die er am ehesten sucht, bei Nacht durch eigentliche Bärenfeuer, die sich dann an den Abhängen sehr nett ausnehmen, zu sichern. Daß er Honig liebt, ist ihm nicht zu verargen. Er fängt auch Vögel und Fische; alle Elemente sind ihm unterthan. Wie seines Fußes Spur menschlich ist, so ist's also auch seine Fangkunst und seine Leckerei. Auch das gereicht zu seinem Lobe, daß er um die Nahrung kämpfen, sie sich verdienen will, denn Todtes rührt er nicht an. Ungereizt beleidigt er den Menschen nicht. Es haben in Gebirgsländern schon viele Reisende Bären angetroffen. Der Bär trollte sich schnell ins Gebüsch hinein. In der Jugend frißt er lieber Pflanzenspeise, im Alter Fleisch. Menschen, die er nicht zu fürchten hat, fürchtet er gewiß nicht. Er hat sich schon Erdbeere suchenden Mädchen genähert, und aus ihrem Körbchen Erdbeeren verstohlen geschmaust, dann, wir dürften beinahe sagen, lachend, sich auf und davon gemacht; wenigstens lachte ihm sein Herz. Die braunrothe Art ist die gutmüthigste, die silberweiße ist ebenfalls guter Art.

Der Eisbär hat minder Verstand, aber mehr Keckheit im Angriff auf Menschen, und die Bärin noch mehr mütterliche Liebe zu den Kindern. Wie eine Gluckhenne legt sie ihnen allen Raub vor, für sich nur wenig behaltend. Werden sie geschossen, so brüllt sie furchtbar, und leckt ununterbrochen die Wunden; selbst tödtlich verwundet, leckt sie dieselben noch,

die Orangs für Menschen halten, die stumm und thierisch nur darum thun, damit man sie nicht unterjoche. Alles gewöhnlich und nur so allgemein hin und ins Blaue zur Charakteristik der Affen und zur Verähnlichung mit dem Menschen Gesagte bezieht sich einzig auf die vollkommnern. Wir trennen sie auch darum in vier Classen, weil sich die einen durch menschliche Freundlichkeit, die andern durch menschliche Kinderliebe, die dritten durch menschliche Unart, die vierten und allein edlen durch menschliche Handlungsweise unterscheiden. Nachahmung menschlicher Gebärden, Geilheit und Verhöhnung des Menschen ist nicht allen gegeben. Können wir die einen mit den Tauben, die andern mit Papagaien, die dritten mit schlechten Hunden, so können wir dann allerdings die vierten mit sehr unvollkommnen Menschen vergleichen, doch niemals verwechseln. Aehnlichkeiten sind oft größere Ungleichheiten als große Unähnlichkeiten.

Die Maki, die unterste Affenart, kann auf die Hasen und Kaninchen folgen, und hat etwas vom Eichhörnchen an sich. Man nennt sie auch Fuchsaffen; wir aber würden sie eher Eichhornaffen nennen, weil sie im Körperbau, in der Intelligenz und in der Lebensweise eher dem Eichhörnchen als dem Fuchse gleichen. Am unähnlichsten dem Menschen ist der fliegende Maki mit der Flughaut, durch die er sich sogar dem fliegenden Eichhörnchen nähert, und auf den gewiß kaum irgend etwas Menschliches außer dem Allgemeinen paßt. Eichhörnchenartig machen sich einige Nester in Baumlöcher, sind schläfrig und sanft, sehr gutmüthig und niedlich, gute Kletterer, und leben mehr bei Nacht als bei Tage. Im Insectenfange sind sie geschickt, und diese Geschicklichkeit nebst einigen artigen Bewegungen und Grimassen scheint beinahe die einzige Kunst und Gabe sehr vieler zu seyn. Der Pukar ist zähmbar, einigermaßen erziehbar, wornach bei einem menschenähnlichen Thiere gar nicht mehr gefragt werden sollte. Doch wird nicht gesagt, in wiefern und in wie weit. Er hat eine Stimme und zieht seine Ai sehr lange. Am kleinen Maki rühmt man die Munterkeit, am rothbraunen ein sanftes Naturell, wieder an einem andern Schönheit der Form, wie sie an wenigen Säugethieren vorkommen soll, Sanftheit, Annehmlichkeit, Munterkeit, Zu-

traulichkeit, ein schmeichelndes Wesen, Reinlichkeit, Zähmbarkeit vor allen Maki. Er zeige unter allen die meisten Fähigkeiten, und kenne seinen Herrn am besten, und kämme seine Haare selbst. Anhänglichkeit scheinen sie doch in ihrem Gemüthe keine zu haben. Unläugbar sind sie die untersten Affen, dennoch sehr geliebt von Frauen und Männern. Wer wird sie, wenn sie auch minder Intelligenz haben, nicht den intelligiblern, aber boshaften Pavianen vorziehen! Leider jedoch sind auch mehrere Maki wie diese geil, und schon tritt die Affennatur darin bei ihnen auf. Darum kann man sie wirklich Halbäffen nennen. Halbmenschen wie die Orang Utang sind sie gewiß nicht.

Auf die Maki folgen die sogenannten Meerkatzen mit den langen Schwänzen. Sie stehen ein wenig höher. Die langnasige sollte, wenn eine große Nase ein Verstandeszeichen ist, viel Intelligenz haben, es wird jedoch mehr auf eine edle Form als auf die Größe auch hierin wie in Allem ankommen, denn die Form allein ist der Geist. An diesen Affen ist nun einmal die Form der großen Nase sehr unförmlich und widrig, wie allerdings auch an manchen Menschen. Am Tamarin wird Sanftheit und Artigkeit gerühmt, Unreinlichkeit hingegen getadelt; dem Ruf des Wärters folgt dieser weit eher, gegen Fremde thut er böse, und bleibt immer ein wenig furchtsam. Immer will er in Gesellschaft von seinesgleichen seyn. Wie niedlich ist der Uistiti. Eine große Menge dieser und verwandter Affen scheint nur so eine Art Taubensinn und Taubengemüth zu haben. Man vergleicht sie auch wegen ihrer Augen und Haare mit Katzen und Bären. Einige geben vereint eine Art Frsochconcert. Der Titi ist beinahe der beliebteste. Mit diesem hebt sich das Affengeschlecht wie durch einen Sprung, denn dieser ist der erste, der menschlich aussieht. Seine Physiognomie ist völlig die eines Kindes. Schuldlos sieht und lächelt, weint und vergießt er Kindesthränen, und schaut wie ein Kind den Sprechenden nicht auf die Augen, sondern auf den Mund. Wenn man ihn auf dem Arm hat, berührt er auch gerade so wie ein Kind mit dem Finger den Mund des Redenden. Er geht eben so schnell von Freude zur Traurigkeit und umgekehrt. Die Capuzaffen lassen sich gern liebkosen, spie-

len wie Katzen mit allem Beweglichen, was sie finden, treiben Possen, werfen nach den Menschen, und geben klägliche Töne von sich.

Beim Brüllaffen tritt das menschenähnliche Beisammensitzen und Miteinandersingen so wie die größte Liebe der Mutter für die Jungen auf. Ein Weibchen, angeschossen, hielt sein Junges noch auf dem Rücken, bis es, von Blutverlust erschöpft, es nicht mehr halten konnte. Sterbend wandte es noch seine letzte Kraft an, warf es auf einen Ast, und stürzte dann todt herunter. Aehnliche Beispiele von Mutterliebe sind unter den Affen wirklich gar nicht selten. Ihre Concerte gleichen, jedoch mit Frosch- und Schweinsstimmen, den menschlichen. Einer singt vor, dann fallen alle mit einem fürchterlichen Gebrüll als Chor ein. Sie fangen, sobald sie Menschen sehen, an. Sie sind boshaft und beißen heftig, und lassen sich nicht zähmen, allein unter sich halten sie sich freundschaftlich zusammen. Ganz nahe verwandte hingegen sind den Menschen zugethan. Der Miriki läßt sich schmeicheln. Er ist der erste, der sich zu verschiedenen häuslichen Diensten abrichten lassen soll, und bei ihm träte das erste eigentlich Menschliche auf.

Man rühmt des phlegmatischen Coaita Verstand und Ueberlegungskraft. Vorsichtig hält er sich mit seinem Rollschwanze, um nicht fallen zu können, fest. Sein Gesicht hat schon sehr viel Menschliches. Es ist auffallend, daß von beinahe allen diesen Thieren, z. B. auch vom Wandern, gesagt wird, daß er jung artig und sanft, im Alter launig, böse und höchst ungezogen werde. Böse und falsch wird im Alter auch der nette, in der Jugend so artige und gelehrige Rhesus. So ist und wird auch der Inuus, besonders das Männchen. Nur mit Schlägen kann man ihn in Ordnung halten, zu viele jedoch machen ihn stupid, und was er gelernt hat (menschliche Künste), verlernt er alles wieder. Der weißnasige soll nie falsch, der Mona nicht leicht böse, und gegen alle Leute freundlich seyn, allein nur wenige sollen recht anhänglich werden.

Die Paviane sind alle mehr und minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch. Ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgeartet, ihr Gesicht ist entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft

die Seele. Dafür sind sie gelehriger als die schon angegebenen, und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden können. Ihre Geilheit geht über alle Begriffe; sie gebärden sich auch Männern und Jünglingen gegenüber schändlich. Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Manche onaniren sich zu Tode. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen, nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf wird, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinzen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistigentwickelter seyen, in der Gefangenschaft hingegen milder und gelehrter werden. Ihr Familienname ist auch Hundskopf (Kynokephalos). Hätten sie zum Hundskopf nur auch die Hundeseele! Wenn es gewiß wäre, daß sie im Freien gemeinsam Menschen und große Thiere, z. B. Elephanten, mit Prügeln angriffen, so deutete dieses allerdings auf Hundeverstand und Art, ja sogar auf etwas Menschliches, es ist jedoch nur das gewiß, daß sie miteinander ihre Excremente von den Bäumen herunter auf ihre Feinde werfen, dann aber ist so doch gewiß, daß sie diese nach Belieben von sich geben können, wie die Hunde nach Belieben pissen. Zum Glück pflanzen sich die Paviane in Europa nicht fort. Die Orangs müssen wir noch aufsparen.

Der Biber tritt wie ein tiefes dunkles Räthsel auf, und wir wissen nicht, was und wie viel wir aus ihm machen, wohin wir ihn stellen sollen, obschon kaum über Ein Thier so viel als über ihn geschrieben worden. Eben diese Menge von Nachrichten verwirrt uns, weil sie selbst verwirrt und voll der allerärgsten Widersprüche sind; wenn jedoch die Varianten die Regel bestätigen, so können wir den Knaul einigermaßen entwirren, die Nachrichten aber weichen so weit von einander ab, daß wir, den einen zufolge, ihm geradezu vollkommnen Men-

schenverstand, nach andern hingegen mehr nicht als gewöhnlichen Mäusen beilegen müßten, weßwegen er von neuen Naturforschern wirklich zu den Mäusen gezählt wird, die ältern ihn zu den Amphibien unter den Säugethieren zählten. Am berühmtesten ist er durch seinen Bausinn und seine Baugeschicklichkeit geworden. Als wahrscheinlich können wir sagen:

Die Biber suchen für ihren Bau einen einsamen, von Menschen unbesuchten Platz, und einen Bach, um Wasser zu haben, einen Teich anlegen zu können. Den Bau führen sie am Ufer auf, führen einen Damm aus Stämmen und Thon oder Erde im Bache so auf, daß er gerade so hoch anschwellen kann, um den Boden ihrer Wohnung zu erreichen. Wie gute Hydrostatiker machen sie den Damm im Wasser unten dick, oben dünn, und zwar unten bei zehn Schuh dick, oben hingegen nur zwei bis drei. Sie richten sich genau nach dem Laufe und Stande des Wassers, und unterscheiden alle Umstände. Sie schneiden große Bäume mit ihren scharfen Zähnen um, schälen die Rinde ab, weil diese ihre Nahrung ist, die sie in der Wohnung sammeln, und ziehen die Bäume ans Ufer. Gemeinsam rammeln sie die Bäume wie Pfähle senkrecht in den Boden, und kneten Erde und Splitter in die leeren Räume, Alles wasserdicht zu machen. Klug machen sie die Seite des Dammes gegen den Andrang des Wassers schräg, anderseits senkrecht. Werden sie beobachtet, so bauen sie nur bei Nacht. Der Bau oder die Wohnung besteht aus mehrern Stockwerken mit einem Ausgang ins Wasser; oben ist das Haus zugerundet; die Wände sind dick, und bestehen ebenfalls aus dicken Bengeln und Holzstämmchen sammt Erde und Gras zum Verstopfen. Große, dicke und lange Bäume durchschneiden sie in kleinere Stücke, wie sie sie nöthig haben, und um sie an Ort und Stelle schleppen zu können. Das ist das wenigste Künstlerische, was Glaubwürdige, die lange Reihen von Jahren in Canada gelebt, erzählen. Andere erzählen viel mehr, noch andere scheinen aus Widerspruchsgeist beinahe Alles oder gar Alles verneinen zu wollen, doch ohne es zu können.

Noch andere Nachrichten sagen nicht ohne Glaubwürdigkeit, daß sie ihre Wohnungen für ihre ganze Familie machen. Viele Familien zusammen bauen also eine Menge Wohnungen

ganz nahe beieinander, daß der Anschein eines schlecht gebau-
ten, wir möchten sagen, russischen Dorfes entsteht, denn der
russische Bauer macht sich seine Hütte ebenfalls selbst. Beim
Arbeiten stellen sie Wachen aus. Werden sie zu sehr verfolgt,
oder geht die Nahrung zu Ende, oder werden sie von Ueber-
schwemmungen zu sehr belästigt, so ziehen sie fort und suchen
einen bessern Platz. Es arbeiten bisweilen bei Hunderten mit
einander. Ihr Holzfällen tönt, wie wenn menschliche Holz-
hauer fällten. Man hat schon Dämme von hundert Schuh
Länge, zwanzig Schuh Höhe, und acht Schuh Dicke gefunden.
In Fallen gehen sie nicht gerne; sie sind auch darin klug. Sie
lassen sich leicht zähmen. Im Hause laufen sie wie Hunde
herum, gewöhnen sich an alle Menschenspeisen, und schleppen
wie die Murmelthiere Alles zu einem Bau und Nest zusammen,
gewöhnen sich an Katzen u. s. w. Sie kommen dann wie ein
Hund auf den Ruf. Müssen sie ihre Nothdurft verrichten,
so gehen sie wie Katzen oder Hunde vors Haus, sie ins Was-
ser niederzulegen. Sie lieben besonders Kinder und Weiber,
freuen sich ihrer, und bewegen sich fast wie Kinder, wenn
Eltern heimkommen. Klein's Biber war so anhänglich an ihn,
daß er ihn im Hause auf der Stube aufsuchte, Buffon's be-
gehrte mit einem kläglichen Tone und mit der einen Pfote, wie
ein Hund, am Tische einen Bissen, war sanft, machte sich
aber gegen Niemanden vertraut.

Bleiben wir bei diesen Nachrichten, so finden wir rein
nichts Fabelhaftes, nichts, das nicht in die Reihe gehörte;
einzig räthselhaft wäre, wie sie die Pfähle senkrecht in den
Boden des Teiches einrammelten. Da nun einmal aber der
Biber ganz eigenthümlich gebaut ist und auch eine eigne Seele
haben muß, so kann und muß ihm auch etwas Eigenes vin-
dicirt werden; dieses Eigene wäre nun eben seine Kunst, sol-
ches zu thun. In allem Uebrigen unterschiede er sich nicht,
weil alles Uebrige mit geringen Abweichungen in andern Arten
der gleichen Classe auch vorkommt. Wir dürfen uns aber hie-
bei nicht etwa auf die Raupen, Frühlingsfliegen und Spinnen,
auch nicht auf die Wespen, Bienen und Termiten berufen,
weil diese größtentheils dem Zuge des Ganzen unterworfen
sind, im Traum sind, und wenig Selbstständigkeit haben, die

Biber hingegen größerentheils schon selbstständig handeln und wach sind, jene zum Theil noch im Dunkel, diese im Lichte wandeln. Wir müßten die Anfänge der Kunst der Biber in den grabenden und bauenden Mäusearten, z. B. im Hamster, suchen, und daselbst fänden wir sie auch wirklich.

Ihr künstlicher Bau mag aber um so weniger verneint werden können, als man ja selbst in den neuesten Zeiten noch in Deutschland an der Lippe, an der Elbe und andern Flüssen mitten im bewohnten und mit Beobachtern versehenen Lande solche Biberbaue, eben so dauerhaft und kunstvoll als in Canada, nur nicht so große, gefunden hat. Sie waren doch sechs Schuh hoch, und sahen wie ein Klafter Holz aus. Der Boden hatte sechs Schuh ins Gevierte, und ging schräg nach dem Ufer. Es waren zwei Kammern übereinander, die obere in drei, die untere in vier Zellen getheilt; jede hatte einen Ausgang ins Wasser. Die Wände bestanden aus Stämmen, Schlamm, Rohr, Binsen, Zweigen und Blättern. Allerdings wird einer allein keinen solchen Bau machen, aber eine ganze Familie kann's. Sie braucht nur mehr Zeit, sie hat ja sonst eben nichts zu thun. Einzelne mögen sich nur Erdgruben machen, wie man sie auch schon gefunden, so daß man vielleicht ohne Grund eine besondere Art Grubenbiber angenommen hat. Der Biber richtet sich nun einmal immer nach den Umständen ein. Wir glauben an keine besondere Art; weil man da und dort, z. B. an der Limmat (Kanton Zürich) einzelne Biber, aber ohne Bau, gefunden hat, wollte man schließen, daß die Biber wie die Biene, die Termite, Alles nur durch und mit andern, nichts durch sich selbst sey, allein ein Biber ist keine Biene, keine Termite mehr. Der Schluß war logisch scheinend, doch schlecht, weil unpsychologisch!

Auch der Zibethbiber, Bisamratte genannt, baut gerade wie der Biber. Auch er wählt gute Bauplätze, erhöht den Platz nach Umständen, baut Staffeln vom Wasser hinauf u. s. w. Es ist nichts anders als eine Variation des gemeinen Bibers. Der Sumpfbiber in Chili wird sehr leicht zahm, und könnte zum Fischfang abgerichtet werden. Die ungemeine Beweglichkeit und Gewandtheit dieser Thiere und ihre handartigen Vorderfüße machen ihnen manches Unmöglichscheinende möglich.

Uns nimmt gar nicht Wunder, daß die sogenannten Wilden in Canada dem Biber eine unsterbliche Seele beilegen. Man muß dazu eben nicht ein Wilder seyn.

Der Bär mit seinen Genossen ist ein schon in so vielen Beziehungen sehr merkwürdiges Thier, das oft gänzlich verzeichnet und gänzlich mißverstanden wird. Der gemeine schwarze und braune steht unter ihnen am höchsten. Es ist schon das auffallend, daß er, wie der Mensch, nur auf den Sohlen geht, darum, wenn er sich aufrichtet, wie ein Mensch steht und geht, seine Vorderfüße alsdann wie Arme gebrauchen und leicht am Stock und ohne Stock tanzen kann, wozu er eigentlich abgerichtet wird. Seine langen zottichten Haare kleiden ihn erst noch förmlich ein, machen jedoch seine Glieder in den Wendungen unsichtbar, daher der Anschein von Plumpheit und Ungelenkigkeit. Es ist jedoch zwischen den freien und den gefangenen Bären ein äußerst großer Unterschied, und an ihnen zeigt sich auffallend, wie die Natur eines großen und verständigen Thieres durch das halb unnatürliche Tanzen, die Schläge, wiederholte arge körperliche Reizungen und nagenden Hunger umgeändert werden kann, aber nicht umgeändert werden sollte. Kaum Ein Thier ist, besonders in seiner Jugend, so gewandt, so gelenkig; kaum Eines macht mit solcher Leichtigkeit Purzelbäume, kaum Eines kann so vortrefflich klettern. Meisterhaft klettert der junge, noch unmißhandelte Bär wie eine Katze oder ein Eichhörnchen, nur nicht schnell, sondern bedächtlich, auf Tannen und andere Bäume, wagt sich bis zu äußerst der Aeste, und schaukelt sich droben zur Lust wie ein Affe. Alle Bewegungen auf dem Boden sind wellenförmig, wie die der Katze, und wenn er auch schwerfällig aufzutreten scheint, so tritt er doch nicht schwer auf, und geht ganz sanft. Vergleiche die Bewegungen eines Bärenführers mit denen des Bärs selbst, du wirst finden, daß die des letztern feiner und gewandter sind. Der gezähmte unterscheidet seinen Meister, seinen Wohlthäter und seinen Herrn genau von einander. Der Herr ist der, dem er als Sache gehört, der Wohlthäter sein Fütterer, sein Meister derjenige, den er wegen seiner Kraft fürchten muß, der ihn zu bändigen im Stande ist, oder ihm einmal für allemal seine Obergewalt körperlich dargethan hat.

Ein Appenzeller aus Inner-Rhoden sah einen Bärenführer einen Kampf mit einem gezähmten alten magern Bären zu gleichsam verabredeter Belustigung des Publicums thun. Führer und Bär kannten einander wohl. Der Führer mußte immer unterliegen, aber der Bär legte ihn nur fein sanft auf den Boden. Der Appenzeller begriff die Schwäche des Führers nicht, und wünschte ebenfalls mit dem Bären einen „Hosenlupf" zu thun. Ungern gestattete es ihm der Herr. Aufgerichtet ging der Bär augenblicklich auf ihn los, und — schmiß ihn eben so schnell zu Boden. Trieb er früher Spaß mit dem Führer auf dem Boden, als ob er ihn anfressen wolle (doch hatte er einen Maulkorb an, und der Führer trug lederne, von oben bis unten wie die Haut knapp anpassende Kleider), so stürzte er sich nun auf den Appenzeller mit großem Zorn, und wollte mit Ernst in ihn beißen. Schnell eilte der Herr auf ihn los, und riß ihn, die lange Kette ergreifend, weg, der Bär jedoch fuhr nun auf seinen Herrn, und drängte ihn ins schauende Publicum zu aller Schrecken hinein. Der Herr war vor Angst ganz weg. Glücklicher Weise trat so eben der Führer und Meister, der solch schnellen Ausgang des Kampfes nicht erwartet und sich ein wenig entfernt hatte, wieder ein, ergriff die Kette und bezwang den wilden Cameraden mit donnernden Worten und heftigem Reißen. Die ungewohnte Lebensart macht viele gefangene Bären im Alter blind. Dennoch müssen sie tanzen, oder im Käficht sich durch Aufstacheln zum Brüllen zwingen lassen. Das edle Thier wird niederträchtig mißhandelt, muß für elendes Hungerbrod leben, und kann wegen seiner Bärennatur lange nicht sterben.

Seine List im Freien ist dem Jäger bekannt, sein Muth dem Pferde, dem Rinde. Er weiß wohl, daß er durch weite Märsche oder Reisen im ganzen Walde und Gebirge herum seine Verfolger täuschen muß; er ist aber so sehr Geograph, daß er seine Heimath allemal mit Sicherheit wieder findet. „Wüthend, wie eine Bärin, der die Jungen geraubt sind," ist ein Sprüchwort. Ihre Liebe zu den Jungen ist ungemein groß. Der Bärmann hingegen fräße sie auf, und das Weibchen muß ihn mit tüchtigen Schlägen abtreiben. Wie Menschen schlagen sie mit den Armen auf den Gegner los. Die

Jungen spielen gar possierlich mit einander. Die Mutter erzieht sie länger als ein Jahr. Daß der Bär musikalischen Sinn hat, ist eben so wohl bekannt. Den Tact kann er genau halten, nur will er etwa einmal nicht, denn an der Kunst selbst auch zu wollen, und nicht Alles zu wollen, und sich dem Menschen nicht unbedingt zu überlassen, mangelt's ihm nicht. Klug kundschaftet er bisweilen auf hohen Bäumen mit scharfem Gesicht, Gehör und Geruch eine Gegend aus, und klug jagt er oft die Kühe, deren Hörner er fürchtet, nur immer herum, bis etwa eine ermüdet niederstürzt, und er von hinten auf sie springen kann. Des Pferdes Hufe fürchtet er noch mehr. Er kommt auch zu den Hütten, und steigt aufs Dach und horcht und forscht. Feuer fürchtet er, darum sucht man die Heerden, besonders Schafheerden, die er am ehesten sucht, bei Nacht durch eigentliche Bärenfeuer, die sich dann an den Abhängen sehr nett ausnehmen, zu sichern. Daß er Honig liebt, ist ihm nicht zu verargen. Er fängt auch Vögel und Fische; alle Elemente sind ihm unterthan. Wie seines Fußes Spur menschlich ist, so ist's also auch seine Fangkunst und seine Leckerei. Auch das gereicht zu seinem Lobe, daß er um die Nahrung kämpfen, sie sich verdienen will, denn Todtes rührt er nicht an. Ungereizt beleidigt er den Menschen nicht. Es haben in Gebirgsländern schon viele Reisende Bären angetroffen. Der Bär trollte sich schnell ins Gebüsch hinein. In der Jugend frißt er lieber Pflanzenspeise, im Alter Fleisch. Menschen, die er nicht zu fürchten hat, fürchtet er gewiß nicht. Er hat sich schon Erdbeere suchenden Mädchen genähert, und aus ihrem Körbchen Erdbeeren verstohlen geschmaust, dann, wir dürften beinahe sagen, lachend, sich auf und davon gemacht; wenigstens lachte ihm sein Herz. Die braunrothe Art ist die gutmüthigste, die silberweiße ist ebenfalls guter Art.

Der Eisbär hat minder Verstand, aber mehr Keckheit im Angriff auf Menschen, und die Bärin noch mehr mütterliche Liebe zu den Kindern. Wie eine Gluckhenne legt sie ihnen allen Raub vor, für sich nur wenig behaltend. Werden sie geschossen, so brüllt sie furchtbar, und leckt ununterbrochen die Wunden; selbst tödtlich verwundet, leckt sie dieselben noch,

und kehrt noch mehrmals zurück, zu sehen, ob sie wirklich todt seyen. Der Waschbär wird so zahm als irgend ein Thier, doch nie anhänglich, und älter will er die Freiheit wieder. Der Dachs macht sich eine Grube wie der Fuchs, füttert sie weich aus, ist furchtsamen Naturells. Wenn er, wie man sagt, sogar seinen eigenen Schatten fürchtet, so hat er etwas Menschliches an sich. Man muß sich immer vor seinem heillosen Gebiß in Acht nehmen. Wie furchtsam er ist, so wehrt er sich doch meisterlich. Mit seiner Furcht und Ungeschicklichkeit, sich in Verlegenheiten schnell zu helfen, fängt man ihn. Der Manieren sind jedoch mehrere. Man schiebt z. B. einen, an einen Reif gespannten, Sack in seine Höhle hinein, macht Lärm, so daß der Dachs hinein rennt, und in den Sack fährt. Er steht viel tiefer noch als der Eisbär. Seine geringe Baukunst und seine etwelche Neigung, in der Nähe von Cameraden seine Höhle zu machen, sind es allein, die ihm zum geringen Lobe dienen. Daß er auch Alles frißt, und sich an den Küchenabgang gewöhnt, ist theils menschlich, theils besonders Küchenmagdsart.

Die Hyänen stellen hinsichtlich ihres Naturells im gezähmten Zustande so viele Verschiedenheiten und Eigenheiten auf, daß schon daraus, ungeachtet ihres widrigen Aeußerlichen und besonders ihrer Physiognomie, die man zu den allermißlungensten rechnen muß, auf ihre hohe Stufe geschlossen werden kann. Ihre Seele muß wirklich eine sonderbare seyn, denn ihr Körper ist nun einmal wie derjenige einiger andern Thiere, eine regelwidrige Combination. Eben diese Regelwidrigkeit ist's, die uns dunkel so unangenehm anspricht; man könnte sie schöner machen. Am auffallendsten ist ihr nach Verhältniß zu kleines Auge, das schielt, ihr böses Maul und ihre krumme Haltung. Sie ist aber gar nicht so schlimm als man sagt, und hat gar guten Verstand. Auch sie fällt keinen erwachsenen Menschen an, fürchtet uns jedoch nicht. Packt der Mensch sie keck bei den Ohren, so kann er sie schleppen so weit er will. Warum soll sie allein eine Bestie und unzähmbar seyn? Es ist es ja erweisbar kein einziges Thier, wie wir bisher gesehen. Im Gegentheil läßt sich die Hyäne leicht übermeistern, leicht zähmen, leicht freundlich machen, wenn ihre Natur gut ist; andere

bleiben allerdings immer gleich oder beinahe gleich wild und unbändig. Einzelne werden gerade wie Katzen so haushäblich, wie Hunde so anhänglich, wie treue Diener so nachlaufend. Einige Menschen werden von ihnen schnell zu Liebe angenommen, mit andern hingegen können oder wollen sie sich niemals im mindesten befreunden, sondern hassen sie wüthend. Im Zorn zittert dann ihr ganzer Körper, ihre Mähne sträubt sich, ihr Auge schielt um so ärgerlicher.

Tiger und Hyäne sind wegen ihrer Grausamkeit am übelsten berüchtigt; wie weit jedoch steht die allerdings viel kleinere Hyäne dem Tiger an Muth nach? Sie kann eher feig genannt werden, wenn hingegen des Tigers Muth den aller andern Thiere ohne Ausnahme übertrifft. Ihr heimtückisches Aussehen hat sie in Verruf, an die Schandsäule gebracht. So heimtückisch sieht kein anderes Thier, dennoch ist's nicht so schlimm. Es ist nicht nöthig, an Jahrmärkten auszuposaunen, daß ein Unerhörtes geschehe, wenn eine Jungfrau sich in den Käficht zu einer Hyäne begebe, sie herumpeitsche, sie eine hinweggeworfene Peitsche apportiren mache, und endlich eine Pistole abschieße. Das Thier ist an Alles gewöhnt worden. Gewohnheit ist Natur geworden. Es erwartet täglich fünf-, sechs- bis zwölfmal den gleichen Spectakel, kennt dessen Anfang, Mittel und Ende. Wer es mehrmals gesehen, hat die Regel des Spiels gefunden. Es ist das Spiel wie mit einem Fleischerhund. Gerade so wird auch mit dem Wolf, mit dem Cuguar u. s. w. gespielt. Oft scheint das Thier den Menschen anpacken zu wollen, aber es thut ihm nichts. Es murrt und knurrt ohne Gefahr und außer Gefahr für sich und die Experimentatorin. Jedoch sah diese dem Thiere immer scharf in die Augen, wohl wissend, daß der Menschenblick wie ein zweischneidig Schwert ins Auge des Thieres trifft, das Verstand hat, und also Verstand erkennen kann. Oft stund es an sie wie ein Hund auf, und fletschte die Zähne. Ernste Commandoworte trieben's bald zurück. Die Zuschauer zitterten, und wollten der Kühnen einen Theil des Spiels erlassen. Jede Abkürzung wäre nachtheilig und brächte Unsicherheit. Das Thier muß fort und fort seinen ganzen Curs durchmachen, wie bliebe der Mensch sonst sein Meister? Das Thier muß wissen, daß das

Spiel einen regelmäßigen Verlauf habe. Zum Ueberfluß trug die Kühne, sich auf schlimme Launen gefaßt haltend, einen Dolch an der Seite; vermuthlich im Nothfall damit das Herz des doch immer unheimlich aussehenden Thieres zu treffen. Dieser Nothfall erforderte großen Muth wie große Geschicklichkeit, denn ein verfehlter Stich, ein verfehlter Schuß macht Hyänen, Bären, Löwen, Tiger ganz wüthend, jede untödtliche Verwundung jedes solche Thier schrecklich. Auch war der Behälter, in welchem mit dem Thiere gespielt wurde, unheimlich enge. Ein Mann bei der Hyäne im Käficht wäre in größerer Gefahr. Alle Thiere ehren das weibliche Geschlecht, und sind gegen dasselbe milder, wovon die Alten allerdings viel fabelten. Der Fabel aber liegt eine Wahrheit zum Grunde.

Daß solchen Thieren nur für Hungersterben Nahrung gereicht wird, ist bekannt. Thierführer kündigen die Fütterungszeit an, und lassen sich dieses Schauspiel besser bezahlen. Die Hyäne rast nicht darnach wie der Tiger, der Leopard und die Katzenarten. Auch dieses deutet auf Besseres, als ihr gewöhnlich zugeschrieben wird. Sie ist hundeartig, darum kann auch sie sich an vegetabilische Nahrung, z. B. Brod, gewöhnen, wodurch ihr Gemüth sanfter werden muß. Pflanzenfresser sind milder. Durch Pflanzennahrung kann man ihr Naturell ändern. Man sagt, daß sie alle nur durch Hunger gebändigt werden können; der Hunger bändigt kein Thier. Im Hunger wird es schlimmer. Hunger macht lebhaft, Sattheit faul. Jedesmal legt sich selbst der Tiger, sonst immer lebhaft, nach der Mahlzeit nieder, und jedes Thier feiert seine Sieste, sein Verdauungsstündlein, und weiß nichts vom Sprüchworte: „Nach der Mahlzeit sollst du stehen oder tausend Schritt weit gehen" (post coenam stabis, seu passus mille meabis), das nur für die, welche sich überfüllen, wahr ist. Nach der Mahlzeit ruhe, um durch nichts die Verdauung zu stören! Das weiß und übt das Thier, das ganz Natur ist! Der Mensch, halb Unnatur geworden, macht sich unnatürliche Regeln. Nur darf nicht allzuwenig Nahrung gereicht werden. Wer im Hunger ißt, ißt zu dreifacher Stärkung, weil dann die ganze Natur Nahrung fordert, erwartet und, mit dreifacher Kraft verdauend, dreifache Kraft daraus zieht. Wie so aber

zwingt man das Thier durch Hunger? Es gewinnt den Wärter, den, der Speise bringt, lieb; es sieht in ihm einen Wohlthäter, und je größer sein Hunger ist, desto größer erscheint ihm die Wohlthat, desto größer der Wohlthäter. Dieses Psychische allein ist es, wodurch aufs Thier zur Zähmnng eingewirkt wird, und gerade so und nicht anders sind schon manche Verbrecher in Kerkern gezähmt worden. Hochstehende Thiere sind Menschenthiere, Wohlthaten zwingen Alle, Uebelthaten Niemanden, Uebelthaten machen Thiere und Menschen nur in die Kette beißen, ihr Schicksal verfluchen.

Bis heute haben wir noch kein Bild, das die Physiognomie der Hyäne befriedigend darstellt, und auch ihr Blick ist noch niemals gemalt worden. Sie ist theils Hund, theils Katze und theils Schwein.

Der Hirsch in allen seinen Arten ist ein vortreffliches Thier, am vortrefflichsten ist der Edelhirsch. Seine Haltung und sein Gang, seine Flucht und sein Angriff, sein Spiel und sein Kampf auf Leben und Tod mit Nebenbuhlern um ein Weib, Alles an ihm deutet auf große Intelligenz. Sein höchster Geist liegt in seiner Vorsicht und Wachsamkeit, seiner ausgebildetsten Circumspectionsgabe. Ohne um sich geschaut zu haben, senkt er den Kopf gewiß nicht, um zu fressen. Wachen stellen sie zwar keine aus. Allein jeder einzelne ist eine Wache. Jedes Geräusch macht sie achtsam. Jeder gibt dem ganzen Rudel ein Zeichen. Augenblicklich sind alle verschwunden. Das ist gewiß, daß die Jungen noch nicht viel Umsichtsgabe haben, daß sich diese Gabe, die allerdings Naturtalent seyn muß, erst mit der Zeit, aber nicht durch die Zeit, sondern durch Gefahren und in Gefahren ausbilde, und daß ein Hirsch mit zwanzig, dreißig Enden viel schlauer als einer mit fünf oder zehn ist. Je älter desto klüger, d. h. bis die Jahre des Alters und der Abstumpfung kommen! Sie bilden, wie bekannt, unter sich drei verschiedene Gesellschaften: die eine besteht immer nur aus den Hirschkühen mit den Kälbern, die andere aus männlichen von vier und den höhern Jahren, die dritte hat die, die weniger als vier bis fünf, und mehr als zwei Jahre haben. Gleiches und Gleiches gesellen sich gerne. Mütter und kleine Kinder, die Buben und Maidli, und die be-

jahrten Männer! Die Erziehung ist also ganz den Müttern übergeben. Ergreift sie aber der Begattungstrieb, so fängt die Eigensucht an. Sie rennen und paaren sich. Sehr alte müssen dann einsam herumirren.

Er sieht und hört und riecht sehr weit. Vernimmt er etwas, so steht er still, erweitert die Ohren, um mehr Schall aufzufassen. Hört er Rufe oder Musik, so richtet er sich nach dem Orte hin, woher der Schall kommt. Auf weit hin unterscheidet er den Jäger von jedem andern Menschen. In der Noth schreitet er stolz und rasch auf den Feind los und bekämpft ihn mit dem Geweihe, mit dem er selbst Tigern widerstehen kann. Schade, daß man ihm nicht ganz trauen kann, wenn er auch noch so traulich und zahm ist. Sie haben auch schon ihren Fütterer und Wohlthäter sogar außer der Brunstzeit getödtet. Sie können furchtbar wüthend werden, und werden es ganz unerwartet. Ihre Psyche scheint auf einmal in Unordnung zu kommen, rappelköpfig, übelgelaunt, verrückt werden zu können. Ein Vorrecht und Nachtheil, wodurch sie dem Menschen nahe kommen! Im Walde kann man bei ihnen ganz sicher vorbei gehen, und sie flüchten sich auch nicht, wenn man kein Gewehr und keinen Hund bei sich hat. Er defilirt nur stolz vorbei. Es ist unglaublich, wie klug, wie schlau, wie verschlagen sie durch die Jagd auf sie mit Zeit und Weile werden. Alle möglichen Mittel, die nur recht schlaue Menschen erfänden, werden von ihnen angewandt. Daß sie auch schon in Ställe zum Vieh gekommen, und sich zwischen Heerden verborgen haben, wußte der alte Phädros schon. Ja man kann sie so ganz zähmen, daß man sie zwei=, vier=, sechs= und achtspännig schon an Wagen und Kutschen gespannt hat, auf ihnen ritt und sie sogar beinahe alle die Künste machen lehrte, die Pferde etwa lernen. Sie müssen demnach wohl hören, den Sinn der Worte verstehen u. s. w. Sogar an Jahrmärkten läßt man sie über zwei oder drei aufeinander sitzende Menschen springen, und ihre Stimme auf Befehl von sich geben; sie ist jedoch unangenehm, nur ein Geblöck. Aber gewisse Farben wie gewisse Töne können sie nicht leiden. Auch ihnen ist die rothe Farbe zuwider. Ungereizt folgen sie dem Rufe gerne. Selbst die freien im Walde können ans Waldhorn und sogar an Flintenschüsse gewöhnt werden,

daß sie kommen, vorgestreuten Haber zu genießen. In der Liebe zu dieser Nahrung gleichen sie dem Pferde, in der Liebe zum Salze dem Rinde. Ihre Gebärden in der Brunstzeit sind schrecklich; das Thier muß den Trieb zu heftig empfinden. Immer suchen sie mit der Nase am Boden die riechbaren Spuren der Hirschkühe, stampfen, schlagen die Geweihe an Bäume, bohren in den Boden Löcher, brüllen lauter als Rinder, rennen wie verstandlos umher. Nur darin zeigen sie, daß sie nicht ganz von Sinnen seyen, daß sie die Oerter, an welchen sie in frühern Zeiten Hirschkühe gefunden, wieder aufsuchen. Die Liebe auch der Thiere hat ein treues geographisches Gedächtniß. Grimmig sehen die Hirschstiere einander an, dann stürzen sie in Einem Satze auf einander, zerbrechen die Geweihe, reißen dem Gegner den Bauch auf u. s. w. Die Hirschkühe mischen sich in diesen Männerstreit nicht; dem Sieger kann ein ganzes Rudel von Kühen zufallen. Die blinden Streiter sehen nicht, daß sich bisweilen ein jüngerer, der noch nicht einmal zum Kampfe taugte, die Kuh, um die es sich handelt, ihnen mittlerweile wegnimmt. Auch die Jugend ist schlau und gefährlich. Die Hirsche leiden an menschlichen Krankheiten: Ruhr, Auszehrung, Urinverhaltung und Rinderseuche.

Minder stürmisch und sanfter ist der Damhirsch. Man hielt sich ehemals in den Stadtgräben der Stadt St. Gallen Edel- und Damhirsche. Sie kamen mit einander wohl zurecht. Man sah den Kämpfen der Männer beider Arten mit Interesse zu. Als einmal ein Knabe in den Graben herunter fiel, stürzte ein Kämpfender plötzlich auf ihn los, so daß er nur mit großer Mühe und Gefahr aus seinen Geweihen gerettet werden konnte. Die Damhirsche kämpften nie so grimmig und vertheidigten ihre Jungen besser. Das aufmerksame und im höchsten Grade vorsichtige Reh sorgt für seine Jungen noch viel besser als der Damhirsch. Mann und Weib vertheidigen sie, alle halten treu zusammen. Kommt der Bock um, so gesellt sich die Geiß bald zu einem andern. Wittwe will sie nicht bleiben. Wo nur immer Gefahr seyn könnte, geht der Bock voran; ist wirklich Gefahr oder Verdächtiges vorhanden, so läßt er das Weibchen zuerst gehen, und dann erst verläßt auch er den Ort. Schamhaft verbirgt sich die Mutter ins Gebüsche, um zu gebären (erste

Scheu dieser Empfindung!), hernach führt sie die Jungen dem Vater zu. Dann nehmen sich ihrer beide an. Es ist wahrgenommen worden, daß die Mutter sich für die Jungen jagen läßt, damit sich diese flüchten oder verbergen können. Menschliche Haushaltungsweise, mütterliche Gesinnung! Das Reh ist noch listiger als der Hirsch. Es probirt, wenn es gejagt wird, hundert Kreuz= und Quersprünge, um die Jäger und Hunde zu täuschen. Kann es nicht entfliehen, so vertheidigt es sich aufs muthigste und geschickteste. Es wird zahm, aber einem alten gezähmten Bock ist dennoch nicht zu trauen. Die Weibchen sind viel zähmbarer. Gesetz durch die ganze höhere Thierwelt! Ihre Kämpfe sind ebenfalls nicht so arg, aber auch außer der Brunstzeit rennen sie etwa, wenn sie der Rappel ankommt, sehr undankbar den Fütterer an, und stürzen ihn nieder. Liegt er am Boden, so fahren sie mit ihren Zackengeweihen in ihn hinein. Der stärkste Mann kann es nicht bemeistern, der gewandteste der wiederholten Stöße wegen nicht wieder aufstehen. Sie haben schon Männer gräßlich zerstochen. Bemerkenswerth ist, daß sie durchweg, auch die männlichen, gegen Frauen zahmer und milder sind, und nicht leicht eine beleidigen. Der sonderbare Fall, daß sich ein männliches Reh mit einem weiblichen Schafe begattete und einen Bastard erzeugte, ist auch schon vorgekommen. Dieser hatte mehr Aehnlichkeit mit dem Reh. Daß die Natur solche Geschöpfe wie nur zur Probe, um zu sehen, was werden könne (denn sie ist nicht allwissend), die Probe dann aber, wenn sie sie gesehen, umkommen mache, ist bekannt genug.

Das Elennthier wehrt sich durch die Flucht; verwundet oder in der Brunst angefallen, wird es ein wüthender Vertheidiger seines Lebens und Rechtes. Es ist scheu und hat viel minder Intelligenz als Hirsch und Reh. Alle Bemühungen, es zu etwas abzurichten, an Wagen zu spannen, waren bis jetzt vergeblich. Auch es kämpft um ein Weib und rast herum. Die Haushaltung hält gut zusammen. Bis zum dritten Jahre bleiben die Jungen bei der Mutter, und verlassen sie auch nach dem Tode nicht, so lange sie nicht müssen. Auch die Mutter dieser Thierart sucht zum Gebären einsame Oerter. Es tritt allmählich eine Spur von Anständigkeitssinn auf.

Das Rennthier steht wieder höher. Wie das Kamel ist's ein vollkommnes Hausthier, Stallthier. Gesellig fügen sich alle im gezähmten Zustande gerne zusammen, wie sie im Freien ebenfalls Heerden von Tausenden mit einander bilden, aber die Zähmung benimmt ihnen, wie dem Menschen, einiges von ihrer Keckheit und Kraft. Selbst hier kommt noch ein Wandern vor. Sie ziehen in gewissen Gegenden in einem Kreis herum, so daß sie allemal etwa nach anderthalb Jahren wieder auf den gleichen Weideplatz kommen. Sie haben Wandersinn und Wanderlust, Geographie und Chronologie, Sinn für die Gesellschaft und Ordnung genug in sich. Die des nördlichen Rußlands ziehen im Frühjahre gegen Süden, in Wälder und auf Gebirge, um Insecten zu entfliehen. Lehrte sie dieses die Erfahrung? Nur verständige Wesen machen eigentliche Erfahrungen, und können Erfahrungen benutzen. An die Stelle des Geheimzuges tritt allmählich ein dämmerndes oder gar klares Bewußtseyn. Im Herbst gehen sie wieder in den Norden zurück. Immer ziehen sie die gleiche Bahn, in einer nur Landstraße breiten Linie, und schwimmen auch immer an den gleichen Stellen durch Ströme. Ordnung halten sie immer, voran ziehen die Mütter mit den Jungen, die Männer folgen. Zwischen freien und zahmen ist der Unterschied sehr gering. Erstere besuchen letztere zur Begattungszeit, verlassen sie dann aber allerdings wieder. Sie lieben die Liebe und die Freiheit; daß man sie zum Ziehen, Tragen und Reiten abrichtet und benutzen kann, ist bekannt; man kastrirt sie auch, um sie milder zu machen. Sie dienen wie die verständigen Pferde und Rinder. Den Menschen kennen sie vollkommen, und gehorsamen seiner Stimme. Sie sind vortreffliche Thiere: sie hören und riechen wohl, sind sanft, zutraulich, reinlich, doch haben auch sie einen eigenen Willen. Etwa einmal wird eines am Schlitten auf einmal stätig (starrsinnig). Es will nicht vom Fleck, es kehrt sich um, den Führer mit den Vorderfüßen, die seine vorzüglichste Waffe sind, zu schlagen. Dieser wendet den Schlitten schnell um, und liegt unter ihm. Aber der Zorn des guten Thieres ist nur ein Strohfeuer. Bald wird es von selbst wieder traulich, und die Fahrt geht ungefährlich und ungestört weiter. Das Thier hat also Anlage zur Verrücktheit, Täuschung durch Phantasien oder

Grillen, oder durchs Gemüth. Ein Wurm, eine Schnecke kann nicht verrückt noch stätig werden. Ihr Harnen muß wie das der Pferde wohl berücksichtigt werden. Wie bekannt, reizen Fuhrleute und Kutscher die Pferde durch ein eignes Pfeifen dazu; so muß auch das des Rennthiers durch einen besondern Ruf, also durch eine angenehme Einwirkung auf den Gehörssinn, hervorgerufen werden. Wer sieht hier nicht die Verbindung des gröbsten Körperlichen mit dem feinsten Geistigen, d. h. dem melodischen Worte, die Verbindung des Einen mit Allem, und umgekehrt? In der Brunstzeit kämpfen auch die Rennthiere. Die Liebe macht alle Thiere überlebhaft, sehr viele kampflustig, alle Lebensgefahr verachtend. Die Begattung geschieht nur in der Nacht. Gegen Feinde, Wölfe, Bären u. s. w. halten alle zusammen, und jagen sie oft in die Flucht. Die Mütter lieben ihre Kinder sehr, und suchen sie, wenn sie einander verloren haben, mit einem grunzenden Ton, den viele Thiere in solchem Falle von sich geben, auf. Es ist ein Ton der Liebe und Wehmuth, und thut kindisch.

Auch am Rennthier sehen wir, daß das Thier nicht alles Schädliche kennt. Es frißt oft Giftschwämme, wodurch es betäubt wird und umfällt. Ihre Wärter machen's ihnen nach, und berauschen sich ebenfalls am Fliegenschwamm. Viele Menschen lieben den Rausch, der das Uebel vergessen und zum frohen König macht.

Der Hund kommt dahin, wo sein Herr Urin läßt, und urinirt auch. So macht es auch das Rennthier, nur kommt es, um denselben zu trinken oder aufzulecken. Warum legen die Lappen dem Rennthier wegen der gräßlich gefährlichen Rennthierbremse keine Decken auf, oder bestreichen sie es nicht mit irgend etwas? Die wilden fliehen vor ihr klug ins Gebirge. Wer lehrte sie dieses? Wenn sie Kenntnisse haben, so sind sie gescheidt. Die zahmen, die nicht fliehen können, merken doch etwas, was vielleicht viele Menschen lange nicht merkten, daß nämlich die Bremse nicht gut gegen den Wind fliegen kann, darum sie dann gegen den Wind gehen, weil von daher weniger Bremsen kommen. Sie sind menschlichen Krankheiten unterworfen. Schade, daß uns keine Nachrichten über ihr Sterben unter dem Beil, in Krankheit und vor Alter

gegeben sind. Entweder meint man nichts Lehrreiches dabei sehen zu können, oder man verachtet des Thieres Sterben.

Das verwilderte Pferd (eine ursprünglich wilde oder wilde Stammrace ist nicht bekannt) ist von Gestalt wegen seines großen Kopfes und seiner dicken Beine sehr unschön, und weit hinter dem zahmen an Geist und Gemüth zurück, doch verräth auch das wilde so viel Adel, daß man die Möglichkeit, so sehr veredelt zu werden, gar leicht einsieht; denn eben das verwilderte war in seinen Stammeltern noch zahm und menschlich, und kann also den Weg wieder aufwärts machen, den es abwärts gemacht hat. Nichts entsteht aus Nichts, und Nichts vergeht ins Nichts. Die wilden lieben das gesellschaftliche Leben unter sich viel mehr noch als die zahmen, die doch so gerne beisammen sind; die zahmen aber merken die Vorzüglichkeit des Menschen, und ziehen dessen Gesellschaft der Pferdegesellschaft mit Recht, wenn sie einen menschlichen Herrn haben, vor. Die wilden führen ein eigentliches Familienleben: ein Hengst mit einer größern oder kleinern Anzahl Stuten und die Fohlen dazu. Dieser Hengst ist der rechte Hausherr, und wie einem Patriarchen folgt ihm sein Haus unbedingt. Wird er aber eingefangen, oder kommt er um, so zerstreut sich die Familie, sammelt sich dann aber wieder bei einem andern Hengst und Hausherrn. Die Schwäche sucht die Kraft mit bestimmtem Bewußtseyn des Bedürfnisses auf. Es mag wahr seyn, daß die eingefangenen meist etwas Tückisches und Boshaftes beibehalten. Das wäre und ist auch bei manchen Menschen der Fall; die Kinder und Kindeskinder werden jedoch milder und wahrhafter, wenn man sie recht behandelt. Zu Noah's Zeit reichten ja hundert und zwanzig Jahre unter den Menschen nicht einmal aus, eine verdorbene Generation umzugestalten. Wie oft fordert man vom Thier, vom Pferd in der kürzesten Zeit, was man vom Menschen nicht, am wenigsten von sich selbst zu fordern wagt! Sehen wilde irgendwo zahme, so lacht ihr ganzes Herz; wiehernd galoppen sie auf sie zu, sie augenblicklich als ihresgleichen, als freudige Genossen und Cameraden zu Weide und zum Kampfe erkennend, und die zahmen erkennen die lockende Stimme, und rennen mit ihnen davon; es läßt sich jedoch nicht annehmen, daß diejenigen

zahmen, die ihren Herrn einmal lieb gewonnen, sich ebenfalls mit ihnen davon machen. Man müßte, ehe man solches behaupten wollte, psychologische Untersuchungen machen. Man sagt auch, daß entronnene nie, nie wieder zu ihren Ställen zurückkehren; es ist aber wieder einmal anzunehmen, daß dieses nicht bei allen der Fall sey, denn das Pferd hat gute Erinnerungskraft und ist dem Nachdenken und der Reue zugänglich. Sie halten sich auch ihre Anführer, und folgen ihnen genau und mit Lust, und ziehen heran in festgeschlossenen Colonnen, wie unsere zahmen im Schlachtfelde.

Wie groß ihre Neigung für einander und wie vortrefflich ihr Gedächtniß sey, erhellet aus dem Umstande, daß sie, wenn sie auch weit von einander verkauft werden, sie doch bisweilen einander wieder aufsuchen, auffinden, und sich wieder mit einander vereinigen. Wenn das Pferd nicht schon in seinem wilden Zustande Reinmenschliches an sich hat, so hat kein Thier auch im gezähmten etwas Reinmenschliches an sich, und Cartesius' ungeheurer Gedanke behielte Recht. An Liebe zu den Jungen fehlt's den Pferdemüttern ebenfalls nicht. In Wassersnöthen haben sie wohl Acht auf sie, und ziehen sich mit ihnen auf erhöhte Gegenden hinauf. Erblicken sie einen Menschen, so steht eine ganz große Heerde einen Augenblick still, stutzt, der Oberhengst schnaubt furchtbar, eilt plötzlich davon, und ihm nach die ganze Heerde. Die in Polen wild aufgewachsenen Pferde zeigen etwas Merkwürdiges. Man treibt sie zuerst von verschiedenen Seiten zusammen. Ist ein Haufe beisammen, so reitet ihnen ein Reiter vor, und alle rennen ihm nach. Er reitet in eine große Einfassung hinein, und sie folgen unachtsam, dem Menschen nichts Böses zutrauend, nach, und — sind gefangen. Eins nach dem andern wird nun mit Schlingen niedergeworfen und geknebelt. Nur weil es fürchtet erdrosselt zu werden, ergibt es sich zuletzt, sonst aber ist seine Gegenwehr furchtbar mit Beißen und Schlagen. Während die einen niedergeworfen werden, ahnen die andern ihr Schicksal, und rennen sorgenvoll und der Sache nicht trauend an den Wänden herum. Ja wohl ist schon das wilde Pferd adelig; das zahme, kluge, gute wird uns noch viel edler vorkommen.

Dürfen wir den Esel dem edeln Pferde anhängen, da

wir gewöhnlich in Bezug auf Intelligenz einen Gegensatz zwischen beiden einander doch so nahe verwandten Thieren, die uns ihre Verwandtschaft durch gegenseitige fruchtbare Begattung kund thun, sehen? Wir müssen jedoch den wilden vom zahmen wohl unterscheiden. Es fragt sich, was der wilde sey. Das Pferd, wie manches andere Thier, gewinnt durch die Zähmung außerordentlich, es ist daher, weil die Natur etwa einmal die sonderbarsten Gedanken hat, Excesse und Widersprüche liebt, möglich, daß der Esel durch Zähmung verliere, vielleicht jedoch verliert er nicht, sondern bleibt nur, weil er seine Psyche der Einwirkung des Menschen gänzlich verschließen, der Mensch auf ihn nicht einwirken kann, stille stehen, vielleicht auch scheint er nur neben dem Pferde so niedrig. Durch die Begattung des Pferdehengstes mit der Eselin (Maulthier), und die des Eselhengstes mit der Pferdestute (Maulesel) verschwistern sich ihre Seelen so, daß das Product der Combination eine neue Art von Seele ist; und wie zwei Vögel, z. B. Canarienvogel und Hänfling, die nur Gesang und Baukunst lieben und sind, einen Vogel erzeugen, der nur beide Künste mit Modificationen in sich hat, so erzeugen Pferd und Esel eine Thierseele, die verschieden väterlich und verschieden mütterlich ist. In dieser Erscheinung tritt die höchstmerkwürdige Thatsache auf, daß das Maulthier, das einen Pferdehengst als Vater hat, viel edler, feiner und geistiger ist, als der Maulesel, dessen Vater ein Esel ist. Das mehrgeistige Princip scheint also von väterlicher Seite zu kommen. Es ist jedoch noch auf einen Punkt, auf die Geschlechtsverschiedenheit des Füllens, aufmerksam zu machen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die weiblichen Füllen psychisch mehr dem Vater, die männlichen hingegen mehr der Mutter gleichen, weil die Kreuzung doppelt seyn muß. Es spielt in der Begattung ein Magnet mit vier Polen, deren zwei psychisch und zwei körperlich oder materiell sind. Noch mangeln uns darüber genaue Beobachtungen. Wir können zwar Beobachtungen an genannten Vögeln machen, allein irgend eine Thatsache müßte sich an so großen Säugethieren, deren Art und Leben vielgestaltiger ist, viel heller herausstellen. Das aber ist nun einmal gewiß, daß die Maulthiere und Maulesel unfruchtbar sind (höchst seltene Fälle aus-

genommen), und daß die Natur solche Geschöpfe nicht leiden mag. Sie sind körperliche und geistige Mißgeburten oder Widersprüche. So verschieden Männliches und Weibliches kann sich nur vermengen, ein wenig vermischen, niemals vollkommen in einander aufgehen. Darum kann es sich nicht halten, und vergeht bald wieder wie eine Lufterscheinung, eine besonders curiose Wolkenfigur.

Der wilde Esel ist wirklich feiner, schlanker und kernhafter als der zahmgemachte, zahmgeprügelte. Zwar ist auch sein Kopf unverhältnißmäßig groß, was eben den Esel so unangenehm vom Pferde unterscheidet, und hat nicht minder noch zu lange Ohren, obschon sie kürzer als die des zahmen sind, doch ist er schlank und leicht, und außerordentlich schnell. Ihn holt kein Pferd ein. Heerdenweise halten sie zusammen, und wandern bald da bald dorthin, Weiden zu suchen. Ihr Gesicht, Gehör und Geruch sind sehr fein. Leider wissen wir von ihm nicht viel mehr; daß er zähmbar sey, sagt die Erfahrung.

Der zahme ist eher gescheidt als dumm, nur ist seine Gescheidtheit nicht so gutmüthig als die des Pferdes, ist mehr Tücke und Schlauheit, und drückt sich am stärksten durch Eigenwillen oder Eigensinn aus. Jung, obschon von einer Sklavin geboren, ist er sehr munter und liebt possierliche Sprünge wie alle Kindheit, und ahnt, wie auch das Menschenkind, sein vielleicht gräßlich trauriges Schicksal nicht. Ist er erwachsen, so muß er ziehen und tragen, und läßt sich gut dazu abrichten, was auf Intelligenz deutet, denn er muß in den Willen eines ganz andern Wesens, in den eines Menschen, eintreten, was größere Intelligenz fordert, als man sich gewöhnlich denkt. Kein Kalb ist hiezu intelligibel genug, und sogar das Pferdefüllen merkt anfänglich nicht, was man eigentlich mit ihm will. Wie geduldig er dann aber seine große Last trägt, so trägt er sie doch nicht gerne, denn sobald er entlastet worden, trollt er sich gern auf dem Boden herum, und schreit sein gräßliches Geschrei heraus. Es muß ihm am musikalischen Sinn völlig mangeln. Seine Ohren deuten wirklich etwas Besonderes an. Sein Schritt ist außerordentlich sicher. Etwa einmal will er schlechterdings mit dem Wagen nicht von der Stelle, und etwa einmal nimmt er den Reißaus. Man muß immer auf seine

Ohren sehen, denn er spielt fleißig mit ihnen, und drückt seine Gedanken und Vorsätze durch sie wie das Pferd aus. Daß er die Prügel verachtet, und kaum durch sie angetrieben werden kann, deutet einerseits auf Eigensinn, andrerseits auf seine harte Haut. Was nicht wehe thut, treibt nicht. Seinen Wärter kennt er wohl, davon aber, daß er Anhänglichkeit an an ihn wie das Pferd gewinne, ist nicht die Rede, doch läuft er auf ihn zu, und bezeugt einige geringe Freude. Auffallend ist an ihm, am Thier auf dieser Stufe, die Empfindlichkeit für die erst von fern herannahende Witterung. Sie wirkt auch psychisch auf ihn. Fühlt er, begreiflich! nicht die Zukunft vor, sondern das was der Zukunft vorangeht, feine Veränderungen in der Gegenwart, so hängt er entweder den Kopf oder er macht muntere Sprünge. Sein Leib ist nicht so cultivirt, wie der des Pferdes, und seine Organisation gröber, denn ist er beinahe keiner Krankheit unterworfen. Wollten wir dennoch den Esel verachten, so — könnten wir nicht, denn am Ende retten wir noch seine Ehre vollkommen, weil wir sagen können, daß er zu sehr Vielem, wozu man sonst nur das Pferd abgerichtet sieht, ebenfalls abgerichtet werden kann. Manche Kinder lernen schwer, aber gründlich und auf die Dauer, so der Esel. Man gibt Wettrennen mit ihm, man lehrt ihn durch Reife springen, und Kanonen ablösen. Er springt gut und sicher, und ist ganz unerschrocken. Er paßt auf seines Herrn Aug' und Wort, und versteht sie wohl. Darum kann er ihn auch tanzen lehren, sich im Tact bewegen, und Thüren öffnen, wobei er sein Maul wie eine Hand braucht, Treppen auf- und absteigen, und — wie ein Pferd in einem Circus von Menschen, die schönste, älteste, den Kaffee liebende, den Wein liebende, die verliebteste Person, die Zeit an einer vorgehaltenen Taschenuhr, die Zahl der Augen auf einer Karte oder einem Würfel, durch Schläge mit dem Fuß auf den Boden angeben, und auf jede Frage seines Herrn mit Kopfschütteln und Kopfnicken oder Nein und Ja antworten. Wir sehen solche Kunststücke an Pferden, an Hunden, Elephanten, und loben deren Verstand; sind diese Kunststücke am Pferd u. s. w. Verstand, so sind sie es, begreiflich! auch am Esel. Der Esel lernt jedoch langsamer. Eben darum, weil er nichts lernen zu können

schien, mögen Klüglinge seine Seele ausgekundschaftet, und Versuche machen gewollt haben. Sie sind vortrefflich gelungen. Hiermit ist aber auch erwiesen, daß er dem Pferde viel näher, als man wähnte, stehe.

Seine Physiognomie ist sehr ausgezeichnet, und kaum je durch den Pinsel gegeben worden. Immer vermißt man in den Bildern das eigentlich Eselige. Seine Kopfform ist der des Pferdes sehr ähnlich, aber sein Gang und sein Blick von dem des Pferdes bedeutend verschieden.

Es ist offenbar, daß der wilde Esel ursprünglich nicht hoch steht, daß der zahme das, was er ist, durch den Menschen ist, und daß dem Esel demnach zwei Stufen zukommen, wie das bei allen den vollkommnern Thieren der Fall ist, die sich den Menschen unterworfen, und zum Hausthier gemacht haben. Er steht hier demzufolge nicht am rechten Orte, zu hoch und zu niedrig, weil wir ihn nicht in zwei zerspalten wollten.

Das Maulthier (gewöhnlich Maulesel genannt) hat Einiges von seiner Mutter, der Eselin, an sich, denn es wälzt sich ebenfalls gerne, oft während man auf ihm reitet, im Gras, auf frischer kühler Erde, und bei Alpenreisen im Schnee herum, steht dann aber wieder von selbst auf. Es hat den sichern Schritt seiner Mutter, und unerschrocken darf man sich ihm an den gefahrdrohendsten Abhängen anvertrauen, selbst wenn es immer am äußersten Rande geht, und keine Zügel leiden mag. An Eigensinn weicht es der Mutter ebenfalls nicht. Bisweilen spielt's mit dem Reiter, wenn er es plagen und treiben und nöthigen will, der Felsenwand näher zu gehen, und reibt ihn zur Abwechslung tüchtig an die Wand. Es ist eine sonderbare Seelencomposition, vor der man sich mehr und minder immer in Acht nehmen muß. Die Psyche des eigentlichen Maulesels ist uns nicht bekannt. Schade! Gerade diese könnte und müßte uns manchen lehrreichen Aufschluß geben. Nur das wissen wir, daß es ein häßliches Thier sey, und selbst der eckichten Kuh ein wenig gleichen soll. Warum benützt man denn auch die Thiere nicht zur Psychologie? Wer die Psyche des Thiers überschreitet, überschreitet gewiß auch seine eigene. Bis jetzt ist uns kein Maulthier bekannt, das zu Künsten wie

ein Pferd oder Esel abgerichtet worden wäre. Vermuthlich ist's ungelehriger, weil seine Seele doch ein wenig getrübt und verwirrt seyn wird.

Das prächtige Zebra scheint keine prächtige Seele zu haben. Man nennt es dumm. Auf dieser Stufe gibt's kein dummes Thier mehr. Es will sich nur nicht leicht bändigen und zähmen, zum Tragen, Ziehen und Reiten abrichten lassen. Es liebt die Ungenirtheit, Unabhängigkeit, es hat den Eigenwillen des Esels, und will auch mit andern, selbst nahe verwandten, nichts zu thun haben. Man mußte, damit sich ein weibliches Zebra von einem Eselhengst bespringen lasse, letztern wie ein Zebra anmalen; vorher schlug es immer furchtbar aus. Sein Trieb wurde nun einmal durchs Auge bestochen, verführt. Bei tiefer stehenden Thieren reichte dieses Mittel gewiß nicht aus. Doch gewöhnten sich mehrere Zebraweibchen von selbst an männliche Pferde und Esel, mit deren letztrem es unläugbar mehr Aehnliches im Psychischen hat, im Körperlichen ähnlicht es sonderbarer Weise mehr dem Pferde. Bändigen kann man es nur durch allerlei Versuche und nur in der Jugend, am wenigsten durch Schläge; selbst junggebändigte werden augenblicklich wieder wild, tückisch, falsch, wenn man Schläge an sie wendet. Das Thier ist edel. Es wird sogar sanft, und kann vermuthlich zum Reiten und Fahren abgerichtet werden, obschon einmal ein Engländer-Dragoner seine Tücke erfahren, indem er sich hinaufsetzte, und auf ihm sitzen blieb, als es sich niederwarf, dann mit ihm in einen Fluß hoch herunter sprang, ihn ins Wasser warf, wieder heraustrug, dann am Ufer sich umwandte, und — ihm ein Ohr abbiß. Wie das Zebra, so das Bergzebra. Das Quagga ist wirklich schon zum Gespann abgerichtet worden. Der Dschiggetai scheint am unzähmbarsten zu seyn. Im Umgang mit der Heerde und seiner Familie, im Rennen und Gebärden, im Stolz und Muth scheint er dem Pferde nicht wenig zu gleichen.

Hoch steht diese ganze Classe, und in ihr ist nicht ein einziges ohne viel Verstand, ohne vielen Willen, ohne große Thatkraft und vortreffliche Sinne. Vortreffliche äußere Sinne deuten auf vortreffliche innere Sinne, inneres Geschick, Geschick der Seele. Diese Classe scheint jedoch ihren feinen Geruch, ihr

Gehör und Gesicht nur zum klugen Laufe bekommen zu haben, und ganz Lauf, ganz Fuß seyn zu sollen.

Der Schakal, der senegalische sowohl als der indische, hat mit unsern bessern Hundearten Körper- und Seelenverwandtschaft. Der erstere hat den Gang des Hundes, doch nicht dessen Stimme, nimmt in der Furcht ebenfalls den Schwanz zwischen die Beine, ist sanfter Art und wird leicht so zahm, daß er auf den Ruf kommt, die Hand leckt u. s. w. Wenn ein anderes Thier schreie, soll er sympathetisch mitschreien. Das wäre zwar ein wenig kindisch, doch guten Sinnes. Wenn unser Hund von ihm abstammen sollte, so müßte er sich durch den Menschen schändlich verschlimmert haben, denn den Schakal kann man gewiß zum Thierhetzen nicht brauchen, und vor Blutdurst und Wuth hängt seine Zunge nicht heraus. Der indische ist wilder, läßt sich jung dennoch sehr leicht zähmen, und wird folgsam. Er lernt, heißt es, Worte verstehen. Das ist gewiß, und kann keinem Zweifel unterworfen seyn, weil es schon bei viel tiefer stehenden Thieren der Fall ist. Mit unserm Hunde begattet er sich. Im Freien leben und ziehen sie in großen Schaaren. So leicht er sich durch rechte Behandlung mildern und freundlich machen läßt, so leicht wird er durch unrechte böse und schlimm, denn wie der Hund, so ist auch er von Natur furchtsam.

Der Wolf steht eine Stufe höher; Wolf und Wölfin halten zusammen, gehen gemeinsam auf die Jagd und scheinen sich ganz menschlich miteinander verabreden zu können. Je nach Umständen ist er furchtsam und dreist, dummdreist und klugdreist, mißtrauisch und vertrauend, im Hunger immer schrecklich. Schafe und Pferde sind ihm am liebsten. Wenn es wahr ist, daß er einem Esel der Hufe wegen nicht beikommen konnte, sodann sich im Schlamm gewälzt, vor den Esel hingestanden, sein zottichtes Fell geschüttelt, ihn schnell mit Schlamm geblendet und augenblicklich von vorne her auf ihn gesprungen sey, so wäre er sehr listig, und machte gute Schlüsse trotz einem Logiker. Weil er die Pferde wirklich nie von hinten angreifen will, sondern von der Seite des Nackens, so kann es allerdings wahr seyn. Denn die Hirten wissen z. B. gar wohl, daß, wenn ein Wolf von einer Seite die Heerde

bedrängt, und die Hunde ihn verfolgen, er leicht die Flucht nimmt, sogleich aber von der andern her ein anderer einfällt, den Raub begehrt, und daß sie dann gar bald einander finden, und gemeinsam ihn verzehren. So rauben und stehlen die Buben und Schelmen. Nur verneint man, daß das Weib der nur drohende Theil sey, nur zum Schein angreife und den Hund nur weglocke, wie man gewöhnlich behauptet. Wolfsnaturen unter den Menschen gibt's auch in Weibern. Andere aber sagen, daß das Weib daheim bleibe, dafür ein anderer Mann und guter Camerad den Hehler mache. Wie man den Bär u. s. w. mit Kessellärm u. dgl. verscheucht, so den Wolf, beide aber kehren wieder. Ganz unmusikalisch ist der Wolf doch nicht, vermuthlich ist's vom Kamel aufwärts kein einziges Thier, denn der Ton ist mit der Seele zu genau verwandt. Der Wolf heult, er bellt nicht, wie auch der Schakal nicht bellt, aber er heult auch, wenn er Musik hört. Die lustige Geschichte vom lustigen Geiger, der, bekneipt, von einer Dorfhochzeit bei Nacht in eine Wolfsgrube stürzte, in der schon ein Wolf war, aus Angst und zum Zeitvertreib geigte und immer geigte, und bis an den Morgen geigte, und bis alle Saiten bis auf Eine zersprungen waren, und den Wolf immer heulen machte, kann wahr seyn. Der Versuch dürfte im Nothfall wiederholt werden. Der Wolf wird erst noch durch seinen Fall bestürzt, beschämt, wie alle ähnlichen Thiere. Seine Raubsucht darf ihm nicht zu hoch angeschlagen werden. Sie ist rein nichts Anderes als Hungersnoth und Habsucht. Er will Schafe und Pferde im Magen, andere wollen sie im Stalle haben. Er ißt sie sogleich, der Mensch spart sie auf. Der Mensch thue nicht mit dem groß, was er mit den Thieren, selbst den allervollkommensten, gemein hat! Wir wissen aus Erfahrung, daß er gezähmt werden kann. Eine Riesin zog mit einem Wolfe herum, und balgte sich zur Belustigung des Publicums mit ihm. Er stund an ihr auf, drohte zu beißen; die Kinder unter den Erwachsenen hatten Furcht für sie, als ob es der erste Versuch sey, die Straßenjungen aber lachten und fanden's lustig. Es war gar nichts Anderes als ein Spaß, eine Balgerei wie mit einem großen Schlächterhunde.

Zwischen Hund und Wolf besteht eine unerwartete Anti-

pathie. Junge empfinden einen Schauer vor dem Wolfe, nehmen den Schwanz zwischen die Füße u. s. w., doch gewöhnen sie sich an den Wolfsblick und die Wolfsgestalt. Ganz nahe stehende Thiere sind oft antipathetisch, d. h. gleichnamige Pole, von einander entfernte sympathetisch, d. h. ungleichnamige, z. B. Hunde und Katzen. Alle Sinne des Wolfes sind fein, und auch sein Geruchsinn ist außerordentlich. Aber nicht um des Schakals, und auch nicht um des Wolfes, sondern um des Fuchses willen ist diese Classe hieher gestellt.

Der Fuchs ist, wo er leibt und lebt, Symbol der List, das aber ist unläugbar, daß er durch die Nähe des Menschen und dessen stete Nachstellungen klüger, erfahrner, listiger, mißtrauischer, vorsichtiger wird, woraus seine ursprüngliche Seelengewandtheit erhellt. Für ihn ist das Leben eine eigentliche Schule, nur lernt er in ihr Bubenstreiche, wie etwa ein Verbrecher von Cameraden im Schallenthurm. Denn da kann man nicht sagen, daß der Fuchs vom Menschen Gutes lerne. Er ist schon im Bauen klug; klug, weil er seine Wohnung unter einen Baum macht, so daß ihn die Wurzeln halten. Der Bau ist tief und geht weit herum. Darum kann der Fuchs nicht leicht ausgegraben werden. Er hat mehrere Ausgänge, die alle in Eins zusammen laufen. Alle Gänge durchkreuzen sich. Junge Füchse, unvorsichtig, bauen oft nur in Kornfelder. Der Bequemlichkeit wegen machen sich die alten die Wohnungen nahe bei Bauernwohnungen, bei Ställen und Hühnerhöfen. Mancher Bauer sucht seinen Hühnerfeind viel zu weit vom Hause; vielleicht wohnt er ganz nahe, unter dem großen Lindenbaum, an dem er Abends mit den Seinigen sein Glas Most, seine Milch mit Brocken genießt. Doch nein! das Sprüchwort ist alt: der Fuchs jagt nie bei seinem Bau. Der Nachbar ist vor ihm sicher, aber der entferntere nicht. Ist ein Bau verfallen, oder ist er in ihm nicht mehr sicher, so ist er etwa einmal zu faul einen andern zu machen, und treibt einen Dachs aus dem seinigen, richtet ihn dann aber ganz nach seinen eignen Wünschen ein. Wer ein Haus kauft, erbt oder nimmt, richtet's ja allemal nur für sich selbst ein, nur ist der Fuchs selbst der Veränderer, selbst Baumeister. Den Dachs vertreibt er durch seinen Koth, den Igel macht er sich

entkugeln, indem er auf ihn pißt. In Ställe macht er von unten her Löcher. Kurz, er weiß sich in jedem Fall zu helfen, so daß seine List zur Fabel und zum geschichtlichen Sprüchwort wurde, und gesagt werden konnte, daß er an intellectuellen Fähigkeiten keinem Säugethier nachstehe, was allerdings nach unserm Maaßstabe nicht wahr ist, wenn unter Intelligenz nicht nur Accommodations- und Circumspectionsgabe, nicht nur Klugheit und Schlauheit verstanden wird. Seine Psyche ermangelt einiger wichtiger Elemente, die noch höher stehenden Thieren unläugbar zukommen. Wer wird den Fuchs psychisch neben den Pudel und Elephanten stellen? Psyche ist ein Inbegriff, Intelligenz nur Eines aus dem Inbegriff. Gescheidt und listig ist er allerdings in hohem Grade. Wie genau kennt er die Gefahren? Er treibt die Hühner auf dem Hofe herum, nachdem er sich eine Weile im Kornfelde versteckt und gelauscht hatte. Nimmt er Jemanden wahr, so verbirgt er sich wieder. Legt man vor alle seine Ausgänge Fallen, so gräbt er sich einen andern Ausgang; kann er's nicht, so bleibt er darin, bis wüthender Hunger ihn verzweiflungsvoll in die Falle treibt. Hat er einmal das Eisen, das ihn packen sollte, zuschlagen gesehen, so legt man es auf immer vergeblich für ihn aus. Er ist also klüger als die Mäuse. Hasen u. s. w. löst er aus den Eisen heraus, als ob sie für ihn gefangen worden, wie es ja gewisse Vögel mit andern an Leimruthen machen, und rächt sich am Jäger, der eigentlich ihn gemeint hat. Er nimmt auch Vögel aus den Schneußen. Verfolgt achtet er auf jedes Rauschen, jeden Wind. Man zeichnet ihn mit Recht oft mit auf die Seite lauschend gewandtem Kopfe. An seinem Bau und dessen Sicherheit liegt ihm sehr viel. Gejagt nimmt er seinen Lauf gewiß niemals zu ihm hin. Er will ihn nicht entdecken lassen.

Mann und Weib halten treu zusammen, und beide bringen ihren Jungen Vögel und Mäuse und gar allerlei Lebendes zu. Eltern und Kinder spielen damit, bis das arme Schlachtopfer todt ist. Daß die Jungen alsdann gar possierliche Sprünge machen, ist begreiflich, aber unerwartet ist die Thatsache, daß die Eltern sie um der Kinder willen mitmachen, um der Kinder willen kindisch thun. Hier ist wahre Elternliebe, wie sie an menschlichen Eltern und Großeltern vorkommt. Zur Groß-

elternliebe erhebt sich der Fuchs allerdings nicht. Dieses Thun der Fuchseltern allein schon stellt uns den Fuchs höher als jedes andere früher gegebene Thier.

Der Fuchs begattet sich mit dem Hunde, jedoch selten, in der Gefangenschaft. Wolf und Hund reimen sich mit einander besser. Auch die seltene Erscheinung deutet auf eine Regel. Wie der Hund, so kann auch der Fuchs, jung eingefangen, gezähmt werden. Dann wird er so zahm wie ein Hund, und läuft mit seinem Herrn, ja er begleitet ihn sogar auf die Jagd. Als höchsten Beweis von Anhänglichkeit und List führt man an, daß einer oft des Abends sein Halsband abstreifte, fortschlich, Hühner stahl, und dann am Morgen wiederkam, und sich das Halsband wieder anstreifte, so daß man ihn allemal wieder an der Kette fand, und lange nicht seine List entdeckte. Selbst dieses, was wir allerdings glauben können, setzt ihn unter den Säugethieren noch lange nicht als Intelligenz zu oberst. Will man einen alten gefangenen Fuchs mit einer Schlinge erdrosseln, so bedarf's viel Geduld, denn augenblicklich merkt er, was man beabsichtigt, und hundertmale entgeht er dem Ring, und beißt in ihn so, daß man ihn nicht handhaben kann.

Alle Hunde-, Katzen-, Elephanten- und Pferdearten können dumm, verrückt, eigentlich toll, aber von sich selbst aus können es vielleicht nur die Hundearten werden. Tolle Füchse sind leider nur zu wenig selten. Ihre Tollheit ist jedoch von der des Hundes verschieden, denn der tolle Fuchs kommt in die Dörfer, packt Hunde, die er sonst so sehr fürchtet, an, und läßt sich leicht zu Tode schlagen. Würmer, Fische u. s. w. können nicht verrückt werden. Dazu braucht's Verstand. Wo nichts ist, ist nichts zu verrücken. Wein aber u. s. w. kann, wie wir wissen, selbst geringen Verstand in untergeordneten Thieren (Bienen, Ameisen u. s. w.) in Unordnung bringen. Der Rausch ist Verrücktheit. Nun sind es also gerade die vollkommensten Thiere, die dauernd verrückt werden können.

Wir treten ins große und vortreffliche Löwen-, gewöhnlich Katzengeschlecht genannt, ein, in welchem je eine Art vortrefflichere Eigenschaften als die andere hat. Wir stellen den Löwen als den König ans Ende.

Die wilde Katze verfolgt alle Vögel, deren sie sich bemeistern kann, nimmt die Jungen aus dem Neste, lauert den Mäusen auf, fängt am Ufer mit ihren schnellen Tatzen und packenden Klauen Fische. Ihr müssen sogar Fasanen und junge Hasen unterliegen. Sie ist demnach ein vortrefflicher Jäger, der sich nach allen Elementen und Umständen einrichten kann, und besitzt Geschicklichkeiten, die wir am Menschen rühmen. Sie miauet, wie die zahme, in der Brunstzeit bei Nacht Concerte, und heckt ihre Jungen in Felsklüften und verlassenen Fuchs- und Dachshöhlen. Die Jungen werden mit Mäusen und Vögeln gefüttert, und spielen mit ihnen, bis sie todt sind, wie die zahmen, jedoch nicht so lange. Die Natur aber scheint nicht auf den unnöthigen Schmerz der zerbissenen Thierchen zu achten. Sie tändeln auch unter sich gerne. Jung kann man sie zähmen; weil sie aber nie so zahm wie die unsrige wird, und von der unsrigen auch körperlich gar sehr verschieden ist, ist's nicht gewiß, daß unsre zahme von unserer wilden abstamme. Eine andere Art soll in Nubien leben und eher die Stammmutter der unsrigen seyn. Unsere wilde ist ein furchtsames und furchtbares Geschöpf. Verfolgt springt sie schnell auf einen Baum, verwundet stürzt sie auf Hunde und Jäger, und zerkratzt und zerbeißt sie mörderlich. Ohne waghalsige Hunde kann man sie nicht jagen. Gerade so flüchtet sich auch der Luchs im Nothfall auf Bäume und packt Hunde und Jäger furchtbar an. Auszeichnend ist an diesem seine große Zähmbarkeit und Anhänglichkeit ans Haus, sein Herumstreifen im Hause nach Katzenart, und daß er übrigen Raub auf den Fall, daß er nichts fangen oder erhaschen kann, vergräbt, worin er dem Hunde gleicht. Das ist bare Vorsicht mit Klugheit! Gegensätzlich soll, wenn er im Hause gehalten wird, die Katze nicht bleiben wollen. Die Parderkatze benimmt sich im zahmen Zustande völlig wie die unsrige, schmeichelt so, miauet so, spielt so mit ihrem Schwanze und jedem runden Dinge; und die sanfte Katze (mitis) scheint von Natur schon so sanft und liebreich wie unsre bravsten Hauskatzen zu seyn. Noch sanfter, liebreicher ist der Gepard, gewöhnt sich leicht an Menschen und Hunde, spielt (wie viele unserer Katzen) gern mit letztern, und wird den Menschen sehr anhänglich,

mißbraucht auch seine Freiheit nie, läuft nicht fort und beißt und kratzt nicht. Will er etwas, so miauet er. Vom Jaguar sagt uns die Psychologie nur, daß er den Menschen nicht scheue, keinen Sinn für dessen Würde habe, Menschen vom Feuer, an dem sie sich wärmen, weghole, von Truppen brüllend den hintersten anpacke, jedoch, obschon Hunde ihm nichts anhaben können, vom Gebell eines großen Haufens in Furcht und Angst gesetzt werde. Der Cuguar hingegen ehre den Menschen und fliehe ihn, morde aber aus Lust, und nicht nur aus Hunger. Gerade wie die Katze ist und thut dieser im zahmen Zustande, liebt Haus und Mensch, schläft viel, springt auch immer aus einem Hinterhalte auf den Raub, und — trifft er ihn nicht, so geht er wieder auf den alten Standpunkt auf die Lauer, und nimmt von Hunden keine Notiz. Der Leopard äußert für uns nichts Eigenes. Der Tiger scheint, wie ein Schriftsteller so gut sagt, den Menschen nur so lange ungereizt nicht anzugreifen, als er noch nicht durch die Erfahrung inne geworden, wie leicht er ihn überwältigen könne; weiß er dieses einmal, so packt er ihn vorzugsweise an. Des Menschen Fleisch ist, wie seine Seele, das beste. Für die rothe Farbe ist er sehr empfindlich, sie schmerzt sein Auge. Er ist nicht so wild, als man sagt. Man hat ihn auch schon so zahm gemacht, daß man ihn an Wagen spannen konnte. Das ist ein Gespann, ein königliches! Aber welcher innigen seelentiefen Anhänglichkeit Tiger an Menschen, besonders an Frauen, zugänglich seyen, sagt manche Erfahrung, unter welchen wir nur die ganz neue anführen, daß ein Tiger in seinem Behälter eine schöne junge Frau immer scharf fixirte, unruhig wurde, wenn sie fortging; ehe die bestimmte Zeit des Besuches da war, mit genauer Zeitkenntniß aufstund, sehnsüchtige Unruhe zeigte, kam sie, große innige Freude äußerte, daß seine Leidenschaft für die Geliebte immer höher stieg, und als diese abreiste und nie mehr kam, der Tiger furchtbar brüllte, nicht mehr fraß, erkrankte, abzehrte und starb. Man muß sich mehrere Erscheinungen an so vollkommnen Thieren aus solchen Anhänglichkeiten erklären! Seine Raubsucht und Mordlust im Hunger aber dürfen wir auch ihm nicht so hoch anrechnen, weil der Mensch, der da thut, was der Tiger thut, sich deß=

wegen ja auch nicht für niedriger hält. Nur will der Mensch das Recht zu tödten sich allein vindiciren! Furchtsam kann auch er seyn. Ein plötzlich aufgespannter Sonnenschirm hat einmal einen heftig erschreckt, und als ein Engländer bei einer Tigerjagd von einem Elephanten gerade auf den Rücken eines Tigers fiel, erschrack letzterer so sehr als der Engländer. Die Ueberraschung wirkte auf ihn. Nur Thiere, welche eine Regel kennen, und nach einer Regel handeln, und gewohnt sind, den Menschen nach Regeln handeln zu sehen, können überrascht werden. Sonst scheint er die menschlichen Waffen nicht zu achten. Er hat schon Menschen aus Schiffen, ungeachtet aller Flintenschüsse geholt, denn er schwimmt vortrefflich, und Reiter aus einem Detachement vom Pferde herabgerissen. Vereint sind Tiger und Tigerin auf der Jagd und in Noth und Tod beisammen. Sie weicht mit männlichem Herzen dem Manne an Muth und Kampflust nicht im mindesten. Die Race ist edel. Daß auch der Tiger vorgeworfene Hündchen, die er sonst nur im Nacken faßt, in den er seine Zähne einschlägt, aus dem er das Blut saugt, schonen, liebgewinnen, mit ihnen scherzen, sich ungestraft blutig beißen läßt, den Blick des Menschen nicht aushalten kann, und also die psychische Ueberlegenheit des Menschen stillschweigend anerkennt, sich ungestraft von seinem Wärter den Rachen öffnen läßt u. s. w. sind nicht mehr unbekannte Thatsachen, nur seltener als am Löwen, denn so edel als dieser ist und wird, soll er nun einmal nicht seyn. Höchst interessant jedoch ist die Möglichkeit seines Uebergehens aus dem Zustande der furchtbarsten Naturwildheit in den der wahrsten Zahmheit, in welch letzterm er wie ein Pferd angeschirrt, an den Wagen gebunden, durch den Zügel gelenkt wird, und ganz in den ihm völlig unbekannten oder nur errathbaren Willen seines Herrn eintreten kann. Anfänglich ist er im Käficht ein schreckliches Thier. Wie stolz bewegt er sich in dem engen Gefängniß ununterbrochen in gewaltigen Wendungen hin und her, und schlägt er mit dem starken Schwanz seine Lenden! Legt er sich nieder, so erhebt er sich wie zum Kampfe augenblicklich bereit, sobald sich ihm Jemand naht. Er schaut den Menschen an, sein Auge wird völlige Gluth; nähert man sich noch mehr — eben

so schnell hat er seine Tatze durchs Gitter gestreckt, des Menschen Gewand ergriffen und zerrissen. Jede Drohung, ihn zu züchtigen, macht ihn nur wilder. Und wie schön sind seine Bewegungen — lauter Wellen! Die schönste Katze! vielleicht das schönste Thier! Auch sein Kleid ist wunderbar schön und fein und stark. Am schönsten ist sein Kopf, ganz den Gesetzen der Schönheit gemäß gebaut. Ein so gebautes Thier kann nicht unwerth seyn und steht dem Menschen nahe. Sein Thun in der Ruhe und Bewegung, im Frieden und Krieg, im Leben und Sterben, ist ganz das eines menschlichen furchtbaren Helden, eines Agamemnons und Bayards, und wer ihn recht behandeln will, muß ihn wie einen Menschen behandeln. Er achtet keine körperliche Ueberlegenheit, der moralischen weicht er, weil er sie kennt und anerkennt. Der Blick, in den der Wärter seine Seele legt, und das gute Wort, des Auges hörbarer Blick, sind es allein, die ihn binden und freiwillig ändern; um jedoch Tiger zu ändern, muß man ein eigenes Auge wie eine eigene Seele haben. Thierführer sehen zuerst nur oft vor ihn hin, und fixiren sein Auge. Er muß den Menschenblick zuerst aushalten und allmählich dessen ganze Seele, den Gedanken und Willen, darin sehen lernen.

Wer will des Löwen, des Heros Seele, des Königsthiers beschreiben? Welch ein Thier voll des kräftigsten Selbstbewußtseyns! Welche Gestalt? Welche Majestät? Welch ein Kopf, welche Brust, welcher Leib? Welch ein Anblick der sechshundert Löwen, die Pompejus aus Afrika zu einem großen Römerspiel vorführte, und welch ein Ueberfall von einem Heer Löwen ins Heer von Xerxes? Und welch ein Schrecken der Gäste, als Nero einmal in den Speisesaal einen Haufen gezähmter Löwen eintreten ließ! Zum Kutschenziehen ist er viel leichter als der Tiger abzurichten oder zu erziehen. Die Erzählung des Gellius vom Löwen und Androklos hat gar nichts Unwahrscheinliches in sich, obschon man sie unwahr machen wollte. Der Löwe wird vollkommen so zahm, als ein guter Pudel; er sieht aber auch dem Löwenhündchen vollkommen ähnlich, darum Tischbeins Löwe von Kassel mit einem solchen verwechselt werden kann. Sein Gedächtniß ist wie das eines Pudels. Er erkennt nach vielen Jahren ehemalige Wärter

augenblicklich, und kennt er ihr Gesicht und ihren Blick nicht mehr, so erkennt er doch schnell und sogleich ihr Wort, ihren Ton, die bekannte, geliebte Stimme, wie auch der Mensch alte Bekannte länger an der Stimme als am Gesicht erkennt. Besonders gut ist sein Gedächtniß für Wohlthaten, wodurch er das sonst wahre Sprüchwort des Menschen: „Undank sey der Welt Lohn" zur Unwahrheit macht, denn der Löwe gehört, wie wir, zur Welt. Wir möchten beinahe fragen, wenn der Löwe ohne Freiheit des Wollens sittlich handelt, wozu dient manchen Unsittlichen die Freiheit? Wer aber will, weil die Löwen ebenfalls sehr ungleich handeln, ihnen allen wahren Willen absprechen? Wir wissen auch, daß der Löwe Jedermann, der ihn mehrmals besucht, mit menschlichen Augen anschaut und bald kennen lernt, indem er ihn, besonders wenn er auffallend farbig gekleidet ist, fixirt; daß auch ihm das Roth am stärksten auffällt und auch er das Feuer nicht leiden mag; daß er des Menschen Blick, wenn er stark ist, nicht aushalten kann und das Auge seitwärts wendet, oder zuschließt gerade wie die Katze; daß er angepackte Menschen, wenn sie ihm starr ins Auge sehen, allerdings nicht losläßt, sondern mit verschlossenen Augen festhält; daß er den Menschen, der kecken Muthes und mit Mannskraft vor ihm stehen bleibt, und keine Furcht noch Flucht noch Bewegung zeigt, nicht anspringt, sondern nur eine Weile anschaut, obschon er sich eben zum Sprunge bereitet hatte, dann aufsteht, sich umwendet, ihn wieder anschaut, und so mehrmals, bis er aus seinem Gesichtskreise ist, und daß der Mensch zauberartig auf ihn wirkt, der Zauber ihm Ehrfurcht einflößt. Er packt den Menschen nie an, wenn ihn nicht der Hunger zwingt, und wie der Tiger fängt er auch kein Thier zu fressen an, ehe er es ganz todt gemacht hat. Tiefer stehende Thiere unzähliger Menge thun das Gegentheil. So hebt sich die vortreffliche Natur allmählich zur noch vortrefflichern und endlich zur vortrefflichsten!

Man nennt den Löwen den Großmüthigen, doch will man etwa seine Großmuth herunter setzen. Kleine, Schwache schonen und ihnen Fehler verzeihen, ja, nach Fehlern wohl thun, heißt großmüthig seyn. Solches kann der Löwe, wenn nicht jeder, so doch der vortrefflichere. Man sagt, wahrer Groß-

muth sey nur der Mensch fähig. Daß die wahre Großmuth, deren manche Menschen fähig sind, höher steht, als die der edelsten Löwen, versteht sich sowohl von sich selbst, als es sich von selbst verstünde, daß die des Löwen höher stehe, als die des Marders, falls dieser etwas von dieser Tugend hätte. Noch wird gesagt, daß dennoch dem Löwen nie zu trauen sey, und er unerwartet seine Katzennatur hervorbrechen lasse. Unläugbar hat der Löwe Launen. Tiefere Thiere haben keine. Die höhern haben solche, solche haben selbst die meisten Menschen, die Kinder alle, nur wenige Männer nicht. Nur sind die Launen der Könige und des Starken gefährlich, diejenigen der Schwachen verlacht man. Eitel ist der Löwe nicht, und zu Künsten läßt er sich nicht abrichten. Er ist zu stolz und zu ernst. Er will nur wie der Königsgeyer, wann und wie er will. So sind nur die Königsnaturen! Die Katze, gleicher wesentlicher Natur, aber ohne Stolz und Ernst, läßt sich abrichten. Er wäre verständig und gelehrig genug dazu, aber er thut Niemanden etwas zu gefallen. Zum Lernenkönnen wäre er ganz im Besitz der Zeit- und Raumkenntnisse und deren Maaße, denn er ermißt, wenn er lauert, vollkommen genau, ob ein Sprung von zehn oder zwanzig Fuß ausreiche. War der Sprung zu klein, so schämt er sich vor sich selbst. Man bezichtigt ihn auch der Feigheit. Feigheit und Löwe passen nicht zusammen. Ernste sind nie feig, und wenn er dem Menschen weicht, so ist's nicht Feigheit. Daß er die Kugel aus der Ferne fürchtet, ist auch nicht Feigheit. Er fürchtet nichts und muß nichts fürchten. Selbst in der Gefangenschaft benimmt er sich edler als der Tiger u. s. w. Rasen die andern um den kleinen Fleischbrocken, wenn er an der Gabel ihnen ans Gitter hoch emporgehängt wird, so — steht er nur auf und schaut dem Fleisch unverwandten Blickes nach, und hebt keine Tatze, und wartet herrisch, bis man ihm den Bissen reicht. Es lohnt sich ihm nicht der Mühe, sich wie die andern Hungerleider darum zu bemühen.

Nie begatten sich Löwe und Löwin bei Tage, sie verbergen sich vor den Menschen. Wenn der Tiger etwa einmal seine Jungen frißt, so thut es der Löwe nie. Die Zärtlichkeit der Löwin für sie ist groß, und während der Auferziehungszeit

derselben ist sie selbst gegen ihren liebsten Wärter mißtrauisch. Darum trägt sie die Jungen oft im Maul wie die Kätzin stundenlang herum, und setzt sie endlich in einem Winkel irgendwo ab. Doch kann man sie auch während dieser Zeit so zahm halten, daß man sich auf sie setzen, mit den Jungen liebkosen, und ganz wie seine eigene Familie behandeln kann, wie uns Adams vielbekanntes Gemälde anschaulich macht. Wie oft sahen wir Wärter oder die Besitzer und Herren der Menagerien zum Löwen in den Behälter gehen, ihn rupfen, zerren, peitschen, im Behälter rund herum treiben, sich auf ihn setzen u. s. w. Der Löwe weiß, daß die ganze großscheinende Sache ein Spiel ist, daß sie jedesmal sich bald endigt, und daß er ihr ein Ende machen könnte, sobald es ihm beliebte. In solchem Fall hat man vom Thier nichts zu fürchten, wenn man das Spiel nicht übertreibt. Selbst eine junge Tochter ging zu einer Löwin, setzte sich auf die Hingelagerte, und — schoß auf ihr sitzend eine Pistole los. Die Löwin nahm keine Notiz davon. Beide wußten, daß sie sich nicht zu fürchten hatten. Löwen und Löwinnen mögen das muntere liebende Necken wie Hunde und Katzen wohl leiden, es macht ihnen kleinen Spaß, den sie lieben. Auch liebkosen und streicheln lassen sie sich gar gerne wie alle vollkommnern Thiere. Zupft man den Löwen am Bart, so macht er Gebärden und Blicke wie die Katze. Wir haben unzählige Bilder vom Löwen, dennoch kein vollkommnes. Seine ernste Seele hat noch kein Künstler befriedigend dargestellt. Ein Schmetterling ist leicht zu geben, ein Löwe vielleicht unmöglich. Gerade dieses deutet auf seine hohe Stellung. Gewiß hat auch der Schmetterling seine Physiognomie, nur entgeht sie uns.

Der Löwe muß in seiner Seelensphäre ganz wie der Mensch in der seinigen behandelt werden. Er ist ein Menschthier, so gewiß als es unter den Menschen noch Thiermenschen gibt. Nur soll der Mensch ganz Mensch werden! Wir gelangen bald zur Frage, was macht denn den Menschen zum Ganzmenschen oder zum Menschen?

Von den Makis, Meerkatzen und Pavianen, die wir schon lange gegeben, entfernten wir die eigentlichen Affen, besonders den Schimpanse und den Orang-Utang weit, darum,

weil sie keine Affen im schnödden Sinn des Wortes, sondern eine Art Menschen sind, wie schon Linnäus geahnet, indem er von einem Menschen Lar, Menschen Troglodytes und einem vernünftigen Menschen (homo lar, troglodytes und Sapiens) gesprochen. Alles Vortreffliche und Menschenähnliche, das von den Affen gesagt wird, ist einzig jenen vollkommnern abgezogen. Faßt man nun diese ins Auge, so erscheint uns der Affe nicht mehr als ein Spott auf den Menschen. Nur die vollkommnern konnten mit dem Menschen verwechselt werden.

Ihre aufrechte Stellung, ihr Halbmenschgesicht, ihr Händegebrauch macht sie schon äußerlich dem Menschen ähnlich.

Man fragt, worin der naturgeschichtliche Unterschied zwischen Menschen und Thier, ganz besonders in Beziehung auf die menschenähnlichen Affen, liege? Man will gegen fünfzig äußere Unterscheidungszeichen gefunden haben, alle jedoch erklären den Unterschied des Seyns und Thuns zwischen Mensch und Affe nicht befriedigend. Irgend etwas anders, so wird Alles anders! Das ist der Fall, das ist die Regel durch alle Classen der todten, lebendigen und empfindenden Natur. Man will den Unterschied in verschiedener Quantität von Gehirn, in minder und mehr vorgeschrittener Entwicklung des Gehirns, in der naturungemäßen und naturgemäßen aufrechten Stellung (denn der Affe geht von Natur nicht auf zwei Füßen, sondern muß es lernen, weil sein Bau nicht ganz dazu eingerichtet ist), im Mangel an Waden, in der Stellung der Augen u. s. w. gefunden haben. Vielleicht ist mehr Gewicht auf das hervorstehende Kinn, das einzig der Mensch hat, zu legen, denn gerade am gescheidtesten Menschen tritt es am stärksten hervor. Der Orang hat erst noch eine förmliche, und zwar erst noch sehr hohe Menschenstirne, die beinahe die Hälfte des Gesichtes einnimmt. Hohe Stirnen deuten auf Verstand. Beim Schimpanse hingegen tritt sie stark zurück, als ob sie den bekannten poetischen Bogen bilden wolle; wir werden jedoch wenig Poesie in ihm finden.

Wie bekannt, wird den Affen besonders Affenkinderliebe und Nachäffungssucht nachgerühmt und nachgetadelt. Beides bezieht sich ebenfalls vorzüglich auf die vollkommnern unter ihnen, ersteres beinahe auf alle, letzteres beinahe nur auf die

Orang und seine Verwandten. Ein Schriftsteller will ihre Nachahmungssucht wegläugnen und sagt, daß sie von selbst menschenähnliche Handlungen, ohne nachzuahmen, ausüben; was sie zu solchen antreibe, sey ihr natürliches Thun, dennoch erzählt er, daß ein Schimpanse seinem Herrn, einem Prediger, in die Kirche nachgeschlichen sey, sich von ihm unbemerkt auf das Schallbrett über der Kanzel gesetzt und alle Gebärden des Predigers nachgemacht habe, so zwar, daß, als die Versammlung es sah und lachte, und der Prediger böse wurde, schalt und heftiger gesticulirte, der Affe dann in gleicher Art heftiger gesticulirte. Wie verhält sich diese seine Erzählung zu seiner Behauptung? Auch treibt nicht ein natürliches Thun, sondern ein Seyn zu Handlungen. Nun aber nennt man eben ein natürliches Seyn, eine Kraft, einen Trieb, eine Lust, Handlungen, die man sonst nicht gethan hätte, und erst dann thut, wenn man sie sich vorthun gesehen hat, Nachahmungssucht. Der Schimpanse hat den Trieb nachzuahmen.

Man weiß nicht, ob man den Schimpanse oder den Orang, als welche die geistigsten unter den Affen sind, für intelligibler halten soll; ja, weil sich beim Affen, wie beim Menschen, die Schädel mit dem Alter bedeutend verändern, so weiß man noch nicht einmal recht, ob beide nicht eine und dieselbe Art, nur in verschiedenem Alter, seyen. Man hat immer nur junge beobachtet, und diese erst noch nur sehr unvollständig und ungenau. Man sah immer fast einzig auf ihre Nachahmungskunst. Man sollte zwei gleich alte Schimpanse und Orang, gleichen Geschlechtes und in gleichen Umständen, beobachten. Der Psycholog müßte entscheiden können. Wir wollen Thatsachen von zahmen geben.

Die Schlankaffen sind wie Windhunde gebaut, haben noch einen sehr langen Schwanz, einen ziemlich großen Schädel, einen wackern Backenbart, gute Fähigkeiten, viel Neigung und Geschick sich erziehen zu lassen, Sanftmuth, Anhänglichkeit, doch auch vielen und tiefen Ernst. Ungenirt und ungenirend kommen sie den Leuten (Indien) in die Häuser, und nehmen Speisen aus den Händen an. Gezähmt sind sie sehr zutraulich, einschmeichelnd, artig, mitunter listig und verschlagen. Der gelbe Gibbon und der Siamang haben keine

Stirne, darum gewiß weniger Fähigkeiten, sind also innerlich dem Menschen unähnlicher als die Schlankaffen, dafür äußerlich ähnlicher, denn sie haben keinen Schwanz. Haben sie minder Fähigkeit, so haben sie dafür mehr Gemüth. Ihre Liebe zu den Jungen ist nicht nur herzlich, sondern auch verständig. Wird ein Junges eines Siamangs verwundet, so schreit die Mutter fürchterlich und wirft sich auf dasselbe hin, will sich auch für dasselbe wehren, kann es aber freilich nicht. Die Mutter trägt die Kinder zum Flusse, wascht sie und trocknet sie, obschon sie wie unsre Kinder schreien. Auch Affenkinder lassen sich nicht gerne waschen. Diejenigen, die gehen können, müssen gehen, kleinere werden von Vater und Mutter getragen. Es scheint aber, die elterliche Liebe habe in ihnen alles Andere verschlungen, denn sie nehmen in der Gefangenschaft Niemanden recht zu Liebe und Anhänglichkeit an, indem sie im Hunger, in der Sattheit, beim Geprügeltwerden, bei guter und schlechter Behandlung immer gleich ruhig, gefühllos, ohne Dank und Haß sind. Wie Menschentölpel sitzen sie mit übereinandergeschlagenen Armen und den Kopf zwischen den Beinen, und starren und stieren in die Welt hinein. Sie wird ihnen aber doch nicht groß seyn, und nie werden. Zahm werden sie bald. Im Freien machen sie beim Auf- und Untergang der Sonne mit einander ein arges Geschrei. Soll es ein Morgengruß seyn und hören sie sich wie manche Menschen, die sehr übel singen, gerne? Wegen ihrer Furchtsamkeit sind sie stets wach, und fliehen bei der entferntesten Gefahr. Daß sie eine sehr niedrige Stufe unter den Säugethieren in Bezug auf ihre Fähigkeit einnehmen, ist, obschon behauptet, nicht möglich. Um solches wahr machen zu können, müßte man zuerst ihn und etwa ein Eichhorn lange neben einander beobachten. Man will bald dieses bald jenes Thier zum untersten machen. Das war und ist nur möglich, wenn und weil man nur einzelne Thiere und Thierarten beobachtet, schlecht beobachtet, nicht alle überschaut, nicht grundsätzlich einherschreitet! Der Siamang ist ein Phlegmatiker und verschlossen. Oft ist in Phlegmatikern viel mehr als sie äußern. Der gelbe Gibbon ist aber doch verständiger, zeigt mehr Affect, ist neugierig, munter, wird zutraulich, ist lebhaften Naturells. Ein schwar-

zer Gibbon nahm, was man ihm darreichte, gar sanft aus der Hand an, und zeigte mehr Ernst als Lustigkeit. Wollen wir glauben, daß ein solcher, wegen Missethat aus dem Hause geworfen, sich selbst an einen Baum gehängt habe? Man sah ihn, und schnitt den Strick ab, er aber wiederholte den Versuch und gab sich den Tod. Die Möglichkeit können wir nicht läugnen; bei höher stehenden Thieren kommt Aehnliches vor; irgendwo aber muß das Höhere anfangen. Der Gibbon hat viel Gemüth. Wer für Ehre empfindlich ist, kann sich bis zum Tod ärgern. Höhere Thiere sind für sie empfindlich. Ist das Gesagte wahr, so hebt er auch den mit ihm vom Kopf aus verwandten Siamang.

Höher steht der Schimpanse. Er heißt auch der Troglodyt (Höhlenbewohner). Vielleicht hat er diesen Namen bekommen, weil er Hütten von Zweigen macht, also wirklich Baumeister ist, ein immerwährendes Lauberhüttenfest feiert. Sie leben gesellig in Wäldern, fallen die Reisenden gemeinsam an, und werfen nach ihnen, was ihnen in die Hände kommt. Sie werden bald zahm, und dann ganz menschenartig.

Laut Tyson (hier müssen wir die Autoritäten angeben) umarmte ein gezähmter auf einem Schiffe alle seine Bekannten mit großer Zärtlichkeit, aber mit Affen wollte er keine Gemeinschaft mehr haben. Er trug menschliche Kleider und gewöhnte sich ganz an sie; was er selbst anziehen konnte, zog er selbst an, was aber nicht, um das ging er Jemanden an. Er legte sich ins Bette wie ein Mensch und deckte sich zu. Laut Grandpre lernte einer einen Backofen heizen, gab Acht, daß keine Kohlen herausfallen, bemerkte genau, ob es Zeit sey, den Teig in den Ofen zu schieben, und benachrichtigte dann den Bäcker; half den Matrosen im Segelaufziehen, Festbinden u. s. w. und galt diesen darum als ihresgleichen. Mit körperlicher Strafe bedroht, flehte er wie ein Mensch mit gefalteten Händen. Abgestraft aß er nichts mehr, und starb vor Betrübniß und Hunger. Buffons berühmter Affe und Hausgenosse war ebenfalls ein Schimpanse. Er sah zum Fenster heraus, wenn man klingelte, öffnete die Thüre, ging den Kommenden entgegen, bot ihnen die Hand freundlich dar, spazierte mit ihnen in der Stube hin und her, bis Buffon kam; nur konnte er sie nicht wie Buffon

unterhalten. Er setzte sich wie andre Leute an den Tisch zum Speisen, legte sich die Serviette um, aß mit Löffel, Messer und Gabel, stieß auf einen Toast mit andern an, verstund seines Herrn Befehle, holte herbei was ihm genannt wurde, nahm Ober- und Untertasse, schenkte Thee und Milch ein, that Zucker dazu, rührte es, blies ihn u. s. w. und trank auch Wein. Süßes hatte er wie ein Kind am liebsten. Ausserordentlich war seine Zuneigung zu einer Dame, die oft ins Haus auf Besuch kam, sie ging in heftige Eifersucht über. Nahte sich ihr Jemand anders als sein Herr, so ergriff er einen Stock, und fiel damit über den her, der ihn so reizte. Auf des Herrn Befehl jedoch wurde er ruhig. De la Brosse hatte zwei solcher, die wie stumme Verständige durch Zeichen zu verstehen gaben, was sie gern hätten. Gab man es ihnen nicht, so wurden sie zornig und wollten beißen. Als einmal einem eine Ader geöffnet worden, und es ihm wieder wohler geworden, wies er, so oft es ihm wieder unwohl wurde, auf den Arm. Er schlöß ganz gut von der Ursache auf die Wirkung, und erkannte jedes für das, was es war. Das war reinmenschlich und reines Erzeugniß seiner Ueberlegungskraft.

Ein gezähmter Orang saß wie ein Mensch, schob die Beine wie ein Orientale übereinander, lag schlafend bald auf einer der Seiten, bald auf dem Rücken, kreuzte die Arme über die Brust wie ein feiernwollender Mann. Zum Schlafen bedeckte er sich mit Tüchern. Er aß Alles, wie ein Mensch ißt, trank Kaffee, liebte besonders Brod, untersuchte Alles, ehe er es in den Mund schob, genau. Kinder hatte er nicht gerne aus Ungeduld, Bekannte küßte er vollkommen wie ein Mensch. Wenn er unzufrieden war, schüttelte er den Kopf; im höchsten Zorn wälzte er sich auf dem Boden und schrie heftig. An den Schiffsseilen hinauf wollte er aus Furcht nicht; als aber ein ihm lieber Mann an einem hinaufgestiegen war, that er es ohne Furcht auch, und hernach ohne daß er es ihm vormachte. Entweder ahmte er wirklich ohne Nachdenken nach, oder er dachte: fällt er nicht hinunter, der so aussieht wie ich, so falle auch ich nicht. Zudem ist er durch die Erfahrung belehrt worden, daß er mehr Vertrauen in seine Kraft und Geschicklichkeit haben dürfe; ja es ist zu vermuthen, daß er es her-

nach oft so machte, um den Matrosen zu zeigen, wie geschickt auch er sey. Als er einmal seinen Herrn noch im Bette fand, warf er sich vor Freuden und Liebe auf ihn hin und küßte ihn auf seine Brust. Genau kannte er die Essensstunde. Von seinem Herrn forderte er immer gute Bissen. Als er einmal einen andern, den er mit seinem Herrn verwechselt, angefordert hatte und seinen Irrthum bemerkte, wollte er durchaus nichts mehr annehmen. Er ärgerte sich sehr darüber. Schrie er eigensinnig, wenn man ihm Verlangtes nicht gab, lange nacheinander, so hörte er auf einmal auf, und sah die Leute an, um zu sehen, ob sein Weinen keinen Eindruck machte; nahm er keinen bessern Willen wahr, so fuhr er im Weinen fort. Gerade so machen's auch eigenwillige Menschenkinder. Immer suchte er als Gesellschaft Menschen auf. Kam Besuch in sein Nebenzimmer, so schob er den Riegel auf, öffnete die Thüre, und ging hinüber. Weil der Riegel schwer ging (er war weit oben und er zu klein), so trug er einen Stuhl hin und konnte ihn dann leichter aufschieben. Es heißt, daß er gemerkt habe, die Stühle seyen tragbar. Das muß von einem so gescheidten Thier nicht erst gesagt werden, das merken alle größern Thiere und noch viel mehr. Ganz kleine Kinder merken es allerdings noch nicht. Es darf auch nicht gesagt werden, er habe eingesehen, daß er mehr Kraft habe, wenn er auf derselben Höhe mit dem Riegel stehe, denn dieses war nichts als eine gewöhnliche Erfahrung, die jedes gescheidtere Thier täglich zehnmal benutzt, sondern er merkte, daß er von unten herauf nicht recht stoßen könne, indeß er besser stoßen könne, wenn er näher beim Riegel wäre. Es war eine Rechnung in Betreff der Stellung des Riegels aus seiner Hand vor der Erfahrung.

Er liebte die Katzen und trug sie gern unter den Armen, setzte sie auch auf seinen Kopf. Wenn sie dann, um sich bei seinen Bewegungen zu halten, die Klauen in seinen Kopf schlugen, untersuchte er sie, und wollte sie ihnen ausreißen. Die große Unbequemlichkeit machte ihm nichts, und um seines sonderbaren Vergnügens willen litt er sogar Schmerzen. Das kann nur ein sehr vollkommnes Thier, denn solches ist rein menschlich. Etwas Närrisches war doch darin, daß er sich gerne Asche u. s. w. auf den Kopf streute; gerade solche när-

rische Dinge aber beweisen Verstand, denn der Verstand thut das Närrische. Um sich zu wärmen, nahm er den Matrosen Kleider weg und mit sich ins Bett. Vom Eigenthumsrechte hatte er doch keine Ahnung. Wollte beim Essen etwa Suppe (denn mit dem Löffel konnte er wie kleine Kinder gar nicht gut umgehen) nicht auf den Löffel, so reichte er ihn dem Nachbar dar, und gab ihm ein Zeichen. Wie ein Kind hielt er das Glas, aus dem er trank, mit beiden Händen. Alles, was zu sagen ist, liegt in der Angabe, daß er einmal ein nicht im Gleichgewicht gestandenes Glas mit etwas unterstützte. Cuvier und Vosmann, tüchtige Gewährsmänner, sagen aber noch mehr.

Ein Orang konnte die Stöpsel aus einer Bouteille ziehen, ein Heulager nebst einem Kopfkissen bereiten, das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel aufthun, und als man ihm den Schlüssel wegnahm, es mit einem Stück Holz versuchen wollen. Beschmutzte Stiefel putzte er den Leuten, seinen Urin am Boden wischte er mit einem Lappen weg, hielt in einer Hand einen Teller mit Erdbeeren, und aß mit der andern die Erdbeeren, Stück für Stück mit der Gabel anspießend und zum Munde führend. Alles aber wäre wieder mit der neuen Angabe gesagt, daß eben dieser auch eine Klammer mit einem Nagel auszuheben den Versuch gemacht habe.

Aus diesem Allem schließen wir nicht ohne Grund, daß der Orang noch über dem Schimpanse stehe. Letzterer that nur Gesehenes, und erfand nichts, der Orang hingegen that Ungesehenes und machte, rein von sich aus, Versuche, gerade so wie sie ein Menschenkind macht. Wir dürfen ihn ungenirt für ein Kind in der Intelligenz und Gemüthe, also für einen Menschen auf der ersten Stufe und für die erste halten. Es tritt an ihm neben der Intelligenz auch ein Gemüth auf. Das Thier ist in ihm complet.

Sollte es möglich seyn, daß ein Thier höher stehe und stiege? Müßte das höher steigende oder gestiegene nicht Jüngling, das höchste sogar Mann, und demnach völliger Mensch seyn? Ein Schriftsteller sagt, daß wir über die Fähigkeiten dieses Thiers erstaunen müssen. Wir erstaunen nicht, wir haben sie erwartet, denn diese Fähigkeit ist eine der Stu=

fen zwischen Eingeweidewurm und Mensch, nur steht er dem Menschen sehr nahe. Er setzt ihn gerade nach dem Menschen, fügt aber bei, daß nur etwa der Elephant und der Hund eben so viele Ueberlegung und Combination habe, daß aber der Drang der Vervollkommnung und Combination der Ideen mehr als irgend ein anderes Thier fähig sey. Dieses widerspricht sich. Wenn Hund und Elephant neben ihm sind, so sind sie gleicher Vervollkommnung und Ideencombination fähig.

Es wird uns klar geworden seyn, warum wir diese Affen von den früher gegebenen so weit entfernt haben!

Es kommt kein ursprünglich wilder Hund mehr vor, es sey denn, man wolle den Hund von Neuholland für einen solchen halten, der allerdings wild und schrecklich genug ist, aber vom unsrigen zahmen, selbst dem wildesten, dem Fleischerhunde und der wolfsgetrommten Dogge so weit verschieden ist, als Schaf und Ziege, oder Rind und Pferd von einander verschieden sind. Verwilderte gibt's in mehrern Ländern ganze Heerden. Diese sind dann eine Art Wölfe und den Reisenden besonders bei Nacht furchtbar. Herrenlos ziehen sie herum, und leben Tag und Nacht im Freien. Niemals jedoch verlieren sie ihre Hundsnatur so, daß sie nicht leicht durch gute Behandlung gezähmt, sanft und treu gemacht werden könnten.

Amerika hatte schon vor seiner Entdeckung Hunde, aber nur solche, die nicht bellen konnten, unsre Hunde hingegen können gerade durch ihr Bellen, durch diese ihre merkwürdige Sprache mit uns reden, und alle ihre Empfindungen und Gedanken hörbar machen. Aber auch unsere Hundearten: Pudel, Dachshund, Dogge, Windspiel u. s. w., stehen so weit von einander ab, sind so verschieden körperlich gebildet, in ihren Manieren, ihrem Naturell, ihrer Intelligenz, ihrem Wollen, Denken, Thun und Leiden, in ihren Lernfähigkeiten und Naturgeschicklichkeiten so einander entgegengesetzt, daß sie Widersprüche sind, und, ungeachtet sich alle Arten mit einander fruchtbar begatten, dennoch kaum oder gar nicht aus Einer aufzufindenden Stammrace abgeleitet und erklärt werden können. So groß ihre körperliche Verschiedenheit ist, ihre psychische ist noch viel größer, denn die einen Hundevarietäten sind völlig ungelehrig, die andern lernen alles Mögliche augenblicklich; die

einen kann man nicht, die andern schnell ganz zähmen, und was die einen hassen, z. B. den Menschen und jedes Thier, das lieben andere. Der Wasserpudel geht von selbst ins Wasser, der Spitz will immer zu Hause bleiben, die Dogge läßt sich auf den Mann, der Pudel dazu nicht abrichten. Nur der Jagdhund hat eine solch' feine Spürnase, nur der Bärenhund beißt den Bären zwischen die Hinterbeine, und nur der lange Dachshund, dem in der Mitte ein Beinpaar zu mangeln scheint, ist so niedrig gebaut, und hat so krumme Beine, um in Dachslöcher hineinkriechen zu können, was ihm eine wahre Wollust ist, wie dem Fleischerhund das Bogenlaufen und Hetzen hinter den Kälbern und Rindern.

Die einen Hunde sehen dem Fuchs, andere dem Wolf, noch andere sogar der Hyäne und dem Schakal so ähnlich, daß man sie von einem dieser Thiere ableiten wollte; allein es ist solches immer nur bei der einen oder andern Varietät zu versuchen möglich, bei den andern heißt's augenblicklich „die Hand vom Tisch" (manum de tabula!). Psychisch hat keines dieser vier Thiere bedeutende Verwandtschaft, z. B. mit unserm Windspiel oder Pudel. Hunde und Wölfe sind erst noch psychische Gegensätze in nicht unwesentlichen Dingen, und der Hund, Eine Art ausgenommen, fürchtet den Wolf.

Der Hund von Neufundland ist's, der den Wolf von Natur nicht fürchtet, daher trefflich zur Heerdenbewachung dient, und meisterhaft schwimmt, taucht und Menschen heraufholt. Auch der Fleischerhund mißt sich mit dem Wolf, ist ein guter Heerdenwächter, jagt auf wilde Schweine und jedes andere große Thier, wird verständig und dem Herrn treu genannt, geht aber nicht ins Wasser, wenn er nicht muß. Man benützt und mißbraucht ihn zum Hetzen, wodurch er, ganz nach psychologischer Ordnung, immer schärfer, und besonders gegen Kälber, die, weil sie nicht ausschlagen, von ihm nicht gefürchtet werden, eine wahre Bestie wird. Sein leckender Blutdurst ist äußerst widrig, und seine sinnliche Wuth zu beißen, Blut zu trinken, Thierüberreste herum zu zerren und zu fressen, gehören zu seinen schlimmen Eigenschaften.

Der Däne wird wie ein Bereiter vor Kutschen herzulaufen abgerichtet. Den Windhunden wird beinahe alle Intelligenz,

Erziehungsfähigkeit und Treue an ihren Herrn ab-, dafür kindische Neigung, von Unbekannten sich schmeicheln zu lassen, zugesprochen, doch kann man sie zur Jagd auf Hasen u. s. w. abrichten. Oder man macht sie Haus und Hof bewachen, wozu man sie, wenn sie nicht gar zu furchtsam sind, wohl benützen kann. Der inländische Windhund sollte sich nicht fürchten, denn er hat die Höhe von einem Bär, drei bis vier Fuß Höhe. Die Wachtelhunde deuten mit ihrem Namen auf das, wozu sie von Natur taugen; denn der Hund und jedes andere Thier muß zuerst durch irgend etwas von sich aus kund thun, wozu er Lust habe und gut sey, ehe man es abrichten will. Man richtet sie jedoch, wenn sie groß sind, sogar zur Wolfsjagd, und etwa auch das Federvieh, das Wild nur zu stellen, nur im Schach zu halten, bis der Jäger kommt und schießt, ab. Zum bloßen Vergnügen, sich im Arm sanft tragen zu lassen, mit der Dame auf dem Sofa zu schlafen, am warmen Busen zu liegen, zu küssen, Ungünstlinge anzuknurren, das Gesinde zu beleidigen, mit der Dame aus Einem Glase zu trinken, von Einem Teller zu speisen und sich küssen zu lassen, werden die Bologneser- und Löwenhündchen gehalten. Am Jagdhund wird ein scharfer Geruch und viel Verstand, am Hühnerhund sehr viel Verstand und das gelehrigste Naturell nebst großer Anhänglichkeit an seinen Herrn gelobt. Richtig! Aber nicht leicht kann einer der Hunde schnell so falsch gemacht werden als eben er. Ist er groß, so ist er alsdann furchtbar. Eben so verständig und ein guter Wächter ist der Haus- oder Hirtenhund. Der Spitz oder Pommer soll klug, gelehrig, lebhaft und geschickt, heftiger Art seyn und gerne beißen, als Haushund wachsam, und in einzelnen Abarten tückisch und falsch seyn. Sehr dem Menschen ergeben, aber ohne den Herrn zu kennen, Schläge nicht fürchtend, unersättlich, und doch mit Geschicklichkeit lange zu hungern, gehört in die auffindbare Charakteristik des Nordhundes. Macht ihn der Norden so werthlos? Der Doggenart ist Treue bei wenig Verstand. Sie sind gute Wächter, gräulich wilde muthvolle Jäger auf Wildschweine, Löwen und Tiger und Pantherthiere. Sie achten auch ihr eignes Leben für nichts, merken auf jeden Wink des Auges und der Hand, wie viel mehr aufs Wort ihres Herrn, lassen sich auf den Mann abrichten,

nehmen es mit drei bis vier Mann auf (s. den Drachen des Dichters Dryden), berücksichtigen Stich und Schuß und zerrissene Glieder nicht, und balgen sich mit andern ihresgleichen gräulich herum. Man braucht sie auch zum Stiergefechte. Sie sind sehr stark, reißen den stärksten Menschen zu Boden, erdrosseln ihn, bannen ihn, um ihn herumspazierend, auf eine Stelle, bis er erlöst wird, und halten rasende Wildschweine am Ohr unbeweglich fest. Leitsam sind sie in hohem Grade. Sie haben ein wenig mehr Verstand, als man meint. Welche sichernde Reisegefährten sind sie! Wie bewachen sie das Gepäcke so gut! Man sagt der Dogge: „bleibe hier, bis ich wieder komme; gib Acht!" Man legt die Koffer, die Kleider, den Geldbeutel, wenn man will, hin. Sie lagert sich auf dem Rocke, und schaut nun stets rund herum. Sie stirbt beim Anvertrauten, wenn der Herr nie mehr kommt. Im Hunger jedoch fällt sie Menschen an, und frißt sie, dem Wolf gleich, mit dem sie verwandt ist. Leichter als eine andere Hundeart kann sie zum Abtreiben von Bettlern, die sie an den Kleidern, doch sicherer am stillen schleichenden Gang und Aufschauen zum Fenster erkennt, abrichten; sie täuscht sich aber bisweilen, und packt dann auch Kinder an, die, furchtsam, sich etwa wie Bettler gebärden und auf- und herumschauen. Große Hühner-, Fleischer- und Doggenhunde können, wenn sie nicht wohl erzogen sind, Kinder nicht viel vertragen, nur beleidigen sie sie nicht. Necken lassen sie sich von ihnen nicht gerne.

Auch zum Wagenziehen braucht man sie so gut als den kamtschadalischen. Sie rennen lustig mit dem Fleisch, dem Brod u. s. w. davon, und gerne spannt man etwa sechs an einen Schlitten. Sie gewöhnen sich sehr leicht ans Geschirr, so gut als das Pferd. Belgien benützt sie ganz vorzüglich, so wie auch Paris, hie und da auch die Schweiz. Er ist ein wahrer Knecht, der jedoch nicht umsonst dient, denn er ist gefräßig. Er gewöhnt sich aber an jede Kost, wie der Hühnerhund, sogar an Hühnerkost, und ist zufrieden, wenn er täglich sich Einmal satt essen darf. Das Wort seines Herrn versteht er wohl, und beweist dadurch Verstand. Man weiß, daß man ihn mit einem Worte belehren kann, mit einem Freunde zu dessen Sicherheit, z. B. durch einen verdächtigen Wald bei Nachtzeit, zu gehen, daß er den Reisen-

den begleitet, und dann ein Trinkgeld dafür an den Hals gebunden mit nach Hause bringt.

Der Hund von Neuholland ist entweder eine ganz eigene, von Neuholland hervorgebrachte Art, oder der ursprünglich wilde. Er hat etwa die Größe des Fleischerhundes und ein Wolfsgemüth. Kaum zeigt er ein wenig Anhänglichkeit; nichts als seine Freiheit scheint er lieben zu können. Wüthend stürzt er sich auf Pferde, Esel, Menschen, und reißt Alles nieder. Er fährt ans Gitter der Bären, Löwen, Tiger. Mit allen will er den Kampf bestehen. Kinder haßt er besonders, Haussinn und Achtsamkeit für seines Herrn Eigenthum hat er gar nicht. Fische frißt er nicht, Geflügel liebt er sehr, Brod gefällt ihm ebenfalls, gern hat er Süßes. Er ist ein Leckermaul.

Am tiefsten unter den Hunden steht unläugbar der Mops. Er ist eigentlich dumm. Er ist durch intelligible Versinkung entstanden, und kann sich, begreiflich! durch sich selbst nicht heben. Er erfaßt den Menschen nicht und der Mensch ihn nicht. Ihn sollte ein dummer Mensch erziehen, Dumme aber können nicht erziehen, weder Möpse noch Menschenkinder.

Der vollkommenste Hund ist der Pudel, und was Gescheidtes und Braves am Hunde gerühmt wird, bezieht sich vereint auf ihn.

Was sagt man nicht Alles von seinem Geruch, seinem Gedächtniß, seiner Treue bis in den Tod, seiner Geschicklichkeit, Künste, und wären es sogar die allerlistigsten Diebeskünste, zu lernen, Summen, Wörter zusammen zu setzen, im Tretrad zu gehen, Kartenkünste zu machen, sich krank und todt zu stellen, den Bratspieß zu drehen, ein Schachspiel mit seinem Herrn zu machen, vor Unglück und Gefahr zu warnen, Mörder zu verrathen, Gestohlenes wieder zu holen, Verunglückte aus Wasser zu retten, im Nothfall den schlafenden Herrn zu wecken, seinesgleichen, einen kranken Mithund zum Arzt zu führen, und diesen für den Cameraden zu bitten, jeden Tag zu erkennen, und am Sonnabend allfällige Vorkehrungen auf den Sonntag zu treffen u. s. w. Man kennt tausend wahre Anekdoten dieser Art. Wir werden später eine Art von Hund (den braunrothen Pudel) besonders charakterisiren. Hier war einstweilen für ihn nur, wie für das Schwein, das Schaf,

die Ziege, das Rind, die Katze und das Pferd, die Angabe der Stelle in unserm Systeme nöthig.

Der Elephant wird oft neben den Orang und den Hund gestellt. Wir kennen ihn nur im zahmen Zustande. Wir wollen Data von ihm geben, die in seine Seele sehen lassen. Der Orang kann in allen Dingen menschlicher scheinen, als der Elephant, weil er zwei Hände hat, und wie ein Mensch geformt ist, das Pferd scheint unverhältnißmäßig viel minder Verstand zu haben als er, weil es keinen Rüssel hat, der ihm vollkommen wie eine Hand diente, und nur Fuß ist. Auch der Hund scheint deßwegen hinter ihm und dem Affen zu stehen. Er hat jedoch noch Tatzen, dem Pferde mangeln selbst diese noch. Aber das Pferd hat einen edeln Kopf und edeln Leib, der Hund ist nicht so edel gebaut, der Elephant noch viel minder.

Man nennt den Storch den Weisen unter den Vögeln, den Elephanten den Weisen, den Philosophen unter den Säugethieren, man würde vielleicht den Hund so tituliren, wenn er einerseits nicht so gefräßig, neidisch, geil, andrerseits nicht so lebhaft, so sanguinisch wäre. Vom Weisen erwartet man Ruhe, Ernst, Bedächtlichkeit. Er soll etwas vom Geistlichen an sich haben, und ohne irdische Leidenschaft seyn.

Der Elephant scheint auch im Freien, in Heerden lebend, und ohne von Menschen belehrt zu seyn, Halbmensch zu seyn. Es ist Vieles, was die Alten von ihm sagten und uns unglaublich scheint, möglich. Die aufgehende Sonne kann von ihm begrüßt werden. Wenn die Mutter sich für ihr Kind wehrt, so ist's erst der Natur gemäß. Es kann jedoch auch die Sage, daß sich das Elephantenkind für seine verwundete Mutter wehre, wahr seyn. Gegenseitige Hülfeleistung in gar sonderbaren Fällen kommt ja bei Bienen und Ameisen, Liebe der Kinder zu alten Eltern bei den Ratten vor; beim Elephanten kann Liebe des Kindes vorkommen. Vermuthlich machte man viele ähnliche Entdeckungen bei den Säugethieren, wenn man achtsamer wäre. Sehr viele lieben ihre Mütter. Die Liebe kann sich in denjenigen Kindern, die sich vertheidigen können oder Waffen haben, bis zur thätlichen Vertheidigung für die Mutter steigern, in andern kann und muß sie nur Empfindung,

Wunsch und Wollen bleiben, wie in manchen Vogelweibchen die Liebe für die Kinder nur Empfindung bleibt und nie zur Waffe, nie zur Gegenwehr wird. Der Elephant ist überhaupt zur Liebe, zur Anhänglichkeit, zum Vertrauen geneigt, und seine Seele ist ohne Falsch. Eben mit seiner Liebe zu den Weibchen fängt man ihn einzeln, indem ihn solche umgeben, solche ihn so sehr beschäftigen, daß er stillschweigend gebunden werden kann. Einzelne folgen den zahmen Weibchen von selbst in die Gefangenschaft. Wie sehr liebt er sein Weib? Wie freuen sie sich, wenn sie einander wieder sehen? Sie legen einander den Rüssel auf den Rücken und brummen. Wie freundlich wird er gegen das Pferd, dessen Adel er anerkennt? Wie gutmüthig gegen seinen Wärter? Und wie lieb sind ihm Kinder? Kleine können ihm ohne irgend eine Gefahr unter den Bauch kriechen, sich unter ihn hinlegen, unter ihm oder auf ihm schlafen. Sind sie unter ihm, so schaut er oft nach und forscht mit seinem Rüssel, ob sie noch da seyen, und macht nicht Eine Bewegung, die ihnen Gefahr bringen könnte. Er ist recht ängstlich für sie. Jedoch haben wir solche Liebe, solche Sorgfalt für Kinder nur an weiblichen Elephanten wahrgenommen, die überhaupt sanfter und gutmüthiger als die männlichen sind. Dieser ihr Zartsinn macht sie vermuthlich auch für die Musik empfindlicher. Der Elephant liebt sie sehr. Man kennt mehrere Arien, die auf ihn und sie tief einwirken, sie zur Mitempfindung und zur Liebe reizen, wie es bei keinem andern Thiere vorkommt.

Des Elephanten Unterscheidungsgabe ist wie die des Pudelhundes vollkommen. Seinen Sinnen, äußern wie innern, entgeht nichts. Er erkennt Alles: Raum, Zeit, Form, Farbe, Ton, Wort, Umstand, Person, Freund und Feind. Deßnahen kann er vollkommen wie ein Mensch beurtheilt und behandelt werden, deßwegen kann er wie ein vollkommner Knecht dienen. Er zieht Schiffe, er wälzt Steine, er trägt Geschirre. Man sagt ihm nur, wohin er sie tragen soll. Er versteht das bekannte Wort, er hat ein vortreffliches Gedächtniß, er besitzt viel Einbildungskraft. Er träumt deßwegen auch und zwar sehr lebhaft. Er bemerkt jede Vorkehrung, die man seinetwegen macht, deutlich. Er sieht seinem Meister auf die Augen und

versteht die Mienensprache. Er lernt für seinen Körper beinahe Unmögliches, so daß er denselben gerade zu seiner Psyche, seinem Willen unterwerfen — können muß, damit er lerne.

Wir beobachteten verschiedene, doch nur indische, von der größten Art, Dauntelahelephanten, jüngere, ältere, männliche, weibliche, halb- und ganz zahme. Der junge männliche, noch nicht ausgewachsene, machte die vielen bekannten Kunststücke: Knoten auflösen, eine Münze vom Boden aufheben, mit Hammerschlägen auf ein Brett die Stunden einer vorgehaltenen Uhr angeben u. s. w. Ein alter halbungezähmter lernte den, der ihm gewöhnlich Geschenke brachte, schnell kennen, untersuchte, wenn er in seine Nähe trat, dessen Rock, Hosen- und Westentaschen, ob Zucker darin sey, fand jede Rosine, jeden Zuckerpunkt u. s. w. darin, nahm auch Zuckerpunkte aus seiner flachen Hand. Schloß er die Hand zu, so öffnete er sie ihm sanft aber unwiderstehlich; fand er nichts drin, so blies er ihn heftig, doch nicht böse an; gab er ihm eine Münze, so nahm er sie, hob den Rüssel, und legte sie in eine hoch an der Wand befestigte blecherne Sparbüchse. Es war deutlich wahrzunehmen, daß, als eine Reihe kleiner und großer, gelungener und mißlungener Abbildungen von ihm, zur Vergleichung mit der Wahrheit vor ihn hingelegt wurde, er die Abbildungen ansah, und wohl merkte, daß es ihn, seine Person gelte. Das Bewußtseyn seiner selbst war kräftig, wie etwa in einem verständigen Kinde. Er war an eine Kette befestigt. Er zog sie möglichst an, und konnte dann einen Vorderfuß auf die Barriere setzen, wie wenn er zu den Zuschauern herüber steigen wolle. Lag er, so schien er es doch nicht gern zu haben, wenn man sich auf ihn wie auf ein Bett setzte. Oft ergriff er unwillig eine hölzerne Säule und schüttelte sie, daß sie krachte, doch offenbar nur zum Zeitvertreibe. Er machte sich immer etwas zu schaffen. Dann donnerte ihn sein Kornak an, und stieß ihm einen Zweizack ins Maul, so daß er blutete; er litt es und wurde ruhiger. Er griff auch zu einem hohen Gitter herauf, um es zu zerreißen. Stellte man ihm einen Eimer mit Wasser hin, so begoß er sich an allen Stellen des Körpers zwanzig-, dreißigmal mit der deutlichsten Aeußerung, daß ihm diese Abkühlung große Freude machte. Er spielte mit dem Wasser, sich Kurzweil zu machen, recht eigentlich. Als

man eines Abends und die Nacht durch Vorkehrungen zu seiner Abreise machte, schlief er sehr unruhig, schüttelte im Schlafe die Kette oft, und stieß ungewöhnliche Brummtöne aus. Entfesselt trat er dann ganz ruhig und froh aus dem Hause, zwischen zwei Ketten rechts und links, in seinen Kasten hinein, in welchem er zu Fuß reisen mußte. Ein weiblicher war gegen Jedermann wunderbar zutraulich, stund ohne irgend eine Barriere oder Hemmung, und reiste ganz frei uud unangebunden mit mächtigen Schritten. Man trieb mit ihm närrische Dinge. Nicht nur mußte er Pistolen losschießen, und allerlei errathen, sondern sich auf den Hintern wie ein Hund setzen, an einen Tisch sitzen, klingeln, worauf ein Diener erschien, der ihm Brod und Obst hinstellte, die er augenblicklich aß. Er klingelte wieder, da erschien eine Flasche Wein; er entstöpselte sie, leerte sie und klingelte wieder; der Diener war sogleich wieder da, und setzte ihm Backwerk vor. Bald war auch dieses fort, und augenblicklich klingelte er wieder u. s. w. Die Gutmüthigkeit des ungeheuern Thieres, dieses Kolossen und grauen Felsen, war unbegreiflich groß. Ohne Furcht konnte man sich auf ihn hinaufsetzen und reiten und sich beim Hinauf- und Herunterklettern an seinen ungeheuern Lappohren halten. Merkte er, daß man heruntersteigen wolle, so machte er seinen Rüssel starr, so daß man auf ihn heruntersteigen, und von ihm wie von einer Querstange leicht auf den Boden springen konnte.

Thatsachen sind es, daß der Elephant im Freien alle Zweige, die er von den Bäumen als Nahrung abbricht, an seinen Vorderbeinen abstreift, um Staub, Insecten u. s. w. zu entfernen, daß er nicht gern über Brücken geht, wenn er das Wasser sieht, und man also Wände machen muß, zwischen welchen er hindurch gehen soll; daß er etwa einmal seinem zahmen Zustand entläuft, und sich wieder Jahre lang bei den wilden aufhält; daß er, wieder eingefangen, seinen ehemaligen Herrn, sogar nach zehn und mehr Jahren so gut als der Pudel wieder erkennt; daß der Jäger, wenn er zuerst den Elephanten erkennt, geradezu auf ihn losgehen oder losreiten und ihm befehlen darf, wieder mit ihm zu kommen; daß er für Wohlthaten und Beleidigungen ein treues, für erstere ein treueres Gedächtniß habe, und sogar seinen Zorn übermeistern

und selbst bändigen kann. (Wer seines Zorns Meister wird, ist stärker als der, der zehn Städte gewinnt, sagt der Orientale Salomon). Der Elephant ist ein Denker, er will beschäftigt seyn; Müßiggang ist ihm verhaßt. Immerfort thut er etwas, macht er sich etwas zu schaffen, und sollte er nur Strohwische machen, und sie dann wieder auflösen, Blumensträuße winden, und wieder Blättchen für Blättchen verzupfen, Fliegen, die sich auf ihn setzen, und doch gewiß nicht drücken oder belästigen, mit ein bißchen Staub, den er ihnen ins Gesicht bläst, verjagen.

Daß er auch den Scherz liebe, hat der Maler Le Brun in Paris erfahren, der, als er ihn mit offenem Maul malen wollte, und damit er oft hinein sehen könne, ihm Aepfel zuwarf, endlich aber aus Mangel an Aepfeln, die letzten noch, ihm mehreremale zuzuwerfen nur fingirte, endlich vom Elephanten, der sich nicht äffen lassen wollte, plötzlich von oben herunter einen Strom Wasser aus dem Rüssel auf die ganze Malerei kriegte. Das Thier hat Erkenntniß, was der Maler wolle, und wie er geärgert und am besten gestraft werden könne, geäußert. Wie spaßhaft handelte der Elephant in Kassel, der, vom Wärter im Stalle vergessen, in des Wärters Haus und Stube ging, alles Bewegliche, Tische, Bänke, Sessel, Spiegel, Kupferstiche, aus der Kammer die Betten u. s. w. zusammennahm, auf einen Haufen legte, dann zusammentrat, mit Urin begoß, dann auf die Wiese spazierte, und als der Wärter ihn sah und fand, sich stellte, als ob rein nichts Uebels von ihm gethan worden. Wer aber Uebels mit solchem Bewußtseyn thut, der weiß es hinterdrein noch sehr wohl. Gewiß ist diese That gar nie aus der Erinnerung des Thiers gewichen.

Man sagt, daß der Elephant periodischen Anfällen von Wuth oder Verrücktheit unterworfen sey. Es wird dieses nur in der Gefangenschaft stattfinden können. Eben dieses deutet wieder auf große Intelligenz. In solchem Zustande muß das Thier furchtbar seyn, weil nichts vor ihm bestehen mag, was es untergehen machen will. Ein solcher wurde in Venedig schnell getödtet, in Genf gab man einem solchen Blausäure in einer Portion, mit der man vielleicht eine Compagnie Solda-

ten hätte tödten können, ohne Erfolg. In einem Hof beim Zeughause spielte er mit schweren eisernen Kugeln, warf sie in die Luft, und fing sie wie Spielbälle wieder auf. Man schob eine geladene Kanone vor, er ergriff ihre Mündung, der Schuß ging los in seinen Rachen, und — er lag hingestreckt. Damals daselbst versammelte Naturforscher aßen sein Fleisch an ihrer großen Elephantentafel. Das Sterben des Elephanten ist bedeutungsvoll. Ein am Senegal schwer verwundeter legte sich nach großem Blutverluste ruhig nieder, wartete geduldig auf seinen Tod, und gab, anständig liegend, den Geist auf. Von einer Menge Flintenschüssen durchbohrt, senkte sich einer in London allmählich zu Boden, und starb so ruhig, wie wenn er gedacht habe, auch sein Loos sey das Sterben. Man bezichtigt ihn der Furcht vor dem Feuer, vor großem Lärmen, vor Kanonenschüssen und Verwundungen, und daß er im Kriege mit Feuergewehren sich sogar umwende, und gegen sein eigenes Kriegsheer wüthe, deßwegen nicht mehr in Schlachten benutzt werden könne. Man tadelt die zahmen Weibchen, weil sie sich tückisch zum Betrug der wilden Männlichen benutzen lassen, so daß letztere, mit ihnen beschäftigt und sie kosend, gebunden werden können. Wirklich benehmen sie sich wie Kupplerinnen, wie Delilas im Dienste der Philister, zu berauben den Mann, den Simson seiner Stärke, auf jegliche mögliche Weise. Es ist, wie wenn sie auf die Freiheit der Männer eifersüchtig und neidisch seyen, auch ihnen die Knechtschaft bereiten wollten. Deutet ihr Benehmen auf etwas Unsittliches, so deutet es auf einen hohen Grad von Schlauheit, Verstellungskunst, Verstand, den der Mensch mißbraucht und in seinen Dienst zieht.

Als Halbmenschen ist jedoch den Elephanten die Freiheit nicht so lieb, als den meisten andern Thieren, und kein Thier gewöhnt sich an den Menschen besser als er. Sein Gefängniß in Indien ist jedoch kein Gefängniß. Frei spaziert er herum, wie Hund und Mensch als Haus- und Stadtthier. Seines hohen Werthes wegen wird kein Thier, außer etwa noch das Pferd, so köstlich gehalten. Es ist kein menschlicheres Thier auf Erden. So viel Gemüth zeigt auch das Pferd, mehr Gemüth nur noch der Hund, Verstand hat auch dieser in nicht größerm Maaße.

Die Psyche hat sich in ihnen zu Gunsten der Thiere erschöpft. Der Mensch kann den Elephanten schon umarmen.

Er hat einen großen Kopf, eine große schöne Stirne, viel Gehirn, wenn auch nach Verhältniß weniger als der Mensch, ein feines, vielsagendes Auge, in der Bewegung unerwartet viel Leichtigkeit und sogar noch Anmuth; sein Wort, seine Stimme hingegen ist unangenehm, und gleicht verdrießlicher Weise dem Blöcken des Kalbes, mit welchem es doch äußerlich und innerlich beinahe keine Aehnlichkeit hat. So setzt die Natur sonderbar zusammen, und vergißt etwa einmal etwas, das wir nicht vergessen, was wir für uns und für das Thier wünschen.

Sprechen und rechnen kann auch der Elephant nicht, auch er hat keinen Sinn fürs Aesthetische, auch er erhebt sich nicht zum Uebersinnlichen, es sey denn in der Ahnung beim Sterben. Leben und Sterben unterscheidet er noch, aber nicht Zeit und Ewigkeit, ein Diesseits und Jenseits. Was er nicht unterscheidet, unterscheidet kein Thier.

Wir haben die ganze Reihe der Thiere vom Eingeweidewurm bis zum Pferd, Löwen, Orang, Hund und Elephanten durchgegangen; wir haben nachgewiesen, daß je eine Classe geistig höher als die andere steht; wir haben zuerst nur vom Unterschied der Intelligenz gesprochen, weil noch keine Unterscheidung des Gemüths auftrat; wir haben auch nachgewiesen, daß der Streit, ob die Vögel oder die Säugethiere intelligibler seyen, unnütz sey, indem wir Thatsachen in Menge aufstellten, die uns sagen, daß selbst der Canarienvogel, der Storch und Kranich, bei weitem nicht an den Orang und den Elephanten hinaufreichen; daß aber auch in jeder neuen Classe jedesmal ziemlich hoch hinaufgestiegen werden mußte, um die Höhe des obersten Thiers der nächstvorangehenden untern Classe zu gewinnen, und daß in der That der Elephant wie ein Weiser unter seinesgleichen, d. h. unter den Thieren stehe, auf den alle schauen sollten, weil er ihnen, wie für uns Menschen, ein Plato ist.

Wir haben bei allen vollkommnern Thieren, die sich der Mensch zu Hausgenossen, zum Vergnügen und Nutzen machte, das wilde und das gezähmte, möglichst berücksichtiget, gelegentlich auf die Einwirkung durch den Menschen und die Gefan-

genschaft aufmerksam gemacht, und von einigen Thieren, z. B. vom Orang, nur von seinem zahmen Zustande gesprochen, weil wir seinen wilden nicht kennen, von andern hingegen: vom Schwein, Schaf, dem Rinde, der Ziege, der Katze und dem Pferde nur als von wilden gesprochen; darum schließen wir die Reihe nur noch mit Charakteristiken eben dieser sechs Hausthiere, und fügen noch den Hund als das höchste hinzu. Diese Charakteristiken sollen insbesondere zum genauern Beobachten reizen, und unsere Theorie bewahrheiten.

XVII. Hauptstück.

Charakteristiken unserer vorzüglichsten Haussäugethiere.

Alle Säugethiere haben viel Seele: Wahrnehmungskraft, Gedächtniß, Einbildungskraft, Zeit-, Ort-, Formen-, Farben- und Tonsinn, viel Denkkraft, Naturell und Temperament, Empfindungsfähigkeit für Freude und Schmerz, Fähigkeit etwas zu lernen, und dem Menschen anhänglich zu werden. Sie stehen alle mit ihresgleichen, mit Freunden und Feinden, in einem mehr oder minder deutlich erkannten Verhältnisse, und haben ein Bewußtseyn oder etwelche Persönlichkeit. Das Interessanteste jedoch ist, daß die verschiedenen einzelnen der gleichen Art und sogar Spielart schon Idiosynkrasien oder eigenthümliche Weisen zu denken, zu empfinden, zu handeln haben, so daß nur gesagt werden kann: m e i n e Katze, m e i n Pferd, m e i n Hund ist und thut so, und nicht von diesem auf jeden andern Hund u. s. w. geschlossen werden kann. Darum ist's möglich, Charakteristiken oder Seelenbeschreibungen von einzelnen Thierarten, ja sogar von einzelnen Thieren, eigentliche Seelenlebensbeschreibungen zu geben, wie von einzelnen ganze Biographien, Schicksalsdarstellungen gegeben werden können. Manche einzelne sind sehr originell in ihrer Weise, weßwegen auch sie bisweilen ein ganz originelles Schicksal erleben, und in hohem Ernst gefragt werden kann, ob denn ihr inneres und äußeres Leben wirklich zu gar nichts Anderm bestimmt sey, als im täglichen Verkehr wie Knechte benutzt, zu Tode geschlagen und gegessen zu werden.

Wir gehen immer mit dem Schwein, dem Schaf, der Ziege, dem Rinde, der Katze, dem Pferde und dem Hunde um, wir kennen diese nur in ihrem Hauszustande; wir beobachten sie gewöhnlich nur so obenhin, und finden das eine und das andere uns von ihnen Erzählte bald glaublich bald unglaublich. Wie stellen sie sich laut unsrer eigensten Erfahrungen dar? Nur bemerken wir noch, daß wir sie von oben herunter, vom Menschen her, nicht von unten herauf anschauen; denn mit dem Wurme, dem Käfer, der Schildkröte, der Ente verglichen, schweben sie schon hoch in den Lüften, sind sie schon Sterne, wenn auch noch Irrsterne nur, am Firmamente. Das Schwein unterscheidet sich, wie durch sein Aeußeres so durch sein Inneres, sehr von allen andern Säugethieren, und kann nur mit einigen wenigen verwandten Gebilden, z. B. dem fast unbekannten Tapir, verglichen werden. Man setzt es gewöhnlich zu tief, woran sowohl seine unangenehme Figur als seine Kopfhängerei, sein gedankenloses Geradevorwärtslaufen, sein dummes Galoppiren, seine widrige Stimme und sein dunkler Baß schuld seyn mag. Gehirn hat es äußerst wenig, sein Schädel ist häßlich geformt, mißgeformt, nur eine schmale schiefe Fläche, äußerlich und innerlich eckig, ohne irgend eine Schönheits- oder Anmuthslinie oder Bogen und Wellen. Sein Auge ist klein, Bauch und Maul der Erde zugethan. (Quae Natura prona atque ventri obedientia finxit. Sallust.) Das wahre Bild der Thierheit! Ein Bauchdiener, ein Creteuser nach des Apostels Wort. Seine Rede ist, wie die des Esels, die allerunangenehmste, aber ganz anders, weil seine Seele auch ganz anders ist. Sein Wickelschwänzchen steht ihm ebenfalls nicht schön an. Doch liebt man die jungen Schweinchen, die netten Ferkelchen, obschon bei ihnen der Apfel eben nicht weit vom Stamme gefallen ist. Ihre Stimmen sind sehr verschieden. Man kann jedes an derselben erkennen. Auch die Stimmen der Alten sind verschieden. Die Mutter hat große Liebe zu ihnen und sie zur Mutter.

Das Schwein hat alle fünf Sinne. Sein Gesicht ist kurz, sein Gehör besser, sein Betastungssinn im Rüssel sehr fein, sein Geschmacksinn, obschon es Alles und sogar seinen eigenen Koth fressen kann, was unter den Vögeln nur der

Seidenschwanz, und unter den Säugethieren nur der Hund im kranken Zustande thut, sehr delicat und sehr widerstrebend gegen gewisse Geschmacksempfindungen. Es unterscheidet alles Futter sorgfältig, und liebt die besten Speisen, wird auch nur von denen, die es liebt, fett. Auch frißt es bei hinreichender und guter Nahrung seinen Koth nicht. Ueber dieses findet es in Allem noch etwelche Nahrung. Sein Geruchsinn scheint sehr stumpf zu seyn, weil ihm der widrigste Verwesungsgeruch gar nicht unangenehm ist, es sogar stinkende Leichen frißt, und mit dem allerfaulsten Pferdefleisch gefüttert werden kann, wie solches ja in neuern Zeiten, besonders in Frankreich in seinen großen Schweinzüchtereien, geschieht, und was auf ihr Fleisch nicht den mindesten übeln Einfluß hat. Genösse es solches mit Ekel oder mit Widerwillen, so verwandelte es sich in ihm nicht in vollkommen gesundes Fleisch. Für manche Dinge hat es einen sehr feinen Geruch, darum man es zum Hervorwühlen in der Erde liegender Trüffel abrichten kann. Das Schwein hat ein gutes Gedächtniß, es kennt seinen Weg und sein Haus und seinen Stall und seinen Fütterer genau. Man hat es auch schon zur Kurzweil tanzen gelehrt. Fürst Kosmus mußte im Bette und mitten in seiner Schwermuth lachen, als ihm sechse wohl angekleidet aufrecht in sein Schlafzimmer traten. Die Mühe muß groß gewesen seyn, weil kein Schwein von selbst so auf die Hinterbeine steht, wie die Katze, der Hund u. s. w. Man richtet sie auch auf die Rebhühnerjagd ab, und sie dienen ihrem Mitjäger recht wohl. Zwischen Jungen und Alten ist kein großer Unterschied in der Erziehungsfähigkeit zu entdecken, doch kann man die Jungen so zähmen und anhänglich machen, daß sie dem Herrn wie Hündchen nachlaufen.

Die Sprache des Schweins sollte nicht unangenehm, sie sollte wenigstens weich seyn, weil sie gar keine Consonanten hat, weßwegen man eben sein Wort weder in Noten noch Sylben setzen kann. Diese seine consonantenlose Sprache deutet auf ein sehr dunkles Bewußtseyn. Auch das Kind schreit ohne Consonanten. Kein Lärm, den die Natur der Elemente macht, Luft, Feuer, Wasser, Erde gibt Consonanten. Darum

bezeichnen wir sogar den bestimmt redenden Donner mit den lindesten Mitlautern.

Wachen und Schlafen sind im Schwein nicht so verschieden wie bei vielen andern Säugethieren. Sein Wachen selbst ist wegen geringen Bewußtseyns nur eine Art Traum. Darum ist es der Nachtseite des Lebens und der Erde zugethan. Es senkt immer den Kopf, und hebt ihn nie, wie es etwa das Pferd thut, empor, und schüttelt man ihm Eicheln vom Baume, so schaut es, wie bekannt, niemals empor, wie es der Hund thäte, um zu sehen, ob keine mehr kommen, und woher sie kommen, was allerdings auch dumme Hunde nicht thun. Es wühlt sich in die Erde, und legt sich darein, und findet Wohlgefallen nur am Niedrigen. Seine Faulheit ist eine Art Schlaf, darum Phlegma. Es rennt nur nach dem Stalle und nach dem Futter, sonst sind seine Bewegungen nicht schnell und alle sind unästhetisch, denn selbst sein Galopp ist von dem des Pferdes sehr verschieden und näher dem der Kuh. Alle seine Bewegungen anderer Art geschehen im Zickzack, eckicht wie sein Schädel und Gehirn. Die Eindrücke des Tages gehen nicht tief. Deßwegen und weil es nur wenig Phantasie hat, wird kaum ein Traum an ihm bemerkt. Wenn es träumt, so grunzt es, wie wenn es sich um Futter zanke. In seinem Nachtleben ist's froh. Es ist wundersam zu sehen, mit welcher Wollust es sich im Koth wälzt, wie wohl es ihm ist, wenn dieser über seinem Leib zusammen wallt und es begräbt.

Es ist also der Freude der Bewegung im Weichen empfänglich, was auf ein nicht unfeines, körperliches, allgemeines Hautgefühl hindeutet. Im abgezwungenen Tanze fühlt es gewiß keine Freude, denn es ist dabei innerlich nicht thätig genug, doch zeigt es dabei Zeitsinn, denn es tanzt im Tacte. Auch kennt's den Abend wohl, und weiß, wann es Zeit sey, von der Weide heimzukehren. An der Rebhuhnjagd mag es einiges Vergnügen finden, denn es ist eigentlich ein fleischfressendes Thier, weßwegen Schweine auch schon Kinder in den Wiegen angefressen haben. Wie ein Stellhund stellt es das Rebhuhn. Man könnte glauben, es übe über dasselbe eine Art Zauber aus, denn es fliegt nicht weg.

Für den körperlichen Schmerz zeigt es sich überaus empfän-

lich, und kreischt unter dem Messer ärger, als irgend ein anderes Thier der Welt. Je tiefer im Leben, desto tiefer im Sterben, je tiefer in der Freude, desto tiefer auch im Leid. Zum Leonidas, zum Winkelried, zum Lanjuinais ist's eben nicht bestimmt. Es ist noch gränzenlos sinnlich, und merkt den Tod nur als Schmerz. Tiefer stehende Thiere winseln noch nicht, höhere nicht mehr. Es ist, als ob der Elephant schon mit jenem alten heidnischen Könige vor Samuels Schwert, das ihm den Tod geben sollte, mit Stolz denken könne: also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben, wovon hingegen das Schwein, obschon auch Säugethier, noch nichts ahnen kann.

Als Affect ist in ihm Liebe und Freude an seinen Jungen, auch Zorn, wenn es unsanft getrieben wird, weßwegen man es nirgends durch Hunde treiben läßt, und, damit es ohne Zorn sterbe, es vorher durch einen Schlag auf die Nase betäuben sollte, weil der Zorn sein Fleisch augenblicklich verderbt; auch Neid ist in ihm gegen seine Cameraden um der Nahrung und des Ruhelagers willen, wofür sie einander bisweilen nicht geringe Stöße und Hiebe geben, und dann noch eine sonderbare Anhänglichkeit an den Stall bei Feuersbrünsten. Es will nicht aus seiner Wohnung heraus, es rennt in sein brennendes Haus wieder im Galopp zurück, und verbrennt lieber mit. Hierin liegt zwar viel Dummheit, jedoch auch ein fester Wille und eine Selbstständigkeit, allein nur fürs Einzelne, nicht für Wesen, sondern nur für Sachen und Zustände. Von Stolz, Ehrliebe, Eitelkeit, Wetteifer keine Spur, und dennoch viel Sinn fürs gesellschaftliche Leben, doch grollen und hadern und zanken sie immerdar mit einander. Wie bei den Schafen ist jedes fürs andere eine Art Autorität. Darum rennen alle mit einander über einen Abhang ins Meer hinunter, wenn eines den Ton angibt und zu rennen anfängt, und ersaufen auch mit einander. Auch das ist gewiß, daß sie Beleidigungen in ihrem Herzen aufbewahren, und gelegentlich Rache nehmen. Das ist die üble Weise der wilden, die sich im Einzelnen von den zahmen herunter geerbt hat — eine Weise, die auch bei schlechten Hunden vorkommt.

Am übelberüchtigtsten ist's durch seine Unreinlichkeit, sie scheint ihm aber doch nicht völlig Natur zu seyn, denn sorg-

fältig legt die Mutter nebst den Kindern im weiten Stalle ihren Unrath in einen Winkel ab, so daß ihre Unreinlichkeit mehr Wirkung des Menschen, als des Thieres selbst zu seyn scheint.

Schon die Alten nannten das Schwein das dümmste Thier (sollte nicht einmal heißen Säugethier). Aristoteles sagt: es habe am wenigsten Verstand, weil es am meisten Feuchtigkeit im Gehirn habe, und Pindar vergleicht darum die Böotier mit Schweinen. Es ist allerdings, mit unsern übrigen Haussäugethieren verglichen, sehr dumm (nur das Schaf ist noch dümmer). Es hat verloren, denn das wilde Schwein ist klüger. Die Knechtschaft schadet jedem Wesen, wenn es sich nicht frei in dieselbe begibt, sie nicht zur Schule für sich machen kann, was beim Elephanten, Pferd und Hund der Fall ist. Je unvollkommner ein Thier von Natur, von Haus aus ist, desto unzugänglicher ist's fürs Hinauf und Herunter. Wie das Schwein aber ein wenig merkender ist, so ist's auch ein wenig cultivirbarer. Es gibt unter den Schweinen dümmere und gescheidtere, keines ist gerade so wie das andere, und unter den verschiedenen Schweinracen müssen große Verschiedenheiten auftreten, wenn sich auch der Grundcharakter völlig gleich bleibt. Daß übrigens unter den Säugethieren die Koth- und Wasserwälzer unvollkommner sind, als die auf dem Trockenen, die Luft- und Sonnenthiere, kann uns nicht unerwartet seyn.

Das Schaf, ein grasfressendes und schon darum milderes, sanfteres Thier, hat durch die Zähmung viel Psychisches verloren, denn so kann sein Stammthier, wie es nur immer gewesen und seyn mag, nicht gewesen seyn, noch seyn. Es lag in ihm ein Wesen, das sehr umgeändert werden konnte. Wie sehr artete das Schwein aus, wie sehr auch das Schaf? Welch ein Unterschied zwischen dem westphälischen Haidschnucken, dem schweizerischen, isländischen, ägyptischen, persischen? Das Pferd hat sich nirgends so verändert. Es blieb Pferd. Vom Schaf weiß man oft nicht mehr recht, in was es habe übergehen wollen.

Kein einziger Sinn im Schaf ist ausgezeichnet. Es sieht und hört nicht besonders gut, am ehesten ist's noch sein Geschmackssinn. Es hat auch nicht viel Gedächtniß, noch Einbildungskraft,

noch Verstand, nicht einmal viel Wahrnehmungsgabe, darum auch beinahe kein Bewußtseyn. Dümmer, gedankenloser steht kein Säugethier, selbst das Kalb nicht, unmittelbar nach seiner Geburt. Das Kalb scheint sich selbst schon zu merken, das Schaf gar nicht. Doch kennt die Schafmutter ihre Jungen, und die Jungen kennen die Stimme ihrer Mutter unter hundert und mehr Mutterstimmen, und finden sie darauf hin mit Sicherheit, woraus auf die Vielartigkeit einer Stimme, die kaum einer Modulation fähig zu seyn scheint, auf Art und Grad der Mütterlichkeit — denn die Stimme kommt zum Theil aus der Seele — so wie auf das Gehör der Jungen geschlossen werden kann, nur schließe man nicht auf zu viel, denn es kann seyn, daß das Schaf nur das Einzelne, seiner Mutter Stimme wohl, die übrigen Stimmen gar nicht kennt, wie z. B. das Schwein nur die Trüffeln im Boden, andere Dinge darin gar nicht riecht. Es ist der Trieb aufs Einzelne, der nur auf einen Anfang von Verstand als Unterscheidungsvermögen deutet. Erst die Möglichkeit, Vieles zu unterscheiden, macht Vergleichungen und Beurtheilungen und ein wahres Verständniß möglich. Je mehr aufs Einzelne, desto mehr Gefühlssache, nur Sache des Triebes und nicht der Psyche im engern Sinne. Darum unterscheidet es nicht psychisch, sondern nur physiologisch, z. B. die Futterkräuter, deren es einen Theil genießt, die andern stehen läßt, wie es auch bei der Ziege, dem Rinde u. s. w. der Fall ist, so daß zwischen ihm und gewissen Kräutern eine Sympathie und Antipathie stattfindet, die auch beim Menschen im Nacht- und somnambulen Leben, in Krankheit, Schwangerschaft u. s. w. noch auftritt, schon beim gesunden Hunde kaum mehr anzutreffen ist.

Kein Schaf steht und gebärdet sich geistig, keines bewegt sich geistig; immer läuft es gedankenlos aus der Gefahr in die Gefahr, es unterscheidet dann nicht mehr. Es ist in ihm nicht eigentliche Furcht, weil diese etwelche Gedanken, etwelche Kenntniß und Erwägung der Gefahr voraussetzt, sondern psychische Indolenz, geistige Gefühllosigkeit, Theilnahmlosigkeit, geistige Nichtsheit. Es ist immer nur leibliche Erschrockenheit, wenn z. B. ein Donnerknall sein Ohr erschüttert. Es zittert nicht, wie das Pferd oder der Hund. Es weiß nur nicht,

was thun, und ob etwas zu thun sey. Es ist in Verlegenheit und merkt nicht, daß es darin ist. Auf den Balearen werden die, welche sich zu weit von der Heerde entfernten, nicht durch Hunde, sondern durch über sie hinausgeschleuderte Steine zurückgejagt. Fällt der Stein, so rennt es gedankenlos zur Heerde zurück, drängt sich in sie ein, bringt alle dadurch in Bewegung. Die Heerde bewegt sich und drängt und läuft, und kein Stück weiß warum, noch wohin. Es schaut keines je zurück, und um die Ursache bekümmern sie sich nicht. Keine Spur von Neugier noch Wißbegier! Nicht zurück-, nicht auf die Seite schauen, ist ein schlimmes Zeichen an Thieren und an Menschen. Sehr dumm heben sie erst noch beim Laufen und Flüchten den Kopf in die Höhe, statt in die Sache hinein zu sehen. Dümmer noch als das Schwein benehmen sie sich in Feuersnoth. Alle drängen sich zum Ersticken zusammen. Schlägt der Blitz in eine angsthaft schwitzende Heerde, so kann er viele auf einmal tödten. Das Schaf hat auf solche Weise keinen eigenen Willen, sein Wille ist derjenige seines Herrn, seines Hundes, eines Steines oder jedes andern Schafes, das drängt und läuft. Auch mit vielen zeigt es so wenig Verstand, als allein. Von gegenseitiger Hülfe ist keine Rede unter ihnen. Es sieht etwas, wo nichts ist, und nichts, wo etwas ist, weil es nicht denkt. Es ist nur Schwachheit der Seele. Rennt eines über einen Abhang, so thun's die andern auch. Wird eines über den Schiffsrand herausgeworfen, so springen, unsinnig genug, alle nach, in den Wassertod, nicht aber, weil es nachahmen will, denn es will nichts, sondern weil es nicht für sich selbst denken kann. Der Leithammel ist sein Vorbild, das aber selbst auch nicht viel Verstand und Leitungsgeschicklichkeit hat. Leitet ein Blinder den andern, so fallen beide in die Grube. Geht er aus der Hürde, und macht er aus Muthwillen einen Sprung, so macht jedes Schaf, das ihm nachfolgt, auf der gleichen Stelle einen dummen Sprung, ohne zu wissen, wer anfing und warum. Es braucht's auch nicht zu wissen. Wenn das Pferd mit Muth und Kraft und Verstand wiehert, so brüllt der Stier mit Muth und Kraft, das Schaf blöckt elend, blöde, kindisch, alt wie jung. Man möchte bei-

nahe glauben, daß die Jungen ihre Mütter nur an der mehr oder mindern Dummheit der Stimme erkennen.

Sein Naturell ist ungelehrig. Man hat es noch nie irgend etwas gelehrt noch lehren können. Man könnte das Kalb schon etwas lehren. Es merkt gar nichts von der Weisheit, Geschicklichkeit und dem Wollen seines Lehrers. Es sieht nie zu, und das „paß auf" hat keine Bedeutung fürs Schaf. Es ist wie nicht da, nicht in der Welt. Kaum lernt es seinen Herrn und Hüter, kaum seinen Pferch oder Stall kennen, und zeigt keine Anhänglichkeit an irgend etwas, weder Affect noch Leidenschaft. Man rühmt es ja als Repräsentanten der Geduld, des negativen Theils der stoischen Apathie, denn seine Geduld ist nicht Neigung, dem Uebel zu widerstehen. Es ist die Nichtskraft, d. h. nur die Kraft, ein personificirter Zustand zu seyn. Darum ist's indifferent fürs Pro und Contra. Es vertheidigt sich nicht, nicht gegen Menschen, noch Hunde, noch Wölfe. Es verstummt im Rachen des Wolfs, wie vor dem Messer des Schlächters. Seine Bewegungen im Schmerz und Tode sind lange nicht so lebhaft als nur die des Kalbes, das doch so ungeschickt stirbt. Hierin ist's einerseits der größte Gegensatz vom Schwein, andrerseits vom Löwen oder Pferde. Man kann es auch nicht leicht zornig machen, und Zupfen und Stoßen bringen es nicht aus dem Concept. Bindet man es an eine Stange, so daß es einen größern oder kleinern Spielraum hat, so rennt es, wenn man sich ihm nähert, auf und davon, so weit der Strick reicht, und bis es im Rennen von diesem zurückgerissen wird. Es merkt aber nicht, daß die Kürze des Stricks Schuld ist, daß es nicht weiter kann; denn wenn man den Versuch hundertmal wiederholt, so rennt es hundertmal so davon, wenn ihm auch eben so oft vom Strick der Kopf beinahe abgerissen würde. Ganz anders das Pferd u. s. w. Einzelne äußern aber doch, wenn nicht viel Verstand, so doch Gemüth, werden an irgend einen Menschen anhänglich, laufen ihm wie ein Hündchen nach, kommen die Treppe herauf an seinen Tisch u. s. w. Solche gescheidtere Schafe sind aber gar selten.

Unter Schaf haben wir bis jetzt das weibliche verstanden. Der Widder ist ein wenig verschieden. Das einzig Eigene ist seine Fähigkeit, ein wenig zornig zu werden, im Nothfall zu

stoßen, aber schafartig, alles ohne Muth, ohne Kampflust, ohne Ausdauer. Doch geht er bisweilen der Heerde voran, und ist, wenn seine Natur auflebt, auflodern soll, sich verdoppelt, zur Begattungszeit in allem seinem Thun ein wenig rascher. Dann thut er doch etwas und will er etwas, wenn beim weiblichen auch dann alles nur ein Lassen, ein Mitsichspielenlassen, ist. Aber diese seine männliche selbstständige Zeit dauert kurz, und der Kampf mit seinem Nebenbuhler, der aber kein Kampf wie des Achills und Hektors ist, ist gar ungefährlich. Es gilt nicht Leben und Tod, sondern nur einen unrühmlichen Sieg. Da kämpft der Hirsch, der Stier ganz anders. Auch der Widder ist wie ein Lamm, und stirbt wie das weibliche Schaf geduldig, jedoch mit ein wenig mehr Widerstreben. Vom Tode merkt er nicht viel. Sein todtes Auge ist vom lebenden nicht viel verschieden.

Zwei Fragen interessiren uns hier. Wie konnte das Schaf im Orient ein so beliebtes Thier seyn, und wie ist's möglich, daß es so tief steht? Das Schaf des Orients muß verständiger als das unsrige, und munterer, lebhafter seyn, sonst würde selbst der Hirt es nicht so innig haben lieben können. Vermuthlich aber ist es auch in Palästina sanft und mild, und Gegensatz des raschen Pferdes, des starken Bullen, der größte Gegensatz vom wilden Thiere; stets hülfsbedürftig. Der Hirt der Schafe hat wenig zu thun. Sie verirren sich nicht weit, und verklettern sich, obschon Bergthiere, nicht weit, und wollen nichts als weiden. Der stete Umgang mit ihnen kann sie lieb machen. Odysseus Verwalter, Eumäos, liebte sogar die Schweine so innig. Im nördlichen Deutschland werden die Schweine täglich auf die Weide getrieben; kehren sie Abends zurück, so kann die leibliche Tochter des Hauses das ihrige kosen, und auf geäußerte Verwunderung sagen: ach, es sind ja allerliebste Thiere! Denken wir an die Neigung für Hunde, der Palästiner haßt und verachtet sie.

Es ist anzunehmen, daß das Schaf ursprünglich viel höher gestanden, sein Verstand, sein Muth u. s. w., kurz seine Psyche durch die Domicilirung größtentheils verloren habe, d. h. nicht mehr für sich selbst bestehen kann, sondern gerade wie ein Wiegenkind Pflege und Schutz bedarf, wenn's nicht zu Grunde

nahe glauben, daß die Jungen ihre Mütter nur an der mehr oder mindern Dummheit der Stimme erkennen.

Sein Naturell ist ungelehrig. Man hat es noch nie irgend etwas gelehrt noch lehren können. Man könnte das Kalb schon etwas lehren. Es merkt gar nichts von der Weisheit, Geschicklichkeit und dem Wollen seines Lehrers. Es sieht nie zu, und das „paß auf" hat keine Bedeutung fürs Schaf. Es ist wie nicht da, nicht in der Welt. Kaum lernt es seinen Herrn und Hüter, kaum seinen Pferch oder Stall kennen, und zeigt keine Anhänglichkeit an irgend etwas, weder Affect noch Leidenschaft. Man rühmt es ja als Repräsentanten der Geduld, des negativen Theils der stoischen Apathie, denn seine Geduld ist nicht Neigung, dem Uebel zu widerstehen. Es ist die Nichtskraft, d. h. nur die Kraft, ein personificirter Zustand zu seyn. Darum ist's indifferent fürs Pro und Contra. Es vertheidigt sich nicht, nicht gegen Menschen, noch Hunde, noch Wölfe. Es verstummt im Rachen des Wolfs, wie vor dem Messer des Schlächters. Seine Bewegungen im Schmerz und Tode sind lange nicht so lebhaft als nur die des Kalbes, das doch so ungeschickt stirbt. Hierin ist's einerseits der größte Gegensatz vom Schwein, andrerseits vom Löwen oder Pferde. Man kann es auch nicht leicht zornig machen, und Zupfen und Stoßen bringen es nicht aus dem Concept. Bindet man es an eine Stange, so daß es einen größern oder kleinern Spielraum hat, so rennt es, wenn man sich ihm nähert, auf und davon, so weit der Strick reicht, und bis es im Rennen von diesem zurückgerissen wird. Es merkt aber nicht, daß die Kürze des Stricks Schuld ist, daß es nicht weiter kann; denn wenn man den Versuch hundertmal wiederholt, so rennt es hundertmal so davon, wenn ihm auch eben so oft vom Strick der Kopf beinahe abgerissen würde. Ganz anders das Pferd u. s. w. Einzelne äußern aber doch, wenn nicht viel Verstand, so doch Gemüth, werden an irgend einen Menschen anhänglich, laufen ihm wie ein Hündchen nach, kommen die Treppe herauf an seinen Tisch u. s. w. Solche gescheidtere Schafe sind aber gar selten.

Unter Schaf haben wir bis jetzt das weibliche verstanden. Der Widder ist ein wenig verschieden. Das einzig Eigene ist seine Fähigkeit, ein wenig zornig zu werden, im Nothfall zu

stoßen, aber schafartig, alles ohne Muth, ohne Kampflust, ohne Ausdauer. Doch geht er bisweilen der Heerde voran, und ist, wenn seine Natur auflebt, auflodern soll, sich verdoppelt, zur Begattungszeit in allem seinem Thun ein wenig rascher. Dann thut er doch etwas und will er etwas, wenn beim weiblichen auch dann alles nur ein Lassen, ein Mitsichspielenlassen, ist. Aber diese seine männliche selbstständige Zeit dauert kurz, und der Kampf mit seinem Nebenbuhler, der aber kein Kampf wie des Achills und Hektors ist, ist gar ungefährlich. Es gilt nicht Leben und Tod, sondern nur einen unrühmlichen Sieg. Da kämpft der Hirsch, der Stier ganz anders. Auch der Widder ist wie ein Lamm, und stirbt wie das weibliche Schaf geduldig, jedoch mit ein wenig mehr Widerstreben. Vom Tode merkt er nicht viel. Sein todtes Auge ist vom lebenden nicht viel verschieden.

Zwei Fragen interessiren uns hier. Wie konnte das Schaf im Orient ein so beliebtes Thier seyn, und wie ist's möglich, daß es so tief steht? Das Schaf des Orients muß verständiger als das unsrige, und munterer, lebhafter seyn, sonst würde selbst der Hirt es nicht so innig haben lieben können. Vermuthlich aber ist es auch in Palästina sanft und mild, und Gegensatz des raschen Pferdes, des starken Bullen, der größte Gegensatz vom wilden Thiere; stets hülfsbedürftig. Der Hirt der Schafe hat wenig zu thun. Sie verirren sich nicht weit, und verklettern sich, obschon Bergthiere, nicht weit, und wollen nichts als weiden. Der stete Umgang mit ihnen kann sie lieb machen. Odysseus Verwalter, Eumäos, liebte sogar die Schweine so innig. Im nördlichen Deutschland werden die Schweine täglich auf die Weide getrieben; kehren sie Abends zurück, so kann die leibliche Tochter des Hauses das ihrige kosen, und auf geäußerte Verwunderung sagen: ach, es sind ja allerliebste Thiere! Denken wir an die Neigung für Hunde, der Palästiner haßt und verachtet sie.

Es ist anzunehmen, daß das Schaf ursprünglich viel höher gestanden, sein Verstand, sein Muth u. s. w., kurz seine Psyche durch die Domicilirung größtentheils verloren habe, d. h. nicht mehr für sich selbst bestehen kann, sondern gerade wie ein Wiegenkind Pflege und Schutz bedarf, wenn's nicht zu Grunde

gehen soll. Es ist wirklich ein Wiegenkind, darum Wiegenkinder es so innig lieb haben, und orthodoxe Wiegenkinder ununterbrochen mit dem Lamme tändeln können. Es ist bei uns im geschwächten, entarteten, verdummten Zustande, denn so schwach, so marklos, so waffen- und muthlos ist ursprünglich kein anderes nach seiner Natur schon so hochstehendes Säugethier. Jedem ist sonst entweder ein Horn, oder ein Huf, oder ein Zahn, oder doch die Flucht zur Sicherung gegeben, dem Schafe ist rein nichts gegeben. Es muß ihm ehemals etwas gegeben gewesen seyn. Auch seine Haltung ist jetzt noch angenehmer als die des Schweins, sein Schädel ist ästhetischer, und gar nicht übel gebaut, was ebenfalls darauf deutet, daß es ursprünglich höher als das Schwein stund; jetzt aber steht's unter ihm. Es hat auch im Schädel mehr Raum für Gehirn. Gewiß steht's im Orient über dem Schweine. Etwa einmal verklettern sich Schafe im Hochgebirge. Dann sind sie verloren, weil sie sich nicht zu rathen wissen, und nicht gut klettern können, doch lernen sie immer besser klettern, und die alten klettern besser, sicherer. Man sagt auch, daß bisweilen Schafe sich zu den Gemsen gesellen, und den Winter bei diesen oben zubringen. Es kann jedoch keine Gemeinschaft zwischen der feurigen raschen Gemse und dem lahmen langsamen Schaf bestehen. Allein merkwürdig ist, daß solche Bergschafe schon auf die rollenden Steine Achtung geben, und ihnen zu entfliehen suchen, auch im Entfliehen immer geschickter werden. Das Schaf ist doch perfectibel, und gewinnt an Muth und Verstand, sobald ihm mehr Freiheit blüht. Es mag darum seine Stelle hier behalten.

Im Rinde treten uns vier sehr verschiedene Thiere: das Kalb, die Kuh, der Stier und der Ochse entgegen, die kaum in der Einheit aufgehen zu können scheinen. Das Kalb tritt für ein Säugethier sehr dumm auf die Welt. Es ist und bleibt, mit Thieren auf ähnlicher Stufe verglichen, länger dumm. Auf wenige Intelligenz des Rindes überhaupt deutet ja schon sein außerordentlich großes Obermaul, der Ausdruck der Rohheit, und sein beinahe gänzlicher Mangel des Kinns. Kein neugebornes Pferd, keine Ziege steht so gedankenlos da, und weiß so wenig mit sich selbst, seinem Kopf und seinen Füßen

anzufangen, als das Kalb. Jedoch zeigt sich augenblicklich ein Unterschied zwischen Kuh- und Stierkalb. Letzteres zeigt sich in seiner Stellung munterer, lebensfrischer, kecker, rascher, freudiger, verständiger. Alsobald äußert das Kalb den Trieb zum Trinken, und es weiß, wo es die Nahrung finden kann. Der Trieb allein nöthigte nur zum Trinken, aber nur die Sympathie zwischen ihm und dem Euter kann über den Ort, wo es Nahrung finden kann, belehren. Nach wenigen Tagen (denn bei den Thieren geht alle Entwicklung, alles Lernen, das in ihrer Natur selbst gegründet ist, rasch) steht's schon nicht nicht mehr so dumm, so vierschrötig. Es ist und bleibt aber mit dem Kopfe gegen die Erde gebildet, und von etwas Höherm zeigt sich nicht einmal die leiseste Spur, doch kennt es die Mutter, und ist ihr mit Anhänglichkeit zugethan. Bald merkt es, daß es im Nothfall eine Waffe am Kopf habe oder bekomme, das Stierkalb merkt es viel früher. Noch ist ihm die Welt völlig gleichgültig; es hat keine Neugier, und Stall und Wiese sind ihm Eins. Es schaut sich nie um, sondern läuft und schaut immer gerade aus. Am ehesten fürchtet's den Hund; es ist als ob es eine Ahnung habe. Es macht auch, weil es jung ist, Luftsprünge, ungefähr so wie eine Fliege, der man den Kopf abgerissen. Sie gerathen ihm sehr übel, und geben nur seinen gänzlichen Mangel an ästhetischem Sinn, und seine Unmöglichkeit, tanzen zu lernen, kund. Der witzige Lichtenberg sagt, daß er einmal in seiner Jugendzeit eins zu etwas habe abrichten wollen (vielleicht zum Apportiren), es sey jedoch durch den Unterricht nur immer dummer geworden. Das wird wohl und um so eher wahr seyn, wenn er es zu etwas, das seiner Natur entgegen war, zwingen wollte. Es merkt nichts, und es ist uns auch kein geistiges Reizmittel bekannt, durch welches auf es eingewirkt werden könnte.

Alle Freude ist in der Seele. Aber seine Freude ist nichts als ein Luftsprung, ein Augenblick, hört plötzlich wieder auf, fängt wieder plötzlich an. Es muß in ihm eine geistige Triebfeder ohne irgend einen Zusammenhang der Wirksamkeit weder im Denken noch Empfinden, eben wie in einer Fliege ohne Kopf, wirken, und dann sogleich wieder nachgeben. Elasticität hat seine Seele beinahe keine. Seine Freudebewegungen gehen gedan-

kenlos immer auf die Seite, und beinahe nur mit seinem Hinterkörper, was ebenfalls nicht zu seiner Ehre dient. So machen's auch undelicate Menschen, diese jedoch im Aerger und Stolz. Den Menschen, der es im Stalle besorgt, lernt es kennen, zeigt aber nur Spuren von Anhänglichkeit. Doch nein! Es läuft dem Fütterer nach als wie ein gutes Hündchen. Er kann es mit der vorgehaltenen Hand und mit dem guten Worte locken. Nicht Jeder versteht das Kalb, und es versteht auch nicht Jeden. Es gibt Männer und Weiber, denen jedes Kalb a prima vista stundenweit nachläuft, andern aber keinen Schritt. Es läuft hart auf der Ferse nach, nur darf man es nicht stören; es wird leicht verwirrt. Es ist also etwas Verwirrbares da. Offenbar jedoch wirkt auch hier noch etwas Sympathetisches.

In seinem Auge ist kein Verstand, und den Blick des Menschen hält es ohne Bewußtseyn aus, weil sein Augengeist vom Augengeist des Menschen gar zu weit entfernt ist. Fast seelenlos ist sein Geblöck, mit dem es nur nach Futter ruft, der Mutter ein Zeichen gibt und Schmerz ausdrückt, demnach doch drei verschiedene Stimmen hat. Wenn sich nicht einmal in der Sprache eine Seele kund thäte, so thäte sie sich durch gar nichts kund, und eben die Sprache ist's, durch die auch das Menschenkind zu allervorderst eine Seele anzeigt. Die Anzeige ist laut, und kann von vielen auf einmal gehört werden. Wie eine Schildkröte kann das Kalb über einen Abhang hinausgehen, und kein Stand erscheint ihm als Capo finis terrae (Weltende). Dumm fährt's auch in die Wand. Wird es zum Tod bestimmt, nachdem es kaum sein Daseyn einige Wochen genossen hat, und zum Schlachthaus durch Hunde gehetzt, so läuft es immer gerade aus hinter dem Schlächter, und von dem Hunde, seinem wüthenden, bellenden, lechzenden, wie ein Satan durch Bogenläufe den Rückweg stets verrammelnden Hunde, ganz willenlos getrieben. Gebissen, blöckt es nur, und verliert erst noch seinen wenigen Verstand. Man sagt, daß, wer in gewissen Fällen nicht seinen Verstand verliere, gar keinen habe. Deutlich wird wahrgenommen, daß das Kalb in Verlegenheit noch dummer thut. Stierkälber setzen sich wirklich bisweilen dem beißenden Hunde plötzlich entgegen, und zeigen ihm den Kopf, rennen ihn an, und der Hund flieht erschrocken, oder sie nehmen den Reiß-

aus, rennen dann aber doch dumm hin und her. Allerdings ist das Thier noch sehr jung, und kann im Stalle die Gefahren, die Verlegenheiten, die Gänge und Ecken der Welt noch nicht kennen gelernt haben, sein sogenannter Instinct leitet es nun einmal gár nicht. Etwa einmal kann sich ein gescheidteres selbst ein wenig rathen und helfen, doch ohne alle und jede List. Am Schlachthause angebunden, ahnt es, mitten im Blut wie in einem Schlachtfelde stehend, nicht, was seiner wartet. Wird ihm, nach unserer heillosen Manier zu tödten, das Messer in den Hals gestoßen, so bemüht es sich nicht, sich dem Messer zu entziehen; es arbeitet mit den Füßen nur gedankenlos auf die Seite, horizontal, und stirbt, so zu sagen, ganz im Dunkel, unwissend was ihm geschieht. Es war aber auch noch gar zu jung. Wie würde sich ein Mensch, der nur etliche Wochen oder Monate alt, jedoch so groß und stark als ein Kalb wäre, unter dem Messer benehmen?

Läßt man es leben, so wird allmählich etwas Ordentliches aus ihm. Seine Stellung wird immer anständiger, seine Bewegung minder dumm, und es lernt seine Glieder besser benützen. Es wird zur Kuh oder zum Stier. Beide sind beträchtlich gescheidter, als sie als Kalb gewesen. Ihr Empfindungs- wie ihr Willens- und Denkvermögen haben in der Erziehungszeit nicht wenig gewonnen. Erwachsene Rinder heben den Kopf höher, und stehen nicht mehr so geschmacklos (kälbermäßig). Sie freuen sich, wenn sie aus dem Stalle auf die Wiese kommen, eine kleine Weile sehr, und ihre Sprünge haben dann etwas Zusammenhängendes, rennen aber in ihrer erwachten Natur und ihrem Freiheitsgefühl doch ganz närrisch in allen Richtungen, und wenden sich oft plötzlich. Ihre Bewegungen geschehen nicht in der Schönheitslinie oder im Bogen, was bei allen wilden Thieren der Fall ist, die daher stets in der Richtung der Sehne geschossen werden müssen, sondern in lauter abgebrochenen Linien. Die Kuh ist doch nur das vervollkommnete Kalb. Auch sie bewegt den Hinterleib vorzugsweise, und hebt in der Freude den Schwanz empor. Nach kurzer Springfreude senkt sie den Kopf und fängt zu fressen an. Der Jubel ist vorüber. Etwa einmal noch hebt sie den Kopf höher, schaut umher, schaut vorwärts, brüllt schnaubend die Welt an, und —

frißt wieder. Der junge Stier zeigt in allem diesem mehr Lust und Freude, mehr Ausdauer und Gewandtheit.

Der Geschlechtstrieb bringt alle Pflanzen und Thiere zur Blüthe. Im Thier muß er viel wirken. Er ist nicht nur im Physiologischen, sondern eben sowohl im Psychischen ein großer Lehrmeister. Physis und Psyche sollen Parallellinien seyn. Im Rind bildet er wie in allen höhern Classen Gegensätze. In der Kuh bewirkt er Mutterliebe. Sie freut sich ihres Kindes, sie leckt es, sie sucht es, sie brüllt, wenn es ihr weggenommen worden. Es treten hier jedoch schon Idiosynkrasien auf, denn die eine ist über den Verlust beinahe untröstlich, die andere tröstet sich augenblicklich wieder. Ist das Kalb sechs bis acht Wochen alt geworden, so — kennt sie es nicht mehr, wenn sie es etwa wieder sieht. Es ist nicht nöthig, denn sie kann es nicht erziehen, und Achtung vor ihr ist im Kalb gegen sie ebenfalls nicht nöthig. Die Mutter fühlt auch kein Mitleiden, sie kann ihr Junges vor ihren Augen schlachten sehen. Sie merkt nicht, was geschieht. Gleich unmitleidig sieht sie auch ihre Mitkühe und Camerädinnen schlachten, doch scheint in einigen sich wirklich ein wenig Mitgefühl und eine Art Schauer zu regen. Auffallend und gegen alle Lehre vom sogenannten Instinct ist die Wahrnehmung, daß viele Kühe, die das erstemal gebären, mit den Jungen nicht recht umgehen können, sich ganz ungeschickt gegen sie benehmen, lernen müssen und können, und bei den folgenden Geburten sich verständiger benehmen. Im Stiervater regt sich für sein Kind keine Spur von Theilnahme, wie er auch nach der Begattung keine Theilnahme für die Kuh zeigt. Er benimmt sich ganz so gegen beide, wie J. J. Rousseau vom Menschenmann und Menschenvater sagt. Er befriedigt sich, und — aus den Augen, aus dem Sinn! Leider kommt solches auch unter Menschen vor, und leider! lieben manche Eltern, besonders Väter, ihre Kinder nur, so lange sie sie bei sich im Hause, am Fütterungsorte, haben. Man sollte auch kaum glauben können, wenn es nicht die Erfahrung ganz bestimmt sagte, daß die Kühe vor ihrer Niederkunft Angst haben, daß sie merken, es stehe ihnen etwas Schmerzhaftes und Gefährliches bevor, daß sie gern und mit Verstand menschliche Hülfe annehmen, und zum Menschen kommen, damit er ihnen helfe.

Sie arbeiten dann dem Geburtshelfer ordentlich in die Hände, jedoch lernen sie auch dieses erst allmählich.

Die Kühe kennen einander wohl. Sie haben viel Form- und viel Farbensinn. Wird zu lauter braunen eine weiße gebracht, so hassen sie sie. Weiße und schwarze Menschen machen es bisweilen auch so gegen einander. Noch mehr hassen sie die rothe, und nehmen sie nie zu Gnaden an. Sie stoßen sie, sie lassen sie auf der Weide allein stehen, sie fliehen und verfolgen sie. Diejenigen, die einander wohl leiden mögen, stellen sich auf der Weide gesellig zusammen und lecken einander; das Lecken ist ihr Kuß. Wird die Hälfte eines Sennthums von der andern getrennt und anderswohin auf einen Weideplatz gebracht, nach wenigen Tagen eben dahin auch die andere Hälfte — augenblicklich rennt die erste der andern ankommenden freudig im Sprunge mit aufgehobenem Schwanze entgegen, und ihre Freude dauert eine Weile. Laut brüllen sie in Freundschaftslust. Unläugbar ein angenehmes Schauspiel, das sich einem menschlichen nähert! Aber eben so wahr ist, daß die Kühe durch Entwicklung ihrer Seele mit Hülfe des Umgangs und der Zeit solches lernten, denn an Kälbern wird keine solche Freundschaft für einander wahrgenommen. Doch ist ihr Gedächtniß für einander ja nicht dem des Pferdes gleich zu setzen; der Unterschied ist außer allem Verhältniß groß.

Wenn die ankommende zweite Hälfte eine Schellenkuh bei sich hat, so thut sich auch der Tonsinn an den wartenden schnell kund. Sie kennen ihre Heerglocke wohl, sie hören demnach nicht nur überhaupt, d. h. Stärke und Schwäche des Tons, was sich bei so vollkommnen Thieren von selbst versteht, sondern sie unterscheiden auch, was nicht bei allen der Fall ist, Höhe und Tiefe, und sind demnach einigermaßen musikalisch. Eben die Wahrnehmung, wenigstens eines Anfangs eines musikalischen Sinns, muß zur Einführung der Glocken für die Heerden Veranlassung gegeben haben. Sie werden auch im Concert, d. h. einem mannichfaltigen Schellenklang, freudiger. Ihr Gedächtniß bewahrt den Ton wohl, denn sie erkennen ihn augenblicklich.

Sie hassen nicht nur widerfärbige Kühe, sondern auch andere Dinge, und sind schon vielen Hasses und vieler Liebe fähig. Sie hassen einzelne Kühe, wenn sie auch nur aus einem

andern Stalle sind, nehmen hingegen andere nach dem geheimen Gesetze der Wahlverwandtschaft oder Sympathie, das sich auch in vollkommnern deutlich ausspricht, schnell zu Freundschaft an, und zwar so, daß die eine Kuh dieser oder jener verhaßt, irgend einer andern dafür recht lieb ist. Man sagt, es komme darauf an, mit welchen Augen man etwas ansehe. Die einen sind auch gegen Menschen oder nur gegen gewisse Menschen sehr freundschaftlich, andere widrig, gehässig, bissig. Den Hund, wenn er in den Stall kommt, sehen sie mit großen Augen an, sich gegen ihn wendend, und einzelne schlagen unerwartet aus. Fürchtend und hassend rennen viele, manchmal alle, auf der Weide oft von weitem her im Sturme auf ihn los. Flüchtet er sich zwischen die Beine seines Herrn, so setzen sie zwar diesen ebenfalls in Verlegenheit, doch nicht leicht verletzen sie ihn selbst. Alles Thier hat Achtung vor dem Menschen; je vollkommner es ist, desto größere. In der Schnecke kann vor dem Menschen keine Achtung seyn, denn nur der Geist merkt den Geist. Diese Achtung vor dem Menschen, nicht aber die leichte Ruthe oder auch der schwere Prügel ist's, der eine ganze Heerde einem einzigen Manne, oder gar einem achtjährigen Buben oder Mädchen entweder willig oder doch nur muthwillig unterthan macht. Und diese Achtung mit Neugier, welche die Kühe allmählich im Umgang mit der Welt profitirt haben, und die nun einmal Aeußerung von Intelligenz und Anfang von Wißbegier ist, ist's, die sie bisweilen von der Weide zur Straße treibt, die Vorbeigehenden zu beschauen. Je reicher, blendender diese sind, desto mehr schauen und staunen sie. Daher der Ausdruck „etwas anschauen, wie eine Kuh ein neues Thor.“ Der Ausdruck ist gut gewählt. Haben sie die bunten Vorbeigänger eine Weile angeschaut, so trollen sie wieder davon.

Auch auf sie äußert die Gewohnheit großen Einfluß, indem sie in ihnen Anhänglichkeit und wahres Schweizer-Heimweh hervorbringt. Sie gewöhnen sich an eine Gesellschaft, an einen Stall, an eine Alp, und man hat Kühe, die einen geliebten Stall verlassen mußten, helle Thränen weinen gesehen. Die Sache ist außer Zweifel, und nur deßwegen Manchem unglaublich, weil die fühlende und verständige Kuh neben dem gefühllosen unverständigen Kalbe steht. Es gibt unter den Kühen

empfindsamere und gröbere. Wir sehen, daß die einen durch gute Worte, andere nur durch böse oder gar durch Prügel gezogen werden können. Liebkosungen haben viele gern, und sie kommen zum Bekannten auf der Weide, um sich liebkosen zu lassen. Im Frühjahr erwarten sie die Zeit der Wanderung in die Alp mit Ungeduld. Sie erinnern sich dann des Weges vollkommen. Sind sie auf der Maienalp angelangt, so bleiben sie, denn sie kennen sie; kommt die Zeit der Wanderung weiter hinauf, so sind sie gemüthlich schon dazu bereit. Interessant und ihrer psychischen Stufe ganz angemessen ist ihr Benehmen auf der abgeätzten Weide. Nähern sie sich etwa der benachbarten, noch grasreichen Wiese, so schauen sie neu- und lustgierig über die Hecke. Hindert sie eine hohe grüne Hecke, so wenden sie sich bald wieder um; besteht sie aber aus Stangen (Lattenhag), so setzen sie, wohl wissend, daß ihre Kraft nicht, wie beim Pferde, das herüber springen kann, im Fuße, sondern in ihrem Horne liegt, ihre Gabel an, unterlupfen die obere Stange, werfen sie ab, und schreiten gemächlich herüber. Hilft das Abwerfen der ersten Stange nicht, so setzen sie auch an die zweite an. Ja, es gibt solche, die immer nicht auf das Ihrige, sondern auf das sehen, was des andern ist, immer Fremdes, selbst wenn es minder werth ist, dem Eignen vorziehen, und über die Hecken steigen. Man nennt sie hagläufig, und setzt ihnen ein Brett an die Stirne. Spuren des Diebsinns! Was ihr starkes Rufen, das weit über die größeste Weide erschallt, bedeutet, ist schwer auszumitteln. Entweder ist's Ausdruck einer Empfindung, eines Wollens, einer Vorstellung, oder sie wollen nur ihre Stimme probiren, wie es bei Kindern der Fall ist.

Schneller Empfindung sind sie nicht fähig. Ihre Affecten sind nur schmelzend, nicht rüstig, außer in der Krankheit, sey es des Leibes oder der Seele. Es kommen in ihnen sogar unnatürliche Triebe vor. Wir sprechen nicht davon, daß sie einander etwa besteigen, sondern daß sie die Streu, die Krippe, an nahestehenden Personen heraushängende Taschentücher, Frauen die Röcke anfressen, was etwa einmal eine Dame erschreckte. Doch sind sie gar nicht so vielen Seelenkrankheiten als Hunde und Pferde unterworfen, und ihre Seele geht meist wie ihr

Körper einen sichern ruhigen Gang. Es muß jedoch möglich seyn, ihre Seele irre zu leiten, denn sie können erschreckt werden, und sind der Furcht ziemlich zugänglich. Außer durch einen Schreckensgegenstand kann man sie nicht täuschen, und das hohe Vorrecht, irren zu können, ist ihnen nur in sehr geringem Grade gegeben. Hierin stehen sie also sogar den vollkommnern Vögeln nach.

Man weiß, daß sie den Wolf, den Bären und die Bremse als Feinde, Krähenarten als Freunde kennen, erstern schnaubend entfliehen, und dann etwa verfallen, im Nothfall vereint dem Wolf und Bären die Hörner weisen, der hackenden Krähe gern stille halten, und also geduldig selbst schmerzende Operationen still bestehen. Sonderbar empfinden sie Erdbeben und Witterungsveränderungen vor, und die Hirten weissagen eben aus den Kühen. Sie sind demnach noch somnambulistisch. Ziegen, Katzen, Hunde, Pferde sind es nicht oder kaum mehr. Dem Feuer sind auch sie abhold. Es erschreckt sie heftig, sie benehmen sich aber dabei verständiger und lassen sich retten. Schwerer lernen sie die verschiedenen Menschenstimmen als die verschiedenen Farben kennen. Ruhig hält ihr Auge den Blick des Menschen aus. Sie merken nichts davon. Auch sagt ihr Auge dem Menschen beinahe nichts. Sie müssen aber doch im Menschen etwas sehen, was wir nicht bestimmen können. Jedes Thier schaut den Menschen eigen an, wie auch jeder Mensch das Thier und jeden Menschen eigen anschaut.

Man kann sie Einiges lehren, aber nicht viel. Man kann sie an den Pflug spannen, an die Egge, den Wagen u. s. w. Sie sind auch schon in Fabriken ins Tretrad abgerichtet worden. Dieses zeigt sowohl Willigkeit zu lernen als Verstand, denn viele Säugethiere könnte man es nicht lehren, und einige wollen es nie lernen. Sie ziehen und treten ganz ruhig und verfehlen den Tritt und Tact nicht, haben demnach für die Zeit feines Gefühl. (Kälber sind dazu noch unbrauchbar.) Sie ziehen am Pflug und Wagen gar solid, langsam und deutlich, denn wie einer ist, so thut er auch. Nur wunderselten gehen sie mit Pflug und Wagen durch. Sie sind gutwillig, und wollen beim Ziehen auf einmal Alles, aber ihre Kraft ist kleiner als ihr Wollen, so daß sie bald nachgeben müssen.

Alles Geläute [illegible] zu hören. Die mehr im Freien als im Stalle leben, [illegible] auf. Auch das Thier ist zur Freiheit bestimmt, und die Freiheit thut ihm wohl. Freiheit und Sonne und frische Luft, blauer Himmel und grüne Speise sind große Freuden für alle lebendige [illegible]. Die Alpen- kühe lernen ihren [illegible] [illegible] kennen, und [illegible] freuen sich bei seinem [illegible], sie werden [illegible] beim Glocken- klang, sie [illegible] weniger, sie [illegible] miteinander ver- träglicher im Spaß und Ernst, und wenn auf der Alpe [illegible] wir sehen, daß man die Kühe [illegible] und [illegible] Verhältnisse haben. Bei aller ihrer Sanftmüthigkeit und Liebe zu einander, [illegible] werden sie sich oft [illegible] [illegible] wenn sie einander [illegible] haben, [illegible] [illegible] einander [illegible] rufen, gehen und stoßen sie einander mit [illegible] Stirne, doch nie mit ihren [illegible], sondern nur so wie [illegible] übel gewöhnte, aber muthwillige Buben, die nur um der Kraft- übung willen kämpfen. Lange [illegible] sie von einander [illegible] ten Kreises, die Seiten [illegible], als ob sie sich [illegible] [illegible] wollen. Sie schauen einander [illegible] nicht, wie die menschlichen Fechter thun, in die Augen, sondern nur zur Erde. Der gan- ze Sinn ist in solchem Augenblicke nur Stoßkraft. Hat die eine die andere zurückgedrängt, so macht's der überwundenen gar nichts, sie schämt sich im mindesten nicht und ärgert sich nicht. Ihr Ehrgefühl ist schwach. Sie trollt sich auf die Seite, senkt den Kopf und frißt wieder. Und die Siegerin zeigt nicht den mindesten Stolz, nicht eine Spur von Freude. Auch sie fängt sogleich wieder zu grasen an. Einzelne sind besonders streitlustig und äußern großen Muth mit Hartnäckig- keit. Sie müssen den Streit lernen, denn ihre ersten Kämpfe sind noch kalbartiger, ungewandter. Der Kampf erhitzt sie. Sie ziehen sich dann unter Bäume in den Schatten oder ins Wasser. Sie gehen aber auch sonst bei brennender Mittagshitze ins Wasser bis an den Bauch, alle miteinander. Weil jedoch in solchen Thieren der Anfang aller höhern Dinge ist, so fühlt die Heer- kuh mit ihrer großen Glocke sich allerdings größer als jede andere, was man aus ihrem feierlichen Schritte erkennen mag, auch gestattet sie nicht, daß irgend eine andere Kuh ihr voran-

gehe; wollte eine, ebenfalls mit einer Heerglocke, voran, so gäbe es augenblicklich Zorn und Streit.

Man sieht, daß des Thieres Fähigkeit zur Ehrliebe gesteigert werden kann oder sich von selbst steigert. Schade, daß die Kühe im Stalle nicht auch für die Reinlichkeit ehrliebend sind. Wie weit sind sie hierin hinter den Katzen!

Ihr Gesichtssinn ist nicht scharf, ihr Geruchsinn ist schärfer, ihr Geschmacksinn sehr fein. Sie machen einen großen Unterschied zwischen den Futterarten. Futter, das sie nicht wollen, kann man ihnen nur schwer, nur durch Künste beliebt machen. Sie unterscheiden die Wasser genau. Bisweilen ziehen sie eines dem andern entschieden vor, wenn auch das von ihnen vorgezogene nicht so klar ist, wie das andere. Sie unterscheiden hartes und weiches. Ihr Gehör reicht ziemlich weit. Betastungssinn bedürfen sie nicht. Ihre Füße sind nur zum Tappen, und ihre Haut hat wenig Allgemeingefühl. Schläge fürchten sie daher nicht besonders. Im Stalle und auf der Weide liegt keine Kuh gerade so wie die andere. Jede ist darin ein eigenes Wesen. So sitzt und liegt kein Mensch gerade wie die andern, und jeder hält selbst seine Beine eigen.

Der Kopf der Kuh ist gar nicht unschön gebaut, aber die Stirne bietet eine allzugroße Fläche dar. Das Auge ist groß und angenehm, die ganze Haltung der wohlgesättigten gar nicht übel. Aber viel vorzüglicher als die geistigste Kuh ist der Stier. Er hat viel mehr Körperkraft, schärfere Sinne, mehr Kraftgefühl, Muth, Gewandtheit, Raschheit. Seine Bewegungen sind freier, bogenförmiger, er steht heroischer und schaut viel frischer in die Welt. Er schaut mit Verstand um sich. Er ist ein gewaltiger Beschützer seiner Heerde. Er geht auf den Feind: Bär, Hund, Mensch mit Kraft, ordentlich einherschreitend, los, senkt den Kopf tiefer, brummt furchtbar tief und hohl im dritten Basse unten, erfaßt ihn mit seiner mächtigen Gabel, und wirft ihn mit Einem Ruck des Kopfes und Halses rückwärts über sich hin. Einen fremden Bullen leidet er bei seiner Heerde nicht. Er kämpft mit ihm auf Leben und Tod. Er hat schon Sinn für Eigenthum, denn dafür hält er seine Weide, seine Alp, seine Kühe. Als Mensch, Mann, würde er sagen: mir gehört sie, mir dieses Harem!

Stolz spaziert er herum, und schlägt mit seinem starken Schwanze, dessen Wedeln den Menschen fast entzwei schlägt, seine breiten Rippen. Er hat viel mehr Eigenwillen und Eigensinn als die Kuh. Wenn er nicht will, so will er nun einmal nicht. Im Stalle erzogen, wird jedoch auch er dummer, und bleibt wie Kaspar Hauser mit seiner Intelligenz weit zurück, lernt dann aber dem Menschen ein williger und geschickter Knecht seyn, zieht ebenfalls Pflug und Wagen, doch nicht so willig wie die Kuh, dafür stärker und anhaltender. Mehr eigenen Gedankens und Willens geht er öfter als die Kühe durch. Manchmal ändert er seinen Willen völlig unerwartet. Ist er seiner Arbeit einmal Meister, so folgt er dem Wort. Zieht das Pferd, wenn ihm „Halt" gerufen wird, noch einen Schritt oder noch ein paar Schritte, oder tritt es zurück, . . . nicht so der Stier. Er zieht nur bis zum Haltruf. Augenblicklich steht er still, wie eine plötzlich versteinerte Stabilität. Wird nicht gerufen, so zerrt er Wagen und Pflug durch alles Widerstrebende. Die Kuh gibt aus Schwäche nach, das Pferd aus Verstand. Gibt's Pferd nicht nach, so gibt's aus Munterkeit nicht nach, der Stier aus Kraftgefühl; die Kuh gibt immer nach. Das Pferd rechnet, und will seine Kraft nicht unnütz verschwenden. Gewiß zieht der Stier lieber mit seinesgleichen, als mit einem Pferde. Ihre Schritte sind ungleich, weßwegen schon Moses ein solches Zweigespann verboten hat. Sie passen nicht zusammen, denn nie sieht man auf Weiden Pferde und Stiere mit einander spielen. Gleiches zu Gleichem! Anders kann man nicht addiren. Mit seinesgleichen, mit gleichen Gemüthern, arbeitet man lieber, und auch dem Thier sollte man die Arbeit lieb machen. Der Stier läßt sich so willig das Joch als das Pferd den Kummet auflegen, und scharrt und brüllt am Arbeitstage (so groß ist auch in ihm die Macht der Gewohnheit) darnach. Er will etwas thun. Die Menschen merken das oft nicht. Je höher das Thier, desto größere Lust nicht müßig zu seyn. Die Kuh, die allerdings eine andere Bestimmung hat, und dieser ihrer Bestimmung gemäß anders behandelt werden soll, liebt das Futter und die Ruhe mehr als der Stier, der so recht eigentlich lustwandeln, und das Futter unterdessen stehen lassen kann. Er ist darin dem Haushahn

gleich, die Kuh der Henne. Den Blick des Menschen unterscheidet auch er nicht (das können nur wenige Thiere), doch spricht sein Auge mehr Leben, als das der Kuh. Sein Kopf ist edler und runder als der Kuhkopf. Poetisch ist keiner von beiden gebaut. Es wird nicht viel Einbildungskraft darin seyn, darum wird nicht viel Träumens an ihnen wahrgenommen; eher noch träumt der Stier.

Wie ganz anders wird der Stier durch die Entmannung? Wie ruhig, langsam, muthlos, schwerfällig, zum Kampfe ungeneigt und ungeschickt! Sein Lebensfeuer ist hin. Er ist in der Jugend schon zum Halbwesen, zum Greis gemacht und Unnatur geworden. Ein Stier ist furchtbarer als eine ganze Heerde Kühe und Ochsen. Auf den Alpen kommen letztere zum Reisenden, und umschnobern ihn, suchen Brod bei ihm, wollen mitmahlzeiten, denn das Rind frißt gern die Menschenspeise. Ein derbes Wort, eine Hutschwenkung verscheucht sie alle. Sie kommen jedoch bald wieder. Kaum ist ihnen vom frühern Zustande etwas Geistiges als die Neugier geblieben. Sie sind kuhartiger geworden. Die Kuh ist neugieriger als der Stier, kindischer, weiblicher. Die Kuh ist Phlegma mit Sanguinismus, der Stier Cholerismus mit Phlegma, der Ochse nur Phlegma. Wenn wir vom Menschen oben herunter sehen, so steht das Rind tief, wenn wir von unten herauf sehen, hoch.

Im Alter tritt das Geistige auch im Rinde zurück, und die leibliche Ruhe fängt an allmählich das Liebste zu werden. Man läßt es jedoch nicht alt werden. In Krankheiten benimmt es sich geduldig. Wird es zum Schlachthause geführt, so äußert es anfangs keine Besorgniß. Es hat in seinem Leben vielleicht vielmal seinen Aufenthaltsort ändern müssen. An manchen Rindern, besonders Stieren, nimmt man ein dunkles Vorgefühl, ein Gefühl der Unheimlichkeit wahr, wenn sie Blut und Todte sehen, ein Gefühl das in vollkommnern Thieren noch stärker auftritt. Man schlägt es vor den Kopf, der Schlag betäubt seine Seele, verwirrt sein Selbstgefühl, es sinkt. Das eine, je nach seinem Naturell, schüttelt, wenn es nicht recht geschlagen worden, nur den Kopf, das andere wird plötzlich rasend und reißt furchtbar aus, doch ergreift's nicht den Thäter. Es kennt oder übt keine Rache. Wieder eingefangen,

will es nicht mehr zum Schlachthause, es hat augenblicklich erkannt, was seiner daselbst wieder warte. Der Stier fällt ästhetischer als die Kuh. Aus dem Stich in den Hals fließt das Blut still und stumm. Sein Tod ist nicht unwürdig. Was regt sich in ihm im Sterben? Verrinnt sein Geist und sein Schicksal mit dem Blute und dem Tode selbst?

So sind unsere Rinder je nach Alter, Geschlecht und Aufenthalt. Wie nun einmal aber jedes Land eigene Menschen und Menschenseelen bringt, so bringt es auch eigene Thiere und Thierseelen, und modificirt sie nach dem Klima u. s. w. Man sagt z. B., daß die Stiere am Jura viel gutmüthiger seyen als die im Toggenburg. Wie ganz anders ist der stolze, zornmüthige, rachsüchtige Andalusier, der zu Stiergefechten mißbraucht wird? Wie anders der romanesische mit seiner Wuth, wenn er ausbricht? Wie anders der amerikanische Büffel mit seiner unbegreiflichen Ruhe, der Büffel des Caps mit seinem buchstäblich eisernen Eigensinn, und dann wieder der geistigste von allen in Indien, der von den Gauklern zu allerlei Künsten, zu welchen unsere Stiere gar nicht taugen, oder wenigstens nicht zu taugen scheinen, abgerichtet wird? Der Gaukler legt sich auf den Rücken, stellt sich ein becherförmiges Gefäß auf den Bauch, und der Stier steigt darauf. Kaum haben seine vier Füße Platz. Nun wird ein zweiter Becher allmählich unter die Füße des Stiers geschoben. Das Thier muß zuerst nur einen, dann zwei, dann drei, endlich alle vier Füße auf diesen obern stellen. So schiebt man ihm drei bis vier Becher unter. Welcher Gehorsam des Thiers im Aufheben der Füße, welche Sorgfalt, um nicht herunter zu fallen, und den Mann auf dem Boden nicht zu zerquetschen u. s. w. Dann entzieht man ihm allmählich wieder einen Becher (oder abgekürzten Kegel) nach dem andern, bis es wieder auf dem untersten steht, und von diesem auf die Seiten schreiten kann. Immer muß das Thier sinnen, immer seine Aufmerksamkeit auf Einen Punkt lenken, seine Füße und Schritte, ohne sie zu sehen, im Steigen und Sinken, vollkommen in seiner Gewalt haben. Es leistet hierin buchstäblich, was der Mensch leistet, der über dem Kopf und hinter dem Rücken auf seiner Geige spielen kann. Es ist unglaublich, was das Thier leisten und was man es

lehren kann, wenn man einmal seine Seele ausgekundschaftet hat, und sich die Mühe, es recht und gründlich zu lehren, geben will. Aber nicht alle Stiere können solches lernen, und nicht alle Menschen solches lehren. Es muß auch hier wieder an ein sympathetisches Verhältniß, eine eigene Geschicklichkeit in der Seele des Inders gedacht werden. Es gibt menschliche Bienen-, Fisch-, Schlangen-, Vogel- und Stierseelen, nur Wurmseelen nicht; doch kann es auch solche geben. Aber um so auffallender ist diese Leistung und solch ein Unterricht, weil wir im Stier gar keine Neigung zum Steigen und Klettern wahrnehmen. Der Hund hätte es bald, noch bälder die Katze, am bäldesten die Ziege, ja wenn sie wollte, gelernt! Wir müssen jedoch annehmen, daß im indischen Rinde nur irgend Eine Gabe des Rindes gesteigert sey. Wesentlich verschiedene Eigenschaften wird kein Rind irgendwo haben, denn jede Thierart nimmt nur Ein Departement, Eine Provinz des Globus der Psyche in Besitz.

Die Ziege ist, wie das Rind und das Schaf, zweihufig und kaut wieder wie diese, doch ist sie psychisch weit von ihnen verschieden. Vieler äußerer körperlichen Anhänglichkeit wegen in den Füßen und Zahnbildung stellten manche Naturforscher sie zu den Schafen, sie haben aber so verschiedene Seelen, daß diese Zusammenstellung, weil auch die Seele Natur ist, geradezu unnatürlich genannt werden kann. Die Ziege ist ein in ihrer Seele so eigenes Wesen, daß sie, wie jede vollkommnere Thierart, eine ganz eigene Classe bildet. Sie sieht nicht wie irgend ein anderes Thier aus, ist jedoch am allernächsten im ganzen Körperbau mit der Gemse verwandt. Irgend ein eigener Körpertheil, so ist der ganze Körper eigen, irgend eine Seeleneigenheit, so ist die ganze Seele eigen; ein Punkt, der leiseste Anfang einer neuen Eigenschaft oder Kraft, so ist das Thier ein Neues!

Die Ziege (Gais) (jung Gizi, Chizi, Kitzlein, Zickelchen genannt), kommt mit unverhältnißmäßig langen Beinen auf die Welt. Ihr Oberkopf tritt sehr stark hervor. Sie scheint zum Springen und Stoßen bestimmt zu seyn. Ihr Maul ist fein und wohlgebildet, und zeigt schon am ungebornen, aus der todten Mutter herausgeschnittenen, den Muthwillen an,

den es haben soll, wie das Maul des noch ungebornen Rindes Dummheit, und das des Pferdes Muth ausspricht. Nach wenigen Stunden macht sie schon muntere Sprünge und will schon klettern. Ihre Stimme ist fein und sehr kindisch, wenn die des Kalbes altdumm ist. Wird dem Zickelchen im Schlachthaus mit dem Messer mörderisch der Hals aufgeschnitten, so blöckt es zum Täuschen wie ein Kindlein. Kinder lieben die jungen Schafe ihrer Gutmüthigkeit wegen, aber mit den muntern Ziegen haben sie mehr Freude. Sie sind den Kindern, namentlich den Buben, ein wenig ähnlicher, und lassen viel eher mit sich scherzen; sie merken sie besser, wenn das Schaf vom Scherzenwollen des Kindes nicht das Mindeste merkt.

Die Ziege ist gewandtern Körpers als das Schaf, das nur so eine Art Wollsack ist, sie steht gescheidter, ihre Bewegungen sind rascher, sie hat ein lebhafteres Auge. Sie trägt ihre Nase höher, ihre Ohren richten sich auf, ihr Gang ist angenehmer, wenn ihr Euter nicht überfüllt ist.

Gern schreitet sie voran, ist kühn und scheint gar keine Gefahr zu ahnen. Sie kann nicht leicht erschreckt werden. Erschreckt mäkert sie nur, und — verwundert sich ein wenig. Kühn und frei steigt sie überall hin, und fragt nicht, und wartet auf keine Antwort noch Erlaubniß, und gibt darum ihrem Hüter wie ein ungezogener oder doch muthwilliger Bube oder Straßenjunge viel zu schaffen. Eben darum ist sie, wie ein Alpensohn und Hirtenbub der Gebirge, so geschlacht (zahm), freundlich und dem Menschen so anhänglich, jedoch ohne von der Freiheit etwas aufzugeben. Für Liebkosungen ist sie viel empfänglicher als das Schaf, und sucht den Menschen darum auf, wenn hingegen das Schaf ihn eher flieht oder ignorirt. Sie ist muthwillig, sie ist neugierig, sie ist freiheitliebend, sie hat Streitlust, sie hat einen Berg- oder Höhesinn.

Ihren Muthwillen thun ihre Sprünge und ihre Neigung sich zu boxen kund. Sie boxt wirklich nur aus Neigung sich zu äußern, ist nur streitlustig, nicht streit- oder händelsüchtig. Diesen Muthwillen theilt sie mit nicht wenigen Thieren; viele Thiere sind jedoch nur in der Jugendzeit muthwillig, aber in der Ziege hält diese Eigenschaft länger an. Kein einziges Thier hat mehr Neugierde außer noch der Pudel. Wird ein Trupp

Ziegen durch eine Stadt, ein Dorf, geführt, so geht bald diese, bald jene in ein Haus, in ein Zimmer hinein, schaut sich um, und läßt, ohne irgend einen Kummer, die Heerde weiter ziehen. Neugierig steigt sie mit den Vorderfüßen auf alles Besteigbare, und steigt etwa einmal in einem Hause bis in den zweiten oder dritten Stock. In den Gebirgsgegenden der Schweiz wird im Sommer aus den Thälern alltäglich eine ganze Heerde von 200 bis 300 Stücken in die Alpen, in die Höhen, an die Felsen, an denen die Kühe das Futter nicht abweiden können, getrieben. Abends kommt jede satt wieder heim. Ein Hirt muß oder sollte alle hüten. Aber jede geht ihren eigenen Gang, ohne Interesse für ihre Gesellschaft und deren Thun und Schicksal. Sobald sie sich zertheilen, sobald sie am Gestein zu klettern anfangen können, fangen sie es an. Es klettert etwa eine der andern nach, jedoch nicht um Gesellschaft zu haben, sondern nur in der Vermuthung, daß daselbst Futter sey, oder aber um auch zu klettern, denn bald streift sie wieder für sich allein. Diese Zerstreuung aller, diese Selbstständigkeit, veranlaßte das Sprüchwort: ich wollte lieber Gaishüter seyn, als .... und die Schwierigkeit, auch nur Eine zu hüten, die artige Legende von Christo (als fürsorgengem Gott) und dem Apostel Petrus. Es ist interessant, eine ganze Heerde an einem steilen wilden Fels wie Gemsen und Eichhörnchen herumklettern zu sehen. Einzelne tragen Schellen. Man sollte jeder eine anhängen, um sie, wenn sie sich verlaufen, oder verklettern, wieder eher finden zu können. Wenn die Schellen- oder Heerkuh sich Größeres fühlt, so fühlt die Gais der Schelle wegen gar nichts. Ihr Tonsinn ist viel schwächer. Die Ziege ist aber überhaupt ohne allen Stolz noch Eitelkeit. Der schönste Schmuck ist ihr völlig gleichgültig. Sie ist nicht Pferd. Sie ist nicht um anderer willen da, und will in der Gesellschaft nichts gelten. Sie ist für sich. Wir entdecken in ihr auch keinen besondern Farbensinn. Ihr sind alle Farben gleich. Nimmt sie auf ihre Gespielen nicht einmal viel Rücksicht, wie viel weniger auf die mit ihr weidenden Schafe, Rinder, Schweine. An Zeitsinn mangelt's ihr nicht. Sie kennt den Abend, vermuthlich an der tiefer gehenden Sonne, und fühlt dessen Atmosphäre. Am Frühmorgen, wenn sie auf den Berg

soll, ist sie im Stall schon wach und bereit. Sie verschläft sich nicht wie ein Kind, das, wenn's erwache, mit dem Vater reisen darf. Sie kennt J. Pauls „Nur reisen ist Leben! Beim Himmel, wenn die Sperrketten u. s. w." Die Ziege ist wie die Katze, Gemse u. s. w. vollkommen schwindelfrei, was vom Pferd nicht gesagt werden kann, das auf schmalen Bergpfaden vor Furcht zittern kann. Ihr Schritt ist sicher. Nicht leicht verfällt eine. Schafe und Rinder verfallen häufiger. Etwa einmal verklettert sich eine völlig. Dann schwebt sie wie in Lüften und blöckt und steht und schaut sorgfältig, und zehnmal meint man, sie wolle einen rettenden Sprung thun, und — immer noch wagt sie es nicht. Noth bricht auch für sie Eisen. Endlich wagt sie den salto mortale, der in tausend Fällen ein salto vitale ist. Sie kann sich auch so verklettern, daß sie die Heerde nicht mehr sehen, noch hören, noch wieder finden kann. Dann schweift sie allein herum, und findet die vorbeiziehende Heerde nur erst nach mehreren Tagen oder auch gar nicht mehr. Oder sie klettert und läuft herum, und schließt sich an Gemsen an. Dann ist ihr auch wohl. Sie läuft mit diesen und weidet mit ihnen, und überwintert bei ihnen, und bleibt bei ihnen sogar zwei, drei Jahre. Man erklärt sie dann für verschollen, „unwissend wo?" Diese Neigung zu den Gemsen, ihr sehr ähnlicher Leibes- und Fußbau, ihre gleiche Neigung zur Höhe und zum Bergleben, ihre Verwandtheit in der Geschicklichkeit zu klettern u. s. w., veranlaßte die Meinung, daß die Ziege von der Gemse stamme. Man weiß aber nichts davon, daß sie sich mit einander begatten, wenigstens ist ihre Begattung nicht fruchtbar. Hieraus ist zu schließen, daß sie doch nicht zusammen gehören, es sey denn, die Natur habe sie im Laufe der Zeiten, der Jahrhunderte oder Jahrtausende, durch die große Verschiedenheit ihrer Schicksale und Zustände: Freiheit und Knechtschaft, allmählich so weit auseinander gerissen, jedoch ist dieses kaum glaublich, weil die Ziege sich minder als irgend eines der Zweihufer zum Knecht machen ließ oder läßt. Auch haben die Gemsen eine andere Kopfform, die Gemsen pfeifen durch ihre Vorderzähne, sie halten fester zusammen, obschon auch sie einzeln viel Selbstständigkeit zeigen, sie stellen Wachen aus, was nun einmal auf andere Seelen, auf Gemsenseelen, schließen

lehrt. Daß die Gemsen viel besser klettern können, zehnmal raschere Bewegungen machen, zehnmal gewagtere Sprünge thun, und geisterartig erscheinen und verschwinden können, ist Erfahrung; darum lebt die Ziege alsdann in einer für sie sonderbaren Gesellschaft, unter lauter Professoren ihrer Künste, in der That auf einer Hochschule, in der sie gewiß nicht wenig profitirt. Doch kann sie den Lehrerinnen nie ganz gleich kommen und lernt ihnen nicht Alles ab, und der Schüler ist nicht über den Meister, weil's ein rechter Meister ist. Die Gemsen aber haben sie dann sehr gastfreundschaftlich unter sich aufgenommen, werden aber, denn sie sind gescheidt genug, bald wahrnehmen, daß die Ziege nicht etwa eine weiße Gemse sey, und an Kraft und Seiltänzerkünsten weit hinter ihnen stehe. Es geschieht, daß eine so verwilderte oder verwildert scheinende Ziege nach mehreren Jahren, wenn sie die Heerde, zu der sie früher gehörte, wieder klingeln hört und vorbeiziehen sieht, aus ihrer höhern Region, vom Heimweh zu den noch nähern Verwandten ergriffen, herunter in die mittlere zurückkehrt, und — sich wieder an den Trupp anschließt, wovon jedoch die andern nicht die mindeste Notiz nehmen. Es ist in ihnen, ungeachtet ihrer Neugierde, eine völlige Ingnorirung anderer, eine Art Weltverachtung, und kaum wird in ihnen irgend eine Anhänglichkeit an Etwas oder an Jemanden wahrgenommen. Dieses Zurückkehren deutet jedoch auf ein dunkles Gefühl, wem sie angehöre. Es ist eine Art Liebe oder Freundschaft. Blöckend läuft, eilt sie zur bekannten Heerde hin, und meldet ihre Ankunft mit ein paar Worten als einem Gruß, geht aber von Stund an wieder eigene Wege, und dann mit ins Thal hinab. Augenblicklich erkennt sie, nach mehreren Jahren, ihr Haus, ihren Stall wieder. Sie hat ein vortreffliches Ortsgedächtniß. Vielleicht, ja gewiß ist sie des Heimwehs empfänglich. Heimweh entspringt aus dem Ortssinn mit Phantasie und Erinnerungskraft. Die Alpenhirten und Alpenthiere sind ihm besonders unterthan. Beide bedürfen des Ortssinns insbesondere, weil die Welt daselbst nicht aus Menschen, sondern nur aus Orten besteht, und die nicht antwortenden Orte als Wegweiser angefragt werden müssen. Werden Gemsen ins Thal gebracht und wieder frei gelassen — sogleich sprengen sie die geliebten Höhen

wieder hinan. Ihre Phantasie treibt sie zu denselben. Es ist jedoch von den Ziegen hiemit nicht gesagt, daß sie nicht etwa noch einmal desertiren, denn durch mehrjährigen Aufenthalt auf den Höhen haben sie sich eine zweite Heimath und eine Art Verwandtschaft gewonnen. Neben ihrem Zug wieder hinauf zur zweiten Heimath wirken, in Verbindung mit ihrer Neigung zum Wechsel und Neuen, auch ihr Höhesinn und ihre Freiheitsliebe. Werden sie hingegen im Thale irgend wohin verkauft, so bleiben sie, wohin sie verkauft worden sind.

Im Thal ist ihnen Alles Eins. Sie laufen nicht an den alten Ort, wie Hunde, Katzen u. s. w. zurück, obschon sie viel Gedächtniß haben, und in dunkler Nacht Steg und Weg vortrefflich erkennen. Man kann sich aber auf sie doch niemals verlassen. Sie hassen gebahnte Wege. Sie sind Originalköpfe und Sonderlinge. Jede streicht auch da nur für sich. Sie klettern am liebsten einzeln, sind an jäher Felsenwand wohlgemuth, und gucken gerne herauf, auf die Seite, und in die Abgründe hinab, daher toscanesisch der eigenthümliche Denker (von capra Ziege) capricioso, Launen caprices genannt werden. Schafe wagen von sich aus keinen neuen Weg. Sie schwören in die Fußstapfen des Vorgängers. Sollen Schafe eine neue Weide betreten, so läßt man ihnen muntere Ziegen vorangehen. Ihr Schlaf ist wie der der Katzen sehr leicht. Ein Träumen nimmt man in ihnen nicht wahr. Ihre Seele ist zwar lebhaft genug, sie ermüdet sich jedoch täglich.

Der Bock ist stärker, größer, gewandter, gescheidter, nicht nur streitlustig, sondern, jedoch aus bloßem Kraftgefühl, zanksüchtig. Er boxt sich außerordentlich gerne, viel lieber als der Stier. Er ist als Berg- und Freiheitsthier im Kampfe unnachgiebiger. Sie rennen und stoßen einander beinahe ihre steinharten Köpfe ein. Auch darin haben sie Gemsenart. Ihre Stärke rennt auf Einen Stoß den stärksten Mann zu Boden. Sie benutzen erst noch, wenn sie stoßen (tütschen) wollen, das Gesetz vom vermehrten Druck eines Körpers, wenn er von höher fällt, und steigen auf die Hinterfüße, so hoch sie können, und fahren mit dem Kopf zermalmend in den Gegner ein. Aber selbst ihr bitterster Zorn hat nichts Wildes, Grausames, Boshaftes, wie der des wüthenden Stiers, der heimtückischer von unten her-

gehe; wollte eine, ebenfalls mit einer Heerglocke, voran, so gäbe es augenblicklich Zorn und Streit.

Man sieht, daß des Thieres Fähigkeit zur Ehrliebe gesteigert werden kann oder sich von selbst steigert. Schade, daß die Kühe im Stalle nicht auch für die Reinlichkeit ehrliebend sind. Wie weit sind sie hierin hinter den Katzen!

Ihr Gesichtssinn ist nicht scharf, ihr Geruchsinn ist schärfer, ihr Geschmacksinn sehr fein. Sie machen einen großen Unterschied zwischen den Futterarten. Futter, das sie nicht wollen, kann man ihnen nur schwer, nur durch Künste beliebt machen. Sie unterscheiden die Wasser genau. Bisweilen ziehen sie eines dem andern entschieden vor, wenn auch das von ihnen vorgezogene nicht so klar ist, wie das andere. Sie unterscheiden hartes und weiches. Ihr Gehör reicht ziemlich weit. Betastungssinn bedürfen sie nicht. Ihre Füße sind nur zum Tappen, und ihre Haut hat wenig Allgemeingefühl. Schläge fürchten sie daher nicht besonders. Im Stalle und auf der Weide liegt keine Kuh gerade so wie die andere. Jede ist darin ein eigenes Wesen. So sitzt und liegt kein Mensch gerade wie die andern, und jeder hält selbst seine Beine eigen.

Der Kopf der Kuh ist gar nicht unschön gebaut, aber die Stirne bietet eine allzugroße Fläche dar. Das Auge ist groß und angenehm, die ganze Haltung der wohlgesättigten gar nicht übel. Aber viel vorzüglicher als die geistigste Kuh ist der Stier. Er hat viel mehr Körperkraft, schärfere Sinne, mehr Kraftgefühl, Muth, Gewandtheit, Raschheit. Seine Bewegungen sind freier, bogenförmiger, er steht heroischer und schaut viel frischer in die Welt. Er schaut mit Verstand um sich. Er ist ein gewaltiger Beschützer seiner Heerde. Er geht auf den Feind: Bär, Hund, Mensch mit Kraft, ordentlich einherschreitend, los, senkt den Kopf tiefer, brummt furchtbar tief und hohl im dritten Basse unten, erfaßt ihn mit seiner mächtigen Gabel, und wirft ihn mit Einem Ruck des Kopfes und Halses rückwärts über sich hin. Einen fremden Bullen leidet er bei seiner Heerde nicht. Er kämpft mit ihm auf Leben und Tod. Er hat schon Sinn für Eigenthum, denn dafür hält er seine Weide, seine Alp, seine Kühe. Als Mensch, Mann, würde er sagen: mir gehört sie, mir dieses Harem!

Stolz spaziert er herum, und schlägt mit seinem starken Schwanze, dessen Wedeln den Menschen fast entzwei schlägt, seine breiten Rippen. Er hat viel mehr Eigenwillen und Eigensinn als die Kuh. Wenn er nicht will, so will er nun einmal nicht. Im Stalle erzogen, wird jedoch auch er dummer, und bleibt wie Kaspar Hauser mit seiner Intelligenz weit zurück, lernt dann aber dem Menschen ein williger und geschickter Knecht seyn, zieht ebenfalls Pflug und Wagen, doch nicht so willig wie die Kuh, dafür stärker und anhaltender. Mehr eigenen Gedankens und Willens geht er öfter als die Kühe durch. Manchmal ändert er seinen Willen völlig unerwartet. Ist er seiner Arbeit einmal Meister, so folgt er dem Wort. Zieht das Pferd, wenn ihm „Halt" gerufen wird, noch einen Schritt oder noch ein paar Schritte, oder tritt es zurück, . . . nicht so der Stier. Er zieht nur bis zum Haltruf. Augenblicklich steht er still, wie eine plötzlich versteinerte Stabilität. Wird nicht gerufen, so zerrt er Wagen und Pflug durch alles Widerstrebende. Die Kuh gibt aus Schwäche nach, das Pferd aus Verstand. Gibt's Pferd nicht nach, so gibt's aus Munterkeit nicht nach, der Stier aus Kraftgefühl; die Kuh gibt immer nach. Das Pferd rechnet, und will seine Kraft nicht unnütz verschwenden. Gewiß zieht der Stier lieber mit seinesgleichen, als mit einem Pferde. Ihre Schritte sind ungleich, weßwegen schon Moses ein solches Zweigespann verboten hat. Sie passen nicht zusammen, denn nie sieht man auf Weiden Pferde und Stiere mit einander spielen. Gleiches zu Gleichem! Anders kann man nicht addiren. Mit seinesgleichen, mit gleichen Gemüthern, arbeitet man lieber, und auch dem Thier sollte man die Arbeit lieb machen. Der Stier läßt sich so willig das Joch als das Pferd den Kummet auflegen, und scharrt und brüllt am Arbeitstage (so groß ist auch in ihm die Macht der Gewohnheit) darnach. Er will etwas thun. Die Menschen merken das oft nicht. Je höher das Thier, desto größere Lust nicht müßig zu seyn. Die Kuh, die allerdings eine andere Bestimmung hat, und dieser ihrer Bestimmung gemäß anders behandelt werden soll, liebt das Futter und die Ruhe mehr als der Stier, der so recht eigentlich lustwandeln, und das Futter unterdessen stehen lassen kann. Er ist darin dem Haushahn

gleich, die Kuh der Henne. Den Blick des Menschen unterscheidet auch er nicht (das können nur wenige Thiere), doch spricht sein Auge mehr Leben, als das der Kuh. Sein Kopf ist edler und runder als der Kuhkopf. Poetisch ist keiner von beiden gebaut. Es wird nicht viel Einbildungskraft darin seyn, darum wird nicht viel Träumens an ihnen wahrgenommen; eher noch träumt der Stier.

Wie ganz anders wird der Stier durch die Entmannung? Wie ruhig, langsam, muthlos, schwerfällig, zum Kampfe ungeneigt und ungeschickt! Sein Lebensfeuer ist hin. Er ist in der Jugend schon zum Halbwesen, zum Greis gemacht und Unnatur geworden. Ein Stier ist furchtbarer als eine ganze Heerde Kühe und Ochsen. Auf den Alpen kommen letztere zum Reisenden, und umschnobern ihn, suchen Brod bei ihm, wollen mitmahlzeiten, denn das Rind frißt gern die Menschenspeise. Ein derbes Wort, eine Hutschwenkung verscheucht sie alle. Sie kommen jedoch bald wieder. Kaum ist ihnen vom frühern Zustande etwas Geistiges als die Neugier geblieben. Sie sind kuhartiger geworden. Die Kuh ist neugieriger als der Stier, kindischer, weiblicher. Die Kuh ist Phlegma mit Sanguinismus, der Stier Cholerismus mit Phlegma, der Ochse nur Phlegma. Wenn wir vom Menschen oben herunter sehen, so steht das Rind tief, wenn wir von unten herauf sehen, hoch.

Im Alter tritt das Geistige auch im Rinde zurück, und die leibliche Ruhe fängt an allmählich das Liebste zu werden. Man läßt es jedoch nicht alt werden. In Krankheiten benimmt es sich geduldig. Wird es zum Schlachthause geführt, so äußert es anfangs keine Besorgniß. Es hat in seinem Leben vielleicht vielmal seinen Aufenthaltsort ändern müssen. An manchen Rindern, besonders Stieren, nimmt man ein dunkles Vorgefühl, ein Gefühl der Unheimlichkeit wahr, wenn sie Blut und Todte sehen, ein Gefühl das in vollkommnern Thieren noch stärker auftritt. Man schlägt es vor den Kopf, der Schlag betäubt seine Seele, verwirrt sein Selbstgefühl, es sinkt. Das eine, je nach seinem Naturell, schüttelt, wenn es nicht recht geschlagen worden, nur den Kopf, das andere wird plötzlich rasend und reißt furchtbar aus, doch ergreift's nicht den Thäter. Es kennt oder übt keine Rache. Wieder eingefangen,

will es nicht mehr zum Schlachthause, es hat augenblicklich erkannt, was seiner daselbst wieder warte. Der Stier fällt ästhetischer als die Kuh. Aus dem Stich in den Hals fließt das Blut still und stumm. Sein Tod ist nicht unwürdig. Was regt sich in ihm im Sterben? Verrinnt sein Geist und sein Schicksal mit dem Blute und dem Tode selbst?

So sind unsere Rinder je nach Alter, Geschlecht und Aufenthalt. Wie nun einmal aber jedes Land eigene Menschen und Menschenseelen bringt, so bringt es auch eigene Thiere und Thierseelen, und modificirt sie nach dem Klima u. s. w. Man sagt z. B., daß die Stiere am Jura viel gutmüthiger seyen als die im Toggenburg. Wie ganz anders ist der stolze, zornmüthige, rachsüchtige Andalusier, der zu Stiergefechten mißbraucht wird? Wie anders der romanesische mit seiner Wuth, wenn er ausbricht? Wie anders der amerikanische Büffel mit seiner unbegreiflichen Ruhe, der Büffel des Caps mit seinem buchstäblich eisernen Eigensinn, und dann wieder der geistigste von allen in Indien, der von den Gauklern zu allerlei Künsten, zu welchen unsere Stiere gar nicht taugen, oder wenigstens nicht zu taugen scheinen, abgerichtet wird? Der Gaukler legt sich auf den Rücken, stellt sich ein becherförmiges Gefäß auf den Bauch, und der Stier steigt darauf. Kaum haben seine vier Füße Platz. Nun wird ein zweiter Becher allmählich unter die Füße des Stiers geschoben. Das Thier muß zuerst nur einen, dann zwei, dann drei, endlich alle vier Füße auf diesen obern stellen. So schiebt man ihm drei bis vier Becher unter. Welcher Gehorsam des Thiers im Aufheben der Füße, welche Sorgfalt, um nicht herunter zu fallen, und den Mann auf dem Boden nicht zu zerquetschen u. s. w. Dann entzieht man ihm allmählich wieder einen Becher (oder abgekürzten Kegel) nach dem andern, bis es wieder auf dem untersten steht, und von diesem auf die Seiten schreiten kann. Immer muß das Thier sinnen, immer seine Aufmerksamkeit auf Einen Punkt lenken, seine Füße und Schritte, ohne sie zu sehen, im Steigen und Sinken, vollkommen in seiner Gewalt haben. Es leistet hierin buchstäblich, was der Mensch leistet, der über dem Kopf und hinter dem Rücken auf seiner Geige spielen kann. Es ist unglaublich, was das Thier leisten und was man es

lehren kann, wenn man einmal seine Seele ausgekundschaftet hat, und sich die Mühe, es recht und gründlich zu lehren, geben will. Aber nicht alle Stiere können solches lernen, und nicht alle Menschen solches lehren. Es muß auch hier wieder an ein sympathetisches Verhältniß, eine eigene Geschicklichkeit in der Seele des Inders gedacht werden. Es gibt menschliche Bienen-, Fisch-, Schlangen-, Vogel- und Stierseelen, nur Wurmseelen nicht; doch kann es auch solche geben. Aber um so auffallender ist diese Leistung und solch ein Unterricht, weil wir im Stier gar keine Neigung zum Steigen und Klettern wahrnehmen. Der Hund hätte es bald, noch bälder die Katze, am bäldesten die Ziege, ja wenn sie wollte, gelernt! Wir müssen jedoch annehmen, daß im indischen Rinde nur irgend Eine Gabe des Rindes gesteigert sey. Wesentlich verschiedene Eigenschaften wird kein Rind irgendwo haben, denn jede Thierart nimmt nur Ein Departement, Eine Provinz des Globus der Psyche in Besitz.

Die Ziege ist, wie das Rind und das Schaf, zweihufig und kaut wieder wie diese, doch ist sie psychisch weit von ihnen verschieden. Vieler äußerer körperlichen Anhänglichkeit wegen in den Füßen und Zahnbildung stellten manche Naturforscher sie zu den Schafen, sie haben aber so verschiedene Seelen, daß diese Zusammenstellung, weil auch die Seele Natur ist, geradezu unnatürlich genannt werden kann. Die Ziege ist ein in ihrer Seele so eigenes Wesen, daß sie, wie jede vollkommnere Thierart, eine ganz eigene Classe bildet. Sie sieht nicht wie irgend ein anderes Thier aus, ist jedoch am allernächsten im ganzen Körperbau mit der Gemse verwandt. Irgend ein eigener Körpertheil, so ist der ganze Körper eigen, irgend eine Seeleneigenheit, so ist die ganze Seele eigen; ein Punkt, der leiseste Anfang einer neuen Eigenschaft oder Kraft, so ist das Thier ein Neues!

Die Ziege (Gais) (jung Gizi, Chizi, Kitzlein, Zickelchen genannt), kommt mit unverhältnißmäßig langen Beinen auf die Welt. Ihr Oberkopf tritt sehr stark hervor. Sie scheint zum Springen und Stoßen bestimmt zu seyn. Ihr Maul ist fein und wohlgebildet, und zeigt schon am ungebornen, aus der todten Mutter herausgeschnittenen, den Muthwillen an,

den es haben soll, wie das Maul des noch ungebornen Rindes Dummheit, und das des Pferdes Muth ausspricht. Nach wenigen Stunden macht sie schon muntere Sprünge und will schon klettern. Ihre Stimme ist fein und sehr kindisch, wenn die des Kalbes altdumm ist. Wird dem Zickelchen im Schlachthaus mit dem Messer mörderisch der Hals aufgeschnitten, so blöckt es zum Täuschen wie ein Kindlein. Kinder lieben die jungen Schafe ihrer Gutmüthigkeit wegen, aber mit den muntern Ziegen haben sie mehr Freude. Sie sind den Kindern, namentlich den Buben, ein wenig ähnlicher, und lassen viel eher mit sich scherzen; sie merken sie besser, wenn das Schaf vom Scherzenwollen des Kindes nicht das Mindeste merkt.

Die Ziege ist gewandtern Körpers als das Schaf, das nur so eine Art Wollsack ist, sie steht gescheidter, ihre Bewegungen sind rascher, sie hat ein lebhafteres Auge. Sie trägt ihre Nase höher, ihre Ohren richten sich auf, ihr Gang ist angenehmer, wenn ihr Euter nicht überfüllt ist.

Gern schreitet sie voran, ist kühn und scheint gar keine Gefahr zu ahnen. Sie kann nicht leicht erschreckt werden. Erschreckt mäkert sie nur, und — verwundert sich ein wenig. Kühn und frei steigt sie überall hin, und fragt nicht, und wartet auf keine Antwort noch Erlaubniß, und gibt darum ihrem Hüter wie ein ungezogener oder doch muthwilliger Bube oder Straßenjunge viel zu schaffen. Eben darum ist sie, wie ein Alpensohn und Hirtenbub der Gebirge, so geschlacht (zahm), freundlich und dem Menschen so anhänglich, jedoch ohne von der Freiheit etwas aufzugeben. Für Liebkosungen ist sie viel empfänglicher als das Schaf, und sucht den Menschen darum auf, wenn hingegen das Schaf ihn eher flieht oder ignorirt. Sie ist muthwillig, sie ist neugierig, sie ist freiheitliebend, sie hat Streitlust, sie hat einen Berg- oder Höhesinn.

Ihren Muthwillen thun ihre Sprünge und ihre Neigung sich zu boxen kund. Sie boxt wirklich nur aus Neigung sich zu äußern, ist nur streitlustig, nicht streit- oder händelsüchtig. Diesen Muthwillen theilt sie mit nicht wenigen Thieren; viele Thiere sind jedoch nur in der Jugendzeit muthwillig, aber in der Ziege hält diese Eigenschaft länger an. Kein einziges Thier hat mehr Neugierde außer noch der Pudel. Wird ein Trupp

Ziegen durch eine Stadt, ein Dorf, geführt, so geht bald diese, bald jene in ein Haus, in ein Zimmer hinein, schaut sich um, und läßt, ohne irgend einen Kummer, die Heerde weiter ziehen. Neugierig steigt sie mit den Vorderfüßen auf alles Besteigbare, und steigt etwa einmal in einem Hause bis in den zweiten oder dritten Stock. In den Gebirgsgegenden der Schweiz wird im Sommer aus den Thälern alltäglich eine ganze Heerde von 200 bis 300 Stücken in die Alpen, in die Höhen, an die Felsen, an denen die Kühe das Futter nicht abweiden können, getrieben. Abends kommt jede satt wieder heim. Ein Hirt muß oder sollte alle hüten. Aber jede geht ihren eigenen Gang, ohne Interesse für ihre Gesellschaft und deren Thun und Schicksal. Sobald sie sich zertheilen, sobald sie am Gestein zu klettern anfangen können, fangen sie es an. Es klettert etwa eine der andern nach, jedoch nicht um Gesellschaft zu haben, sondern nur in der Vermuthung, daß daselbst Futter sey, oder aber um auch zu klettern, denn bald streift sie wieder für sich allein. Diese Zerstreuung aller, diese Selbstständigkeit, veranlaßte das Sprüchwort: ich wollte lieber Gaishüter seyn, als .... und die Schwierigkeit, auch nur Eine zu hüten, die artige Legende von Christo (als fürsorgendem Gott) und dem Apostel Petrus. Es ist interessant, eine ganze Heerde an einem steilen wilden Fels wie Gemsen und Eichhörnchen herumklettern zu sehen. Einzelne tragen Schellen. Man sollte jeder eine anhängen, um sie, wenn sie sich verlaufen, oder verklettern, wieder eher finden zu können. Wenn die Schellen- oder Heerkuh sich Größeres fühlt, so fühlt die Gais der Schelle wegen gar nichts. Ihr Tonsinn ist viel schwächer. Die Ziege ist aber überhaupt ohne allen Stolz noch Eitelkeit. Der schönste Schmuck ist ihr völlig gleichgültig. Sie ist nicht Pferd. Sie ist nicht um anderer willen da, und will in der Gesellschaft nichts gelten. Sie ist für sich. Wir entdecken in ihr auch keinen besondern Farbensinn. Ihr sind alle Farben gleich. Nimmt sie auf ihre Gespielen nicht einmal viel Rücksicht, wie viel weniger auf die mit ihr weidenden Schafe, Rinder, Schweine. An Zeitsinn mangelt's ihr nicht. Sie kennt den Abend, vermuthlich an der tiefer gehenden Sonne, und fühlt dessen Atmosphäre. Am Frühmorgen, wenn sie auf den Berg

soll, ist sie im Stall schon wach und bereit. Sie verschläft sich nicht wie ein Kind, das, wenn's erwache, mit dem Vater reisen darf. Sie kennt J. Pauls „Nur reisen ist Leben! Beim Himmel, wenn die Sperrketten u. s. w." Die Ziege ist wie die Katze, Gemse u. s. w. vollkommen schwindelfrei, was vom Pferd nicht gesagt werden kann, das auf schmalen Bergpfaden vor Furcht zittern kann. Ihr Schritt ist sicher. Nicht leicht verfällt eine. Schafe und Rinder verfallen häufiger. Etwa einmal verklettert sich eine völlig. Dann schwebt sie wie in Lüften und blöckt und steht und schaut sorgfältig, und zehnmal meint man, sie wolle einen rettenden Sprung thun, und — immer noch wagt sie es nicht. Noth bricht auch für sie Eisen. Endlich wagt sie den salto mortale, der in tausend Fällen ein salto vitale ist. Sie kann sich auch so verklettern, daß sie die Heerde nicht mehr sehen, noch hören, noch wieder finden kann. Dann schweift sie allein herum, und findet die vorbeiziehende Heerde nur erst nach mehreren Tagen oder auch gar nicht mehr. Oder sie klettert und läuft herum, und schließt sich an Gemsen an. Dann ist ihr auch wohl. Sie läuft mit diesen und weidet mit ihnen, und überwintert bei ihnen, und bleibt bei ihnen sogar zwei, drei Jahre. Man erklärt sie dann für verschollen, „unwissend wo?" Diese Neigung zu den Gemsen, ihr sehr ähnlicher Leibes- und Fußbau, ihre gleiche Neigung zur Höhe und zum Bergleben, ihre Verwandtheit in der Geschicklichkeit zu klettern u. s. w., veranlaßte die Meinung, daß die Ziege von der Gemse stamme. Man weiß aber nichts davon, daß sie sich mit einander begatten, wenigstens ist ihre Begattung nicht fruchtbar. Hieraus ist zu schließen, daß sie doch nicht zusammen gehören, es sey denn, die Natur habe sie im Laufe der Zeiten, der Jahrhunderte oder Jahrtausende, durch die große Verschiedenheit ihrer Schicksale und Zustände: Freiheit und Knechtschaft, allmählich so weit auseinander gerissen, jedoch ist dieses kaum glaublich, weil die Ziege sich minder als irgend eines der Zweihufer zum Knecht machen ließ oder läßt. Auch haben die Gemsen eine andere Kopfform, die Gemsen pfeifen durch ihre Vorderzähne, sie halten fester zusammen, obschon auch sie einzeln viel Selbstständigkeit zeigen, sie stellen Wachen aus, was nun einmal auf andere Seelen, auf Gemsenseelen, schließen

lehrt. Daß die Gemsen viel besser klettern können, zehnmal raschere Bewegungen machen, zehnmal gewagtere Sprünge thun, und geisterartig erscheinen und verschwinden können, ist Erfahrung; darum lebt die Ziege alsdann in einer für sie sonderbaren Gesellschaft, unter lauter Professoren ihrer Künste, in der That auf einer Hochschule, in der sie gewiß nicht wenig profitirt. Doch kann sie den Lehrerinnen nie ganz gleich kommen und lernt ihnen nicht Alles ab, und der Schüler ist nicht über den Meister, weil's ein rechter Meister ist. Die Gemsen aber haben sie dann sehr gastfreundschaftlich unter sich aufgenommen, werden aber, denn sie sind gescheidt genug, bald wahrnehmen, daß die Ziege nicht etwa eine weiße Gemse sey, und an Kraft und Seiltänzerkünsten weit hinter ihnen stehe. Es geschieht, daß eine so verwilderte oder verwildert scheinende Ziege nach mehreren Jahren, wenn sie die Heerde, zu der sie früher gehörte, wieder klingeln hört und vorbeiziehen sieht, aus ihrer höhern Region, vom Heimweh zu den noch nähern Verwandten ergriffen, herunter in die mittlere zurückkehrt, und — sich wieder an den Trupp anschließt, wovon jedoch die andern nicht die mindeste Notiz nehmen. Es ist in ihnen, ungeachtet ihrer Neugierde, eine völlige Ingnorirung anderer, eine Art Weltverachtung, und kaum wird in ihnen irgend eine Anhänglichkeit an Etwas oder an Jemanden wahrgenommen. Dieses Zurückkehren deutet jedoch auf ein dunkles Gefühl, wem sie angehöre. Es ist eine Art Liebe oder Freundschaft. Blöckend läuft, eilt sie zur bekannten Heerde hin, und meldet ihre Ankunft mit ein paar Worten als einem Gruß, geht aber von Stund an wieder eigene Wege, und dann mit ins Thal hinab. Augenblicklich erkennt sie, nach mehreren Jahren, ihr Haus, ihren Stall wieder. Sie hat ein vortreffliches Ortsgedächtniß. Vielleicht, ja gewiß ist sie des Heimwehs empfänglich. Heimweh entspringt aus dem Ortssinn mit Phantasie und Erinnerungskraft. Die Alpenhirten und Alpenthiere sind ihm besonders unterthan. Beide bedürfen des Ortssinns insbesondere, weil die Welt daselbst nicht aus Menschen, sondern nur aus Orten besteht, und die nicht antwortenden Orte als Wegweiser angefragt werden müssen. Werden Gemsen ins Thal gebracht und wieder frei gelassen — sogleich sprengen sie die geliebten Höhen

wieder hinan. Ihre Phantasie treibt sie zu denselben. Es ist jedoch von den Ziegen hiemit nicht gesagt, daß sie nicht etwa noch einmal desertiren, denn durch mehrjährigen Aufenthalt auf den Höhen haben sie sich eine zweite Heimath und eine Art Verwandtschaft gewonnen. Neben ihrem Zug wieder hinauf zur zweiten Heimath wirken, in Verbindung mit ihrer Neigung zum Wechsel und Neuen, auch ihr Höhesinn und ihre Freiheitsliebe. Werden sie hingegen im Thale irgend wohin verkauft, so bleiben sie, wohin sie verkauft worden sind.

Im Thal ist ihnen Alles Eins. Sie laufen nicht an den alten Ort, wie Hunde, Katzen u. s. w. zurück, obschon sie viel Gedächtniß haben, und in dunkler Nacht Steg und Weg vortrefflich erkennen. Man kann sich aber auf sie doch niemals verlassen. Sie hassen gebahnte Wege. Sie sind Originalköpfe und Sonderlinge. Jede streicht auch da nur für sich. Sie klettern am liebsten einzeln, sind an jäher Felsenwand wohlgemuth, und gucken gerne herauf, auf die Seite, und in die Abgründe hinab, daher toscanesisch der eigenthümliche Denker (von capra Ziege) capricioso, Launen caprices genannt werden. Schafe wagen von sich aus keinen neuen Weg. Sie schwören in die Fußstapfen des Vorgängers. Sollen Schafe eine neue Weide betreten, so läßt man ihnen muntere Ziegen vorangehen. Ihr Schlaf ist wie der der Katzen sehr leicht. Ein Träumen nimmt man in ihnen nicht wahr. Ihre Seele ist zwar lebhaft genug, sie ermüdet sich jedoch täglich.

Der Bock ist stärker, größer, gewandter, gescheidter, nicht nur streitlustig, sondern, jedoch aus bloßem Kraftgefühl, zanksüchtig. Er boxt sich außerordentlich gerne, viel lieber als der Stier. Er ist als Berg- und Freiheitsthier im Kampfe unnachgiebiger. Sie rennen und stoßen einander beinahe ihre steinharten Köpfe ein. Auch darin haben sie Gemsenart. Ihre Stärke rennt auf Einen Stoß den stärksten Mann zu Boden. Sie benutzen erst noch, wenn sie stoßen (tütschen) wollen, das Gesetz vom vermehrten Druck eines Körpers, wenn er von höher fällt, und steigen auf die Hinterfüße, so hoch sie können, und fahren mit dem Kopf zermalmend in den Gegner ein. Aber selbst ihr bitterster Zorn hat nichts Wildes, Grausames, Boshaftes, wie der des wüthenden Stiers, der heimtückischer von unten her-

kömmt. Rachsucht macht falsch, der Redliche kommt nur von oben her und interminirt nicht. Die weibliche Ziege gibt viel bälder nach. Hunden sind beide feind. Den Menschen fahren sie nur aus Muthwillen an. Des Bockes Geilheit ist bekannt. Er strotzt von Lebenskraft, aber er liebt die Reinlichkeit nicht. Welcher Unterschied darin zwischen ihm und der Katze?

Bock und Gais sind launicht (humoristisch), was der Stier in seiner Selbstwohlgefälligkeit, das Schwein in seinem Phlegma und das Schaf in seiner Dummheit nicht ist. Daher der Schein der Schalkhaftigkeit und Lust zu necken! Bisweilen scheinen sie gehorsam seyn zu wollen, thun dann aber plötzlich das Gegentheil von dem, was man erwartete, und nehmen den Reißaus oder einen andern Weg. Sogar in ihrem Zorn ist noch Munterkeit und Spaß! Ihr Temperament ist beinahe ganz sanguinisch, am wenigsten melancholisch, was überhaupt Rarität unter den Thieren ist, weil Melancholie sehr viel Gedanken und Gemüth voraussetzt. Die Gais hat wirklich ein wenig Phlegma, und der Bock ein wenig Cholerismus. Es scheint sehr auffallend, daß man die Ziege, die doch ein gescheidtes Thier ist, kaum irgend etwas lehren kann, es ist aber ganz in der Ordnung ihrer Natur. Will man sie etwas lehren, so ist's, wie wenn sie uns auslache. Ihre Stimme an sich hat etwas Schalkhaftes, Höhnendes, Lachendes. Man kann sie nicht apportiren lehren; sie wird jedoch vom Lehren nicht, wie das Kalb, immer dummer. Man sollte meinen, man sollte sie wenigstens tanzen lehren können. Sie sind ja schwindelfrei, ihr Fuß ist fein gebildet, sie können klettern und sind gewandt. Sie haben auch Zeitsinn für den Tact. Musikalischer Sinn hingegen mangelt ihnen. Ihr Zeitsinn scheint erst noch nichts als Tages= und Nachtsinn, Sonnenzeitsinn zu seyn, Sinn für ganze und halbe Stunden, was für die Musik nicht ausreicht. Sinkt die Sonne, so nehmen sie es wahr. Man kann kaum glauben, daß sie, wenn man sie lehren will, nichts merken. Sie wollen nur nicht. Doch kann man sie an kleine Wagen spannen. Den Zügel knüpft man an ein Horn. Sie ziehen aber sehr unsicher, unstät, fahren bald rechts, bald links aus, und lassen sich sehr ungerne leiten. Buben fahren mit ihnen zum Scherze. Wäre der Ziegenbock ein großes Thier, so wäre

die Fahrt mit ihm eine Fahrt auf Leben und Tod, denn sein Geist kann (wie der des eigensinnigen Humoristen) plötzlich ein Narr werden, und dieser rennt wie mit dem Wagen, so mit dem Wagenlenker und sich selbst über Stein und Stock hinaus. Einzelne weibliche Ziegen lernen den Wagen recht anständig ziehen. Verbrennen will weder Gais noch Bock. Sie retten sich selbst, und machen sich augenblicklich, wenn sie können, zum Stall heraus. Man schlägt sie beim Tödten vor den Kopf, und sticht sie dann. Im Sterben gebärden sie sich viel verständiger als die Kälber, Schweine und andere. Die Ziege schweigt, durch den Streich betäubt, oder sie blöckt, zum Halbleben wieder erwacht, anständig. Ihr Auge nimmt einen eigenen Glanz im Sterben an, daher der Ausdruck: die Welt wie ein gestochener Bock anschauen. Ihr Auge im Leben ist groß und schön, und hat eine prächtige gelbe Iris. Der Kopf ist wohlgestaltet, das Gehirn hat eine bedeutende Größe. Auch dieses Thier hat also Eigenheiten, und verdient psychisches Interesse. Es tritt in der ganzen Schöpfung keine einzige Repetition von ihm auf, was allerdings von allen Thierarten mit mehr oder minder Wahrheit gesagt werden kann.

Die Katze ist ein Thier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit. Sie ist ein kleiner netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maaßstabe. Alles an ihr ist harmonisch gebaut, kein Theil an ihr ist zu groß oder zu klein, darum fällt schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist an ihr rund. Am schönsten ist die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann. Kein Thierkopf ist schöner geformt. Hierin ist sie der schärfste Gegensatz vom Schwein, wie sie es auch in andern Beziehungen ist. Die Stirne hat den poetischen Bogen, das ganze Skelet ist schön, und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmuthigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben und nur aus leichtem Teig gebaut zu seyn; ihr Gang ist todleise, man kann sie nicht gehen hören; sie kann so langsam und so schnell seyn, als sie will, ihr Körper erlaubt die beiden Aeußersten. Auch ihre Seelenfähigkeiten sind groß und passen ganz zum

Körper. Wir schätzen die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien hassen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochschätzen, und keine Gegensätze, wenn wir sie nicht in einer Einheit auflösen, lieben können. Wir wollen uns bei ihr ein wenig verweilen!

Bemerken wir uns zuvörderst ihre ungemeine Lebenskraft, die sprüchwörtlich geworden, und durch welche Mehreres in der Lebensweise und Lebensgeschichte des Thiers bedingt ist. Mit Leichtigkeit erträgt sie den höchsten Grad von Hitze und Kälte. Sie schwitzt und friert gar nicht. Wie ein wilder Vogel kann sie Sommer und Winter, Tag und Nacht, ihrer Gesundheit völlig unbeschadet, im Freien seyn. Sie ist beinahe nicht zu tödten. Einer Katze wurde an einem Sonntage Mittags in einem Hausgang im Monat Januar durch einen feindseligen Hund der Bauch so aufgerissen, daß sie ihre Eingeweide alle am Boden nachschleppen mußte. Sie floh über die Straße, kroch unter einem Portale durch in einen Hof, erstieg den Rand eines eingemauerten kupfernen Waschkessels, und legte sich drein. Da lag sie, die Gedärme auf dem Metall, bei zehn Grad Kälte, Tag und Nacht, ohne irgend eine Nahrung, als sie erst am Donnerstag entdeckt wurde. Sie war todschwach und konnte kaum mehr einen Fuß heben. Eine Katzenfreundin schob ihr die Gedärme wieder in die Höhlung, nähte ihr den Bauch zu, bestrich die Nath bisweilen mit Butter, die Katze leckte sie ununterbrochen, und — sprang nach fünf oder sechs Wochen wieder auf den Dächern den Vögeln nach. Willig hatte sie die Hülfe angenommen, zum Widerstreben war sie zu schwach und zu verständig. Kaum ist's möglich, eine Katze zu erdrosseln oder ihr unter der Glocke der Luftpumpe den Athem bis zum Sterben zu entziehen. Es ist, wie wenn sie die Luft in sich zurückhalten, wie das Kamel vom eingenommenen Wasser, der Bär vom angesetzten Fette, so sie von der eingenommenen Luft leben könne. Wie lange ertrinken sie nicht? Ihr Lebensfaden gleicht dem Vogelleim. Wie weit läßt sich solcher auszerren? Welche Wendungen nimmt er nicht an? Die Lebenskraft ist im ganzen Körper, der Körper selbst stellt den Faden vor. Diese Zähigkeit ist nicht Gewinn oder Wirkung ihrer Lebensweise, denn selbst junge Kätzchen haben sie. Vielmehr ist durch ihre

Lebenskraft ihre Lebensweise möglich, wird jedoch allerdings durch diese gesteigert. Selbst die ungemeine Gelenkigkeit und die Größe ihrer Ausstreckungen oder Verlängerungen ihres Körpers deutet auf Zähigkeit des Ganzen. Ihr Gesichtssinn ist besonders bei Tage nicht gut, viel Licht blendet sie. Entweder zieht sie ihre Pupille in einen Halbmond zusammen, damit sehr wenig Licht in sie hineinkomme, oder sie schließt die Augen ganz zu. Beim Mondschein sieht sie vortrefflich, bei fast ganz dunkler Nacht erweitert sie ihren Stern, und saugt sie so viel Licht aus dem, was wir Dunkel heißen, ein, daß ihr Auge bares Feuer glänzt; auch bei Tage nimmt ihr Auge bisweilen völlige Durchsichtigkeit mit grünem Schein an. Legt man ihr eine beliebte Speise hin, so sieht sie sie oft lange nicht, sie riecht aber dafür besser, und sucht mit dem Geruch sehr hastig. Ihr Geschmacksinn ist nicht minder gut, wird aber am Tische des Menschen immer besser ausgebildet und so verändert, daß sie, obschon ans Fleisch gewiesen, doch beinahe alle menschliche Speise mit genießt, und zuletzt Brod allem Andern vorzieht. Mäuse, Vögel, und vor allem Fische, sind ihre Lieblingsgerichte. Sie hat darin nicht unrecht. Manche ziehen die Milch Allem vor. Ihre Liebe zu den Fischen ist ein Sprüchwort, aber die Pfote fürchtet das Nasse und Kalte. Am ehesten wird sie an Fischen zur Diebin. Auch das Thier hat seinen Preis, für den es sich weggibt. Sonderbare Anomalie! Ein vollkommnes Land- und Dachthier, nur dem Trocknen und Warmen hold, liebt Dinge des nassen kalten Elements! Es setzt sich zum Teiche und schaut mit gierigster Lust und funkelnden Augen die spielenden Fischchen, berührt schnell und doch sanft die Oberfläche, und zieht, jedesmal ein wenig erschrocken, die sich schüttelnde Pfote wieder zurück. In der Küche ist sie am ehesten, wenn Fische auf dem Roste liegen, und setzt sich zu einem Tischgenossen gewiß dann am ehesten, wenn sie gebratene Fische riecht. Freche und übelgezogene springen sogar auf den Tisch zur gewaltsam nach dem Gesetze der Wahlverwandtschaft ziehenden Platte; so heftig ist auch der Reiz eines Vogels für sie. Wie schwer ist's, die Canarienvögel im Käficht vor ihr zu sichern! Sie wagt vom Tische aus einen kühnen Sprung unten an den Boden, an die

Ringe des Käfichts, oder klettert am Fenstervorhang mit zerreißenden Klauen hinauf. Nimm sie auf den Arm, halte sie in einiger Entfernung, jedoch dem Vogel eben, empor. Dann schau ihre glühenden Augen, und fühle ihren Puls, dieser steigt augenblicklich um zwanzig bis dreißig Schläge in Einer Minute. Aber solche Experimente verderben sie wegen des „Führe mich nicht in Versuchung" und setzen den Vogel in nur noch größere Gefahr. Wie guckt und luchs't sie schleichend dem Sperling auf dem Dache nach? Wie der Löwe auf die Gazelle, so sie auf ihn! Er entflieht aufwärts, sie springt ihm nach, und vielleicht übers Dach hinab auf die Straße. Manche werden von geringem Schrecken und Schaden nicht klüger. Ihr Vogelfang ist begreiflicher als ihr Fischfang, weil sie selbst auch eine Art Dachvogel ist. Welche Begier nach Mäusen! Durch sie läßt sie sich stundenlang vor einem Löchelchen fesseln. Um einen Menschen, in dessen Kleider sich eine Maus geflüchtet, geht sie lange Zeit lauernd herum.

Der ganze Körper ist sehr gefühlreich, weßwegen er das Weiche und Warme so sehr liebt. Sie will auf Pfülben liegen, sie legt sich gern in Federbetten und an warme Platten des Küchenherdes, sie schläft auf den Herden, dehnt sich im Frühjahr gar behaglich auf die warm dampfende Erde des Gartens, sonnt sich an Rainen und schließt, theils weil ihr das Sonnenlicht zu stark ist, theils um so recht ganz und unzerstreut die Sonne genießen zu können, die Augen zu; wenn sie hingegen durch Wasser oder Schnee wandeln muß, schüttelt sie von Zeit zu Zeit ihre Pfoten. Viel Betastungssinn hat sie in den zarten Pfoten, viel Schmerzempfänglichkeit in ihrem besonders lebendigen Schwanzende, durch das sie ihre Empfindungen und daher auch Gedanken ausspricht. Sie frißt sehr langsam. Ihr Gebiß ist klein, zart, spitzig. Oft ist sie erst noch, besonders in der Jugend, ungeschickt, denn wenn sie ihren Liebling, etwa einen Fischkopf, frißt, so gehen ihr Gräte in den Gaumen, dann lamentirt sie heftig und bemüht sich hastig, mit der Pfote sich davon zu befreien. Hilft man ihr von ihrer Qual, so läßt sie es gern geschehen. Sie merkt, daß man ihr helfen will.

Ihr Gehörsinn ist nicht minder fein. Jede Regung einer

Maus macht sie rege, aufmerksam, jedes kleinste Geräusch weckt sie auf. Den Schlaf im Weichen liebt sie innig. Wie lange dehnt sie sich, wenn sie geweckt wird? So faul als möglich! Weichlicher Menschen Art bei rauher Lebensweise! Ihr Schlaf ist immer nur ein Halbschlaf. Der Hund, ihr Widerpart, der auch nur einen Halbschlaf hat, ist augenblicklich ganz wach. Man hört sie nicht athmen.

Die jungen Kätzchen sind äußerst artige Thierchen. Ihre erste Stimme ist auffallend fein, zart und deutet auf sehr viel Kindisches. Sehr unruhiger Natur, kriechen sie noch blind aus dem Neste. Die Mutter holt sie wieder herein. Wenn nur Ein Aeuglein geöffnet ist, ist ihres Bleibens nicht mehr, und kriechen sie überall in der Nähe herum, immer miauend. Sogleich fangen sie mit allem Rollenden, Laufenden, Schleichenden, Flatternden zu tändeln an. Es ist der Anfang des Triebes, Mäuse und Vögel zu fangen. Sie spielen mit dem stets wedelnden Schwanze der Mutter und mit ihrem eigenen, wenn er ein bißchen lange gewachsen, daß die Vorderpfote sein Ende erreichen kann. Sie beißen auch darein, und merken zuerst nicht, daß es auch noch zu ihrem Körper, noch zu ihnen gehöre, so wie das Menschenkind in den zum Munde heraufgebogenen großen Zehen beißt, weil es ihn für etwas ihm Fremdes hält. Sie machen die sonderbarsten Sprünge, und artigsten Wendungen, meist ebenfalls mit dem Hinterleib, seitwärts, jedoch ästhetischer als die eckigen Kälber. Ihr Thun und Spiel, in welchem sie sich wie Kinder und als Kinder selbst unaussprechlich wohl gefallen, können die Interessenten stundenlang beschäftigen, und die Mind oder Katzenraphaele fassen alle ihre gemüthlichen und muthwilligen Bewegungen und Spiele scharfsichtig auf. Sobald ihre Augen aufgethan sind, können sie auch Gutes und Böses, d. h. Freund und Feind unterscheiden. Geht ein Hund sie bellend an, so machen sie schon einen Buckel, und speien ihn an. Sie werden als kleine Löwen geboren.

Der Mutter Liebe zu den Jungen ist nicht minder als manches Andere von den Katzen im Sprüchwort. Sie bereitet den noch ungebornen eine Art Nest aus weichen Dingen oder legt sie in Betten. Glaubt sie sie unsicher, so trägt sie sie im

Maul, mit welchem sie zart nur mit den Lippen ihre Haut anfaßt, und nur sehr wenig kneipt, oft lange herum, verbirgt sie den Augen der Menschen, des Katers und Hundes, die sie haßt, und sorgt auch für die nöthige Dunkelheit. Sie kommt zu essen, und geht schnell wieder zu ihren ihr rufenden Kindlein. Aber recht sonderbar ist's, daß auch manche Katzen (wie manche Kühe) mit ihren ersten Jungen nicht gut umgehen können, sie nicht recht zu behandeln wissen, sie gänzlich vernachlässigen, und — erfrieren und verhungern lassen, daß sie bei den spätern Geburten ihre Liebe vernünftiger machen, und endlich die allersorgfältigsten Mütter werden. Es ist hiebei kaum etwas Anderes zu denken, als daß die Nähe der Menschen und Hunde und die Einwirkungen des Hauslebens auf ihre Eltern und Voreltern eben sowohl als die Neuheit des Zustandes influiren. Minder fürchtet sie für ihre Jungen von den Menschen, am wenigsten von der sie fütternden Köchin, mehr von Männern als Weibern, noch viel mehr von Hunden, am allermeisten aber vom Kater. Nahet sich dieser, so rast sie im Hause herum, wagt es aber nicht ihn abzutreiben. Er findet die Jungen und beißt sie todt. Nun wird das Rasen der Mutter im ganzen Hause herum und ihre laute Klage um so ärger. Lange, lange tröstet sie sich nicht und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen. Ja auch das vollkommne Thier hat innere und edle Empfindung! Sind die Jungen größer geworden, und wollen sie spielen, so sitzt die Alte, wie eine sanfte, unermüdlich geduldige Hausmutter, zwischen ihnen. Schön ist ihre Gemüthlichkeit, schön der Anblick ihres innigen Wohlgefühls im jungen Kreise, schön, wie sie sich herabläßt, mit ihnen zu spielen. Wäre sie Mensch, wir würden sie als Beispiel aufstellen. Es ist überhaupt unglaublich, wie wohl es einer jungen oder ältern Katze seyn kann. Schon findet sie neben Vergnügen im Unedlern auch Vergnügen im Edlern. Der rohere Kater hält nicht mit. Er geht seiner Wege, und thut und leidet nichts für die Jungen noch Mutter. Er gleicht noch buchstäblicher dem Menschen nach J. J. Rousseau, der ein Weib aufsucht, seinen Trieb befriedigt, weiter zieht, um die Folgen sich nicht bekümmert, und — Weib und Kindern nichts nachfragt. Seinetwegen kön=

nen sie Alle in's Findelhaus gebracht, oder in den Bach geworfen werden. Schon früh verrathen viele Junge ihr Geschlecht. Die Buben zeichnen sich durch Derbheit, Keckheit, Liebe zu Schlägereien aus. Ihre Stimme ist ein wenig tiefer, weil sie Baßstimmen bekommen sollen, ihr Kopf nach Verhältniß ein wenig größer, ihr Kinn runder.

Der Hund verräth im Schlaf seine Seele durch den Traum, die Katze nicht. Es deutet dieses darauf, daß sie wenige Einbildungskraft habe, oder die Gegenstände ihre Seele nur oberflächlich berühren, oder daß sie nicht einmal je so tief schlafe, daß sie träumen könnte. Alle drei Ursachen können zugleich stattfinden, weßwegen alle drei anzunehmen sind.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderst fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele sind gewandt, beide sind aus Einem Gusse. Wie gewandt dreht sie sich in der Luft, wenn sie auch nur, mit dem Rücken abwärts, sechs bis acht Fuß hoch fällt? Schon der geringe Widerstand der Luft vermittelt bei ihr wie bei den Vögeln die Möglichkeit der Drehung. Wie gewandt verhält sie sich im Gleichgewicht auf schmalen Kanten und Baumzweigen, selbst wenn diese kräftig geschüttelt werden! Wie gewandt entflieht sie dem Verfolger durch die kürzesten Krümmungen! Halbkörperlich und halbgeistig ist ihre Liebe zur Reinlichkeit. Sie leckt und putzt sich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopfe bis zur Schwanzspitze sollen in vollkommner Ordnung liegen. Die Haare des Kopfes zu kämmen und zu glätten, beleckt sie die Pfoten und streicht dann diese über den Kopf. Selbst die Schwanzspitze versäumt sie nicht. Den Unrath verbirgt sie, verscharrt ihn in selbstgegrabene Erdlöcher. Hat eine Katze, durch einen Hund erschreckt, ihre Haare gesträubt, so fängt sie, sobald sie sich in Sicherheit weiß, an, ihre Frisur am ganzen Leibe wieder in Ordnung zu bringen. Sie will auch das Fell rein haben. Sie leckt sich allen Schmutz ab. Sie ist des Schweins Gegentheil. Die Aesthetik, zu der auch die Reinlichkeit gehört, ist ihr eingebaut.

Sie hat körperlichen Höhesinn, der aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven fordert, mit dem Psychischen verwandt ist. Sie klettert an senkrechten Tannen bis zum

Wipfel, ungewiß, ob und wie sie wieder herunter könne. Sie hat ein bißchen Furcht, und bleibt bisweilen, bis sie hungert, droben, und ruft um Hülfe. Wer wird einer Katze im Klettern helfen wollen? Endlich wagt sie sich, aber nur rückwärts, herunter. Eine Katze würde auf die Spitze des Münsterthurms in Straßburg klettern. Je höher, desto lieber! Sie will immer das Höchste, im Klettern die Vollendung, doch nicht, als ob sie die Gefahr nicht merke, was nur bei Thieren der untern Classen der Fall ist. Will man sie herunterstoßen, so klauet und klammert sie sich fest an. Ihr Schädel deutet auf Höhesinn. Mit Recht traut sie auch ihren Haken oder Klauen. Ihre Natur verführt sie aber doch bisweilen, sich so zu versteigen, daß man ihr helfen muß, jedoch ist dieses nur bei jungen ungeübten Möglichkeit.

Sie kennt den Raum und die Entfernungen, so wie die geraden, schiefen und senkrechten Flächen genau. Sie schaut, wenn sie einen ungewohnten Sprung thun will, berechnend nach, vergleicht damit ihre Kraft und Geschicklichkeit und examinirt sich selbst. Sie wagt ihn vielleicht lange nicht. Hat sie ihn einmal gemacht, und ist er gelungen, so ist er auf immer gemacht; gelang er nicht, so versucht sie ihn später mit vorwärts geschrittener Kraft und Geschicklichkeit wieder. Oft benützt sie die Diagonale, und unterläßt das Klettern, wo sie gut klettern könnte. Sie hat demnach Ein Element zur Geometrie. Minder gut kennt sie die Zeit. Daß sie die Mittagsstunde kenne, weiß man wohl, denn sie kommt zur Stunde heim, allein wegen ihres freiern Lebens auf den Höhen und ihrer Nachtaugen bedarf sie mehr Raum- und Ort- als Zeit- und Stundensinn. Dennoch muß sie ihrer psychischen Höhe wegen ganz bestimmt zum Tanz im Tact abgerichtet werden können. Ihre Freiheitsliebe, ihre Ungeduld, ihre Ungenirtheit, ihre Neigung zu Dachschwärmereien aber müßte die Geduld ihres Lehrmeisters bald erschöpfen.

Es mangelt der Katze nicht an Farbensinn, ihrem Gehörssinn nicht an Tonsinn. Sie kennt den Menschen an seiner Kleidung und an seiner Stimme. Wenn sie, scheinbar schlafend im Zimmer auf dem Sopha, den Milchbringer pfeifen hört, so springt sie auf und will zur Thüre heraus, und eilt auf

ihn zu, wenn er ihr einigemal Milch, der meisten Katzen Lieblingsgericht, gegeben hat. Jedoch hat sie keinen Sinn für die Musik. Gesang scheint ihr ärgerlich zu seyn. Dem Canarienvogel schaut sie nur, nicht aber hört sie zu. Er ist für sie nur ein Lockvogel.

Sie hat ein vorzügliches Ortgedächtniß, und übt es. Sie zieht in der ganzen Nachbarschaft, in allen Häusern, Kellern, Kammern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuböden herum. Sie ist ein völliges Ortthier. Daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich ist, daß sie, stundenweit in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimath wieder finden kann. Man sagt, den Hund leite sein Geruch. Von den Katzen kann man es nicht sagen. Es ist, wie wenn eine geheime Sympathie zwischen ihnen und dem Hause, ein Band bestehe.

Der Hund hat noch viel mehr Ort- und Zeitsinn. Ihr Ortsinn ist mehr architektonisch, der seinige mehr geographisch. Er gleicht auch darin mehr dem Pferde, zu dem er, sie mehr dem Vogel, zu dem sie Lust hat. Hund und Pferd wollen nur laufen, die Katze will auch fliegen können. In Feuersbrünsten benimmt sie sich viel gescheidter als das Schwein, Schaf und Rind, und rettet sich und sogar ihre Jungen, wie sich die freie und muthige Ziege, die ebenfalls ein Kletterthier ist, rettet. Allein ihre Anhänglichkeit ans Haus hat doch schon mancher den Feuertod gebracht.

Die Katze ist ein geborner Nimrod, und hat dazu alle nöthigen Eigenschaften, nebst der Gewandtheit auch Schnelle, List und Muth. Sie fängt zuerst, noch in zarter Kindheit, das rollende Schnellkügelchen oder den Fadenknauel, den sie selbst laufen macht, fängt Stubenfliegen, im Garten Käfer, auf den Wiesen Schmetterlinge, sie fängt Fische des Wassers, Mäuse der Erde, Vögel der Luft sogar dann, wenn sie sie nicht fressen will. Sie fängt Tauben, die ihr allerdings keinen Widerstand entgegen setzen, in ihrer Unschuld nicht merken, was sie mit ihnen will, und sich gutwillig unter ihren Klauen entfiedern lassen und verbluten. Sie treibt im Hofe scherzend die Hennen herum, von denen sie weiß, daß sie ihr zu stark seyen,

erfaßt ihnen aber ganz unerwartet ein Küchlein und läuft mit davon; sie raubt junge Enten. Wird sie von einer Maus in die Lippe gebissen, so schreit sie zwar furchtbar auf, und schlenkert sie ab, packt aber nach einer Weile doch wieder an. In der Ausdauer, im Nichtnachgeben ist der wahre Muth! An Ratten wagt sie sich allerdings nur, wenn sie deren Widerstandskraft und Gebiß noch nie erfahren, dann aber ist sie auf immer belehrt, denn tollkühn ist sie nicht und kennt ihre Kraft. Sie will auch Krähen und Raben anpacken. Das Schau- und Kampfspiel ist interessant. Sie stellen sich z. B. im Grase einander gegenüber. Scharf, wie zwei Duellanten, fassen sie einander ins Auge, und beide ducken sich tief. Die Krähe, die auffliegen könnte, fliegt nicht auf, und fürchtet sich nicht. Ihrer Flügel bewußt, scheint sie der Katze zu spotten, ist aber wohl auf ihrer Hut, mit dem starken Schnabel zur Wehr, mit den Flügeln zur Flucht, je nach Gefahr und Umständen, bereit. Die Katze besinnt sich immerdar des Sprunges, und so halten sie einander lange Zeit im Schach. Die Krähe scheint ein Schalk zu seyn, denn sie könnte dem Lustspiel augenblicklich ein Ende machen, und doch kann es bei einer Stunde dauern. Zuletzt scheint die Sache nur noch Ehrensache: wer das Schlachtfeld behaupte, oder die Schlacht bei Lützen zu seyn. Dann wendet sich die Katze, und scheint beschämt wegschleichen zu wollen, die Krähe, nun unbeschäftigt, fliegt auf. Aber schnell wendet sich die Katze, um die Krähe schon im Fluge noch bei einem Flügel erhaschen zu können. Sie ist kriegslistiger als kriegslustig. Das ganze Spiel zeigt, daß sie ihre Umgebung kennt, daß sie Circumspectionsgabe habe, die auch wirklich, wie bei der Krähe, am Schädel deutlich ausgesprochen ist. Als Hausthier bringt sie alles Gefangene und Geraubte heim. Um immer fangen zu können, läßt sie die Maus oft wieder laufen, und spielt so mit ihr recht unbarmherzig. Maus- und Schnellkügelchen sind ihr, wie dem Kinde ein natürlicher und ein künstlicher Käfer, das Gleiche. Es zerrt beiden die Füße und Flügel aus. Wenn sich jedoch ein Schnellkügelchen in ein Loch verloren hat, so wartet sie nicht lange davor. Ihre Wuth auf Mäuse ist die eines Tigers, eines Satans. Manche beißen die Mäuse nur todt, und lassen sie dann liegen. Am ehesten

ist dieses bei Katern der Fall. Die Kätzlerinnen sind bessere Jäger, bessere Mauserinnen. Der Kater geht mehr den Weibern nach, und will nicht, was er nicht braucht, sie hingegen scheint aus einem Naturtrieb, der im Hause sehr nöthig ist, auch für die Jungen fangen zu wollen.

Außerordentlich ist ihr Muth selbst gegen die allergrößesten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünstig ihr Verhältniß zu ihnen in Bezug auf Größe und Stärke ist. Sobald sie einen wahrnimmt, krümmt sie den Rücken in einen ganz charakteristischen Bogen (Katzenbuckel). Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Muth, nebst einer Art Abscheu. Sie speit schon von ferne gegen ihn, sie will vielleicht entweichen, fliehen, sie springt im Zimmer aufs Gesimse, auf den Ofen, oder will zur Thüre heraus. Hat sie aber Junge, so stürzt sie, besonders wenn er dem Neste nahe kommt, gräßlich auf ihn los, ist mit Einem Satze auf seinem Kopf, und zerkratzt ihm die Augen, das Gesicht, das Fell gar jämmerlich. Geht unter dieser Zeit ein Hund sie an, so hebt sie die Tatze mit hervorgequollenen Hauern und weicht nicht. Hat sie erst noch den Rücken frei, so ist sie getrost, denn die Flanken kann sie mit ihren Seitenhieben sichern. Sie kann die Tatzen wie Hände gebrauchen. Es können fünfe und noch mehr kommen, sie in ihrem Winkel ordentlich belagern und gegen sie prallen. Sie weicht nicht, und kann es allerdings nicht. Sie ist nur im Winkel Meister, und wenn sie den Feind vor sich hat, Auge gegen Auge, Klaue gegen Zahn. Sie könnte mit Einem Satze weit über sie hinausspringen, aber sie weiß, daß sie alsdann verloren sey, denn der Hund holte sie ein. Kann die Dogge sie von hinten und im Nacken fassen, dann ist sie augenblicklich von ihm erdrosselt. Ziehen sich die Hunde, ohne angegriffen zu haben, endlich zurück, so bleibt sie, wenn sie höchst muthiger Art ist, ganz ruhig sitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere ersehen den Vortheil, und erklettern schnell eine nahe Höhe; dann sitzt sie ruhig droben, und schaut, in sich gekauert und mit halbverschlossenem Auge, auf die Feinde, auf die heraufspringenden Hunde herunter, wie wenn sie denke, wer seinen sichern Schatz im Herzen trage, der könn' ins Spiel der niedern Welt ganz

ruhig schauen. Sie weiß, daß der Hund nicht klettern und nicht so hoch springen kann. Will aber der Mensch sie erfassen, so klettert sie höher oder entspringt. Ihn fürchtet sie mehr.

Im freien Felde verfolgte Katzen kehren sich, wenn sie sich stark fühlen, augenblicklich um, und packen den Hund an. Erschrocken nimmt nun dieser die Flucht; von ihr verfolgt flieht er unter die Füße seines Herrn, den sie allerdings nicht anpackt. Mit einem Satze springen manche Katzen aus unbedingtem Haß gegen alle Hunde, jedem, auch der größesten Dogge, auf den Kopf, und fahren ihm mit den Klauen immer in die Augen. Es gibt Katzen, die nur in der Küche leben, nie in die Stube kommen. Diese lassen gewiß keinen Hund einen Augenblick in der Küche. In dieser will sie Herrin seyn. Andere lieben nur das Freie, und entspringen der Stube jedesmal durch Thüren und Fenster. Diesen ist nie bei Menschen wohl.

Zu ihrem Muthe gehört ihr Raufsinn, ihre große Neigung zu Balgereien unter sich. Es geht dieses mit Consequenz schon aus ihrer Neigung zum Spiel und ihrem Muthwillen hervor. Sie sind Nachtbuben. Zwar schlagen sie sich auch bei Tage auf den Dächern herum, zerzupfen einander gräßlich, und rollen auch miteinander, sich windend und kugelnd, über das Dach und durch die Luft auf die Straße herunter, sich sogar in der Luft rollend; dennoch führen sie am meisten Krieg in der Nacht, die Kater unter sich um der Weiber willen. Mancher Kater kommt in gewissen Zeiten des Jahrs, beinahe alle Morgen, mit blutigem Kopfe und zerzaustem Kleide heim. Dann scheint er gewitzigt und daheim bleiben zu wollen, nicht lange aber, denn er vergißt seine Wunden so schnell als sie heilen; so fällt er in die alte Sünde zurück. Der Kater lebt oft Wochen lang außer dem Hause in seiner gränzenlosen Freiheitssphäre. Man hält ihn für verloren. Unerwartet kommt er wieder zum Vorschein. Das Weib hat viel mehr Haussinn, Nestsinn, wie in allen Thierarten. Nicht immer sind die Raufer die Stärksten, und nicht allemal sind die Kater die ärgsten Raufbolde. Es gibt auch weibliche Haudegen, wilde Weiber. Solche rennen allen Katzen ohne Unterschied nach, fürchten die stärksten Männer nicht, fordern alle mit Worten und Thaten heraus, und machen sich allen der ganzen langen Straße, so

weit man von Dach zu Dach, ohne die Straße überschreiten zu müssen, kommen kann, furchtbar. Wahre Renommisten auf ihrer Hochschule! Sie werden dazu nicht erzogen, ihr Genius ist so. Mit diesem ihrem Muthe ist ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes verwandt. Man kann sie nicht so wie den Hund und das Pferd erschrecken, sondern nur verscheuchen. Diese beide haben mehr Einsicht, die Katze mehr Muth. Man kann sie nicht stutzen machen, nicht in Verwunderung setzen. Verwunderung gehört den noch Intelligiblern zu. Ausschließlich in der Begierde auf einen Vogel, oder im Zank mit einem Nebenbuhler, ist ihr äußeres Empfindungsvermögen gleichsam zernichtet oder hat sich in sie hineingezogen. Darum thut ihr Fall sogar von einem Dache herunter, wie einem in sich zurückgezogenen Wahnsinnigen, der mehrere Stockwerke hoch herunter aufs Straßenpflaster springen kann, nichts. Die Katze schüttelt sich nur ein wenig. Will man sie von einem Zweig herunter schütteln, so — schlägt sie blitzschnell ihre Klauen ins Holz; will man sie von sich werfen, so klaut sie sich eben so schnell in die Kleider ein.

Man spricht viel von ihrer Schlauheit und List. Mit Recht! Wie schlau kommt sie, wenn sie Fische riecht, in die Nähe, und miauet sie ganz besonders gutmüthig, als ob sie etwas anders denke, und um die Aufmerksamkeit von den Fischen abzulenken. Wie hebt sie den Kopf und schaut und hebt ihn wieder und tritt zurück, und — blitzschnell hat sie ein Stück aus der Platte heruntergelangt, und — fort mit. Hat sie etwas gestohlen, so thut sie, als ob sie nichts Böses gethan und läuft zur Thüre. Man läßt sie heraus, und — entdeckt den Diebstahl erst jetzt. Listig harrt sie todtstill vor dem Mausloche, listig macht sie sich klein, harrt lange, schon funkeln (das Mäuschen ist erst halb heraus) ihre Augen, und — noch hält sie an. Sie ist Meister über sich, wie alle Listigen, und kennt den rechten Augenblick. Hat sie sich verrechnet, so ärgert sie sich, denn sie miauet alsdann auf eine ganz andere Art.

Ehrgefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur in schwachen Spuren; sie ist ja kein Geselligkeits-, sondern ein Einsamkeitswesen. Sie freut sich keines Sieges und schämt sich auch nie. Wenn sie sich einer Sünde bewußt ist, fürchtet sie einzig die Strafe;

ist sie derb ausgescholten und geprügelt worden — sie schüttelt den Pelz, und — kommt nach wenigen Minuten ungenirt wieder. Dennoch fühlt sie sich ein wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdmusterstück auf eine Maus, die sie in die Stube bringt, und vor die Augen der Leute legt, und diese erst noch durch Miauen darauf aufmerksam macht, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube, und zeigt ihre große Kunst jedesmal an. Im Katzengeschlecht scheint demnach das Ehrgefühl anzufangen. Von Drohungen mit dem Finger ohne Faust- und Fußbegleitung versteht die Katze beinahe nichts, von denen mit Worten noch minder, aber Stock und Ruthen muß sie fürchten, denn sie thun ihr peinlich wehe. Mit diesen Mitteln und dem Reiben ihres Gesichts in ihrem Unrathe kann man sie sehr leicht Reinlichkeit lehren, denn sie ist von Natur dazu geneigt und entledigt sich desselben immer an einem verborgenen Orte. Künste zu lernen, ist sie zu ungeduldig, zu freisinnig, zu sehr nur ihres Rechtes. Doch kann man sie durch Reife und den mit beiden Armen gemachten Ring springen lehren. Zum Scherze spannt man sie etwa auch an ein Wägelchen. Sie will damit jedoch entweder gar nicht vorwärts, oder auf die Seite, oder gar aufwärts. Will man sie hiezu abrichten, so muß es mit ganz besonderer Liebe geschehen, denn sie ist noch mehr eigner Art als die Ziege, und leidet lange keine Art von Zügel. Thüren (z. B. an Küchekasten) sucht sie auf jede mögliche Weise zu öffnen. Sowohl ihr eigner Genius als die Kunst bringt sie dahin, aus Thürschloß heraufzuspringen und den Drücker zu drücken. Sie sperrt an der Wand an, zieht auf, springt herunter, und öffnet noch gar mit der Pfote.

Man spricht viel von ihrer Schmeichelei und Falschheit, wohl gar von Rachsucht, doch viel zu viel. Sie schmeichelt wirklich gerne. Gefällt ihr Jemand vorzugsweise (denn sie kann sehr lieben und sehr hassen), so drückt sie sich oft mit der Wange und den Flanken an Wangen und Seiten desselben, koset auf jede Weise, springt am Frühmorgen in sein Bette, legt sich ihm so nahe als möglich und küßt ihn. Oder sie begrüßt ihn außer dem Bette, indem sie an ihm aufspringt, oder an ihm emporklettert, kann aber diese Person dennoch

ganz unerwartet kratzen. Streichelt man ihren Rücken, so macht sie mit der Schwanzspitze wie mit der Spitze ihrer Seele lebhafte gefährliche Manduvres, und fährt mit der Tatze plötzlich über die Hand; klopft man ihre Seite, so — beißt sie; kneipt man ihren Schwanz, so wird das Uebel schlimmer. Sie springt wohl gar den Menschen an, und beißt sich mit arger Wuth in seinen Arm, in seinen Schenkel ein. Sind nicht schon Katzen solchen, die sie geliebt, gehätschelt, verzärtelt haben, ohne irgend einen auffindbaren Grund ins Gesicht gesprungen? Ist je einer Katze ganz zu trauen? Allein es ist solch ein Benehmen doch in vielen Fällen nur Nothwehr für ihre sehr empfindsame gute Haut, oder schlimme Wirkung der Verschlimmerung ihrer Seele, weil man sie doch auch gar zu oft falsch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund solches nicht, der Hund aber ist ein guter Narr. Wir dürfen die Ungutmüthigen doch nicht geradezu falsch nennen. Eigentliche falsche Katzen sind seltene Ausnahmen, deren es auch unter Hunden, wenn auch allerdings noch viel seltener, gibt. Falscher Hund ist doch für den Mann, wie falsche Katze fürs Weib, eine Art Sprüchwort. Was den Menschen falsch macht, das macht auch die vollkommnern Thiere falsch. Dennoch ist nicht zu läugnen, daß manche Katzen, wie manche menschliche Naturen, ursprünglich schlimmer als andere sind. Dagegen läßt sich auch noch sagen, daß eine Katze schnell zu verschlimmern sey, daß manche lieber schnell davon laufen als beißen, und daß wieder andere anfangs ganz zahm und zart und gleichsam zur Warnung beißen, und wohl wissen, wie viel es leiden mag. Daß aber eine Katze ihren Herrn, weil er sie, gegen seine Gewohnheit, bei einem Gastmahle vernachlässigt, nachher, da er im Lehnsessel schlief, erdrosselt habe, gehört in die thierpsychologische Mythologie. Er wird am Schlagflusse vom Ueberessen gestorben seyn. Die größte Katze hat zur Erdrosselung des kleinsten Kindes nicht genug mechanische Kraft, denn ihre Arme können nicht drücken.

Noch ist die Psyche der Katze nicht vollständig dargestellt. Sie enthält in der That eine halbe Thierwelt und Psychologie. Zu ihren physischen Eigenheiten gehört auch ihr Spinnen, Schnur-

ren, durch welches sie ihr Wohlbehagen sich selbst und andern kund thut.

Ihre Liebeszeit ist interessant. Der Kater ist alsdann wild. Die Weiber, die ihn aufsuchten, sitzen um ihn herum. Er in der Mitte brummt einen tiefen Baß dazu. Die Weiber singen Tenor, Alt, Cant und alle möglichen Stimmen. Das Concert wird immer wilder. Zwischen innen schlagen sie einander die Fäuste ins Gesicht, und eben die Weiber, die ihn doch aufgesucht haben, wollen keineswegs, daß er sich ihnen nahe. Sonderbarer Naturwiderspruch! Er muß Alles erkämpfen. In mondhellen Nächten lärmen sie ärger als die wildesten Nachtbuben im Kanton Bern oder Zürich oder im Oberland vom Kanton St. Gallen.

Jede Katze hat ihre eigne Stimme, und sie verstehen einander wohl. Die Jungen schreien wie Kinder. Ganz deutlich rufen andere: Frau! Mit ganz andern Tönen sucht und ruft eine Katzenmutter ihre Jungen. Sie reden immer miteinander. Wir möchten wissen, was sie miteinander zu plaudern haben. Anders reden sie, wenn sie bitten, wenn sie zufrieden sind u. s. w. Wie eigen ist ihr Brummen, wenn sie fressen und Wegnahme des Gegebenen oder Genommenen befürchten! Weil sie für beides mit gleichen Tönen brummen, so scheint es, es komme ihm auch das Gegebene wie ein Genommenes vor. Es paßt zu ihrem Diebssinn.

Sonderbar ist ihre Neigung zur Valerianwurzel (Baldrian). Warum muß ein Thier eine heftige Neigung zu einer ihm ungesunden Naturfrucht, die seine Seele in einen fiebrischen Zustand versetzt und es berauscht, haben? Eine ganze Schaar sammelt sich, am ehesten in lustigen mondhellen Nächten, um solche hingelegte Wurzeln, riecht daran, lagert sich im Kreis herum, wälzt sich auf den Wurzeln herum, beißt an, wird närrisch, springt toll hin und her, wird gränzenlos muthwillig, wird wie verzückt, wird halblahm, und schlägt immer mit dem Hinterleib beim Springen und Gehen aus. Man sieht ein lebendiges Narrenhaus, eine Scene in Auerbachs Burschenkeller, Besoffene, die mitten im Rausche lauter schlanke Bewegungen machen können. Man nimmt schnell wahr, daß die einen mehr als die andern abbeißen, und jede in ihrem Rausche

eigen thut. Der Rauch verräth das Naturell und einen großen Theil der Seele.

Die Katzen unterscheiden sich psychisch sehr von einander. Die einen sind und bleiben wild und menschenscheu, und können nur in ihrer dritten oder vierten Generation häuslich und menschlich gemacht werden, andere sind von der Wiege an der Stube und dem Menschen, und zwar so anhänglich, daß sie nie aus der Stube heraus wollen, wie ein Hund dem Herrn (noch eher der Frau) des Hauses überall nachfolgen und stundenweit mit ihm spazieren. Die einen sind viel gescheidter und listiger, die andern dumm. Letztere z. B. kommen mit dem vom Roste gestohlenen Fische immer und immer in die Stube hinein, und können nicht merken, daß das, was bei einer Maus angeht, nicht auch beim Fische angehe. Andere hingegen lassen diese Dummheit wohl bleiben, und fressen den Fisch im Estrich oben. Keine vergräbt überflüssigen Raub u. s. w., wie es der Hund thut. Vom Aufsparen auf eine Fastenzeit wissen sie nichts.

Darum sind die einen auch perfectibler als die andern. Von der Wiege an wohlgezogene und erzogene kann man nicht nur abrichten, was mehr Sache des Gedächtnisses ist, sondern auch einigermaßen umändern und bilden, ihre Natur, ihre Furcht, ihre Begierde zurückdrängen, mit Hunden, Füchsen, Ratten, Eichhörnchen, Mäusen, Mardern, Sperlingen u. s. w. aus einem langen Troge essen lehren, wie solches eine alte Jungfer in Luzern einmal mit einundvierzig Thieren wirklich gethan hat.

Ganz sonderbar befreunden sich einzelne mit Hunden, am ehesten mit Pudeln, diesen sanguinischen, klugen, gutmüthigen Thieren; braune Katzen lieben am ehesten braune Pudel, und unabtreiblich hängen sie sich an solche an. Eine solche läuft ihm am Morgen, sobald sie seiner ansichtig wird, entgegen, fällt ihm um den Hals, küßt ihn an den Mund, und liegt, wenn er schläft, stundenlang still auf ihm, wie auf einem Bette. Sie tändelt mit seinem Schwanze, sie zerrt ihn an den Ohren, am Felle, Alles läßt er geschehen. Sie spazieren mit einander. Keines läßt dem andern etwas geschehen, begreiflich aber vertheidigt der Hund eher die Katze, als sie ihn. Er ist das männliche, sie das weibliche Princip. Sie bilden

eine Art psychischer Ehe; eines ist des andern Complement. Wir könnten fragen, ob nicht Hund und Katze ursprünglich Ein Thier (wie der männliche und weibliche Mensch im Platonischen und Jakob Böhmisch-mythischen Urmenschen), ein Urthier gewesen, das, entzweigeschnitten, nun seine Ergänzung, zweite Hälfte genannt, theils fortdauernd abstößt, theils immer und immer wieder aufsucht? Menschen, die solche innige gemüthliche Verbindungen zwischen Katze und Hund sehen, rufen verwundert aus: nein, nein! und können die Menschen sich oft nicht mit einander vertragen! Hiebei ist zu bemerken, daß nicht jedesmal bei solchen Verbindungen der Hund körperlich männlich und die Katze körperlich weiblich ist, dann allerdings in einzelnen Willensäußerungen das männlichkörperliche Princip im Hunde hervorbrechen will, die Katze aber dieses nicht einmal zu ahnen scheint. Noch fallen uns aber zwei Dinge auf: daß die Katze eher den Hund, als der Hund die Katze aufsucht, daß eben sie die Bekanntschaft schließen will, und dabei viel gemüthlicher ist als der Hund, und daß sich die Gemüthsverbindung ausschließlich auf diesen Hund und diese Katze beschränkt. Die Katze kann dennoch aller Hunde Feindin, er Feind aller andern Katzen seyn und bleiben. Wird der Hund geschoren, so kennt sie den so ganz un- oder nur noch halbbekleideten anfangs nicht, hält ihn für fremd, und — speit ihn mit einem Katzenbuckel an. Bald enttäuscht sie sich, und befreundet sich mit ihm wieder wie vorher. Ja, wie genau wirklich Hund und Katze mit einander verbunden, wie eines des andern Ergänzung sey, erhellt auffallend aus der Thatsache, daß ein Hund, der (während der Hundebannzeit (in St. Gallen, J. 1839) an seinen Strick nicht angebunden seyn wollte, von seiner Hausgenossin befreit wurde. Immer sperrte er den Strick an. Die Katze kam, und biß für ihn den Strick durch!

Vorbeigänglich fragen wir hier, weil die braunen Pudel zu solchen sonderbaren und doch nicht unerklärbaren Verbindungen geeignet sind, ob wirklich noch nie ein Kater mit den drei Grundfarben: schwarz, weiß und braun, gefunden worden, und ob und wie die Verbindung dieser drei dem männlichen Katzenprincip widerspreche? Hier ist eine Tiefe der Natur, deren

Aufhellung vielen anderweitigen Aufschluß gäbe. Jedenfalls springt hervor, daß die Farbe nicht Eines Haares zufällig, und unbedingt Alles mit Allem schon im Princip der Natur und jede Zertheilung derselben in der Dualität verbunden sey.

Kann die Katze ihre Jungen, Menschen und Hunde in solchem Grade lieben, so kann sie auch, jedoch mit minder Nothwendigkeit als ihre Jungen, mit minder Werthschätzung als den Menschen, und minder Caprice als den Hund, ihresgleichen, d. h. erwachsene Cameradinnen, lieben. Diese liebt sie gesellig, freundschaftlich, treu. Vielleicht kann sie irgend eine Art von Gegensatz, sey es Kind, oder Mensch, oder Hund, inniger lieben, denn den completirenden Gegensatz, wenn er nur einigermaßen aufgenommen werden kann, ist leichter als seinesgleichen, d. h. eine Copie von sich selbst, lieben. Seinesgleichen lieben, steht höher, weil die Liebe uneigennütziger ist. Katzen helfen, dienen einander. Eine Katze fiel in eine Hausgrube, sie schrie um Hülfe, man zog sie herauf, schüttete auf sie einige Kübel kaltes Wasser, setzte sie in einem Garten hinter dem Hause an die Sonne. Bald kamen Angesichts mehrerer Menschen aus der von Katzen wimmelnden Nachbarschaft etliche Cameradinnen und über die Gartenhecken von ferne immer mehrere, welche die Trübsal nur von den Dächern herunter haben wahrnehmen können, herzu, umgaben sie, und leckten sie vollkommen trocken und rein. Die Betheiligte saß bis zum Ende ganz ruhig. Hier traten also Mitleid, Hülfsbegier, Kenntniß des Heilmittels und Liebe zum Trockenen und Reinen vereint mit einander hervor. Diese That scheint der Culminationspunkt des Seelenthums der Katze zu seyn, ist es aber doch noch nicht.

Einzelne Katzen fügen sich Operationen, und erkennen die Hülfe der Menschen als kleine Löwen wie der große in der Höhle des Androklos. Etwa einmal fängt sich eine Katze in einer Marderfalle mit dem Schwanze oder einer Pfote. Wie nun? Sie kömmt nur noch mit einem Rest vom Schwanze oder drei Pfoten heim; das zurückgelassene wird in der Falle eingeklemmt gefunden. Entweder muß sie selbst sich den mangelnden Theil abgebissen haben, oder es haben ihr andere den bösen Dienst erwiesen. Ein Dienst, der auch von Mäusen und Ratten erzählt wird. Hier sprechen wir aber nicht von der

Hülfleistung, sondern vom Schmerze, dem die Gefangene still halten muß, mag sie sich selbst oder mögen ihr andere dienen. Solcher Selbsthülfe wären unter den Menschen nur recht kräftige Naturen fähig. Lieber läßt man sich durch andere operiren. Selbsthülfe in solchen Fällen wird auch dem Fuchse zugeschrieben. Große Selbstüberwindung, werth eines Löwen, eines Löwenthiers: groß oder klein! Dienen sie einander aber so, so geht daraus hervor, daß sie die Befreiung ihres Cameraden für eine, wenn nicht gedachte, doch empfundene Pflicht, und die Freiheit für ein hohes Gut halten, selbst mit Aufopferung eines Beines, was allerdings vollkommen zu ihrem System, d. h. ihrer Lebensweise paßt. Es paßt auch, daß eine Katze, die, mit einer boshaften Salbe gerieben, alle Haare verloren hatte und nun immer fror, von ihrer Besitzerin in einem Körbchen in den Hof des Hauses heruntergelassen, alsdann ihre Nothdurft verrichtete, dann sich wieder ins Körbchen setzte, und sich wieder heraufziehen ließ. Hat das sie ein Trieb gelehrt?

Wollen wir aber noch folgende zwei Thatsachen glauben, die uns unmittelbar von vollkommen urtheilsfähigen, ihres Ausdrucks völlig mächtigen und unbedingt wahrhaftigen Augenzeugen, von Männern gründlicher und umfassender wissenschaftlicher Bildung, sind bezeugt worden. Eine Katze aus Angora, Seidenhasenkatze, seit Jahren aufs allerbeste gelitten und wie ein Kind aus besonderer Liebe gepflegt, weiblicher Art, begleitete, wenn sie bald gebären sollte, ihren Herrn und Freund, ihn jedesmal aufsuchend, im ganzen Hause hin und her, miauend, bis er mit ihr zu ihrem Lager ging, das ihr Wochenbett werden sollte. Bei diesem mit ihm angelangt, legte sie sich hinein und war ruhig; sobald er sich aber wieder entfernte, begleitete sie ihn wieder mit dem gleichen Wunsche seiner Rückkehr mit ihr und jedesmal mit dem gleichen Erfolge, so daß er sich durch ihre Wünsche bei ihr zu bleiben sehr beunquemt fühlte: wenn sie dann aber geboren hatte, hielt sie sich ganz ruhig. Die Katze war eine Asiatin. Das Asiatische steht höher als das Europäische.

Der zweite Fall! Eine Katze, äußerst begierig auf einen Canarienvogel, stutzte auf einmal vor demselben zurück, als sie ihn, eines ihm zugestoßenen Unfalles wegen, unerwartet wie

todt vor sich liegen sah. Sie sah ihn mit dem Schein des Mitleidens an. Verschwunden war ihre Neigung, ihre Begierde, ihn zu fressen, ihm irgend etwas anzuthun. Der erstere Fall deutet klar auf zarte Anhänglichkeit an ihren Wohlthäter, auf einen Glauben, er könne und wolle ihr in der Noth beistehen, und eine eigene Werthschätzung des Menschengeschlechtes, die sich bei gehöriger Behandlung in ein menschliches Zutrauen umgestalten lasse. Der zweite Fall sagt, daß die Katze des eigentlichen Mitleidens fähig sey, daß solches in ihr wie in einem Menschen plötzlich entstehen könne, und sogar ihre Disposition zum Mord durch eine starke Gemüthsaffection augenblicklich in eine andere umgewandelt werden könne, daß sie selbst für ein Wesen ganz anderer Art, für ein Wesen, das ihr zur Nahrung angewiesen scheint, des Mitleids, ja sogar des Wohlwollens fähig sey, und Glück und Unglück unterscheiden könne.

Im Schmerz ist die Katze meist sehr unwillig, sie kann ihn ja nicht in dem Grade wie Elephant, Pferd und Hund, mit innerer Kraft überwinden. Sie windet und krümmt sich und ergibt sich nie. Ihr heftiges und bis in den Tod dauerndes Widerstrebungsvermögen (sich wehren wie die Katze am Stricke) ist ebenfalls Sprüchwort. Selten sehen wir Katzen an einer Krankheit sterben, sie vor Alter sterben sehen ist beinahe unmöglich, denn sie wollen sterbend nicht gesehen werden. Beinahe alle verbergen sich. Darum kommen viele Katzen bei Seite, und wir wissen nicht, ob und wo sie umgekommen. Etwa einmal leitet uns Verwesungsgeruch zu ihrem Leichnam irgendwo im Dunkeln unter einem Dache, in einer finstern Kammer. Kommt aber die nach einem gewissen Cyklus von Osten her gewehte Seuche durch ganz Europa an sie, so kann's gelingen, daß man sie sterben sieht; auch dann aber wollen sie sich immer dem Auge des Menschen entziehen, worin sie schnurgerade das Gegentheil vom Hunde sind, der gerade dann, wenn's zum Sterben geht, irgend einen lieben Menschen aufsucht. Auf was deutet diese Verschiedenheit? Der Katze Zartsinn, des Hundes Geselligkeit noch im Sterben?

Die Katze ist ein Dach=, aber doch ein Hausthier, und lebt dem Menschen nahe. Sie ist domicilirt, nicht heimathlos. Sie ist civilisirt. Darum muß sie schon viele Krankheiten mit=

machen, jedoch minder als Pferd und Hund. Schon daraus, daß sie nach gewissen Zeiträumen tellurischen continentalen Krankheitsgesetzen unterthan ist, erhellt, daß sie sich zur Zeit anders verhalten, und anders zur Zeit stehen, als die Amphibien u. s. w., welche in niedrigern partiellen Jahres- und Tages-, ja Stundengesetzen und Stundeneinflüssen, leben und sterben. Die Katze lebt ein allgemeineres, darum höheres, edleres Leben, nur ist sie begreiflich noch besondern, ja sogar Individualgesetzen unterthan. Sie erfährt schon Jugend-, Mittel- und Alterskrankheiten, in ihrem innern und äußern Organismus menschliche Krankheiten: Diarrhöe, Verstopfungen, Auszehrung, Krämpfe, Brustbeklemmungen, Augenentzündungen, Ohrenschmerz u. s. w. Die sogenannte Sucht lähmt ihre hintern Extremitäten, sie leidet auch am Zahnen. Im Alter werden ihre Augen triefend, ihre Ohren übelhörend. Ihre Seele macht den Weg ihres Körpers. So kindisch, muthwillig, närrisch, lustig sie als Knabe oder Mädchen ist, so solid, ernst, langsam, bedächtlich, altklug wird, thut, ist sie im Alter. Wir sehen sie sich allmählich von Jahr zu Jahr verändern. Physiologisch-psychisch ist die Wuth, deren sie fähig ist. Auch diese Krankheit geht von Zeit zu Zeit, aber nach großen Schritten oder Rechnungen, durch den Welttheil; sie zerrüttet zuerst ihre Psyche, und tödtet dann ihren Körper. Wenn aber der Hund mit seinem geographischen Sinn in der Wuth durch große Landstrecken rennt, so rennt und springt die Katze nach ihrer Weise auf den Dächern herum, im Hause auf Oefen, Tische und an Menschen. Tigerartig schlägt sie ihre Zähne furchtbar ein. Fängt der anhängliche Hund, wenn er wuthkrank werden soll, an, seinen Hausgenossen, seinem Herrn zu zürnen, die Zähne zu weisen, dann fängt die Katze mit Springen an. Das Auge ist der Spiegel der Seele. An beiden Thieren trüben sich die Augen, sobald sich die Psychen trüben. Nur vollkommnere Organismen, nur Säugethiere, unter diesen nur die vollkommensten, sind solcher Wuth und der Wasserscheu unterworfen. Am allerschrecklichsten tritt sie im Menschen auf. Großes schauriges Vorrecht! Aber so viele Möglichkeit der Trübung, so viele Möglichkeit der Heilung!

Wir können die Constitutionen, die Temperamente, die

Anlagen und Charaktere der Katzen mehr und minder deutlich unterscheiden. Die Constitution im Ganzen ist die spanische, warm und trocken, das Temperament phlegmatisch-cholerisch, scharf ausgeprägt, nur in der Jugend sanguinisch. Die Verwandlung ist groß. Ihre Anlage ist nur mittelmäßig, ihr ganzer Charakter ist in ihrer Freiheitslust, die als Gesetzlosigkeit, als Neigung zur Anarchie, auftritt, worin sie mit der Ziege Aehnlichkeit hat; nur ist sie als Dach- und Luft- und Springthier noch freier, frecher. Ziegen sind schwer hüten, Katzen noch viel schwerer.

Jede Katze ist eine eigene Mixtur. Es ist nicht mehr möglich, mit Sicherheit von einer auf irgend eine andere zu schließen, doch wird derjenige, der die Katzenseele im Allgemeinen, in ihren Grundzügen kennt, bestimmen können, ob irgend etwas der Katzennatur angemessen sey oder nicht. Den besten Schlüssel gibt uns ihre Vergleichung mit dem Hunde, ihrem Feinde und Freunde, und deren Verhältniß zu ihm. Ihre Neigung zum Gesetzlosen macht sie minder perfectibel, darum minder menschlich. Aber eben diese Neigung deutet auf eine Vollendung suchende Kraft. Ihr stilles Sterben thut offenbar nicht bloß physische gewöhnliche Menschenscheu, sondern etwas Ungemeines kund.

Je nachdem die Katze von Natur ist und je nach ihrer Eigenthümlichkeit behandelt wird, je nachdem wird ziemlich viel, oder wenig, oder gar nichts aus ihr; je nachdem ist auch ihr Leben und Schicksal und ihre Strebensart.

Sie muß schon viel Menschliches haben, weil sie von sinnigen und innigen Menschen so sehr geliebt werden kann. Könnte sie aber sinnige und innige Menschen von sich aus so lieben, wie es das Pferd und der Hund kann, so stünde sie viel höher. Sie ist noch mehr Object als Subject. Wäre das Gegentheil, wir könnten und müßten ihr eine günstigere Nativität stellen, eine günstigere Zukunft weissagen; je nach der Stufe das zeitliche und das ewige Leben, d. h. was kommen kann. Thatsache scheint es zu seyn, daß Männer, welche die Katzen sehr lieben, auch das weibliche Geschlecht, Frauen, welche die Hunde sehr lieben, auch das männliche Geschlecht lieben. Hiezu gehört ebenfalls die Thatsache, daß die Buben die Ka-

zen noch necken, die Mädchen die Hunde noch sehr fürchten. Wer Katzen und Hunde liebte, in dem wäre der Gegensatz aufgegangen; er liebte das männliche und weibliche Princip, d. h. Alles.

Das Pferd ist schon ein psychisches Wunder der Welt; seine Höhe ist durch seine edle Gestalt indicirt. Seine edle, wenn auch ganz flache, unpoetische, dafür historische und topographische Stirne, das bogige Zurücktreten derselben und deren Zubildung in eine Kante und Beugung zum Mund hinunter, das Oval seines Kopfes, der Augen Feuer, Licht und Leben, die schönen Ohren, der vortreffliche Hals, die Riesenbrust, die Rundung seiner Rumpfgestalt, die verständigen Vorderbeine, der größere Anstand der hintern, die runden und Wellenlinien aller seiner Körperwendungen sagen uns augenblicklich, daß es ein Thier mit Anlagen zu allem Schönen und Guten sey, weßwegen zwischen dem Menschen und ihm schon mannichfacher Gedankenverkehr und sogar Freundschaft möglich ist.

Worin liegt die Eigenheit, und, weil es so hoch steht, die Vorzüglichkeit des Pferdes? Das Pferd hat Unterscheidungskraft für Nahrung, Wohnung, Raum, Zeit, Licht, Farbe, Form, für seine Familie, Nachbarn, Freunde, Feinde, Mitthiere, Menschen und Sachen. Es hat Wahrnehmungsgabe, innere Vorstellungskraft, Gedächtniß, Erinnerungskraft, Einbildungskraft, mannichfaltige Empfindungsfähigkeiten oder Elemente in sich für eine große Anzahl von Arten von Zuständen des Körpers und der Seele. Es fühlt sich in allen Verhältnissen angenehm oder unangenehm, ist der Zufriedenheit mit seinem gegebenen Verhältniß und des Verlangens nach einem andern, für Affecte, ja selbst der Leidenschaften, gemüthlicher Liebe und gemüthlichen Hasses fähig. Sein Verstand ist groß und wird leicht in Geschicklichkeit umgewandelt, so daß es außerordentlich belehrsam ist. Zwar kommt Alles dieses auch mehrern andern, ihm nahe stehenden Thieren zu, allein entweder prägt sich alles dieses im Pferde zu einem höhern Grade aus, oder es hat zu diesem Gemeinschaftlichen auch Eigenes. Im letztern Fall nähert es sich dem Menschen eigentlich im Pferdeschritte.

Viele Thiere sehen und hören besser als das Pferd in die

Ferne. Es riecht und schmeckt auch nicht besonders fein, und sein Gefühl ist nur an den Lippen gesteigert. Dafür ist seine Wahrnehmungsgabe für nahe Gegenstände ganz außerordentlich, so daß es alle Gegenstände um sich her genau kennen lernt, womit dann erst noch ein vortreffliches Gedächtniß verbunden ist. Eben im Erzeugniß der Vereintheit beider liegt der Geist des Pferdes, seine Gemüthlichkeit aber in der Wahrnehmungsgabe und Kunst seines Auges, den Menschen als Menschen, als ein ihm nicht ganz unähnliches Wesen zu erkennen, dessen Vorzüge einzusehen und darum und durch ihn alles Edle und Gute zu schätzen und zu lieben. Vielleicht hat es nicht einmal viel Gedächtniß als Kraft Gedachtes in sich aufzubewahren, noch auch besonders große Einbildungskraft, welche sich einmal wahrgenommene Gegenstände hernach, fern vom Raum und der Zeit der Wahrnehmung, als Bilder wieder hervorrufen kann. Vielleicht erkennt es einmal gesehene und gehörte Gegenstände mit dem Auge und Ohr erst dann bestimmt, wenn es sie wieder sieht und wieder hört. Wirklich scheint es nicht so viel Einbildungskraft als der Hund und selbst der Canarienvogel zu haben, darum träumt es auch nicht lebhaft. Ueber dieses ist sein Schlaf erst noch gar nicht tief. Stutzt es über einen ihm neuen Gegenstand, z. B. an der Straße, und will nicht vorbei, so wird es eben nur durch seine Wahrnehmungsgabe belehrt. Man führt es zum Gegenstand der Furcht hin, oder hält ihm denselben vor die Augen, und eben um seine Wahrnehmungsgabe nur zu benutzen, nicht aber zu übernutzen, macht man ihm Lederchen (Scheuleder) vor die Augen hin.

Wir kennen die Producte seiner Wahrnehmungsgabe: seinen Ort=, Stall=, Weide=, Steg= und Wegesinn, und seine Sicherheit, einen Pfad, wenn es ihn auch nur Einmal gemacht hat, wieder zu erkennen. Es kennt den Weg viel besser als sein Führer. Seiner Kenntniß gewiß, widersetzt es sich an einem Scheideweg fest, starrsinnig, dem Unrechtführer. Reiter und Kutscher können ruhig schlafen, und im tiefsten Dunkel dem Pferde die Wahl des Weges überlassen. Die Erkenntniß des Weges kam schon vielen betrunkenen Fuhrleuten aufs beste zu statten, und hat schon Tausenden Leben und Habe gerettet. Des Weges Unkundigen darf nur gesagt werden, daß sie dem

Pferde glauben sollen. Wie schnell erkennt es den Gasthof wieder, in welchem es einmal eingekehrt ist, aber auch wie hartnäckig glaubt es, wieder einkehren zu dürfen? Es ist, wie wenn es glaube, der Führer, der Reiter kenne den Gasthof nicht so gut, als es ihn kenne, als ob es ihn corrigiren wolle. Ist's einmal beim Gasthofe vorüber getrieben, so läuft's wieder ganz willig. Es scheint sich zu corrigiren und zu denken, sein Führer habe nicht Unrecht, denn er wolle nun einmal da nicht einkehren. Doch erkennt es den Gasthof als solchen nicht am Schilde; willig läuft's bei allen Gasthöfen, in denen es noch nie gewesen, vorbei. Wie tief prägt sich ihm nicht nur die Kleidung seines Herrn und die Farbe derselben, sondern dessen Physiognomie und Ton der Stimme ein! Form und Farbe, dem Geistigen gegenüber, sind ihm unbedeutend geworden. Es erkennt seinen ehemaligen Herrn und Knecht nach vielen Jahren noch sogleich wieder, läuft auf ihn zu, wiehert ihn an, leckt ihn und bezeugt eine gar innige Freude. Es weiß nur nicht recht, wie es seine Freude äußern soll. Es merkt auch augenblicklich, ob ein anderer Mensch als der gewöhnliche auf seinem Rücken sitze oder das Leitseil führe; bisweilen guckt es rückwärts, sich darüber völlig ins Reine zu setzen. Vollkommen erkennt es den Sinn der Worte des Wärters, und vollkommen gehorcht es denselben. Es tritt aus dem Stalle zum Brunnen, zum Wagen, läßt sich das Geschirr an- und auflegen, läuft dem Knechte wie ein Hund nach, geht von selbst wieder in den Stall. Es haben vielleicht viele Leser noch nie gehörig beobachtet, wie sinnvoll, wie geistig ein Pferd sein Nebenpferd oder einen neuen Knecht anschaut. Sein Schauen ist ganz anders, als das der Kuh vor einem neuen Thore. Alles Neue afficirt es sehr stark, und ein neuer Wagen, eine neue Kutsche ist ihm wichtig. Wir können aber nicht sagen, daß es wißbegierig, sondern nur, daß es neugierig sey. Lernbegierig sind nur Elephant und Pudel. Wo etwas Neues, Auffallendes durch Größe, Form und Farbe zu sehen ist, trabt es herzu, schaut und schnauft es an.

Seine Wahrnehmungsgabe, sein Gedächtniß und seine Gutmüthigkeit machen es möglich, ihm alle Künste des Canarienvogels, Elephanten, Esels und Hundes beizubringen. Es muß

Räthsel lösen, Fragen beantworten, durch Bewegungen mit dem Kopfe Ja und Nein sagen, durch Schläge mit dem Fuße Zahlgrößen der Uhr u. s. w. bezeichnen. Es sieht auf die Bewegungen der Hände und Füße des Lehrers, versteht die Bedeutung der Schwingungen der Peitsche und diejenigen der Worte, so daß es schon ein kleines Wörterbuch in seiner Seele hat. Auf's Wort stellt es sich krank, steht es dumm mit ausgebreiteten Beinen und hängt's den Kopf, schwankt es traurig und matt, sinkt langsam, plumpt auf die Erde, liegt wie todt, läßt auf sich sitzen, die Beine auseinander legen, am Schwanz zerren, die Finger in die so sehr empfindlichen Ohren stecken u. s. w. Aber aufs hingeworfene Wort, es durch den Henker abholen zu lassen, springt's wieder auf, und rüstet sich wieder munter und froh. Es hat das Commando völlig verstanden. Daß ihm jedoch der Jux, den es oft genug wiederholen muß, gefalle, nimmt man nicht wahr. Es hat kein Interesse dabei. Ihm können nur Lauf und Sprung gefallen. Wie lange wird man es lehren müssen, bis es durch zwei große Reife, die ziemlich weit von einander entfernt, mit weißem Papier scheibenartig sich ihm wie eine weiße Mauer darstellen, springt? Und wer sieht nicht gerne Bereiterkünste? Es ist dabei nicht der Mensch, sondern das Pferd das Merkwürdigste. Daß der Mensch lehren kann und will, nimmt uns nicht Wunder, sondern daß das Pferd lernen kann. Man muß wirklich nicht fragen, was kann es lernen, sondern was kann es nicht lernen. Etwa einmal will eines entweder schlechterdings nicht lernen oder es kann nicht lernen. Der Unterschied der Geistesfähigkeit ist sehr groß, und etwa einmal will es seine gut eingeübten Künste aus Muthwillen, anderemale aus übler Laune und Eigensinn nicht machen. Bald hilft die Peitsche, bald das Streicheln, bisweilen nichts. Ein junges polnisches Pferdchen, dem es so eben nicht um Künste zu thun war, sprang plötzlich, hellen Sprunges, aus dem Raume und einem Haufen Zuschauer über die Köpfe hinaus ins Weite und Freie, tummelte sich munter herum, und ließ sich, nachdem es Muthwillen getrieben, wieder einfangen. Nun war es sanft wie ein Lamm. Diese Selbstständigkeit war noch mehr als alle Künste werth.

Wer ein Pferd etwas Menschliches lehren will, muß es,

wenigstens anfangs, rein menschlich, d. h. nicht durch Prügel, noch Drohung, noch Hunger lehren wollen, sondern nur das gute Wort brauchen, und es gerade so behandeln, wie ein guter verständiger Mensch einen guten verständigen Menschen behandelt. Was auf den Menschen wirkt, wirkt auch aufs Pferd. Will es sich z. B. nicht beschlagen, den Fuß nicht aufheben lassen, so streichelt man es, streichelt seinen Fuß, gibt ihm gute Worte, verweist ihm seine Unruhe, Ungeduld, seinen Ungehorsam, hält ihm, es zu zerstreuen, Hafer vor; frißt es, so probirt man den Fuß aufzuheben, will es solches nicht geschehen lassen, so entzieht man ihm den Hafer; schaut es diesem nach, so hält man ihm denselben wieder vor, probirt es wieder mit dem Fuße u. s. w. So gewinnt man alle Pferde, die früher beim Beschlagen nicht mißhandelt, nicht schlecht erzogen worden, nicht ganz besonders kitzlich, und nicht von Natur böser Art sind. Der Regel nach sind die Pferde völlig Kinder im Guten und Bösen.

Das Pferd hat neben seinem Ortsgedächtniß, wodurch es ein wahres geographisches Thier ist, auch Zeitgedächtniß. Es lernt im Tacte, d. h. im Augenblicksgefühl, gehen, trotten, galoppen und tanzen. Es kennt auch die Zeitunterschiede im Großen; es weiß, ob es Morgen, Mittag oder Abend sey. Es ermangelt auch des Tonsinns nicht. Es liebt, wie der Krieger, den Trompetenton. Es scharrt freudig mit dem Vorderfuße, wenn dieser Ton als Zeichen zum Laufen im Wettrennen und zur Schlacht ertönt. Es kennt und versteht auch die Trommel und alle Töne, die mit seinem Muth und seiner Furcht in Verbindungen stehen, aber eigentlich musikalischen Sinn hat es nicht, obschon einige für eigentliche Musik gar nicht unempfindlich sind. Es kennt den Kanonendonner. Pferde, welche in Schlachten zerschossene Cameraden gesehen, hören ihn nicht gerne. Der Wolkendonner ist ihnen, vielleicht durch Verwechslung, ebenfalls nicht angenehm, vielleicht jedoch wirkt das Gewitter nachtheilig ein. (Schon der Knall der Peitsche treibt ein gutes Pferd.)

Es ist der Furcht sehr zugänglich, und nähert sich auch darin dem Menschen, dem vielleicht furchtsamsten Wesen. Wie sehr erschrickt es über einen ungewohnten Ton, ein ungewohntes

Ding, eine flatternde Fahne, ein Hemd, das zu einem Fenster heraus hängt? Wie guckt es den Boden an, wenn er Steine hat? Wie sorglich tritt es in den Bach, den Fluß? Wie erschrocken war jenes Pferd, das in eine Hausgrube heruntergefallen und wieder heraufgezogen worden war? Wie willig ließ sich ein anderes, das in eine Kalkgrube gesprungen war, binden und herausziehen? Es wollte den Rettenden helfen. Wie sehr bemühen sich im Schnee versunkene, das Heraufziehen möglich zu machen? Wie zittern sie auf schmalen Gebirgspfaden? Sie merken, daß sie nur Fuß sind, und sich an gar nichts halten können. Den Blitz fürchten sie heftig, vermuthlich wegen seiner elektromagnetischen Eigenheit. Sie schwitzen im Gewitter ungemein; sie haben Angst erschlagen zu werden. Bei Gewittern hält man daher lieber an. Man gefahrt sonst, daß sie ausreißen, durchgehen. Reißt eines aus, so kann das andere unerschrockene es zurückhalten, gewöhnlich aber ergreift der Schrecken sympathetisch auch das andere, und beide rennen in immer steigender Furcht und Angst rasend über und durch alles Mögliche heim, in die Tenne, an eine Wand, mit unerklärbarer Heftigkeit oder wie toll. Wie viele Unglücke veranlaßte und verursachte das sonst so verständige, gehorsame und gutwillige Thier! Ist es eines solchen Affectes fähig, so ist's auch anderer fähig. Sonst aber ist's das gutmüthigste Thier. Ein junger Postknabe fährt mit sechsen im gestreckten Galopp. Alle gehorchen dem Einen Zügel, alle sehen auf einander. Sie gehorchen dem Herrn, dem Knechte, der Frau, den Mädchen, jedem, der sie gut behandelt, gerne, und wenn sie nur dann gestraft werden, wenn sie sich bewußt sind, Unrecht gethan oder Strafe verdient zu haben.

Es kann sich verwundern, es kann stutzen, es kann über unbedeutende Dinge wie ein Kind erschrecken, es kann sich enttäuschen lassen, und sein Kennen kann durch seinen Verstand ein Erkennen werden. Daraus erhellet, daß sein Verstand zerrüttet, daß es verrückt werden kann. Durch rohe Behandlung, durch Fluchen und Prügeln u. s. w. der Roßknechte ist schon manches Pferd schändlich verderbt, um allen seinen geistigen und gemüthlichen Werth gebracht, und völlig dumm und

toll gemacht worden. Wie sehr wird das Pferd durch edle Behandlung veredelt! Wie hoch durch solche gehoben! Es wird durch sie ein halber Mensch. Es ist von Natur ein Menschenthier.

Das Pferd ist beinahe nur Brust und Fuß, Athem und Lauf, und seine einzige wahre Lust ist zu rennen. Es ist von Natur ein Reisender. Bar zur Lust rennen weidende Pferde in den russischen Steppen reisenden Kutschen im Galopp viele Stunden, eine Tagreise mit, sicher, daß sie ihren weiten Weg zurück wieder finden. Welche Wanderungen machen die Pferde in Paraguay? Auf den Weiden tummeln sie sich munter, werfen hinten und vorne auf, und treiben allerlei Muthwillen, rennen mit einander, beißen einander. Will eines über die Hecke, so hebt es sie nicht wie die Kuh. Es hat keine Hörner. Es rennt dafür auf und ab, um die niedrigste Stelle zu finden. Es macht einen Sprung hinüber. Es gibt solche, die immer andere necken. Junge necken sogar Menschen. Eine interessante Erfahrung! Das Thier, das sich am Menschen versucht, muß sich dem Menschen nahe fühlen, in ihm beinahe seinesgleichen sehen. Ein junges Pferd rannte in einem langen schmalen Alpthale einem Trüppchen Reisender nach, d. h. es ließ sie zuerst ungehindert vorbei spazieren, dann galoppirte es ihnen nach, bis auf einen einzigen Schritt vor sie hin, stund dann plötzlich still, und sah sie an, dann rannte es wieder zurück, that als ob es weiden wolle, kam dann wieder herangesprengt. So neckte es sie vier- oder fünfmale zu deren nicht geringer Furcht. Es trieb offenbar nur Muthwillen wie ihn ein Mensch, der sich überlegen fühlt, treibt. Als die Reisenden endlich über eine als Hecke dienende Mauer gestiegen waren, rannte es an dieser mehrmals auf und ab, um eine Stelle zum Hinüberspringen zu finden, um sie noch weiter zu necken. Als es keine fand, sprengte es lustig wieder auf seine alte Weidestelle zurück. Seine Rennlust in Verbindung mit seiner Eitelkeit oder seinem Stolze leisten im römischen Corso beinahe Unglaubliches. Sie sind bereit, auf ein gegebenes Zeichen den Wettkampf zu beginnen. Sie wiehern hell auf, sie stampfen vor Ungeduld. Dann stürzen sie sich auf die Bahn, und je eines will das andere übereilen. Niemand sitzt auf ihnen,

niemand sagt ihnen, um was es sich handle, niemand feuert sie an, sie merken's von sich aus. Jedes feuert sich selbst an, und wird von jedem angefeuert. Und das, das zuerst am Ziele ist, lobt sich selbst und wird von den Menschen gelobt. Es ist dafür empfindlich. Doch wird kein Neid noch Haß gegen den Sieger in ihnen wahrgenommen. Diese edeln Thiere sind meist Berber.

Voll Ehrgefühl schadet es sich bisweilen selbst, weil es immer voran will und sich zu todt liefe, wenn man es nicht zurückhielte. Manche muß man voran lassen, viele laufen nur wenn andere vor ihnen sind, wollen dann aber doch nicht hinter diesen zurückbleiben, und manche laufen nur mit Bekannten, mit Cameraden gut. Welch Ehrgefühl entwickelt sich im englischen Wettrenner! Wie schmeichelt sich das Pferd des Generals! Wie sich eine Braut in ihrem Schmucke gebärdet, also das gezierte Pferd in seinem Golde! Es merkt seine Vortrefflichkeit, und daß es ein Königsroß sey, dem Ehre gebühre und daß man es ehre. Wie stolz schaut es um sich her, wie stolzirt sein Kopf, welche Haltung nimmt es an, wie großartig und schön bewegt es seine Knochen, und dessen ungeachtet wollte man behaupten, daß kein Thier der Eitelkeit fähig sey.

Der ganze Hengst ist ein furchtbares Thier. Seine Stärke ist ungeheuer, sein Muth über alle Begriffe, sein Auge sprüht Feuer. Das Weib ist viel sanfter, gutmüthiger, willfähriger, gehorsamer, lenksamer, darum ist's oft den Hengsten vorgezogen. Wenn aber solche an Kutschen gespannt sind oder geritten werden, und es wittert ein Hengst sie, welche Skandale und Unglücksfälle waren nicht schon oft die widrigsten Folgen? Uns ist ein Fall bekannt, daß ein an eine Chaise gespannter Hengst von hinten an einer andern emporsprang, und seine beiden Vorderfüße auf die darin Sitzenden schlug. Es war nämlich an die vordere Chaise ein weibliches Pferd gespannt. Sein Trieb zur Begattung ist heftiger als bei den meisten andern Thieren. Aus solcher Kraft entspringen eben große stolze Kräfte! Der Wallach hat zwar durch die Castration viel verloren, ist aber durch sie nicht wie der Stier zum matten Ochsen, sondern nur ein milderes gehorsames Leben gewor-

den, und hat nur aufgehört eine lodernde verzehrende Flamme zu seyn.

Das Pferd ist, wie bekannt, aller Affecten fähig. Es liebt und haßt, ist neidisch und rachsüchtig, launisch u. s. w. Mit manchen Pferden verträgt es sich sehr gut, mit andern schwer oder gar nicht, und diese oder jene nimmt es nie zu Gunsten an. Es kennt den Blick des Menschen wohl und hält ihn aus, man nimmt jedoch wahr, daß der Blick des Menschen, wenn er scharf ist, einwirkt. Je edler das Pferd ist, desto eher ist letzteres der Fall, doch ist sein Auge von dem des Menschen noch himmelweit entfernt. Alle Affecten des Verstandes äußert es durch die Ohren, womit zur Ehre des Thieres wieder viel gesagt ist, denn das Ohr ist eine Art Seele. Löwe, Katze und Hund verrathen ihres Herzens Gedanken durch den Schwanz, der Elephant durch den Rüssel, durchs feine Ohr das Pferd.

Seine Empfindlichkeit für die Gewitterluft und seine Unruhe, wenn ein Erdbeben im Anzuge ist, worin es mit dem Rinde übereinstimmt, zeigen, daß es noch Tellurisches an sich habe. Bricht im Hause oder in der Nachbarschaft Feuer aus, so wird es wild. Es hebt die Nase hoch, es riecht das Feuer, es wird ihm sehr unheimlich und bäumt sich. Dann zeigt sein Auge den höchsten Grad von Schrecken mit völliger Geistesverwirrung. Ein solches Auge am Pferde nimmt sich gräßlich aus, und ist mit seiner edeln Gestalt im ärgsten Widerspruche.

Man erzählt vom Pferde Wunderdinge des Verstandes, Gemüthes und seiner innern tiefen Natur. Bedenklich stellten sich Pferde über den Leichnam ihres Herrn, neigten sich über ihn hin, beschauten sein Angesicht lange, schnaubten es an, und wollten nicht von ihm weg, wollten ihm im Tode noch treu bleiben. Andere bissen in der Schlacht Pferd und Mann ihres Gegners, als ob auch sie um den Sieg kämpfen müßten. Ein Pferd ergriff seinen heruntergefallenen betrunkenen Reiter, um ihm wieder hinaufzuhelfen, ein anderes wandte und drehte sich, um den Fuß des im Steigbügel hangen Gebliebenen herausziehen machen zu können. Welche Ehre machen ihrer viele auf der Reitschule ihrem Lehrer! Vorzüglichere Schüler hat

kein Magister. Am auffallendsten sind die vielen Sagen alter und neuer Zeit, daß Pferde, den Tod ihres Herrn ahnend, diesen nicht in die Schlacht tragen wollten und, zum erstenmal ungehorsam und unbändig, ihn lieber herunterwarfen, daß andere in Ställen von Schlössern und Burgen bisweilen bei Nacht furchtbar stampfen und stürmen, wie wenn sie böse Geister wahrnähmen, noch andere wirklich das zweite Gesicht haben, demnach somnambul werden. Daß der Magnet auf sie einwirke (wie auch auf Ziegen und Hunde) ist nicht zu läugnen. Wir müssen noch Manches, was sich auf die Geheimnisse der Pferdenatur bezieht, auf sich beruhen lassen. Nicht alles Unglaubliche ist unglaublich. Des Thieres Natur fällt wie die menschliche vor den Augen des Untersuchers in eine unendliche Tiefe hinunter.

Durch den Umgang mit guten Menschen wird das Pferd immer menschlicher, durch den mit bösen immer thierischer, bestialischer. Den Abiponern ist's der beste Camerad, und die Buben und Mädchen in Serbien reiten täglich in die Schule. Der Araber macht sie in seinem Zelte zum Haus- und sanften Tischgenossen.

Kein Pferd ist dem andern gleich. Bissig und böse, falsch und tückisch ist das eine, zutraulich und sanft das andere. Entweder hat die Natur oder die Erziehung oder beides sie so verschieden gemacht. Ein Pferd, das beschlagen werden sollte, stieß mit dem Kopfe plötzlich den Schmied um, und stampfte mit seinen Hufen auf ihm so herum, daß er bluttriefend hervorgezogen wurde. Es übte, unbewußt, göttliche Gerechtigkeit aus, denn wenige Stunden vorher hatte der Schmied auf dem gleichen Platze sein dreijähriges Kind, das ihm zwischen die Füße kam, im Zorn niedergeschmissen und zerstampft. Auch Thiere können, wie andere Dinge, Diener der ewigen Vorsehung seyn.

Es ist stark und dennoch zart. Manches, das den Menschen unschädlich ist, tödtet das Pferd. Schon ist es vielen Krankheiten des Leibes und der Seele unterworfen, ja es kann nicht nur geistes-, sondern auch völlig gemüthskrank, schwermüthig werden.

Wunden fürchtet es nicht, Operationen unterwirft es sich

mit viel Verstand und Willen. Muthvoll hält's in der Schlacht aus und hat sogar Lust am Streite. Es wiehert hell auf. Sein Wiehern ist seine Stimme. Sie ist charakteristisch genug. Es lacht der Gefahr; wird es verwundet, so stöhnt es nur. Es stirbt in seinen Wunden heldenartig, still und ruhig, es merkt den Tod. Wird es todt geschlagen, so fällt es, wie es einem Pferde geziemt, anständig nieder. Es merkt auch, was man mit ihm vorhat, doch zeigen die Pferde, wie im Leben so auch im Sterben, große Verschiedenheiten.

Wie verschieden sind die Charaktere der Pferde? Wie verschieden ihr Temperament und Naturell? Die Füchse sind die listigsten, die Schimmel die sanftesten. Man könnte von jedem eine eigne Charakteristik machen. Wie verschieden ist auch ihr Schicksal! Das Schicksal der meisten ist, jung geliebt und mit Hafer, alt ein Karrengaul und mit Rietgras und Prügeln gefüttert und verachtet zu werden, doch könnte man von jedem Pferde auch eine Biographie geben. Vielen schon ist eine Thräne nachgeweint und mit Recht ein marmornes Denkmal gebaut worden. Sie haben ihre Jugendzeit zum Muthwillen, ihre Jünglingszeit zum Stolziren, ihre Mannszeit zum Arbeiten, ihr Alter, in welchem sie steifer, träger, matter werden. Sie blühen, reifen und verwelken. Sie sind sehr vieler Krankheiten fähig. Mehrere ihrer Krankheiten sind ganz menschlich. Zu allen Zeiten waren geschickte Pferdeärzte auch nicht ungeschickte Menschenärzte. Es gibt ja auch menschliche körperliche Roßnaturen. Sollte aber vom Pferde, diesem Menschenfreunde, für die Zukunft wirklich nichts, gar nichts taugen und des Aufbewahrens werth seyn?

So schwer es ist einen Hund zu zeichnen, oder ihn wohl gar ohne Verlust seiner Psyche auszustopfen, um so schwerer ist's, seine Psyche selbst zu geben. Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig, seine Seele aber unläugbar so vollkommen, als die eines Säugethieres seyn kann, so daß man sich vor dem Hinüberschweifen ins Menschliche sorgfältig in Acht nehmen muß. Von keinem Thier hören wir so oft sagen, daß ihm zum Menschen nichts mehr als die Sprache mangle, von keinem andern meinte man wohl gar, daß es ein abgefallner Mensch und durch Vermischung von

Mensch und Thier entstanden sey. Von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Varietäten, von keinem eine so enorme Menge von Anekdoten, von keinem so viele Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, seine Einbildungskraft, seine Beurtheilungsfähigkeit und sein Schließungsvermögen oder sogar moralische Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Zorn und Wuth und Todhaß gegen die Feinde seines Herrn u. s. w. kund thun sollen, weßwegen kein Thier so oft als er den Menschen gelegentlich als Muster vorgestellt wird. Und wie viel wird uns von seiner Fähigkeit zu lernen, in Künsten Intellectuelles und Physisches vereint darzustellen, erzählt! Er tanze, er trommle, er gehe auf dem Seile, er stehe Wache, er erstürme und vertheidige Festungen, er schieße Pistolen los, er drehe den Bratspieß, ziehe den Wagen, kenne die Noten, die Zahlen der Karten, die Buchstaben, er hole den Menschen die Mütze vom Kopfe, bringe Pantoffeln und versorge Stiefel und Schuhe wie ein Knecht, er verstehe die Aug'- und Mienensprache und noch gar vieles Anderes. Erzählt man nicht Wunderdinge von ihm, die ihn sogar über den Menschen zu erheben scheinen? Das ist richtig, daß kein anderes Thier eine noch vollkommnere Seele nach Art und Grad hat.

Gewöhnlich läßt man den Orang, den Elephanten und Hund miteinander wetteifern, doch wollen einige das Pferd am höchsten stellen. Wir müssen aber wohl bedenken, daß der Orang Hände, der Elephant einen Rüssel, das Pferd nur Füße, der Hund Tatzen habe, daß jedes dieser Thiere, das, was es kann, vielleicht eben so gescheidt macht als das andere, daß es jedoch, je nach der Art seines Körpers, andere Sachen, andere Künste macht. Wir müssen aber nicht darauf, sondern auf seine Unterscheidungsgabe, auf die Weite seines Kreises, auf die Menge und Mannichfaltigkeit der Richtungen seiner Seele sehen. Alsdann werden wir den Hund keinem Thiere subordiniren, höchstens einigen andern coordiniren können. Wir können wirklich sagen, daß der Hund ohne Hand oder Rüssel noch Größeres im Gebiete der Intelligenz leiste. Gerade seine Verderbbarkeit, gerade seine Laster: Neid, Zorn, Falschheit,

Geiz, seine Zanksucht, seine Haßgeschicklichkeit, sein Leichtsinn, seine Neigung zum Stehlen, seine Möglichkeit aller Welt Freund zu seyn, sein heftiger Geschlechtstrieb u. s. w., bringen ihn dem gewöhnlichen Menschen näher, weßwegen der Mensch ihn hundertmal besser als den Schmetterling, den Krebs, die Schnecke u. s. w. verstehen können sollte. Würmer und Käfer und Fische lobt und tadelt man noch nicht, aber den Hund. Man denkt, es lohne sich der Mühe ihn zu strafen und zu belohnen; man braucht im Urtheil über ihn gerade die Ausdrücke, die man vom Menschen braucht. Man macht ihn, eben um seiner intelligibeln und moralischen Vorzüge willen, zum Haus- und Reisegenossen, zum Lebensgefährten und guten Freunde; man lohnt ihm seine Liebe und Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit und Liebe; man macht ihn zum Tischgenossen, und räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bette ein; man kost ihn, pflegt ihn sorgfältig, gibt ihn dem Arzte, wenn er leidend ist, trauert mit ihm und um ihn, und weint, wenn er gestorben; man setzt ihm ein Denkmal wie einem Canarienvogel, Pferde und Menschen, und wenn Plato von einem Thiere gemeint hat, es diene im Elysium den Menschen auch wieder zum angenehmen Umgange, so muß er's von einem gutgearteten und gut erzogenen Hunde gemeint haben.

Kein anderes Thier hat so viele Idiosynkrasien. Nicht ein einziger Hund ist dem andern weder körperlich noch geistig gleich. Jeder hat eigne Unarten und Arten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze, so daß die Hundebesitzer an ihren Hunden einen unerschöpflichen Stoff zum gesellschaftlichen Gespräche haben. Jeder hat einen noch gescheidtern. Doch erzählt etwa Einer von seinem Hunde hundsdumme Streiche, darum ist jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteristik, und wenn er interessante Schicksale erlebte, auch zu einer Biographie. Selbst in seinem Sterben kommen Eigenheiten vor.

Man fragt, ob der Hund ein Abstämmling von der Hyäne oder dem Schakal, dem Wolf oder Fuchse sey? Er kann, wie bekannt, nach Hyänenweise, Leichen aus Gräbern scharren, mit dem Schakal wie ein Schakal herumstreifen, wie ein Fuchs bellen, wie ein Wolf Menschen anpacken. Wolf und Hund haben ihre Stärke im Athem und in der Größe und Breite der

Brust. Nun aber ähnelt eine Hundart mehr dem Wolfe, die andere mehr dem Fuchse u. s. w. in Größe, Form, Stimme u. s. w., so daß wir uns nicht zu finden wissen. Sollte er durch Bastardenzeugung entstanden seyn, so fragte sich, welche dieser Viere sich miteinander begatten, und ob die Frucht, falls eine solche entstünde, Fortpflanzungsfähigkeit hätte. Die Erfahrung spricht dagegen. Wir lassen diese Seite des Streites fallen, und schauen die Sache nur psychologisch an. Ist der Hund aus Einem dieser Viere entstanden, so muß sich auch seine Psyche daraus ableiten lassen, denn nie würde der Urcharakter sich ganz und gar verlieren.

Wenn nur die Hunde nicht so viel Varietäten aufstellten, und nicht jede Art von der andern so weit im Physischen und Psychischen entfernt wäre! Der hohe leichte Windhund mit dem schlankesten Körper, den hohen Beinen, und der ellenlangen rüsselartigen Schnauze, die schwere englische Dogge mit ihrem Wolfshalse, der lange Dachshund mit seinen niedrigen krummen Beinen, der dicke Mops mit seiner schnell abgeschnittenen Schnauze... welche Verschiedenheiten! So groß sind auch die Verschiedenheiten ihrer Seelen! Die Erziehung bringt in die Hunde so wenig als in die Menschen irgend etwas hinein; sie kann nur schon Gegebenes, Vorhandenes hervorziehen, entwickeln, anwenden. Ohne alle Erziehung, wie beim Menschen, tritt diese oder jene Neigung und Fähigkeit des Hundes hervor, und auch von ihm gilt: „was eine Nessel werden will, brennt bald;" auch von ihm: „der Dichter wird geboren."

Der Dachshund hat die Neigung in Löcher zu kriechen? Der Bärenhetzer dem Thier zwischen die Beine zu beißen? der Windhund dem Hasen nachzufliegen? Wie anhänglich ist der Spitzhund dem Hause, so daß er am ehesten darin verbrennen könnte und wirklich etwa verbrennt? Wie schnell kann der Metzgerhund roh und unbarmherzig werden, wenn hingegen der Pudel gar nicht so gemacht werden kann? Wie dumm ist der Mops mit dem Pudel verglichen? Wie leicht kann man gewisse Hundearten auf den Menschen, nicht aber auf Thiere, oder umgekehrt, abrichten? Der Pudel ist sehr gelehrig, der Mops gar nicht. Manche werden durchs Lehren noch dummer. Wie gutmüthig oder überwillig sind die verschiedenen Arten

schon in der Jugend und Kindheit? Wie ungleich benehmen sie sich im Hause, auf Spaziergängen, in Freuden, in Leiden, bei Züchtigungen, in Krankheit und im Sterben?

Nur wer keine Augen hat, sieht die sehr großen ursprünglichen und entstandenen Eigenschaften nicht. Und welche Verschiedenheit einer und derselben Hundeart und Varietät z. B. unter den sogar gleichgefärbten schwarzen oder braunen Pudeln? Jeder Pudel ist eine förmlich ausgebildete, abgeschlossene, selbstständige Psyche, von äußern Umständen theilweise unabhängig. Er hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten, Originalitäten, Genialitäten. Ohne Anleitung ist er schon viel und wird er viel. Er lehrt sich selbst, ahmt den Menschen nach, drängt sich zum Lernen, liebt das Spiel, hat Launen, setzt sich etwas in den Kopf, will nichts lernen, thut dumm, empfindet Langeweile, will thätig seyn, ist neugierig, kennt die Mienen- und die Augensprache u. s. w. Eigenwillig können einige allen Schmerz überwinden, andere nicht hassen, andere nicht lieben, einige können verzeihen, andere nie.

Sie können einander in Gefahren und zu Verrichtungen beistehen, zu Hülfe eilen, Mitleiden fühlen, lachen und weinen oder Thränen vergießen, vor Freude jauchzen, aus Liebe zum verlornen Herrn trauern, hungern, verhungern, alle Wunden für ihn verachten, den Menschen ihresgleichen weit vorziehen, und alle Begierden vor den Augen seines Herrn im Zügel halten oder schweigen machen. Ehrfühlig kann sich der Pudel schämen. Er kennt Raum und Zeit vortrefflich, kennt die Stimmen, den Ton der Glocke, den Schritt seines Herrn, die Art wie er klingelt; kurz er ist ein halber, ein zweidrittel Mensch. Er benützt ja seinen Körper so gescheidt als der Mensch den seinigen und wendet seinen Verstand für seine Zwecke vollkommen an. Doch mangelt ihm der dritte Drittheil.

Wir müssen wesentlich verschiedene Psychen, die nicht in einander verwandelt werden können, unter den Hunden annehmen. Die des Spitzhundes ist nicht die des Pudels, und der Mops denkt und will anders als der Dachshund.

Alle Mühe der Umwandlung ist vergeblich, darum muß man jeden nehmen, wie er ist, und lehren wie er ist, doch gibt's Uebergänge. Eben wegen der Verschiedenheit der Seelen

leuchten die Augen aller ungleiches Licht im Grad und in der Art. Der Mops ist böotisch, dumm, langsam, phlegmatisch, der Metzgerhund melancholisch, bitter, gallicht, blutdürstig, der Spitz cholerisch, zornmüthig, engherzig, bis in den Tod gehässig, der Pudel eitler Sanguiniker, immer munter, allzeit wach, der angenehmste Gesellschafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genuß ergeben, geschlechtshitzig, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Reißen und Possen stets aufgelegt, der Welt und Allem ohne Ausnahme angehörig, wenn der Spitz nur seinem Hause, der Metzgerhund nur dem Thier, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhn angehört. Nur der Pudel befreundet sich mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegensatze, mit dem Pferde, dem Collegen, mit dem Menschen, dem Herrn, mit dem Hause, es bewachend, mit dem Wasser, aus dessen Tiefe gern Steine holend, mit den Vögeln des Himmels, zu welchen er hoch hinaufspringt, sie zu fangen, mit der Kutsche und dem Wagen, indem er unter ihnen läuft. Am ehesten sollten im Pudel allfällige Möglichkeiten sich noch höher zu heben oder gehoben zu werden, als nicht unmöglich gedacht werden können. Doggen repräsentiren Wächter, Soldaten, Mörder, packen und erdrosseln Menschen, die Windspiele und Jagdhunde repräsentiren die Jäger mit angebornem Jägertalent. Wie leicht sind sie ans Horn zu gewöhnen! Wie achtsam sind sie auf den Schuß und jedes Jagdzeichen! Wie verstehen sie so genau alle Stimmen und Bewegungen des Gewildes! Wie geschickt ist der Hühnerhund zu lernen, wie er das gefundene Thier anzeigen, festbannen, welches Bein er heben oder vorstrecken müsse, je nachdem er dieses oder jenes erblicke u. s. w. Zwar lehrt ihn schon Vieles die Natur, und er muß gar nicht Alles vom Menschen lernen. Er lehrt sich Manches selbst. Aber der Pudel lehrt sich selbst noch mehr. An ihm ist alles Psyche. Er macht nichts dumm, als wenn er selbst es will. In allen andern Hundarten ist noch mehr Trieb, in ihm mehr Intelligenz. Wie rast der Jagdhund der Jagd zu, wie tobt er keuchend, athemlos dem Gewilde nach! Wie wüthet die Dogge auf den Feind los, wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund

mit lechzender heraushängender Zunge und falschem Auge in halben Kreisen wie der Perpendikel einer Wanduhr mechanisch die vor ihm angstvoll trippelnden Kälber! Wie roh fällt er sie an, wenn sie sich auf die Seite verirren, wie gleichgültig ist er gegen den Schmerz derselben, der ihm erst noch wohl zu gefallen scheint! Wie stürzt der Hühnerhund auf Vögel, hingerissen von der Wuth sie zu erdrosseln! Nichts von allem diesem Unedeln, Unwürdigen, Schimpflichen im Pudel, wenn er nicht verzogen worden, wenn man ihn, sey es auch nur naturgemäß, seinem eigenen Genius überlassen hat. Der Pudel ist von Natur gut. Jeder schlechte ist durch Menschen schlecht gemacht worden.

Fassen wir das Wichtigste und Entscheidendste, das ihn auf seiner Höhe vollständig Charakterisirende, in folgende Angaben zusammen:

Der Pudel ist unter den Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den gewandtesten Leib, die schönste Gestalt, eine volle breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz, und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er vorzugsweise zu allen Künsten geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen, denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen, und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut's sehr oft von selbst, w e n n e r w i l l.

Sein Geschmacksinn ist fein, er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau, er ist ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Man sagt, daß seine auseinander gefaltete Geruchshaut so groß sey, daß man damit seinen ganzen Körper überziehen könnte. Er kennt die Kleider seines Herrn durch den Geruchsinn, findet mit Hülfe desselben seine verlorne Spur. Gibt man ihm von einem verlornen Kinde einen Schuh u. s. w. zu riechen, so kann er mit der Festhaltung des Eindrucks in seiner Psyche das verlorne Kind von selbst finden; hat er's gefunden, so kommt er freudig mit Bellen die Anzeige zu machen, zerrt an Röcken, läuft voran und zeigt den Weg. Kaum jemals täuscht er sich. Ihm ist der Geruch besonders, als Erkenntnißvermögen, angewiesen. Er fühlt auch fein, er

ist für körperlichen Schmerz sehr empfindlich, er ist wehleidig. Die kleinste Gefahr vor dem Prügel macht ihn ängstlich, der kleinste Schmerz zwingt ihm, wie dem Kinde, einen Schrei ab. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch sinnlich, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln sehr gut, kennt die Manier und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesichtssinn ist zurückgeblieben, er sieht nicht wohl. Es ist unter den Thieren ebenfalls keinem gar Alles, sondern nur irgend einem das Meiste gegeben. Er kennt seinen Herrn nur, wenn er ziemlich nahe ist, und läßt sich bisweilen auch durch die Farbe der Kleidung, doch nur auf kurze Zeit, täuschen. Erkennt er nicht bald den Blick, das Gesicht seines Herrn, so doch augenblicklich seine Stimme!

Wir unterscheiden fürs Sinnliche Raum- oder Ort-, Zeit-, Farben- und Tonsinn. Der Ortsinn ist im Pudel vortrefflich. Wie die Katze findet auch er den Weg nach Hause Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum; er besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn sey es auch nur Einmal gewesen, wenn ihm daselbst wohlgethan worden ist, und besucht Nachmittags die Häuser, vor welchen Knochen liegen, ganz regelmäßig. Darum kann er auch abgerichtet werden, Brod in der Bäckerei, Fleisch im Schlachthause zu holen. Auffallend ist sein Zeitsinn. Er kennt die Tage und merkt an den Vorbereitungen des Samstags, daß der Sonntag komme; er kennt, wie der hungrige Mensch, die Mittagsstunde, kennt auch die Schlachttage im Schlachthause, und läuft nur an solchen dahin. Eben sein Zeit- in Verbindung mit dem Gehörsinn macht ihm das Tanzen leicht möglich. Er hat Tact. So genau oder regelrecht jedoch, als der des Menschen, ist sein Tact nicht; es gibt aber auch viele Menschen, die aus Mangel an Zeitsinn nie Tact halten können.

Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hülfe derselben deutlich, doch ist sein Farbensinn noch völlig unästhetisch, und die Farbenharmonie ist sogar ihm noch völlig unbekannt. Ein Raphael ist ihm so gleichgültig als ein Schmierer. Sonderbar ist der Eindruck der Musik auf ihn. Manche

den, und hat nur aufgehört eine lodernde verzehrende Flamme zu seyn.

Das Pferd ist, wie bekannt, aller Affecten fähig. Es liebt und haßt, ist neidisch und rachsüchtig, launisch u. s. w. Mit manchen Pferden verträgt es sich sehr gut, mit andern schwer oder gar nicht, und diese oder jene nimmt es nie zu Gunsten an. Es kennt den Blick des Menschen wohl und hält ihn aus, man nimmt jedoch wahr, daß der Blick des Menschen, wenn er scharf ist, einwirkt. Je edler das Pferd ist, desto eher ist letzteres der Fall, doch ist sein Auge von dem des Menschen noch himmelweit entfernt. Alle Affecten des Verstandes äußert es durch die Ohren, womit zur Ehre des Thieres wieder viel gesagt ist, denn das Ohr ist eine Art Seele. Löwe, Katze und Hund verrathen ihres Herzens Gedanken durch den Schwanz, der Elephant durch den Rüssel, durchs feine Ohr das Pferd.

Seine Empfindlichkeit für die Gewitterluft und seine Unruhe, wenn ein Erdbeben im Anzuge ist, worin es mit dem Rinde übereinstimmt, zeigen, daß es noch Tellurisches an sich habe. Bricht im Hause oder in der Nachbarschaft Feuer aus, so wird es wild. Es hebt die Nase hoch, es riecht das Feuer, es wird ihm sehr unheimlich und bäumt sich. Dann zeigt sein Auge den höchsten Grad von Schrecken mit völliger Geistesverwirrung. Ein solches Auge am Pferde nimmt sich gräßlich aus, und ist mit seiner edeln Gestalt im ärgsten Widerspruche.

Man erzählt vom Pferde Wunderdinge des Verstandes, Gemüthes und seiner innern tiefen Natur. Bedenklich stellten sich Pferde über den Leichnam ihres Herrn, neigten sich über ihn hin, beschauten sein Angesicht lange, schnaubten es an, und wollten nicht von ihm weg, wollten ihm im Tode noch treu bleiben. Andere bissen in der Schlacht Pferd und Mann ihres Gegners, als ob auch sie um den Sieg kämpfen müßten. Ein Pferd ergriff seinen heruntergefallenen betrunkenen Reiter, um ihm wieder hinaufzuhelfen, ein anderes wandte und drehte sich, um den Fuß des im Steigbügel hangen Gebliebenen herausziehen machen zu können. Welche Ehre machen ihrer viele auf der Reitschule ihrem Lehrer! Vorzüglichere Schüler hat

kein Magister. Am auffallendsten sind die vielen Sagen alter und neuer Zeit, daß Pferde, den Tod ihres Herrn ahnend, diesen nicht in die Schlacht tragen wollten und, zum erstenmal ungehorsam und unbändig, ihn lieber herunterwarfen, daß andere in Ställen von Schlössern und Burgen bisweilen bei Nacht furchtbar stampfen und stürmen, wie wenn sie böse Geister wahrnähmen, noch andere wirklich das zweite Gesicht haben, demnach somnambul werden. Daß der Magnet auf sie einwirke (wie auch auf Ziegen und Hunde) ist nicht zu läugnen. Wir müssen noch Manches, was sich auf die Geheimnisse der Pferdenatur bezieht, auf sich beruhen lassen. Nicht alles Unglaubliche ist unglaublich. Des Thieres Natur fällt wie die menschliche vor den Augen des Untersuchers in eine unendliche Tiefe hinunter.

Durch den Umgang mit guten Menschen wird das Pferd immer menschlicher, durch den mit bösen immer thierischer, bestialischer. Den Abiponern ist's der beste Camerad, und die Buben und Mädchen in Serbien reiten täglich in die Schule. Der Araber macht sie in seinem Zelte zum Haus- und sanften Tischgenossen.

Kein Pferd ist dem andern gleich. Bissig und böse, falsch und tückisch ist das eine, zutraulich und sanft das andere. Entweder hat die Natur oder die Erziehung oder beides sie so verschieden gemacht. Ein Pferd, das beschlagen werden sollte, stieß mit dem Kopfe plötzlich den Schmied um, und stampfte mit seinen Hufen auf ihm so herum, daß er bluttriefend hervorgezogen wurde. Es übte, unbewußt, göttliche Gerechtigkeit aus, denn wenige Stunden vorher hatte der Schmied auf dem gleichen Platze sein dreijähriges Kind, das ihm zwischen die Füße kam, im Zorn niedergeschmissen und zerstampft. Auch Thiere können, wie andere Dinge, Diener der ewigen Vorsehung seyn.

Es ist stark und dennoch zart. Manches, das den Menschen unschädlich ist, tödtet das Pferd. Schon ist es vielen Krankheiten des Leibes und der Seele unterworfen, ja es kann nicht nur geistes-, sondern auch völlig gemüthskrank, schwermüthig werden.

Wunden fürchtet es nicht, Operationen unterwirft es sich

mit viel Verstand und Willen. Muthvoll hält's in der Schlacht aus und hat sogar Lust am Streite. Es wiehert hell auf. Sein Wiehern ist seine Stimme. Sie ist charakteristisch genug. Es lacht der Gefahr; wird es verwundet, so stöhnt es nur. Es stirbt in seinen Wunden heldenartig, still und ruhig, es merkt den Tod. Wird es todt geschlagen, so fällt es, wie es einem Pferde geziemt, anständig nieder. Es merkt auch, was man mit ihm vorhat, doch zeigen die Pferde, wie im Leben so auch im Sterben, große Verschiedenheiten.

Wie verschieden sind die Charaktere der Pferde? Wie verschieden ihr Temperament und Naturell? Die Füchse sind die listigsten, die Schimmel die sanftesten. Man könnte von jedem eine eigne Charakteristik machen. Wie verschieden ist auch ihr Schicksal! Das Schicksal der meisten ist, jung geliebt und mit Hafer, alt ein Karrengaul und mit Rietgras und Prügeln gefüttert und verachtet zu werden, doch könnte man von jedem Pferde auch eine Biographie geben. Vielen schon ist eine Thräne nachgeweint und mit Recht ein marmornes Denkmal gebaut worden. Sie haben ihre Jugendzeit zum Muthwillen, ihre Jünglingszeit zum Stolziren, ihre Mannszeit zum Arbeiten, ihr Alter, in welchem sie steifer, träger, matter werden. Sie blühen, reifen und verwelken. Sie sind sehr vieler Krankheiten fähig. Mehrere ihrer Krankheiten sind ganz menschlich. Zu allen Zeiten waren geschickte Pferdeärzte auch nicht ungeschickte Menschenärzte. Es gibt ja auch menschliche körperliche Roßnaturen. Sollte aber vom Pferde, diesem Menschenfreunde, für die Zukunft wirklich nichts, gar nichts taugen und des Aufbewahrens werth seyn?

So schwer es ist einen Hund zu zeichnen, oder ihn wohl gar ohne Verlust seiner Psyche auszustopfen, um so schwerer ist's, seine Psyche selbst zu geben. Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig, seine Seele aber unläugbar so vollkommen, als die eines Säugethieres seyn kann, so daß man sich vor dem Hinüberschweifen ins Menschliche sorgfältig in Acht nehmen muß. Von keinem Thier hören wir so oft sagen, daß ihm zum Menschen nichts mehr als die Sprache mangle, von keinem andern meinte man wohl gar, daß es ein abgefallner Mensch und durch Vermischung von

Mensch und Thier entstanden sey. Von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Varietäten, von keinem eine so enorme Menge von Anekdoten, von keinem so viele Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, seine Einbildungskraft, seine Beurtheilungsfähigkeit und sein Schließungsvermögen oder sogar moralische Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Zorn und Wuth und Todhaß gegen die Feinde seines Herrn u. s. w. kund thun sollen, weßwegen kein Thier so oft als er den Menschen gelegentlich als Muster vorgestellt wird. Und wie viel wird uns von seiner Fähigkeit zu lernen, in Künsten Intellectuelles und Physisches vereint darzustellen, erzählt! Er tanze, er trommle, er gehe auf dem Seile, er stehe Wache, er erstürme und vertheidige Festungen, er schieße Pistolen los, er drehe den Bratspieß, ziehe den Wagen, kenne die Noten, die Zahlen der Karten, die Buchstaben, er hole den Menschen die Mütze vom Kopfe, bringe Pantoffeln und versorge Stiefel und Schuhe wie ein Knecht, er verstehe die Aug'= und Mienensprache und noch gar vieles Anderes. Erzählt man nicht Wunderdinge von ihm, die ihn sogar über den Menschen zu erheben scheinen? Das ist richtig, daß kein anderes Thier eine noch vollkommnere Seele nach Art und Grad hat.

Gewöhnlich läßt man den Orang, den Elephanten und Hund miteinander wetteifern, doch wollen einige das Pferd am höchsten stellen. Wir müssen aber wohl bedenken, daß der Orang Hände, der Elephant einen Rüssel, das Pferd nur Füße, der Hund Tatzen habe, daß jedes dieser Thiere, das, was es kann, vielleicht eben so gescheidt macht als das andere, daß es jedoch, je nach der Art seines Körpers, andere Sachen, andere Künste macht. Wir müssen aber nicht darauf, sondern auf seine Unterscheidungsgabe, auf die Weite seines Kreises, auf die Menge und Mannichfaltigkeit der Richtungen seiner Seele sehen. Alsdann werden wir den Hund keinem Thiere subordiniren, höchstens einigen andern coordiniren können. Wir können wirklich sagen, daß der Hund ohne Hand oder Rüssel noch Größeres im Gebiete der Intelligenz leiste. Gerade seine Verderbbarkeit, gerade seine Laster: Neid, Zorn, Falschheit,

mit viel Verstand und Willen. Muthvoll hält's in der Schlacht aus und hat sogar Lust am Streite. Es wiehert hell auf. Sein Wiehern ist seine Stimme. Sie ist charakteristisch genug. Es lacht der Gefahr; wird es verwundet, so stöhnt es nur. Es stirbt in seinen Wunden heldenartig, still und ruhig, es merkt den Tod. Wird es todt geschlagen, so fällt es, wie es einem Pferde geziemt, anständig nieder. Es merkt auch, was man mit ihm vorhat, doch zeigen die Pferde, wie im Leben so auch im Sterben, große Verschiedenheiten.

Wie verschieden sind die Charaktere der Pferde? Wie verschieden ihr Temperament und Naturell? Die Füchse sind die listigsten, die Schimmel die sanftesten. Man könnte von jedem eine eigne Charakteristik machen. Wie verschieden ist auch ihr Schicksal! Das Schicksal der meisten ist, jung geliebt und mit Hafer, alt ein Karrengaul und mit Rietgras und Prügeln gefüttert und verachtet zu werden, doch könnte man von jedem Pferde auch eine Biographie geben. Vielen schon ist eine Thräne nachgeweint und mit Recht ein marmornes Denkmal gebaut worden. Sie haben ihre Jugendzeit zum Muthwillen, ihre Jünglingszeit zum Stolziren, ihre Mannszeit zum Arbeiten, ihr Alter, in welchem sie steifer, träger, matter werden. Sie blühen, reifen und verwelken. Sie sind sehr vieler Krankheiten fähig. Mehrere ihrer Krankheiten sind ganz menschlich. Zu allen Zeiten waren geschickte Pferdeärzte auch nicht ungeschickte Menschenärzte. Es gibt ja auch menschliche körperliche Roßnaturen. Sollte aber vom Pferde, diesem Menschenfreunde, für die Zukunft wirklich nichts, gar nichts taugen und des Aufbewahrens werth seyn?

So schwer es ist einen Hund zu zeichnen, oder ihn wohl gar ohne Verlust seiner Psyche auszustopfen, um so schwerer ist's, seine Psyche selbst zu geben. Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig, seine Seele aber unläugbar so vollkommen, als die eines Säugethieres seyn kann, so daß man sich vor dem Hinüberschweifen ins Menschliche sorgfältig in Acht nehmen muß. Von keinem Thier hören wir so oft sagen, daß ihm zum Menschen nichts mehr als die Sprache mangle, von keinem andern meinte man wohl gar, daß es ein abgefallner Mensch und durch Vermischung von

Mensch und Thier entstanden sey. Von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Varietäten, von keinem eine so enorme Menge von Anekdoten, von keinem so viele Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, seine Einbildungskraft, seine Beurtheilungsfähigkeit und sein Schließungsvermögen oder sogar moralische Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Zorn und Wuth und Todhaß gegen die Feinde seines Herrn u. s. w. kund thun sollen, weßwegen kein Thier so oft als er den Menschen gelegentlich als Muster vorgestellt wird. Und wie viel wird uns von seiner Fähigkeit zu lernen, in Künsten Intellectuelles und Physisches vereint darzustellen, erzählt! Er tanze, er trommle, er gehe auf dem Seile, er stehe Wache, er erstürme und vertheidige Festungen, er schieße Pistolen los, er drehe den Bratspieß, ziehe den Wagen, kenne die Noten, die Zahlen der Karten, die Buchstaben, er hole den Menschen die Mütze vom Kopfe, bringe Pantoffeln und versorge Stiefel und Schuhe wie ein Knecht, er verstehe die Aug'= und Mienensprache und noch gar vieles Anderes. Erzählt man nicht Wunderdinge von ihm, die ihn sogar über den Menschen zu erheben scheinen? Das ist richtig, daß kein anderes Thier eine noch vollkommnere Seele nach Art und Grad hat.

Gewöhnlich läßt man den Orang, den Elephanten und Hund miteinander wetteifern, doch wollen einige das Pferd am höchsten stellen. Wir müssen aber wohl bedenken, daß der Orang Hände, der Elephant einen Rüssel, das Pferd nur Füße, der Hund Tatzen habe, daß jedes dieser Thiere, das, was es kann, vielleicht eben so gescheidt macht als das andere, daß es jedoch, je nach der Art seines Körpers, andere Sachen, andere Künste macht. Wir müssen aber nicht darauf, sondern auf seine Unterscheidungsgabe, auf die Weite seines Kreises, auf die Menge und Mannichfaltigkeit der Richtungen seiner Seele sehen. Alsdann werden wir den Hund keinem Thiere subordiniren, höchstens einigen andern coordiniren können. Wir können wirklich sagen, daß der Hund ohne Hand oder Rüssel noch Größeres im Gebiete der Intelligenz leiste. Gerade seine Verderbbarkeit, gerade seine Laster: Neid, Zorn, Falschheit,

Geiz, seine Zanksucht, seine Haßgeschicklichkeit, sein Leichtsinn, seine Neigung zum Stehlen, seine Möglichkeit aller Welt Freund zu seyn, sein heftiger Geschlechtstrieb u. s. w., bringen ihn dem gewöhnlichen Menschen näher, weßwegen der Mensch ihn hundertmal besser als den Schmetterling, den Krebs, die Schnecke u. s. w. verstehen können sollte. Würmer und Käfer und Fische lobt und tadelt man noch nicht, aber den Hund. Man denkt, es lohne sich der Mühe ihn zu strafen und zu belohnen; man braucht im Urtheil über ihn gerade die Ausdrücke, die man vom Menschen braucht. Man macht ihn, eben um seiner intelligibeln und moralischen Vorzüge willen, zum Haus- und Reisegenossen, zum Lebensgefährten und guten Freunde; man lohnt ihm seine Liebe und Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit und Liebe; man macht ihn zum Tischgenossen, und räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bette ein; man kost ihn, pflegt ihn sorgfältig, gibt ihn dem Arzte, wenn er leidend ist, trauert mit ihm und um ihn, und weint, wenn er gestorben; man setzt ihm ein Denkmal wie einem Canarienvogel, Pferde und Menschen, und wenn Plato von einem Thiere gemeint hat, es diene im Elysium den Menschen auch wieder zum angenehmen Umgange, so muß er's von einem gutgearteten und gut erzogenen Hunde gemeint haben.

Kein anderes Thier hat so viele Idiosynkrasien. Nicht ein einziger Hund ist dem andern weder körperlich noch geistig gleich. Jeder hat eigne Unarten und Arten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze, so daß die Hundebesitzer an ihren Hunden einen unerschöpflichen Stoff zum gesellschaftlichen Gespräche haben. Jeder hat einen noch gescheidtern. Doch erzählt etwa Einer von seinem Hunde hundsdumme Streiche, darum ist jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteristik, und wenn er interessante Schicksale erlebte, auch zu einer Biographie. Selbst in seinem Sterben kommen Eigenheiten vor.

Man fragt, ob der Hund ein Abstämmling von der Hyäne oder dem Schakal, dem Wolf oder Fuchse sey? Er kann, wie bekannt, nach Hyänenweise, Leichen aus Gräbern scharren, mit dem Schakal wie ein Schakal herumstreifen, wie ein Fuchs bellen, wie ein Wolf Menschen anpacken. Wolf und Hund haben ihre Stärke im Athem und in der Größe und Breite der

Brust. Nun aber ähnelt eine Hundart mehr dem Wolfe, die andere mehr dem Fuchse u. s. w. in Größe, Form, Stimme u. s. w., so daß wir uns nicht zu finden wissen. Sollte er durch Bastardenzeugung entstanden seyn, so fragte sich, welche dieser Viere sich miteinander begatten, und ob die Frucht, falls eine solche entstünde, Fortpflanzungsfähigkeit hätte. Die Erfahrung spricht dagegen. Wir lassen diese Seite des Streites fallen, und schauen die Sache nur psychologisch an. Ist der Hund aus Einem dieser Viere entstanden, so muß sich auch seine Psyche daraus ableiten lassen, denn nie würde der Urcharakter sich ganz und gar verlieren.

Wenn nur die Hunde nicht so viel Varietäten aufstellten, und nicht jede Art von der andern so weit im Physischen und Psychischen entfernt wäre! Der hohe leichte Windhund mit dem schlankesten Körper, den hohen Beinen, und der ellenlangen rüsselartigen Schnauze, die schwere englische Dogge mit ihrem Wolfshalse, der lange Dachshund mit seinen niedrigen krummen Beinen, der dicke Mops mit seiner schnell abgeschnittenen Schnauze... welche Verschiedenheiten! So groß sind auch die Verschiedenheiten ihrer Seelen! Die Erziehung bringt in die Hunde so wenig als in die Menschen irgend etwas hinein; sie kann nur schon Gegebenes, Vorhandenes hervorziehen, entwickeln, anwenden. Ohne alle Erziehung, wie beim Menschen, tritt diese oder jene Neigung und Fähigkeit des Hundes hervor, und auch von ihm gilt: „was eine Nessel werden will, brennt bald;" auch von ihm: „der Dichter wird geboren."

Der Dachshund hat die Neigung in Löcher zu kriechen? Der Bärenhetzer dem Thier zwischen die Beine zu beißen? der Windhund dem Hasen nachzufliegen? Wie anhänglich ist der Spitzhund dem Hause, so daß er am ehesten darin verbrennen könnte und wirklich etwa verbrennt? Wie schnell kann der Metzgerhund roh und unbarmherzig werden, wenn hingegen der Pudel gar nicht so gemacht werden kann? Wie dumm ist der Mops mit dem Pudel verglichen? Wie leicht kann man gewisse Hundearten auf den Menschen, nicht aber auf Thiere, oder umgekehrt, abrichten? Der Pudel ist sehr gelehrig, der Mops gar nicht. Manche werden durchs Lehren noch dummer. Wie gutmüthig oder überwillig sind die verschiedenen Arten

schon in der Jugend und Kindheit? Wie ungleich benehmen sie sich im Hause, auf Spaziergängen, in Freuden, in Leiden, bei Züchtigungen, in Krankheit und im Sterben?

Nur wer keine Augen hat, sieht die sehr großen ursprünglichen und entstandenen Eigenschaften nicht. Und welche Verschiedenheit einer und derselben Hundeart und Varietät z. B. unter den sogar gleichgefärbten schwarzen oder braunen Pudeln? Jeder Pudel ist eine förmlich ausgebildete, abgeschlossene, selbstständige Psyche, von äußern Umständen theilweise unabhängig. Er hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten, Originalitäten, Genialitäten. Ohne Anleitung ist er schon viel und wird er viel. Er lehrt sich selbst, ahmt den Menschen nach, drängt sich zum Lernen, liebt das Spiel, hat Launen, setzt sich etwas in den Kopf, will nichts lernen, thut dumm, empfindet Langeweile, will thätig seyn, ist neugierig, kennt die Mienen- und die Augensprache u. s. w. Eigenwillig können einige allen Schmerz überwinden, andere nicht hassen, andere nicht lieben, einige können verzeihen, andere nie.

Sie können einander in Gefahren und zu Verrichtungen beistehen, zu Hülfe eilen, Mitleiden fühlen, lachen und weinen oder Thränen vergießen, vor Freude jauchzen, aus Liebe zum verlornen Herrn trauern, hungern, verhungern, alle Wunden für ihn verachten, den Menschen ihresgleichen weit vorziehen, und alle Begierden vor den Augen seines Herrn im Zügel halten oder schweigen machen. Ehrfühlig kann sich der Pudel schämen. Er kennt Raum und Zeit vortrefflich, kennt die Stimmen, den Ton der Glocke, den Schritt seines Herrn, die Art wie er klingelt; kurz er ist ein halber, ein zweidrittel Mensch. Er benützt ja seinen Körper so gescheidt als der Mensch den seinigen und wendet seinen Verstand für seine Zwecke vollkommen an. Doch mangelt ihm der dritte Drittheil.

Wir müssen wesentlich verschiedene Psychen, die nicht in einander verwandelt werden können, unter den Hunden annehmen. Die des Spitzhundes ist nicht die des Pudels, und der Mops denkt und will anders als der Dachshund.

Alle Mühe der Umwandlung ist vergeblich, darum muß man jeden nehmen, wie er ist, und lehren wie er ist, doch gibt's Uebergänge. Eben wegen der Verschiedenheit der Seelen

leuchten die Augen aller ungleiches Licht im Grad und in der Art. Der Mops ist böotisch, dumm, langsam, phlegmatisch, der Metzgerhund melancholisch, bitter, gallicht, blutdürstig, der Spitz cholerisch, zornmüthig, engherzig, bis in den Tod gehässig, der Pudel eitler Sanguiniker, immer munter, allzeit wach, der angenehmste Gesellschafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genuß ergeben, geschlechtshitzig, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Reißen und Possen stets aufgelegt, der Welt und Allem ohne Ausnahme angehörig, wenn der Spitz nur seinem Hause, der Metzgerhund nur dem Thier, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhn angehört. Nur der Pudel befreundet sich mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegensatze, mit dem Pferde, dem Collegen, mit dem Menschen, dem Herrn, mit dem Hause, es bewachend, mit dem Wasser, aus dessen Tiefe gern Steine holend, mit den Vögeln des Himmels, zu welchen er hoch hinaufspringt, sie zu fangen, mit der Kutsche und dem Wagen, indem er unter ihnen läuft. Am ehesten sollten im Pudel allfällige Möglichkeiten sich noch höher zu heben oder gehoben zu werden, als nicht unmöglich gedacht werden können. Doggen repräsentiren Wächter, Soldaten, Mörder, packen und erdrosseln Menschen, die Windspiele und Jagdhunde repräsentiren die Jäger mit angebornem Jägertalent. Wie leicht sind sie ans Horn zu gewöhnen! Wie achtsam sind sie auf den Schuß und jedes Jagdzeichen! Wie verstehen sie so genau alle Stimmen und Bewegungen des Gewildes! Wie geschickt ist der Hühnerhund zu lernen, wie er das gefundene Thier anzeigen, festbannen, welches Bein er heben oder vorstrecken müsse, je nachdem er dieses oder jenes erblicke u. s. w. Zwar lehrt ihn schon Vieles die Natur, und er muß gar nicht Alles vom Menschen lernen. Er lehrt sich Manches selbst. Aber der Pudel lehrt sich selbst noch mehr. An ihm ist alles Psyche. Er macht nichts dumm, als wenn er selbst es will. In allen andern Hundarten ist noch mehr Trieb, in ihm mehr Intelligenz. Wie rast der Jagdhund der Jagd zu, wie tobt er keuchend, athemlos dem Gewilde nach! Wie wüthet die Dogge auf den Feind los, wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund

mit lechzender heraushängender Zunge und falschem Auge in halben Kreisen wie der Perpendikel einer Wanduhr mechanisch die vor ihm angstvoll trippelnden Kälber! Wie roh fällt er sie an, wenn sie sich auf die Seite verirren, wie gleichgültig ist er gegen den Schmerz derselben, der ihm erst noch wohl zu gefallen scheint! Wie stürzt der Hühnerhund auf Vögel, hingerissen von der Wuth sie zu erdrosseln! Nichts von allem diesem Unedeln, Unwürdigen, Schimpflichen im Pudel, wenn er nicht verzogen worden, wenn man ihn, sey es auch nur naturgemäß, seinem eigenen Genius überlassen hat. Der Pudel ist von Natur gut. Jeder schlechte ist durch Menschen schlecht gemacht worden.

Fassen wir das Wichtigste und Entscheidendste, das ihn auf seiner Höhe vollständig Charakterisirende, in folgende Angaben zusammen:

Der Pudel ist unter den Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den gewandtesten Leib, die schönste Gestalt, eine volle breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz, und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er vorzugsweise zu allen Künsten geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen, denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen, und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut's sehr oft von selbst, w e n n e r w i l l.

Sein Geschmacksinn ist fein, er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau, er ist ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Man sagt, daß seine auseinander gefaltete Geruchshaut so groß sey, daß man damit seinen ganzen Körper überziehen könnte. Er kennt die Kleider seines Herrn durch den Geruchsinn, findet mit Hülfe desselben seine verlorne Spur. Gibt man ihm von einem verlornen Kinde einen Schuh u. s. w. zu riechen, so kann er mit der Festhaltung des Eindrucks in seiner Psyche das verlorne Kind von selbst finden; hat er's gefunden, so kommt er freudig mit Bellen die Anzeige zu machen, zerrt an Röcken, läuft voran und zeigt den Weg. Kaum jemals täuscht er sich. Ihm ist der Geruch besonders, als Erkenntnißvermögen, angewiesen. Er fühlt auch fein, er

ist für körperlichen Schmerz sehr empfindlich, er ist wehleidig. Die kleinste Gefahr vor dem Prügel macht ihn ängstlich, der kleinste Schmerz zwingt ihm, wie dem Kinde, einen Schrei ab. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch sinnlich, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln sehr gut, kennt die Manier und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesichtssinn ist zurückgeblieben, er sieht nicht wohl. Es ist unter den Thieren ebenfalls keinem gar Alles, sondern nur irgend einem das Meiste gegeben. Er kennt seinen Herrn nur, wenn er ziemlich nahe ist, und läßt sich bisweilen auch durch die Farbe der Kleidung, doch nur auf kurze Zeit, täuschen. Erkennt er nicht bald den Blick, das Gesicht seines Herrn, so doch augenblicklich seine Stimme!

Wir unterscheiden fürs Sinnliche Raum- oder Ort-, Zeit-, Farben- und Tonsinn. Der Ortsinn ist im Pudel vortrefflich. Wie die Katze findet auch er den Weg nach Hause Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum; er besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn sey es auch nur Einmal gewesen, wenn ihm daselbst wohlgethan worden ist, und besucht Nachmittags die Häuser, vor welchen Knochen liegen, ganz regelmäßig. Darum kann er auch abgerichtet werden, Brod in der Bäckerei, Fleisch im Schlachthause zu holen. Auffallend ist sein Zeitsinn. Er kennt die Tage und merkt an den Vorbereitungen des Samstags, daß der Sonntag komme; er kennt, wie der hungrige Mensch, die Mittagsstunde, kennt auch die Schlachttage im Schlachthause, und läuft nur an solchen dahin. Eben sein Zeit- in Verbindung mit dem Gehörsinn macht ihm das Tanzen leicht möglich. Er hat Tact. So genau oder regelrecht jedoch, als der des Menschen, ist sein Tact nicht; es gibt aber auch viele Menschen, die aus Mangel an Zeitsinn nie Tact halten können.

Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hülfe derselben deutlich, doch ist sein Farbensinn noch völlig unästhetisch, und die Farbenharmonie ist sogar ihm noch völlig unbekannt. Ein Raphael ist ihm so gleichgültig als ein Schmierer. Sonderbar ist der Eindruck der Musik auf ihn. Manche

Instrumente kann er wohl leiden, manche gar nicht. Er zieht sich zusammen, macht einen Buckel, zieht den Schwanz zwischen die Beine, nimmt die möglichst unästhetische Stellung an, und — heult. Man vermuthet, die Musik sey ihm peinigend. Hier aber treten schon Verschiedenheiten auf, indem der eine Pudel solches Manöuvre gar nicht, oder nur in sehr unbedeutendem Grade, oder nur bei Instrumenten macht, durch welche andere gar nicht agitirt werden. Es fragt sich, ob er nicht etwa auf seine Art accompagniren wolle. Zum Mitsingen ist er freilich nicht organisirt. Mancher fährt wild ins Sprachrohr hinein, wenn gegen ihn gesprochen wird. Andere fürchten sich wie Kinder vor dessen hohlem Tone und verbergen sich. Pudel und manche andere Hunde bellen das kugelrunde Mondlicht lange an und werden ärgerlich. Es ist leicht glaublich, daß das Vollmondslicht beängstigend auf den Organismus einzelner Hunde, wie auf Pflanzen und Menschen einwirke, es gibt ja wirklich mondsüchtige Hunde. Das ist das wenige lunarisch Tellurische, was der Hund noch vergleichungsweise an sich hat. Vielleicht kann der Hund alle menschlichen organischen Gebrechen als Anlage mit auf die Welt bringen, und alle menschlichen physischen und psychischen Krankheiten bekommen, wenn er bei Menschen lebt und webt und von uns cultivirt wird. Seine Stimme ist ein Gebell, seine Töne sind articulirt, isolirt, von einander abgerissen; es kommen darin schon die weichsten Mitlauter, aber in der weichsten Quantität vor. Man hat ihn auch schon sprechen, d. h. einzelne Worte nachsagen gelehrt.

Der Pudel hat ein außerordentlich gutes scharfes Auffassungs- oder Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht seinem Geruchs-, Gehörs-, und wenn es in seinem engen Kreise liegt, seinem Gesichtssinn. Darum schon heißt er gescheidt. Er ist ganz Beobachtungskunst (ars observandi) und taugt darin zu einem Naturforscher ganz außerordentlich. Wie paßt er aufs Wort seines Herrn! Wie faßt er den Stein, den sein Herr emporhält und den er werfen wird, ins Auge! Wie schaut er ihm durch die Luft nach und nimmt des heruntergefallenen Sprünge auf der Erde wahr! Wie schnell bemerkt er, daß sein Herr einen andern Rock anziehe, den Hut nehme, den

Stock ergreife! Wie guckt er ihn an, guckt ihm in die Augen, ob ihm diese erlauben mitzuspazieren? Wie rennt er, wenn ihm Erlaubniß zugewinkt ist, zur Thüre hinaus? Wie oft schaut er zurück, ob er komme oder nicht; wie gafft er auf dem Spaziergange immer rechts und links um sich; wie schnell hat er Katzen oder Vögel wahrgenommen? Wie läuft er immer voran, und auf die Seiten hinaus, voraus oder vorbeigänglich so viel als möglich zu sehen! Wie läuft er immer in die Häuser am Weg hinein und Treppen auf und ab, um Alles auszukundschaften. Er steht oft stille und schaut sich um; macht sein Herr nur Miene, einen andern Weg zu gehen, wie eilt er zurück! Ist er einen andern Weg gegangen, und hat er ihn aus den Augen verloren, so sucht er ihn auf Wegen, die er noch niemals gegangen! Er ist lauter Aufmerksamkeit mit dem Triebe zu finden oder Spürsinn für Menschen, Thiere und Sachen.

Wißbegierig kann er nicht seyn, denn die Wißbegierde geht auf Zusammenhang, auf Erklärungen aus Gründen und Ursachen, auf den Uebergang von diesen zu den Folgen und Wirkungen. Sogar er verbindet nicht, sondern geht nur aufs Einzelne und bleibt nur im Einzelnen, dennoch sucht er bisweilen zum Einzelnen den Grund und ahnt er eine Wirkung des Geschehenen oder einer Ursache. Das Nehmen des Rockes, Hutes und Stockes verbindet er augenblicklich mit Spazieren, und das Spazieren ruft in ihm die Ahnung eines Vergnügens hervor. So hat er doch eine Voraussicht, wie er bei den Samstagsbeschäftigungen den Sonntag voraussieht. Sinnliches Prophezeyen!

Erinnern wir uns erst noch seines treuen Gedächtnisses und seiner lebhaften Phantasie! Alles zusammen muß ihm viel Gescheidtheit geben. Jahrelang bleibt ihm die Form und Farbe seines Herrn in der Seele, jahrelang verliert er den Weg irgendwohin nicht aus ihr. Sein Gedächtniß ist so groß als sein Geruchsinn; dieses sind seine beiden größten Kräfte oder Erkenntnißvermögen. Man nennt den Hund oft schon wegen seines unterscheidenden Geruchsinnes gescheidt, wie viel mehr wird man ihn wegen seines treuen Gedächtnisses gescheidt nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit großem

mit viel Verstand und Willen. Muthvoll hält's in der Schlacht aus und hat sogar Lust am Streite. Es wiehert hell auf. Sein Wiehern ist seine Stimme. Sie ist charakteristisch genug. Es lacht der Gefahr; wird es verwundet, so stöhnt es nur. Es stirbt in seinen Wunden heldenartig, still und ruhig, es merkt den Tod. Wird es todt geschlagen, so fällt es, wie es einem Pferde geziemt, anständig nieder. Es merkt auch, was man mit ihm vorhat, doch zeigen die Pferde, wie im Leben so auch im Sterben, große Verschiedenheiten.

Wie verschieden sind die Charaktere der Pferde? Wie verschieden ihr Temperament und Naturell? Die Füchse sind die listigsten, die Schimmel die sanftesten. Man könnte von jedem eine eigne Charakteristik machen. Wie verschieden ist auch ihr Schicksal! Das Schicksal der meisten ist, jung geliebt und mit Hafer, alt ein Karrengaul und mit Rietgras und Prügeln gefüttert und verachtet zu werden, doch könnte man von jedem Pferde auch eine Biographie geben. Vielen schon ist eine Thräne nachgeweint und mit Recht ein marmornes Denkmal gebaut worden. Sie haben ihre Jugendzeit zum Muthwillen, ihre Jünglingszeit zum Stolziren, ihre Mannszeit zum Arbeiten, ihr Alter, in welchem sie steifer, träger, matter werden. Sie blühen, reifen und verwelken. Sie sind sehr vieler Krankheiten fähig. Mehrere ihrer Krankheiten sind ganz menschlich. Zu allen Zeiten waren geschickte Pferdeärzte auch nicht ungeschickte Menschenärzte. Es gibt ja auch menschliche körperliche Roßnaturen. Sollte aber vom Pferde, diesem Menschenfreunde, für die Zukunft wirklich nichts, gar nichts taugen und des Aufbewahrens werth seyn?

So schwer es ist einen Hund zu zeichnen, oder ihn wohl gar ohne Verlust seiner Psyche auszustopfen, um so schwerer ist's, seine Psyche selbst zu geben. Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig, seine Seele aber unläugbar so vollkommen, als die eines Säugethieres seyn kann, so daß man sich vor dem Hinüberschweifen ins Menschliche sorgfältig in Acht nehmen muß. Von keinem Thier hören wir so oft sagen, daß ihm zum Menschen nichts mehr als die Sprache mangle, von keinem andern meinte man wohl gar, daß es ein abgefallner Mensch und durch Vermischung von

Mensch und Thier entstanden sey. Von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Varietäten, von keinem eine so enorme Menge von Anekdoten, von keinem so viele Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, seine Einbildungskraft, seine Beurtheilungsfähigkeit und sein Schließungsvermögen oder sogar moralische Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Zorn und Wuth und Todhaß gegen die Feinde seines Herrn u. s. w. kund thun sollen, weßwegen kein Thier so oft als er den Menschen gelegentlich als Muster vorgestellt wird. Und wie viel wird uns von seiner Fähigkeit zu lernen, in Künsten Intellectuelles und Physisches vereint darzustellen, erzählt! Er tanze, er trommle, er gehe auf dem Seile, er stehe Wache, er erstürme und vertheidige Festungen, er schieße Pistolen los, er drehe den Bratspieß, ziehe den Wagen, kenne die Noten, die Zahlen der Karten, die Buchstaben, er hole den Menschen die Mütze vom Kopfe, bringe Pantoffeln und versorge Stiefel und Schuhe wie ein Knecht, er verstehe die Aug'- und Mienensprache und noch gar vieles Anderes. Erzählt man nicht Wunderdinge von ihm, die ihn sogar über den Menschen zu erheben scheinen? Das ist richtig, daß kein anderes Thier eine noch vollkommnere Seele nach Art und Grad hat.

Gewöhnlich läßt man den Orang, den Elephanten und Hund miteinander wetteifern, doch wollen einige das Pferd am höchsten stellen. Wir müssen aber wohl bedenken, daß der Orang Hände, der Elephant einen Rüssel, das Pferd nur Füße, der Hund Tatzen habe, daß jedes dieser Thiere, das, was es kann, vielleicht eben so gescheidt macht als das andere, daß es jedoch, je nach der Art seines Körpers, andere Sachen, andere Künste macht. Wir müssen aber nicht darauf, sondern auf seine Unterscheidungsgabe, auf die Weite seines Kreises, auf die Menge und Mannichfaltigkeit der Richtungen seiner Seele sehen. Alsdann werden wir den Hund keinem Thiere subordiniren, höchstens einigen andern coordiniren können. Wir können wirklich sagen, daß der Hund ohne Hand oder Rüssel noch Größeres im Gebiete der Intelligenz leiste. Gerade seine Verderbbarkeit, gerade seine Laster: Neid, Zorn, Falschheit,

Geiz, seine Zanksucht, seine Haßgeschicklichkeit, sein Leichtsinn, seine Neigung zum Stehlen, seine Möglichkeit aller Welt Freund zu seyn, sein heftiger Geschlechtstrieb u. s. w., bringen ihn dem gewöhnlichen Menschen näher, weßwegen der Mensch ihn hundertmal besser als den Schmetterling, den Krebs, die Schnecke u. s. w. verstehen können sollte. Würmer und Käfer und Fische lobt und tadelt man noch nicht, aber den Hund. Man denkt, es lohne sich der Mühe ihn zu strafen und zu belohnen; man braucht im Urtheil über ihn gerade die Ausdrücke, die man vom Menschen braucht. Man macht ihn, eben um seiner intelligibeln und moralischen Vorzüge willen, zum Haus- und Reisegenossen, zum Lebensgefährten und guten Freunde; man lohnt ihm seine Liebe und Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit und Liebe; man macht ihn zum Tischgenossen, und räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bette ein; man kost ihn, pflegt ihn sorgfältig, gibt ihn dem Arzte, wenn er leidend ist, trauert mit ihm und um ihn, und weint, wenn er gestorben; man setzt ihm ein Denkmal wie einem Canarienvogel, Pferde und Menschen, und wenn Plato von einem Thiere gemeint hat, es diene im Elysium den Menschen auch wieder zum angenehmen Umgange, so muß er's von einem gutgearteten und gut erzogenen Hunde gemeint haben.

Kein anderes Thier hat so viele Idiosynkrasien. Nicht ein einziger Hund ist dem andern weder körperlich noch geistig gleich. Jeder hat eigne Unarten und Arten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze, so daß die Hundebesitzer an ihren Hunden einen unerschöpflichen Stoff zum gesellschaftlichen Gespräche haben. Jeder hat einen noch gescheidtern. Doch erzählt etwa Einer von seinem Hunde hundsdumme Streiche, darum ist jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteristik, und wenn er interessante Schicksale erlebte, auch zu einer Biographie. Selbst in seinem Sterben kommen Eigenheiten vor.

Man fragt, ob der Hund ein Abstämmling von der Hyäne oder dem Schakal, dem Wolf oder Fuchse sey? Er kann, wie bekannt, nach Hyänenweise, Leichen aus Gräbern scharren, mit dem Schakal wie ein Schakal herumstreifen, wie ein Fuchs bellen, wie ein Wolf Menschen anpacken. Wolf und Hund haben ihre Stärke im Athem und in der Größe und Breite der

Brust. Nun aber ähnelt eine Hundart mehr dem Wolfe, die andere mehr dem Fuchse u. s. w. in Größe, Form, Stimme u. s. w., so daß wir uns nicht zu finden wissen. Sollte er durch Bastardenzeugung entstanden seyn, so fragte sich, welche dieser Viere sich miteinander begatten, und ob die Frucht, falls eine solche entstünde, Fortpflanzungsfähigkeit hätte. Die Erfahrung spricht dagegen. Wir lassen diese Seite des Streites fallen, und schauen die Sache nur psychologisch an. Ist der Hund aus Einem dieser Viere entstanden, so muß sich auch seine Psyche daraus ableiten lassen, denn nie würde der Urcharakter sich ganz und gar verlieren.

Wenn nur die Hunde nicht so viel Varietäten aufstellten, und nicht jede Art von der andern so weit im Physischen und Psychischen entfernt wäre! Der hohe leichte Windhund mit dem schlankesten Körper, den hohen Beinen, und der ellenlangen rüsselartigen Schnauze, die schwere englische Dogge mit ihrem Wolfshalse, der lange Dachshund mit seinen niedrigen krummen Beinen, der dicke Mops mit seiner schnell abgeschnittenen Schnauze... welche Verschiedenheiten! So groß sind auch die Verschiedenheiten ihrer Seelen! Die Erziehung bringt in die Hunde so wenig als in die Menschen irgend etwas hinein; sie kann nur schon Gegebenes, Vorhandenes hervorziehen, entwickeln, anwenden. Ohne alle Erziehung, wie beim Menschen, tritt diese oder jene Neigung und Fähigkeit des Hundes hervor, und auch von ihm gilt: „was eine Nessel werden will, brennt bald;" auch von ihm: „der Dichter wird geboren."

Der Dachshund hat die Neigung in Löcher zu kriechen? Der Bärenhetzer dem Thier zwischen die Beine zu beißen? der Windhund dem Hasen nachzufliegen? Wie anhänglich ist der Spitzhund dem Hause, so daß er am ehesten darin verbrennen könnte und wirklich etwa verbrennt? Wie schnell kann der Metzgerhund roh und unbarmherzig werden, wenn hingegen der Pudel gar nicht so gemacht werden kann? Wie dumm ist der Mops mit dem Pudel verglichen? Wie leicht kann man gewisse Hundearten auf den Menschen, nicht aber auf Thiere, oder umgekehrt, abrichten? Der Pudel ist sehr gelehrig, der Mops gar nicht. Manche werden durchs Lehren noch dummer. Wie gutmüthig oder überwillig sind die verschiedenen Arten

schon in der Jugend und Kindheit? Wie ungleich benehmen sie sich im Hause, auf Spaziergängen, in Freuden, in Leiden, bei Züchtigungen, in Krankheit und im Sterben?

Nur wer keine Augen hat, sieht die sehr großen ursprünglichen und entstandenen Eigenschaften nicht. Und welche Verschiedenheit einer und derselben Hundeart und Varietät z. B. unter den sogar gleichgefärbten schwarzen oder braunen Pudeln? Jeder Pudel ist eine förmlich ausgebildete, abgeschlossene, selbstständige Psyche, von äußern Umständen theilweise unabhängig. Er hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten, Originalitäten, Genialitäten. Ohne Anleitung ist er schon viel und wird er viel. Er lehrt sich selbst, ahmt den Menschen nach, drängt sich zum Lernen, liebt das Spiel, hat Launen, setzt sich etwas in den Kopf, will nichts lernen, thut dumm, empfindet Langeweile, will thätig seyn, ist neugierig, kennt die Mienen- und die Augensprache u. s. w. Eigenwillig können einige allen Schmerz überwinden, andere nicht hassen, andere nicht lieben, einige können verzeihen, andere nie.

Sie können einander in Gefahren und zu Verrichtungen beistehen, zu Hülfe eilen, Mitleiden fühlen, lachen und weinen oder Thränen vergießen, vor Freude jauchzen, aus Liebe zum verlornen Herrn trauern, hungern, verhungern, alle Wunden für ihn verachten, den Menschen ihresgleichen weit vorziehen, und alle Begierden vor den Augen seines Herrn im Zügel halten oder schweigen machen. Ehrfühlig kann sich der Pudel schämen. Er kennt Raum und Zeit vortrefflich, kennt die Stimmen, den Ton der Glocke, den Schritt seines Herrn, die Art wie er klingelt; kurz er ist ein halber, ein zweidrittel Mensch. Er benützt ja seinen Körper so gescheidt als der Mensch den seinigen und wendet seinen Verstand für seine Zwecke vollkommen an. Doch mangelt ihm der dritte Drittheil.

Wir müssen wesentlich verschiedene Psychen, die nicht in einander verwandelt werden können, unter den Hunden annehmen. Die des Spitzhundes ist nicht die des Pudels, und der Mops denkt und will anders als der Dachshund.

Alle Mühe der Umwandlung ist vergeblich, darum muß man jeden nehmen, wie er ist, und lehren wie er ist, doch gibt's Uebergänge. Eben wegen der Verschiedenheit der Seelen

leuchten die Augen aller ungleiches Licht im Grad und in der Art. Der Mops ist böotisch, dumm, langsam, phlegmatisch, der Metzgerhund melancholisch, bitter, gallicht, blutdürstig, der Spitz cholerisch, zornmüthig, engherzig, bis in den Tod gehässig, der Pudel eitler Sanguiniker, immer munter, allzeit wach, der angenehmste Gesellschafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genuß ergeben, geschlechtshitzig, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Reißen und Possen stets aufgelegt, der Welt und Allem ohne Ausnahme angehörig, wenn der Spitz nur seinem Hause, der Metzgerhund nur dem Thier, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhn angehört. Nur der Pudel befreundet sich mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegensatze, mit dem Pferde, dem Collegen, mit dem Menschen, dem Herrn, mit dem Hause, es bewachend, mit dem Wasser, aus dessen Tiefe gern Steine holend, mit den Vögeln des Himmels, zu welchen er hoch hinaufspringt, sie zu fangen, mit der Kutsche und dem Wagen, indem er unter ihnen läuft. Am ehesten sollten im Pudel allfällige Möglichkeiten sich noch höher zu heben oder gehoben zu werden, als nicht unmöglich gedacht werden können. Doggen repräsentiren Wächter, Soldaten, Mörder, packen und erdrosseln Menschen, die Windspiele und Jagdhunde repräsentiren die Jäger mit angebornem Jägertalent. Wie leicht sind sie ans Horn zu gewöhnen! Wie achtsam sind sie auf den Schuß und jedes Jagdzeichen! Wie verstehen sie so genau alle Stimmen und Bewegungen des Gewildes! Wie geschickt ist der Hühnerhund zu lernen, wie er das gefundene Thier anzeigen, festbannen, welches Bein er heben oder vorstrecken müsse, je nachdem er dieses oder jenes erblicke u. s. w. Zwar lehrt ihn schon Vieles die Natur, und er muß gar nicht Alles vom Menschen lernen. Er lehrt sich Manches selbst. Aber der Pudel lehrt sich selbst noch mehr. An ihm ist alles Psyche. Er macht nichts dumm, als wenn er selbst es will. In allen andern Hundarten ist noch mehr Trieb, in ihm mehr Intelligenz. Wie rast der Jagdhund der Jagd zu, wie tobt er keuchend, athemlos dem Gewilde nach! Wie wüthet die Dogge auf den Feind los, wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund

mit lechzender heraushängender Zunge und falschem Auge in halben Kreisen wie der Perpendikel einer Wanduhr mechanisch die vor ihm angstvoll trippelnden Kälber! Wie roh fällt er sie an, wenn sie sich auf die Seite verirren, wie gleichgültig ist er gegen den Schmerz derselben, der ihm erst noch wohl zu gefallen scheint! Wie stürzt der Hühnerhund auf Vögel, hingerissen von der Wuth sie zu erdrosseln! Nichts von allem diesem Unedeln, Unwürdigen, Schimpflichen im Pudel, wenn er nicht verzogen worden, wenn man ihn, sey es auch nur naturgemäß, seinem eigenen Genius überlassen hat. Der Pudel ist von Natur gut. Jeder schlechte ist durch Menschen schlecht gemacht worden.

Fassen wir das Wichtigste und Entscheidendste, das ihn auf seiner Höhe vollständig Charakterisirende, in folgende Angaben zusammen:

Der Pudel ist unter den Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den gewandtesten Leib, die schönste Gestalt, eine volle breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz, und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er vorzugsweise zu allen Künsten geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen, denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen, und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut's sehr oft von selbst, *wenn er will*.

Sein Geschmacksinn ist fein, er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau, er ist ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Man sagt, daß seine auseinander gefaltete Geruchshaut so groß sey, daß man damit seinen ganzen Körper überziehen könnte. Er kennt die Kleider seines Herrn durch den Geruchsinn, findet mit Hülfe desselben seine verlorne Spur. Gibt man ihm von einem verlornen Kinde einen Schuh u. s. w. zu riechen, so kann er mit der Festhaltung des Eindrucks in seiner Psyche das verlorne Kind von selbst finden; hat er's gefunden, so kommt er freudig mit Bellen die Anzeige zu machen, zerrt an Röcken, läuft voran und zeigt den Weg. Kaum jemals täuscht er sich. Ihm ist der Geruch besonders, als Erkenntnißvermögen, angewiesen. Er fühlt auch fein, er

ist für körperlichen Schmerz sehr empfindlich, er ist wehleidig. Die kleinste Gefahr vor dem Prügel macht ihn ängstlich, der kleinste Schmerz zwingt ihm, wie dem Kinde, einen Schrei ab. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch sinnlich, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln sehr gut, kennt die Manier und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesichtssinn ist zurückgeblieben, er sieht nicht wohl. Es ist unter den Thieren ebenfalls keinem gar Alles, sondern nur irgend einem das Meiste gegeben. Er kennt seinen Herrn nur, wenn er ziemlich nahe ist, und läßt sich bisweilen auch durch die Farbe der Kleidung, doch nur auf kurze Zeit, täuschen. Erkennt er nicht bald den Blick, das Gesicht seines Herrn, so doch augenblicklich seine Stimme!

Wir unterscheiden fürs Sinnliche Raum- oder Ort-, Zeit-, Farben- und Tonsinn. Der Ortsinn ist im Pudel vortrefflich. Wie die Katze findet auch er den Weg nach Hause Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum; er besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn sey es auch nur Einmal gewesen, wenn ihm daselbst wohlgethan worden ist, und besucht Nachmittags die Häuser, vor welchen Knochen liegen, ganz regelmäßig. Darum kann er auch abgerichtet werden, Brod in der Bäckerei, Fleisch im Schlachthause zu holen. Auffallend ist sein Zeitsinn. Er kennt die Tage und merkt an den Vorbereitungen des Samstags, daß der Sonntag komme; er kennt, wie der hungrige Mensch, die Mittagsstunde, kennt auch die Schlachttage im Schlachthause, und läuft nur an solchen dahin. Eben sein Zeit- in Verbindung mit dem Gehörsinn macht ihm das Tanzen leicht möglich. Er hat Tact. So genau oder regelrecht jedoch, als der des Menschen, ist sein Tact nicht; es gibt aber auch viele Menschen, die aus Mangel an Zeitsinn nie Tact halten können.

Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hülfe derselben deutlich, doch ist sein Farbensinn noch völlig unästhetisch, und die Farbenharmonie ist sogar ihm noch völlig unbekannt. Ein Raphael ist ihm so gleichgültig als ein Schmierer. Sonderbar ist der Eindruck der Musik auf ihn. Manche

Instrumente kann er wohl leiden, manche gar nicht. Er zieht sich zusammen, macht einen Buckel, zieht den Schwanz zwischen die Beine, nimmt die möglichst unästhetische Stellung an, und — heult. Man vermuthet, die Musik sey ihm peinigend. Hier aber treten schon Verschiedenheiten auf, indem der eine Pudel solches Manöuvre gar nicht, oder nur in sehr unbedeutendem Grade, oder nur bei Instrumenten macht, durch welche andere gar nicht agitirt werden. Es fragt sich, ob er nicht etwa auf seine Art accompagniren wolle. Zum Mitsingen ist er freilich nicht organisirt. Mancher fährt wild ins Sprachrohr hinein, wenn gegen ihn gesprochen wird. Andere fürchten sich wie Kinder vor dessen hohlem Tone und verbergen sich. Pudel und manche andere Hunde bellen das kugelrunde Mondslicht lange an und werden ärgerlich. Es ist leicht glaublich, daß das Vollmondslicht beängstigend auf den Organismus einzelner Hunde, wie auf Pflanzen und Menschen einwirke, es gibt ja wirklich mondsüchtige Hunde. Das ist das wenige lunarisch Tellurische, was der Hund noch vergleichungsweise an sich hat. Vielleicht kann der Hund alle menschlichen organischen Gebrechen als Anlage mit auf die Welt bringen, und alle menschlichen physischen und psychischen Krankheiten bekommen, wenn er bei Menschen lebt und webt und von uns cultivirt wird. Seine Stimme ist ein Gebell, seine Töne sind articulirt, isolirt, von einander abgerissen; es kommen darin schon die weichsten Mitlauter, aber in der weichsten Quantität vor. Man hat ihn auch schon sprechen, d. h. einzelne Worte nachsagen gelehrt.

Der Pudel hat ein außerordentlich gutes scharfes Auffassungs- oder Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht seinem Geruchs-, Gehörs-, und wenn es in seinem engen Kreise liegt, seinem Gesichtssinn. Darum schon heißt er gescheidt. Er ist ganz Beobachtungskunst (ars observandi) und taugt darin zu einem Naturforscher ganz außerordentlich. Wie paßt er aufs Wort seines Herrn! Wie faßt er den Stein, den sein Herr emporhält und den er werfen wird, ins Auge! Wie schaut er ihm durch die Luft nach und nimmt des heruntergefallenen Sprünge auf der Erde wahr! Wie schnell bemerkt er, daß sein Herr einen andern Rock anziehe, den Hut nehme, den

Stock ergreife! Wie guckt er ihn an, guckt ihm in die Augen, ob ihm diese erlauben mitzuspazieren? Wie rennt er, wenn ihm Erlaubniß zugewinkt ist, zur Thüre hinaus? Wie oft schaut er zurück, ob er komme oder nicht; wie gafft er auf dem Spaziergange immer rechts und links um sich; wie schnell hat er Katzen oder Vögel wahrgenommen? Wie läuft er immer voran, und auf die Seiten hinaus, voraus oder vorbeigänglich so viel als möglich zu sehen! Wie läuft er immer in die Häuser am Weg hinein und Treppen auf und ab, um Alles auszukundschaften. Er steht oft stille und schaut sich um; macht sein Herr nur Miene, einen andern Weg zu gehen, wie eilt er zurück! Ist er einen andern Weg gegangen, und hat er ihn aus den Augen verloren, so sucht er ihn auf Wegen, die er noch niemals gegangen! Er ist lauter Aufmerksamkeit mit dem Triebe zu finden oder Spürsinn für Menschen, Thiere und Sachen.

Wißbegierig kann er nicht seyn, denn die Wißbegierde geht auf Zusammenhang, auf Erklärungen aus Gründen und Ursachen, auf den Uebergang von diesen zu den Folgen und Wirkungen. Sogar er verbindet nicht, sondern geht nur aufs Einzelne und bleibt nur im Einzelnen, dennoch sucht er bisweilen zum Einzelnen den Grund und ahnt er eine Wirkung des Geschehenen oder einer Ursache. Das Nehmen des Rockes, Hutes und Stockes verbindet er augenblicklich mit Spazieren, und das Spazieren ruft in ihm die Ahnung eines Vergnügens hervor. So hat er doch eine Voraussicht, wie er bei den Samstagsbeschäftigungen den Sonntag voraussieht. Sinnliches Prophezeyen!

Erinnern wir uns erst noch seines treuen Gedächtnisses und seiner lebhaften Phantasie! Alles zusammen muß ihm viel Gescheidtheit geben. Jahrelang bleibt ihm die Form und Farbe seines Herrn in der Seele, jahrelang verliert er den Weg irgendwohin nicht aus ihr. Sein Gedächtniß ist so groß als sein Geruchsinn; dieses sind seine beiden größten Kräfte oder Erkenntnißvermögen. Man nennt den Hund oft schon wegen seines unterscheidenden Geruchsinnes gescheidt, wie viel mehr wird man ihn wegen seines treuen Gedächtnisses gescheidt nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit großem

Gedächtniß gescheidt nennt, und selbst einen dummen Gelehrten, d. h. Vielwisser, für gescheidt hält. Daß zur Aeußerung des Verstandes Gedächtniß, als Vermögen den Stoff zu bewahren, und Erinnerungskraft als Vermögen ihn hervorzuholen nöthig ist, versteht sich, weil ja eben diese dem Verstande den Stoff geben, ohne Stoff aber nichts ausgesprochen werden kann. Eben sein Gedächtniß mit Erinnerungs- und Einbildungskraft vermitteln in ihm den Gedanken an den Spaziergang und die Freude daran. Wie lebhaft ist sein Traum? Er knurrt und bellt und zankt im Traum, und wird von Hunden, gegen die er sich wehren muß, herumgezaust. Er beißt um sich. Ihm träumt allerdings nur Hündisches, nur Halbmenschliches. Dem Gartenwurm und Schmetterling träumt gewiß noch nicht. Ist er einmal angeleitet worden, den Sinn der Worte: hol mir die Pantoffeln — den Hut — den Stock; thue die Thüre zu! stehe auf, lege dich! wie spricht der Hund? u. s. w. zu verstehen, so vergißt er sie nimmer. Sieht er den Herrn die Stiefel ausziehen, so erinnert er sich, selbst wenn er durch Zwischen-Schicksale jahrelang von diesem Herrn getrennt gewesen wäre.

Hierin eben liegt seine Belehrbarkeit, doch bedarf er dazu auch Geduld, Gutmüthigkeit und Folgsamkeit. Er kann wirklich trommeln, Pistolen abschießen, an Leitern heraufklettern, vereint mit einer Schaar anderer Hunde eine Höhe, die von einer andern Schaar vertheidigt wird, erstürmen, und mit Cameraden eine Komödie spielen lernen. Einer macht den Arzt, ein anderer den Patienten, beide gehen aufrecht, der Kranke streckt sich nieder, thut elend, der Arzt kommt und fühlt ihm auf den Puls; der Kranke stirbt, er liegt wie todt, der Arzt geht, kommt wieder, zieht ihn am Schwanze, er mukst nicht und bewegt sich nicht. Aufs Wort „der Henker kommt dich zu holen!“ springt er wieder auf. Wir wissen, daß man auch nur Pferde und Elephanten, aber nur diese, Aehnliches und Gleiches lehren kann. Vermuthlich lernten es auch die gescheidtern Affen. Man kann es auch schon sehr kleine Kinder lehren. Wer hätte a priori geglaubt, daß man Thieren die Verstellung und Heuchelei lehren könne? Die untersten Thierarten können nicht getäuscht werden, die mittlern können

getäuscht werden, die vollkommnern können täuschen. Mehrere können uns unwillkürlich durch ihre von uns nicht verstandenen Naturtriebe täuschen, die Pudel täuschen uns ohne Naturtrieb und Anweisung der Natur, rein nur durch ihre Intelligenz, durch ihren Willen, durch ihre Geschicklichkeit, d. h. durch ihren Herrn, dessen Intelligenz, Willen und Geschicklichkeit in ihre Psyche übergegangen ist. Eben solches Uebergehenmachen nennt man lehren, bilden, erziehen.

Zwei Dinge kommen noch dazu; des Pudels Nachahmungslust und sein Ehrgefühl, d. h. Eitelkeit. Immer schaut er seinen Herrn an, immer schaut er, was er thue, immer will er ihm zu Dienste stehen, er ist der rechte Augendiener. Er denkt wie ein Kind vom Vater, was dieser thue, sey recht, es müsse oder dürfe es ebenfalls thun. Nimmt der Herr eine Griffkegelkugel, so nimmt er zwischen seine Pfoten auch eine, will sie anbeißen, und plagt sich, wenn's ihm nicht gelingen will. Sucht er, mineralogisirend, Steine, so sucht auch er Steine. Gräbt der Herr irgendwo, so fängt auch er mit den Pfoten zu graben an. Tritt der Herr auf die Seite, ein Bedürfniß zu lösen, so eilt er herzu, das Gleiche zu thun. Sitzt der Herr am Fenster und schaut die Aussicht an, so springt auch er auf die Bank neben den Herrn, legt beide Tatzen aufs Gesimse und guckt, allerdings ziemlich gedankenlos, ebenfalls in die schöne Aussicht hinaus. Er will auch einen Stock oder Korb tragen, weil er den Herrn oder die Köchin solche tragen sieht. Er trägt ihn sorgfältig, stellt sich vor die Leute hin, geht von einer Person zur andern, zu zeigen wie geschickt er sey, und wedelt mit dem Schwanze selbst gefällig. Rühmt man ihn, so will er nicht abgeben, und stellt sich mehrmals dar. Während des Tragens nimmt er von andern Hunden wenig Notiz. Er scheint sie als Taugenichtse zu verachten, ihn aber scheinen sie zu achten, denn es ist auffallend, wie die meisten, wenn er etwas trägt, vor ihm weichen, und falls sie ihn in der Dunkelheit anfallen wollten, wie vor einer gespenstischen Gestalt zurückprallen. Legt er aber irgendwo, um etwa einer Katze nachzurennen, den Stock oder Korb nieder, so kann er ihn allerdings nicht mehr schulgerecht wieder an- und auffassen, hat auch wohl in der Leidenschaft vergessen,

wo er ihn niederlegte, merkt die Folge seines Affects, seine Fahrlässigkeit, und folgt dem Herrn nicht ohne Kummer nur von weitem nach. Entdeckt dieser seinen Fehler, so muß er dann allerdings suchen, bis er gefunden hat, und er findet das irgendwo Hingelegte gewiß wieder, nur äußert er endlich, wenn er lange suchen muß, Langeweile. Wir nehmen aber wahr, daß er, sobald er sich wieder in der Nähe des Verlornen erkennt, eifriger herumrennt, und wenn er's doch nicht gefunden hat, fröhlicher zum Herrn kommen will, als ob er denke, er habe nun genug gethan. Hat er es aber gefunden, so rennt er damit freudig zum Herrn, wohl wissend, daß er selbst nun seinen Fehler gut gemacht habe. Wie hoch steht er? Wie wohl organisirt ist seine Psyche!

Der Pudel ist der geachtetste (aber nicht gefürchtetste) und geliebteste Hund, auch weil er der gutmüthigste ist. Kindern ist er ganz besonders lieb, weil er sich auf jede Weise necken, auf sich reiten, sich zupfen und zerren läßt, ohne nur zu knurren, zu beißen und ungeduldig zu werden. Wie gefräßig er ist und in seinem eigenen Hause stets die Küche sucht, und darin der Köchin gar bald gewogen wird, neidisch andern Hausthieren Alles hastig wegfrißt, nur damit sie es nicht haben, und wenn er auch wissen kann, daß er Alles wieder von sich geben müsse (denn der Neid thut auch ihm nicht wohl), fremde Häuser und Küchen aufsucht, auf der Straße Knochen sucht, auf den Miststätten stöbert, auf Tische springt, und aus Küchenkasten Wurst und Braten, seine Lieblingsspeisen, stiehlt, so kann man ihm doch Wurst und Braten tief aus seinem Rachen wieder hervorholen, was bei sehr wenig Hunden zulässig ist, denn nur wenige lassen sich das Fressen wegnehmen. Den, der ihn einmal geschoren, kennt er für sein ganzes Leben und schaut ihn drum an, wo er ihn antrifft. Kommt er nach Jahresfrist wieder ins Haus, um ihn wieder zu scheeren, so kennt er ihn augenblicklich und verbirgt sich. Er will nicht geschoren seyn. Aber seinen Mann kennend, läßt er sich willig aus dem Winkel und Dunkel hervorziehen, und fügt sich ohne Widerspruch in die Nothwendigkeit. Wird er von einem tollen Hunde gebissen, und kommt der Henker ihn zu holen, so merkt er augenblicklich was ihm drohe. Er verbirgt sich, sein Auge wird sogleich trüb

und erschrocken, doch wehrt er sich nicht, und ergibt sich. Es ist, wie wenn er sich durch eine geheime Gewalt gebunden fühle, und — er täuscht sich nicht. Den Todesstich oder Schlag empfängt er, wie das Pferd, mit ruhigem Herzen. Aeußerst auffallend, geheimnißvoll und doch nicht unerklärbar ist beinahe aller Hunde schnelles Erkennen des Henkers. Wandert dieser durch ein Dorf, so rennen ihm alle Hunde wüthend nach und bellen ihn an, wenn auch noch kein einziger unter seinen Händen gewesen ist. Sie riechen an ihm ihren oder ihrer Cameraden Tod. Aller Geruch ist nichts als eine Art sympathetischer Ahnung. Träte aber der Henker in ihr Haus, so fürchten sie ihn alle. Wird der Hund einem Arzt übergeben, so unterzieht er sich der Cur sehr gutwillig, und wie der Orang merkt er sehr schnell, was ihm dienlich sey. Anfangs sträubt er sich wie ein Kind. So macht ers auch, wenn er sich einer Operation unterwerfen muß. Kein Thier erkennt so schnell die Meisterschaft des Menschen, daß er diesem gehorchen soll und müsse, und daß Gehorsam für ihn das Beste und Einzige sey.

Sehr artig ist zu sehen, wie er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopfe die Straße lang, steht still, besinnt sich, kehrt wieder um, steht an einem andern Ende der Straße wieder still, denkt mehr als er schaut, beschreibt Diagonalen, um schneller irgendwo zu seyn, und kennt demnach das Medium oder Tertium wie ein Geometer. Artig zu sehen ist auch, wie er, wenn er auslaufen will und nicht soll, seinen Herrn überlisten will, wie er ihm zu entschleichen sucht, thut als ob er nicht fort wolle, wenn man ihn nicht anschaut, plötzlich den Reißaus nimmt, oder mit füchsischer, überhündischer List an der Wand ein Bein aufhebt, als ob er pissen müsse, damit man ihn sogar heraus jage, und wenn man ihn heraus jagt, augenblicklich, ohne irgendwo zu pissen, zum Schlachthause oder zu einer seiner Dirnen läuft, wenn man ihm aber nicht glaubt, endlich alle Hoffnung, entwischen zu können, aufgibt, mit vollkommner Resignation sich unter den Tisch legt, und das Pissen unterläßt und vergißt. Er hat vollkommen so wie ein Mensch gelogen.

Nicht selten verwundern sich Kinder, Landleute und andere Unwissende oder Nichtdenker über den Verstand des Pudels,

unterscheiden zwischen dem, was er von sich aus thut, und was er eingelernt hat, nicht, und legen ihm menschliche Verstandesgeschicklichkeit bei. Wirklich nimmt es uns nicht Wunder, wenn sie sich täuschen, denn kein Mensch ist im Beobachten der Umstände geschickter, keiner schaut den Menschen achtsamer an, keiner bittet anständiger und ausdrucksvoller mit seinen Händen, keiner äußert seine Ungeduld, wenn man ihn nicht berücksichtigt, besser, keiner kann seinen Geruchsinn so in Verstand oder in den Schein des Verstandes verwandeln. Man kann seinen Geruch und Verstand mit einander prüfen, wenn man, von ihm unbeobachtet, die eine innere Handfläche z. B. mit Eierkuchen reibt, und in die andere wirklich ein Stück Eierkuchen nimmt, die Hände zuschließt, und ihm beide Fäuste neben einander vor die Nase hält. Er riecht an beiden, ist eine Weile unschlüssig, und legt endlich, seiner Sache sicher, seine Pfote gar nett auf die Faust mit dem wirklichen Inhalt. Er prüft vorher sorgfältig, ehe er entscheidet; und er will sich nicht täuschen und auch nicht ausgelacht werden.

Mit Prügeln kann man den Pudel nichts lehren. Er wird nur ängstlich, verwirrt, thut's immer weniger, kann's, wie ein Kind, das weinend lernen muß, immer weniger, doch listig thut er auch bisweilen ganz dumm. Mit Gutem kann man ihn sogar ans Widrige gewöhnen, z. B. auf den Vorderfüßen zu gehen oder Branntwein zu trinken. Am liebsten ist ihm Fleisch, Wurst, Braten; Gemüse liebt er nicht, Brod läßt er liegen. Einzelne fressen gern Salat, Aepfel, Zucker, Eier. Aus einem Glase zu trinken, wollen sie lange nicht lernen. Es ist, als ob die Wasserscheu in ihrer Natur liege, und sie das wasserklare Glas einer Disposition wegen scheuen. Auffallend ist die Neigung einzelner zur Milch und zum Brode, noch auffallender die zum Kaffee. Mehrere Pudel werden und sind so recht eigentliche Kaffeefraubasen und ziehen ihn unbedingt allem Andern vor. Beim Früh- und Abendtrinken bringen sie schnell ihr Beckelchen herzu. Sonderbar ist auch, daß der Pudel, je gutmüthiger und verständiger er ist, desto minder ein guter Hauswächter ist, desto minder auf den Menschen abgerichtet werden kann. Er liebt und schätzt alle Menschen. Will man ihn gegen einen Menschen reizen, so schaut er nur

seinen Herrn und dessen Gegner an, als ob er denke, es könne seinem Herrn nicht Ernst seyn, ihn auf seinesgleichen zu hetzen. Man könnte seinen Herrn morden, ohne daß er sich für ihn wehrte. Er merkt nicht, was vorgeht. Wegen seiner Geilheit streicht er auch ganze Nächte den Dirnen nach. Kömmt er erst am Frühmorgen, wenn der Herr noch im Bette liegt, heim, so schleicht er in aller Stille, sobald die Thüre aufgeht, hinein, legt sich unter den Ofen, und thut als ob er schlafe, beim Aufstehen seines Herrn bleibt er gegen seine Gewohnheit liegen, als ob nichts geschehen sey. Ist aber der Herr schon aufgestanden, so wagt er nicht, hinein zu kommen, oder er kriecht erschrocken in den Winkel, kommt selbst aufs stärkste Commando nicht, oder nur auf dem Bauch kriechend und mit gesenktem Kopfe hervor, und hält, hervor- und herangezogen, willig, nur seufzend, die Züchtigung aus. Er fürchtet nicht nur die Schläge, sondern schon den Unwillen, das Wort, den drohenden verweisenden Finger, und macht es so schon im ersten Fall, d. h. wenn er Ausbleibens wegen, noch niemals Schläge bekommen. Es rührt sich in ihm ein Samenkorn eines Gewissens. Sein Geruch führt ihn mit Sicherheit zu weiblichen Hunden, die mehr als eine halbe Stunde von ihm entfernt wohnen. So böse und heftig ein Hund in seinem eigenen Hause ist, so sehr fühlt er sich in jedem fremden Unmeister, Unherr, der nicht sprechen dürfe. Ganz still legt er sich irgendwo hin, und wartet, bis sein Herr seine Geschäfte abgethan. Es ist ihm im fremden Hause gar nicht wohl, und ist froh, wenn er wieder fort kann, rennt auch, wie aus einer Gefangenschaft entlassen, zuerst zur Thüre wieder auf und davon. Bewußt, daß er da nichts zu befehlen habe, läßt er sich vom Haushund necken, anbrummen, anbellen, und thut sehr kindisch selbst gegen den, den er auf der Straße anpackte, und in seinem Hause zerzauste. Wenn zehn Hunde zu einem weiblichen in ein fremdes Haus kommen, und wären es Fleischer- und Doggenhunde, so kann ein furchtsamer Bube sie mit einem Scheit herum treiben und fortjagen, ohne daß sich Einer gegen ihn stellte. Vor dem Hause eines Weibes lagern sie sich oft stundenlang mit unendlicher Geduld, und laufen auch, vom

Geruch, wie ohne Bewußtseyn irre geleitet, dem Herrn desselben nach.

Pferd und Hund scheinen unter allen Thieren am ehesten erschreckt werden zu können, der Pudel kann sogar erstaunen, d. h. es kann seine Beurtheilungskraft plötzlich still gestellt werden. Ein Hund, ein Pudel, verfolgte einen Raben auf einer Wiese. Der Rabe stellte sich gegen ihn. Auf einmal ruft er den Hund an: Spitzbub, Spitzbub! Erschrocken fährt der Hund zurück. Sein Verstand stund ihm stille! Ein Thier, ein Vogel und — eine Menschenstimme. Das reimte sich ihm nicht. Man hätte diesen Augenblick malen sollen!

Alle Hunde sind mehr und minder zanksüchtig, selbst die kleinsten und schwächsten rennen dem größten und stärksten nach, bellen ihn an und beißen ihn in die Beine. Der große, starke nimmt nicht Notiz davon, darum rühmt man seine Großmuth. Es ist jedoch im Hunde keine Großmuth. Es ist Verachtung.

Macht's einer der vielen zu arg, so erdrosselt er vielleicht augenblicklich einen davon, oder beißt ihm den Kopf entzwei. Dann heult der Gebissene unerhört, macht seine Sachen aber später nicht vernünftiger. Ein Hund ist auf Spaziergängen ein Strahlableiter gegen Hunde für die, welche sie fürchten oder denen sie feind sind, denn es gibt Menschen, besonders Männer, die von den Hunden gehaßt und überall angefallen werden, wenn sie auch die Hunde lieben, so wie andere, Männer und Weiber, alle, auch die kleinsten, ängstlich und und lächerlich fürchten. Solche sind sicher, wenn sie einen Hund bei sich haben, weil die Hunde ihren Cameraden noch ärger als den Menschen hassen und auf jenen losstürzen. Am meisten ist den Hunden der Pudel verhaßt, entweder weil sie ihn als einen besondern Menschenfreund und Vorgezogenen oder das Genie unter den Hunden aus Neid nicht leiden mögen. Er weiß, daß sie ihn hassen, er fürchtet sie, er hält an, er brummt, er will beim Gefürchteten nicht vorbei, und — rennt endlich schnell vorüber, froh, entronnen zu seyn. Er flüchtet sich etwa auch zwischen die Füße des Herrn. Wie Teufel fahren sie bisweilen auf ihn los. Aber unartig ist, daß gerade eben der Pudel, der gewisse Hunde so sehr fürchtet, andere, die er nicht

fürchtet, um so gewisser selbst anpackt und seine Ueberlegenheit benutzt. Allein oft täuscht er sich mit seinem kurzen Gesicht, und meint den Kommenden fürchten zu müssen, weil er ihn für größer hält, worüber man ihn als eine feige Memme tadelt, dadurch aber ihn nicht muthiger macht. Es ist etwas Geheimes im Hunde, das zu manchen scherzhaften Erklärungen Veranlassung gegeben: das gegenseitige Anriechen an beiden verborgenen Theilen. Augenblicklich packt einer den andern je nach genommener Untersuchung, deren Resultat wir nicht kennen, an, oder der eine geht auf die Seite und urinirt, worauf es der andere auch thut, worauf sie dann auseinander laufen, und die Unterhaltung geendigt ist. Andere stürzen augenblicklich auf einander los, sobald sie einander von ferne sehen. Ihr Haß ist tödtlich. Sie ringen wie Gladiatoren, und balgen sich wüthend im Schlamm und im Bache, in den sie herunter rollten, herum. Man kann sie mit- und aneinander aufheben und in den Brunnen tauchen. Im Wasser rasen sie nur um so infamer gegen einander, immer geschlucktes Wasser ausspeiend. Solcher Wuth sind die Spitze am ehesten fähig. Der Pudel ist meist nur sanguinischer Prahler, der Spitz meist Zorn mit Eigensinn. Der Pudel ist gar nicht gehässig, aber der Spitz kann einen Menschen, der ihn nie beleidigt, hassen und plagen, selbst wenn er hundertmal ins Haus kommt. Alle Freundlichkeit verschwendet man an ihn vergebens, der Pudel aber, das Leckermaul, läßt sich schnell durch gute Brocken gewinnen. Er bewillkommt ja alle Gäste, die ins Haus treten, von selbst, macht sich mit jedem nur zu bald bekannt, wedelt und läuft mit ihm. Den Spitz kann man nicht vom Hause verleiten. Keiner entläuft so oft als der Pudel, keiner läßt sich so leicht verlocken, keine Art muß so oft öffentlich ausgeschrieben werden. Dem gutmüthigsten kann man das Halsband vom Halse ohne Widerstand nehmen. Wer ihm schmeichelt und Wurst gibt, ist ihm selbst Wurst, doch gewöhnen auch sie sich manche Menschen schneller zu Liebe an als andere.

Der Pudel ist nie gern allein. Immer sucht er Menschen auf; die ersten sind ihm die besten. Er gibt sich auch nicht gerne mit Hunden anderer Art ab, und will er spielen, so thut er's mit Mitpudeln, wenigstens vorzugsweise. Mit solchen

freut er sich dann ungemein. Sie hudeln einander herum, reißen und zerren und zerbeißen einander oft auf eine furchtbare Weise, rennen an Menschen u. s. w. Größer ist allerdings der Kampf der Metzgerhunde. Es können Kinder zwischen sie gerathen, herumgewälzt und gebissen werden, und Erwachsene schon sind durch sie umgerannt worden. Das Spiel kann stundenlang dauern. Ihre Beweglichkeit, ihr Athem und ihr Fell hält Alles aus.

Der Pudel liebt die Freiheit ungemein. Er kommt und geht und kommt wieder. An der Kette ist kein Hund gern, am wenigsten der Pudel und der mäusefarbige Windhund. Er weiß nicht, wie ihm geworden ist, und warum man ihn ankettete. Er will sich losmachen, und probirt daran seine Künste. Stricke zerreißt oder zerbeißt er; aus Schleifen zieht er den Kopf. Sein Auge trübt sich auffallend, und der Geist desselben verschwindet. Der Mäusefahle kann helle Thränen vergießen, und der Pudel gerade so wie ein Mensch jauchzen, wenn er entkettet wird, und vor Freuden ganz unsinnig thun. Schließt man ihn in einem fremden Hause ein, weil man ihn z. B. in eine Kirche, zu einer Musik u. s. w. nicht mitnehmen will, so ist's nicht die Treue an den Herrn nur, die ihn aller Lockung zum Fressen unzugänglich macht, so daß er Niemanden irgend etwas, selbst Würste nicht, abnimmt, sondern es ist die Wehmuth darüber, daß man ihn eingeschlossen hat. Ehe verhungert er. Kehrt sein Herr zurück, so lacht er hell auf, und springt an ihm auf, ihn zu küssen, denn er kennt die Bedeutung des Kusses sehr wohl. Ja der Pudel kann auch lachen, was an keinem einzigen anderen Thiere mit Entschiedenheit wahrgenommen wird, weßwegen man ihn über alle setzen kann und darf. Wer weinen kann, ist tiefen Schmerzgefühles, wer lachen kann, tiefen Freudengefühles empfänglich. Orang, Pferd und Elephant können ihre Freude bei weitem nicht in dem Grade äußern, in welchem der Pudel sie äußern kann, oder — empfindet. Die Freude und das Lachen sind geistiger, als der Schmerz und das Weinen. Darum ist der Himmel geistiger als die Hölle. „Freude! schöner Götterfunken! Tochter aus Elysium!" Wir haben die lachenden Menschen und Hunde lieber, als die weinenden und Thränenseelen.

Man kann jeden Hund und besonders jeden Pudel Manches lehren und Manches nicht lehren. Nur einige lernen die berühmten Kartenkünste, den Schubkarren schieben u. s. w. Viele thun Einiges von selbst, z. B. beim Fahren immer unterm Wagen oder immer in einer langen Ellipse um Pferd und Wagen herum gerade wie der Mond um die Erde (also auch eine Art Mondsucht!) laufen, oder sie stehen auf dem Sattel des Pferdes mit großer Gewandtheit im raschesten Fahren. Andere springen alle Wagen und Pferde, sie mögen ihnen begegnen oder nachkommen, beim Pferde anfangend, an, und rennen an ihnen vorbei. Den Pudel muß man die Neugier nicht lehren, aufs Gesims zu springen, und vom Fenster herunter auf die Straße zu schauen, wenn er Hunde oder Menschenlärm hört, und von sich aus bellt er dann in den Streit herunter, oder springt zur Thüre, um herunter zu laufen und den Streit mitzumachen. Auch das Vergraben von Knochen auf gelegenere Zeit hin, oder auch die Unterscheidung des Kirchenglockengeläutes, ob es zur Kirche rufe, oder die Kirchleute wieder entlasse, und in letzterm Falle allemal den aus der Kirche Heimkehrenden entgegen gehen, das lehrt ihn sein Genius selbst. Etwa einer kann das Knallen des Fuhrmanns nicht leiden, springt hoch gegen ihn auf, und verfolgt ihn lange Zeit mit Sprüngen und Bellen.

Es bellen auch ja nicht alle den Mond an, die Sonne bellt nicht einer an. Sie lieben diese und legen sich an sie hin, darum ist ihr Haß gegen den Mond so auffallend. An Mondanbellern nimmt man bestimmt wahr, daß sie zur Zeit des Voll- und Leermondes (wie auch eine Menge sonst ganz gesunder Menschen, besonders weibliche) mürrisch, übelwillig u. s. w. werden; hernach tritt wieder der Normalzustand ein. Es ist kaum Ein Pudel zu finden, der nicht Idiosynkrasien an sich hätte. Einer bellt nur die Kommenden, ein anderer nur die Fortgehenden, ein dritter beide an. Noch einer fährt immer rund um die Leute, oder er wirbelt sich wie ein Narr um sich selbst herum, wie wenn er den Veitstanz habe, und bellt dazu immer zornig. Wieder einer läßt die Leute in die Stube hinein, versperrt ihnen aber den Weg hinaus, oder er leidet's nicht, daß Jemand irgend etwas aus dem Zimmer wegnehme. Einzelne nehmen das Fressen von keinem Menschen außer vom Herrn

an, und folgen auch sonst Niemandem. Manche sind so kurzsichtig, daß sie selbst ihre Hausgenossen gar nie kennen lernen. So wenig man den Pudel auf den Menschen abrichten kann, so wenig kann man den Mops eine Anhänglichkeit an den Herrn lehren, wie sie in manchem Pudel vorkommt, der mehrere Stockwerke hoch herunter auf die Straße spränge, wenn sein Herr ihm von unten herauf riefe oder pfiffe, und nie wird man am Spitz in Lebensgefahr solche Angst wahrnehmen, als man am Pudel wahrnimmt. Mancher Hund kann sich nie an den Knall des Schießgewehrs gewöhnen. Er läuft gegen alles Commando des Herrn, selbst wenn er sonst ein Vorbild in der Folgsamkeit wäre, augenblicklich, sogar zwanzig und dreißig Stunden weit, allein heim. Ein brauner Pudel besuchte einmal seinen ehemaligen Herrn, sechs Stunden weit entfernt von seinem Aufenthalte, ohne jemals bei ihm daselbst gewesen zu seyn. Wie machte er sich das Finden möglich? Er muß ihn lange nicht gefunden haben, denn er blieb mehrere Tage unterwegs. Er konnte eben nach dem Wege Niemanden fragen. Er blieb dann etliche Wochen bei ihm auf dem Lande, begleitete ihn hinter dem Pfluge Schritt vor Schritt ꝛc. und — lief dann wieder heim, nun aber auf dem kürzesten Wege. Es ist nicht der Geruch, der solches thut, es ist die Intelligenz. Was aber mancher Hund von selbst kann, lernt und thut, z. B. an der Thüre kratzen, vor der Hausthüre bellen, damit man ihm öffne, oder ans Thürschloß springen und drücken, oder die Klingel ziehen, das kann man dann andere lehren, wie man das, was ein Erfinder unter den Menschen erfunden, dann auch andere Menschen lehren kann. Hat der Hund vor der Hausthüre durch Bellen seinen Wunsch ausgesprochen, hat man am Ziehseil gezogen, so daß das Schloß nicht mehr zu ist, so ruft man dem Hunde, es sey offen, er soll nur stoßen. Gut! Nur einige verstehen's, andere niemals. Es ist in den Hunden beinahe ein so großer Unterschied, als in den Menschen.

Wie geil der Hund ist, so kann man ihn durch Castration dennoch völlig anders machen. Man liebt sein Herumstreichen bei Tag und bei Nacht nicht. Durchs Castriren wird er aber doch auf eine unangenehme Weise psychisch wie physisch umgewandelt. Er verliert allen Muth, alle Freudigkeit, wird

fett und kugelrund, und kann sich zuletzt kaum mehr bewegen.

Der Hund stirbt nicht gern allein, und ist wehleidig, darin also das bare Gegentheil der Katze. Der Pudel merkt die Ankunft des Todes. Es ist bekannt, daß er immer Kranke aufsucht und Lazari Geschwüre leckt, und sich gern unter dem Bette des Kranken aufhält, wenn auch dieser nicht eben sein Herr ist. Ist er selbst krank, so legt er sich auch zum Herrn hin, und willig fügt er sich in Alles.

Ein brauner Pudel kroch, so oft er die Annäherung von Gichtern merkte, zum Herrn am Pulte und legte sich zu dessen Füßen, und, als er die Annäherung des Todes merkte, von seinem guten Lager durchs Zimmer zum Bette des Herrn auf dem Bauche, in gerader Richtung zum Herrn, und gab unterwegs seinen Geist auf. Daß Hunde (es werden meist Pudel gewesen seyn) ihren Herrn im Gefängniß besuchten, auf sein Grab sich legten, nichts fressen wollten und darauf starben, es sey denn, es habe sie ein Bekannter und Freund ihres Herrn weglocken, und sie der Welt wieder geben können, ist außer Zweifel, und wenn Affen wegen Kränkungen sich selbst den Tod geben und erhängen können, so kann der Pudel sich ertränken, was allerdings nicht gehörig verbürgt ist, so wie wir auch das freiwillige Anzünden und Bringen des Fidibus, obschon der Hund keine Furcht vor dem Feuer hat, nebst dem Auslöschen der Kerze, wenn der Herr am Ofen eingeschlafen ist, und die Bemühung, eine zerbrochene gypsene Pfeife wieder zusammen zu setzen, auf sich beruhen lassen. Um so gewisser ist, daß er Feuer verräth, Diebe durch Bellen und Laufen zum Herrn und Wecken der Schlafenden und Zerren an Hemden und Betten anzeigt, und noch manches Andere von selbst thut.

Nimmt es uns noch sehr Wunder, wenn von Homers Zeiten bis heute die Sage sich erhalten, daß Hunde (wie Pferde) Geister oder Schatten sehen, und des zweiten Gesichts fähig seyen? Wie in der Mondsüchtigkeit, so läge auch hierin etwas Somnambules und Tellurisches. Sodann käme im Hunde theils etwas Tellurisches, jedoch nicht mehr viel, und nur Menschlichtellurisches vor.

Auch der Hund wird blind geboren. Sein Wachsthum geht schnell von Statten. In der Zeit des Wachsens ist er ein völliger Lötsch, und alle seine Bewegungen sind unästhetisch, das bare Gegentheil der jungen Katze. Die jungen Kätzchen gleichen den Mädchen, die jungen Hunde den Buben, und so gescheidt die jungen Kätzchen sind, so dumm sind die jungen Hunde, bald aber steht die Geistesbildung der erstern still, die der andern schreitet lange vorwärts.

Im Alter wird er unreinlich, faul, mürrisch, undankbar, gehässig. Seine Augen werden trübe, unangenehm, seine Haut verliert die Haare. Stirbt er vor Alter, so wird nur wenig Neigung zum Menschen mehr wahrgenommen. Gewöhnlich tödtet man ihn in solchem Zustande, um seiner los zu werden, und ihm den Zustand abzukürzen.

Er ist vielen Krankheiten ausgesetzt. Schon in der Jugend leidet er an der Sucht oder Lahmheit der Hinterbeine. Bisweilen ergeht, wie über die Katzen, auch über die Hunde des ganzen Welttheils nach großen tellurischen Gesetzen eine Krankheit, die Millionen wegrafft. Unmäßigkeit, zu viel Fleischgenuß, gesalzene Speisen, Mangel an reinem Wasser oder Milch, Mangel an Bewegung und frischer Luft, unmäßige Bewegung, Erhitzung, zu öfteres schnelles Abkühlen u. s. w. sind die Ursachen ihrer Krankheiten: Verstopfung, Durchfall, Gliederschmerzen, Kolik, Schnupfen, Husten u. s. w. Am schnellsten zeigt sich die Krankheit im Auge und an der Nase, die dann keinen Schleim mehr absondert und trocken wird. Man kann und muß sie dann wie Menschen behandeln. Interessant furchtbar ist die Wuth, mit der ein toller Hund auf seinen eignen Herrn losfährt, und alle Hunde überstürzt und beißt. Der Biß verändert die Seele! Der Zorn im Speichel geht in sie ein, und der eingeimpfte Zorn ist's, der toll macht und tödtet. Warum dieser und wie er Abscheu gegen das Wasser und Durchsichtiges hervorbringt, ist nicht leicht zu sagen. Doch werden nicht alle Tollen wasserscheu. Daß der Zorn des Bisses des tollen Hundes auch den gebissenen Menschen zornig und rasend macht, daß er Frau und Kinder anfällt und beißt, deutet auf eine fast schreckliche Verwandtschaft.

Wie viel ließe sich noch vom Hunde sagen!

Der allervortrefflichste Hund, den wir kennen, war nicht derjenige, der die Garnison der Akropolis in Korinth aufgeweckt; nicht derjenige, der als Bezerillo Hunderte nackter Amerikaner zerrissen; nicht der Hund jenes Henkers, der auf den Befehl seines Herrn einen angsthabenden Reisenden zum Schutze durch einen langen finstern Wald begleitete; nicht Drydens Drache, der, sobald sein Herr ihm winkte, auf vier Banditen stürzte, etliche erwürgte, und so seinem Herrn das Leben rettete; nicht derjenige, der zu Hause anzeigte, das Müllerkind sey in den Bach gefallen, noch der Hund in Warschau, der von der Brücke in den Strom hinabsprang, und ein kleines Mädchen dem Tod in den Wellen entriß; nicht Macaire's, der wüthend den Mörder seines Herrn oft anpackte, und im Kampfe vor dem König zerrissen hätte, nicht Benvenuto Cellini's, der die Goldschmiedgesellen, als man Juwelen stehlen wollte, augenblicklich wach zerrte u. s. w., sondern — Barry, der heilige auf dem St. Bernhard. Ja, Barry, du höchster der Hunde, du höchstes der Thiere! Du warst ein großer sinnvoller Menschenhund, mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du hast mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Du zogst, mit einem Körblein mit Brod und einem Fläschchen süßer stärkender Erquickung am Halse, aus dem Kloster in Schneegestöber und Thauwetter Tag für Tag, ein Wohlthäter! zu suchen Verschneite, Lawinenbedeckte, sie hervorzuscharren, oder im Falle der Unmöglichkeit schnell nach Hause zu rennen, damit die Klosterbrüder mit dir kommen mit Schaufeln, und dir graben helfen. Du bist das Gegentheil von einem Todtengräber. Du machst auferstehen. Du mußt, wie ein feinfühlender Mensch, durch Mitgefühle belehren können, denn sonst hätte jenes hervorgegrabne Knäblein es gewiß nicht gewagt, sich auf deinen Rücken zu setzen, damit du es ins freundliche Kloster tragest. Angelangt zogst du an der Klingel der heiligen Pforte, auf daß du barmherzigen Brüdern den köstlichen Findling zur Pflege übergeben könnest, und als die süße Last dir abgenommen war, eiltest du sogleich aufs neue zum Suchen auf und davon. Jeder Geling belehrte dich und machte dich

froher und theilnehmender. Das ist der Segen der guten That, daß sie fortwährend Gutes muß gebären! Aber wie sprachst du mit den Gefundenen? Wie flößest du ihnen Muth und Trost ein? Ich würde dir die Sprache verleihen, damit manche Menschen von dir lernen können. Alle hätten's allerdings nicht nöthig, denn es gibt auch unter Menschen Menschenfreunde, und wenn du ein Menschenfreund warest, so wäre es nur Billigkeit, wenn etwa einer der Menschen ein wahrer Hundsfreund würde. Ja, du wartetest nicht, bis man dich suchen hieß, du erinnertest selbst dich an deine freie heilige Pflicht wie ein frommer, Gott wohlgefälliger Mönch, und sobald du nur von ferne die Ankunft von Nebel und Schneewetter sahest, eiltest du fort.

Was wäre aus dir geworden, wenn du ein Mensch gewesen wärest? Ein heiliger Vincenz, ein Stifter von hundert barmherzigen Orden und Klöstern. So thatest du, unermüdlich und ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre. Ich hatte die Ehre dich auf dem Bernhard kennen zu lernen. Ich zog den Hut, wie sich's gebührte, ehrerbietig vor dir ab. Du spieltest so eben mit deinen Cameraden, wie Tiger miteinander spielen, ich wollte mich mit dir befreunden, aber du murrtest, denn du kanntest mich nicht, ich aber kannte dich schon par Renommée, und dein Name hat einen guten Klang. Wäre ich unglücklich gewesen, du würdest mich nicht angemurrt haben. Nun ist dein Körper ausgestopft im Museum zu Bern. Bern that wohl daran, daß es dich, da du alt und schwach geworden, und der Welt nicht mehr dienen konntest, im Prytaneum ernährte, bis du starbst. Du hattest es besser als viele Menschen verdient. Wer deinen Körper wohl ausgestopft nun in Bern sieht, ziehe den Hut ab, und kaufe dein Bild lithographirt daselbst, und hänge es in Rahm und Glas an die Wand seines Zimmers, und kaufe dazu auch das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Klosterpforte stehst und klingelst, und zeige es den Kindern und Schülern und sage: geh' hin und thue deßgleichen, wie dieser barmherzige Samariter, um Christi willen, und wirf dafür von den Wänden die Robespierre, Marat, Hanikel, Abällino und andere Mörder- und Räuber-Bildnisse

zum Fenster hinaus, auf daß das junge Gemüth von Hunden lerne, was es bei Menschen verlernte, daß die Barrys die personificirte Thierpsychologie seyen!

Welch eine Länge vom Eingeweidewurm bis zum Hunde, und welch' eine Linie noch selbst vom Hunde, vom Mopse und dem Neuholländer bis zum Barry! Wir sind am Ende der Reihe, wir haben dieses Capitel geschlossen.

XVIII. Hauptstück.

Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt.

Wir haben die Thiere, um dem Grundübel der meisten bisherigen Thierpsychologien auszuweichen, und nicht nur eine willkürliche, sondern naturgeregelte Thierpsychologie aufzustellen, die Thiere nicht nur Thiere genannt, sondern in Pflanzen-, Thier- und Menschen-, oder in Schlaf-, Schlafwandel- und Wachthiere eingetheilt, und als die zwei Uebergänge den Traum und den somnambulen Zustand gesetzt. Die Würmer setzten wir in den Schlaf, die Vögel und Säuger ins Wachen, und vertheilten die Insecten, Fische und Lurche in den Traum, den Schlafwandel und den wunderbaren magnetischen Zustand, ohne jedoch von jeder Classe, Gruppe oder Familie den Grad ihres eignen Zustandes angeben zu wollen oder zu können. Wir sagten, daß die bildende Natur oder Erdpsyche in ihrem Denken, Wollen und Ausführen in den untersten Thierorganismen geschwankt habe. Das Schwanken, Oscilliren, von einem Pole zum andern Springen, scheint ihr wesentlich zu seyn, denn es zeigte sich in den untersten Bildungen aller sechs Thierclassen. Das unterste Insect steht ja viel tiefer als der oberste Wurm. Wie tief unten fängt sogar noch der unterste Fisch, ja selbst das Säugethier an? Darum spielt sich denn auch der Schlaf, der Traum, der Schlafwandel und der Somnambulismus noch bis in die obersten Säugethiere hinauf, wie wir von Zeit zu Zeit angedeutet haben. Wir haben auch von einigen wachen Thieren, von Vögeln und mehrern Säugern, um zu zeigen, wo und wie

hoch sie stehen, besondere Darstellungen gegeben, wodurch zugleich unsre Grundansicht sich als wahr herausstellen sollte. Mit ihr gehen wir nun ins Allgemeine und Allgemeinste.

Wir haben die Unterscheidungsgabe als charakteristisches Merkmal der Thierheit aufgestellt, und an Thatsachen vom Eingeweidewurm bis zum edelsten Hunde, deren Daseyn, Wirkung, Größe und Richtungen nachgewiesen.

Die Unterscheidungsgabe ist ein Vermögen, ein Können, die Unterscheidung selbst ein Thun. Das Vermögen ist innerlich, das Thun geht heraus. Die Gabe bezieht sich auf etwas Wirkliches, Objectives, das Unterscheiden selbst, oder das Thun tritt mit diesem in eine Art Verkehr, denn das Unterschiedene, als Unterschied wahrgenommen, wirkt aufs Vermögen zurück, so daß das Thier das Wahrgenommene in sich findet, d. h. empfindet, die Verschiedenheit der Gegenwirkungen oder der Dinge sowohl äußerlich als innerlich entdeckt, indem das Aeußere und Innere zusammenfallen.

Wie klein ist das Unterscheidungsvermögen im Eingeweidewurm, wie groß schon in der Stubenfliege, wie weit und herrlich im Canarienvogel, wie menschlich im Löwen u. s. w.? Die Unterscheidungsgabe des untersten Thieres wird gleich seyn derjenigen des menschlichen Embryons in der Mutter Schooß in seinen ersten Tagen. Tiefes Dunkel umgibt beide, und beide haben kein Licht in sich selbst, beiden ist der Aufenthaltsort selbst die Nahrung, beide empfinden gewiß nur äußerst schwach, und können noch nicht denken, d. h. mit Bewußtseyn empfinden oder etwas in sich finden. Embryonartig schläft selbst der erwachsene Mensch, und empfindet und findet kaum etwas in sich.

Zuvörderst muß die Nahrung unterschieden werden können. Um sich ernähren zu können, muß freilich das Thier mit seiner Nahrung in prästabilirter Harmonie stehen, es muß für sie eine Oeffnung und in sich einen Raum haben. Es muß ein Gefäß seyn. Der Wasserfaden ist aber nur ein Faden, andere sind Bänder, Cylinder, Kugeln, vollkommnere sind oder haben Fäden, Bänder, Cylinder und Kugeln.

Weiter oben steht die Unterscheidung des Mediums oder des Aufenthaltes. Sogar der Eingeweidewurm sucht, sei-

nem Medium entzogen, dasselbe wieder auf. Er unterscheidet demzufolge. Und das Kugelthierchen bewegt sich auf der Glasscherbe aus dem Vertrocknenden zum Nassen. Hierzu bedarf das Thier Bewegungswerkzeuge.

Es unterscheidet auch alles, was seine Fortdauer gefährdet, von dem was diese fördert, oder seine Feinde, seyen es leblose oder belebte Dinge. Dieser Kreis ist jedoch in den unvollkommnern Thieren noch sehr klein. Die Infusorien werden den, Allem gefährlichen, Menschen nicht unterscheiden können, die Blattlaus kennt ihren ärgsten Feind noch nicht, die Fliege kennt und flieht ihn schon halb, die Gazelle ganz. Die Gabe, seinesgleichen zu unterscheiden, steht schon höher, weil diese nicht unmittelbar auf die Fortdauer, wie die Nahrung, den Aufenthalt und den Gegner, berechnet ist. Nahrung, Aufenthalt und Gegner unterscheiden, heißt nun einmal schon Aeußeres unterscheiden, Aeußeres in sich unterscheiden. So unterscheidet selbst das unvollkommenste Thier seinen Zustand. Vollkommnere werden ihren Zustand von sich selbst unterscheiden, unvollkommnere nicht. Unvollkommnere sind nur erst Zustand, wie der Embryon und der Mensch im Schlafe.

Nur ein vollkommnes, ganz abgeschlossenes, unbedingt selbstständiges Wesen kann eine Persönlichkeit haben, in der ihm aller Unterschied zwischen dem Ich und dem Nichtich, wozu auch der Zustand gehörte, ganz und völlig, klar und wahr gegeben wäre.

Auch die Thiere unterschieden das entgegengesetzte Geschlecht. Alle Unterscheidungsgabe ist unerklärbar, am unerklärbarsten die des Geschlechtlichen, denn was das eine unwiderstehlich anzieht, stößt das andere unwiderstehlich ab. Mann und Mann, Weib und Weib sind für einander Gegensatz, und dennoch vollkommne heilige Natur. Woran erkennt das männliche Princip das weibliche? Es ist auch hierin noch mehr Gefühl als Erkennen durch Denken. Der Trieb schweigt, schläft. Zur Stunde bricht er im vollsten Wachen hervor, und brennt mit Licht und Wärme. Er erkennt seinen Gegensatz als seine Erfüllung. Er ist befriedigt, und der Trieb schlummert wieder. In der Begattung ist das Thier nur Begattung, und Himmel und Erde sind ihm verschwunden, sind ihm nicht

mehr. Und doch ist diese höchste physiologische Handlung nur Zustand, fürs Thier nur Gefühl. Das Verhältniß ist noch baar tellurisch.

Eine höhere Stufe der Unterscheidung bezieht sich auf den Stoff, sich eine Art Wohnung zu bauen. Die untersten bauen sich noch nichts, und die obersten nichts mehr. Der Eingeweidewurm hat seine Wohnung schon, und der Hund will keine. Alle, die eine Wohnung bauen, unterscheiden, welcher Stoff ihnen diene, wie wir es auffallend, z. B. an der Frühlingsfliege, gesehen.

Wieder weiter oben ist die Unterscheidung der Functionen oder Arbeiten, die Gabe, Stoff und Arbeit von einander zu trennen. Sie tritt in allen denen Thieren klar hervor, welche so miteinander arbeiten, daß die einen Stoff sammeln, und andere ihn verarbeiten.

Alle diese Unterscheidungen sind nicht durch besondere Organe, sondern einzig durch ihre allgemeine Gabe bestimmt; die besondern oder Sinnorgane sind alle mehr objectiv. Nahrung, Aufenthalt, Seinesgleichen, Gegner, Zustand, Geschlecht und Stoff zur Wohnung nebst der Arbeit selbst, mag dem dunkeln, doch unterscheidenden Trieb zufallen, also sehr subjectiv seyn, und beinahe noch ohne alle Organe erkannt werden können, denn es sind hiezu nicht gerade Augen, Ohren u. s. w. nöthig. Es ist noch Alles durchs dunkle allgemeine Fühlen seines Lebens mehr oder minder möglich. Jedoch nähern sich die obern Stufen schon der Nothwendigkeit, eigne Organe anzunehmen. Daß jedoch zur Erkenntniß der Nahrung, des Aufenthaltes u. s. w. gewisse Einrichtungen im Thier nothwendig seyen, kann nicht verneint werden. Es fragt sich aber, ob sie auffindbar seyen?

Man sagt, daß alle Hunger oder Durst empfinden. Gewiß ist nur, daß sich jedes Thier nähren muß, wenn es soll fortdauern können, nicht gewiß, daß es Hunger und Durst empfinde. Die Haut mancher Thiere kann Mund seyn und das Medium als Nahrung einsaugen, dann kann es ohne Hunger und Durst leben und sterben. Dennoch wird der eigentliche Nahrungstrieb an den meisten deutlich wahrzunehmen seyn. Nur Nahrungstrieb scheinen z. B. die Eingeweidewürmer zu

seyn. Mehrere vollkommnere Insecten haben in ihrem letzten Zustande, wie bekannt, nicht einmal einen Mund. Diese kennen den Hunger gewiß nicht. Beinahe alle Puppen nehmen keine Nahrung zu sich, werden aber doch nicht hungern. Die Fische werden nie Durst leiden. Wie gefräßig hingegen sind sie noch? Ja, der Hunger als Gefräßigkeit zieht sich durch alle Arten bis zum Hunde und sogar zum Pudel hinauf. Welche Gefräßigkeit im Krokodil und welche in den Raupen? Viele der untersten Thiere scheinen rein nichts zu sollen als zu fressen. Bären, Murmelthiere können den ganzen langen Winter der polnischen Wälder und der schnee- und eisreichen Schweiz fasten. Eine Menge Insecten schlafen im Winter ohne Nahrung. Spinnen können Monate lang in ihren Winkeln ohne Abnahme ihrer Kraft hungern. Wie langsam sterben Maikäfer aus Mangel an Speise? Brodkäferchen sterben, in einem Schächtelchen im Winter aufbewahrt, so wenig als zwischen lauter Brod. Ein fetter Hund kann Monate lang an seinem Fette zehren. Er wird nur ganz mager, stirbt aber dennoch nicht. Alle möglichen Abweichungen treten hierin auf, und schon hier fangen die Eigenthümlichkeiten der Gattungen und Arten an. Allerlei Launen der Natur kommen in einer ihrer größten Angelegenheiten, die Thiere zu nähren, zum Vorschein. Aller Augen warten auf sie, daß sie ihnen Speise gebe zu seiner Zeit, aber bald entzieht sie ihnen diese, oder gibt ihnen Schlaf statt Speise, wie schon Plinius gesagt hat, und macht sie, damit sie ja nichts brauchen, noch von ihr begehren, erstarren, macht sie einfrieren und zu Steinen, z. B. die Frösche. Sie gibt den einen feine Schlurfrüsselchen, den andern, dem Hai und Nilpferd, einen Höllenrachen, dem ersten mit einem fünffachen Gebisse, Käfern mörderische Zangen, Tigern Zähne, die ins Menschenfleisch mehrere Zoll eindringen. Hier sehen wir ihre sonderbarsten Sprünge.

Den eigentlichen trinkenden Durst sahen wir erst bei den Grashüpfern. Flüssigkeitesser bedürfen des Wassers nicht. Der Vogel, der trocknen Samen ißt, ist sehr durstig. Der Hund trinkt sehr viel.

Unzählige tiefstehende Thiere sind nur an Eine Speiseart, an Ein Gericht gewiesen, andere, vollkommnere, halten sich

schon fürstliche Tafel mit zehn und fünfzig Schüsseln und Speisen, Becassinen, Schnepfen und Rehrücken, Rheinlanken und Ananas.

Je vollkommner das Thier, desto mehr gewöhnt es sich an menschliche Nahrung, und lernt mit den Menschen gar Alles essen. Raupen sterben, wenn man ihnen nicht die begehrte Nahrung gibt, der Hund und Elephant hingegen sitzen mit dem Menschen gar füglich zu Tische. Beide trinken auch Alles: Wasser, Wein, Milch, Kaffee, Branntwein und Rum. Das Bittere schmeckt wenigen Thieren (etwa der Wolfsmilchraupe), das Saure nicht vielen, das Süße beinahe allen. So herrscht im Thier das Menschengesetz! Auch die jüngern Thiere müssen feinere, leichter verdauliche Nahrung, Milchspeise genießen, denn der Sprung von der Nahrung im Ei oder Mutterleibe zur Nahrung von außen ist für viele allzu groß. Die Jugend ißt oft, nie viel, das Alter selten, desto mehr. Die Verdauung ist in der erstern schnell, im andern langsam. Auch hat die Jugend sogar der vollkommensten Thiere noch keine Zähne oder nur zarte. Das Alter jedoch muß dann auch hierin wieder Kind werden, die Zähne fallen auch den Thieren aus.

Ein Infusionsthierchen, die Monade, genießt täglich vielleicht nur eine Monade, der Elephant einen Centner Heu und siebenzig Pfund Brod, wie viel ein Wallfisch? Er verschluckt ein kleines Meer auf Einmal!

Die untersten Thiere können den Nahrungstrieb gewiß noch nicht übermeistern, der Neuntödter, der Haushahn, der Löwe und Hund können es. Das Schnabelthier wird sich mehr um die Nahrung bekümmern als der Bär, dieser mehr als der Löwe, obschon auch dieser in der Wüste nach Speise brüllt. Pferd und Hund warten gern oder ungern, sie müssen nicht nur, sie können auch warten, und sich nach dem Wunsche und der Bequemlichkeit der Menschen, so wie nach den Umständen einrichten, denn bei ihnen gesellt sich der Verstand zum Nahrungstrieb. Der Hamster läßt sich noch lieber todtschlagen, als die Nahrung nehmen. Dem Pferde nimmt man den Hafer wieder aus der Krippe, und dem Hunde die Wurst wieder aus den Zähnen. Der Hund trägt hungrig und gelüstig einen Korb mit Braten ganz geruhig. Verfolgen ihn aber andere, muß er

sich vertheidigen, so stellt er den Korb ab. Fahren die andern über den Braten her, so — frißt er allerdings auch mit, wie ein Mensch denkend, der Braten sey nun einmal doch verloren; andere müssen davon doch nicht Alles haben. Aber die Katze und der Meerkatzenaffe unterliegen dem Naturgesetze sogleich oder schneller. Sie sind wie Kinder naschhaft. Hund und Pferd gleichen Erwachsenen, die einen Willen haben.

Unter den vollkommnern Thieren kommt viel Liebe und Haß in Betreff der Speisen vor. Manche sind von Natur Leckermäuler, andere werden es durch die Menschen. Auch die Thiere gewöhnen sich an reizende Speisen und Getränke, prädisponiren dadurch Krankheiten und befördern den Tod.

Sonderbar, daß sich auch bei Thieren der Appetit an Zeiten gewöhnt. Wie genau muß die Zeit für die Kuh berücksichtigt werden? Ist die Essenszeit da, so stampft das Pferd, und Hund und Katzen kommen und schauen und fragen.

Für die Nahrung stürzt sich das Thier in alle Gefahren wie der Mensch. Für sie geht der Fuchs und der Wolf in die Falle, wie der Fisch für sie in die gefährliche Angel beißt und der Vogel sich auf den Herd locken läßt. Der Nahrungstrieb, als eine Art Liebe, macht blind, bisweilen sehend. Der Spatz guckt beim Hanfsamenfraß den flatternden Popanz lange an; hat er ihn untersucht und erkannt, so fliegt er frisch in die Ernte und frißt nach Herzenslust. Die Fliege wird wie ein Kind durchs Süße, durch Arsenik oder Fliegenstein umgebracht. Was nähren soll, bringt manchmal den Tod.

Man sagt den Unmäßigen, kein Thier überesse und übertrinke sich. Ersteres ist nicht wahr. Selbst vollkommnere Thiere thun des Guten zu viel. An Wasser übertrinkt sich Niemand als viele Wassercuristen, aber Katzen essen, und Bienen und Ameisen trinken sich Räusche. Pferde fressen in Wein getauchten Hafer und werden lebhafter, lustiger, toll.

Nach dem Essen ist das Thier faul, es sey denn eines, das, wie die Raupe, beinahe nur zum Fressen da ist. Es legt sich und ruht, und pflegt der Verdauung mit Wollust, und thut wohl auch ein Mittagsschläfchen.

Das Thier hat Gefühl auch für W ä r m e und K ä l t e. Die Wärme ist Lebensprincip für alle, darum fliehen alle die

Kälte, aber jedes fordert seinen eignen Wärmegrad, der für andere Gluth oder Eis seyn kann. Dem Eisbär sind fünfzehn Grad Wärme eine Qual, dem Elephanten noch kalt. Auch das Murmelthier stirbt in der Kälte, die Fliege wird lahm, wenn die Wärme nur noch einige Grade ist. Kaltes Regenwetter macht sie schon matt, daß man sie mit den Fingern fangen kann. Das Gesetz geht durch alle lebendigen und empfindenden Wesen mit Rigorosität. Trockne und nasse Wärme ist allen gesund, nasse Kälte allen ungesund, darum ist die Ente und der Eisbär durch dichte Federn und Haare gesichert. Die Stubenfliege kommt mit Millionen Insecten beim Sonnenlichte zum Vorschein, ist gern oben im Zimmer, weil's dort am wärmsten ist, sucht die Ofenwärme. So alle Landthiere! Wasserthiere haben die Wärme ihres Aufenthaltsortes, lieben sie aber, wenn der Winter kommt, gewiß nicht, denn die Abnahme der Lebenskraft, Erstarrung und Tod liebt kein Thier. Den Tod lieben ist Unnatur. Doch wohnt kein Thier im Feuer. Dieses tödtet Alles. Es lebt aber auch keines auf immer im Eise. Eis tödtet ebenfalls Alles. Kein lebendes Wesen kann im Extrem aushalten. Nur die Elementarkräfte sind Extreme, Thiere sind Combinationen solcher. Die Erstarrung ist eine Krankheit oder Vortod. Alle Thiere werden durch passende Wärme lebhafter. Die Wärme tritt in die Psyche hinein. Man soll kein Eis essen. Kein Thier ist an solches gewiesen. Man soll auch kein Feuer essen. Heraklit nennt die trockenste feurigste Seele die beste. Nicht nur die Schrift, sondern auch wir Menschen sprechen von feurigen Pferden, und schon mancher Nicht-Elias ist mit solchen im Wetter davon gefahren. Das Feuer des Weins macht Feuer im Geiste. Je sonniger die Speise, desto gesunder. In kalter Nässe gewachsene Nahrung macht Kolik und den Tod. Alles Leben strömt aus der Wärme der Sonne durch die Luft, das Wasser, die Pflanzen, das Fleisch, das Getränk. Das weiß jedes Thier, und sucht sich demzufolge Wärme, sucht sich die Sonne, und unterscheidet zwischen warm und kalt vollkommen genau. Die Natur gibt ja erst noch vielen Thieren im Spätherbst einen dicken Pelz, um sie im Winter warm zu erhalten, und das Thier wird

dafür dankbar seyn, d. h. sich der Gabe freuen, wenn es auch nicht weiß, wem es für sie zu danken hat.

Zur Nahrung sollte sich auch die Kleidung als unerläßliches Bedürfniß gesellen, dennoch macht sich kein einziges Thier eine solche. Es ist in ihm kein Trieb dazu, und ihrer bedarf's auch nicht. Kommt es nackt auf die Welt, so dient ihm das Nest, der wärmende Flaum in ihm u. s. w., oder Schuppen, Haare u. s. w. sind ihm schon angeboren, oder die Temperatur des Mediums ist ihm gerade die rechte, so daß es sich nicht bedecken will. Die Temperatur selbst ist sein Gewand. Doch finden sich bei einigen Insecten, z. B. dem Gäschtwurm und einem Blattlausfresser, Anfänge von Kleidermachen, weil der eine sich mit Schaum gegen die Sommerhitze schützt, der andere die Felle der getödteten wie Hercules die Löwenhaut auf seinen Rücken wirft, doch sind diese kleinen Künste gleichsam nur zur Nachfrage von der Natur und als kleine Raritäten aufgestellt. Der Wahlspruch aller Thiere kann in Betreff der Kleider für den Sommer und Winter das alte: „Deus providebit" der Louisd'or der alten Bernerischen Republik seyn. Nie will das Thier ein Kleid, es will nur Wärme. Sonderbar, daß ihm ein Kunstsinn für die Wohnung, doch keiner für die Kleidung gegeben ist. Im alten Kleide der Raupen und Schlangen liegt schon ein neues. Sie streifen's alte nur ab. Hierzu ist jedoch so viel Psyche als zu sehr klugen Wendungen nöthig. Der Trieb, sich Wohnung zu machen, tritt später auf.

Alle Thiere wechseln zwischen Bewegung und Ruhe. Keines ruht immer als ein Perpetuum stabile, und keines bewegt sich immer oder ist ein Perpetuum mobile. Alle wechseln, und in diesem Wechsel liegt das Steigen und Fallen des Lebens und das Leben selbst. Aber nicht die Ruhe, sondern die Bewegung ist das Erste gewesen. Ruhe ohne vorhergegangene Bewegung ist nicht Ruhe, sondern Tod. Die Ruhe ist nicht minder Thätigkeit als die Bewegung, nur ist die Thätigkeit innerlich. Diese Thätigkeit producirt, die äußere Thätigkeit oder die Bewegung consumirt.

Zwischen dem ruhigsten und beweglichsten Thiere ist ein großer Unterschied. Die Schmarotzerthiere machen sich wenig

Bewegung. Sie sind nur Embryone. Die Wohnung selbst gibt die Nahrung, und erst noch ist die Wohnung enge. Die übrigen Thiere alle bewegen sich nach ihrer Nahrung. Die Infusorien sind sehr beweglich. Ihrer enormen Beweglichkeit wegen zehren sie sich schnell auf. Aber die ruheliebenden Schildkröten, Wasserschlangen und Krokodile scheinen ewig wie die immer ruhenden Bäume leben zu können. Die Bewegung im dichtern Medium ist langsamer. Am beweglichsten sind die Luftthiere, in der Mitte stehen die Lurche. Welche Bewegung des durch die Luft stürzenden Käfers und der Taube, die innert zehn Minuten durch eine Länge von drei Stunden fährt, des Adlers, der innert vierundzwanzig Stunden von der französischen Küste nach der Insel Malta stürzt, der Hornisse, die sogar einer Eklipse, die im Wettrennen neunundzwanzig Minuten in Einer zurücklegt, noch voraneilt und zugleich noch in Bogenlinien schwärmt! Wenige Thiere sind an Einen Ort wie an ein Exil gebannt. Schon die Seeigel spazieren auf ihren Stacheln, die Meersterne auf ihren Strahlen, die Muschelthiere auf ihrem Einen Bein. Die Fische sind noch schlechte, noch langsame Figuranten. Wie beweglich sie zu seyn scheinen, sie sind doch nicht so schnell als des Mannes Gang. Am lebhaftesten sind doch die Bewegungen der Thiere, die in Licht und Wärme menschlich oder der Erde nahe wohnen, denn nur dann ist der Adler rasch, wenn er auf die Beute stürzt, in den Höhen scheint er träg zu seyn, und in der Gefangenschaft ist er in allen Dingen langsam. Licht und Wärme beleben. Aber auch die Oberfläche der Wasser hemmt die Bewegung. Das Schwimmen der Wasservögel ist ebenfalls nicht flink. Es gibt aber auch unter den Landthieren Faullenzer. Das Schnabelthier ist gewiß nicht beweglich, das Faulthier ist übel berüchtigt, das Rind liebt viele Ruhe. Kaum finden wir so bewegliche Thiere als die Gesangvögel, sie bewegen sich immer. Unter den Säugern liebt vermuthlich das Pferd und der Pudel die Bewegung am stärksten und einzig um ihrer selbst willen, aber den Wallrossen, Seekühen u. s. w., diesen Fettklumpen, können wir nicht viel Beweglichkeit zuschreiben; entweder schwimmen sie langsam oder sie rutschen auf dem Eise herum. Die Thiere im Gefängniß, der Tiger, der Eisbär u. s. w. machen sich immer Bewe=

dafür dankbar seyn, d. h. sich der Gabe freuen, ...
auch nicht weiß, wem es für sie zu danken hat.

Zur Nahrung sollte sich auch die Kleidung al...
liches Bedürfniß gesellen, dennoch macht sich kein
Thier eine solche. Es ist in ihm kein Trieb dazu, ...
bedarf's auch nicht. Kommt es nackt auf die Wel...
ihm das Nest, der wärmende Flaum in ihm u. s. ...
Schuppen, Haare u. s. w. sind ihm schon angeboren
die Temperatur des Mediums ist ihm gerade die ...
daß es sich nicht bedecken will. Die Temperatur ...
Gewand. Doch finden sich bei einigen Insecten, ...
Gäschtwurm und einem Blattlausfresser, Anfänge von
machen, weil der eine sich mit Schaum gegen die ...
hitze schützt, der andere die Felle der getödteten ...
die Löwenhaut auf seinen Rücken wirft, doch sind ...
Künste gleichsam nur zur Nachfrage von der Natur
kleine Raritäten aufgestellt. Der Wahlspruch aller ...
in Betreff der Kleider für den Sommer und Winter ...
„Deus providebit“ der Louisd'or der alten ...
Republik seyn. Nie will das Thier ein Kleid, ...
Wärme. Sonderbar, daß ihm ein Kunstsinn für die ...
doch keiner für die Kleidung gegeben ist. Im ...
der Raupen und Schlangen liegt schon ein neues ...
fen's alte nur ab. Hierzu ist jedoch so viel Psy...
sehr klugen Wendungen nöthig. Der Trieb, sich ...
machen, tritt später auf.

Alle Thiere wechseln zwischen Bewegung un...
Keines ruht immer als ein Perpetuum stabile, ...
bewegt sich immer oder ist ein Perpetuum mobile ...
seln, und in diesem Wechsel liegt das Steigen und ...
Lebens und das Leben selbst. Aber nicht die Ruh...
die Bewegung ist das Erste gewesen. Ruhe ohne vo...
gene Bewegung ist nicht Ruhe, sondern Tod. Di...
nicht minder Thätigkeit als die Bewegung, nur ist ...
keit innerlich. Diese Thätigkeit producirt, die äuße...
keit oder die Bewegung consumirt.

Zwischen dem ruhigsten und beweglichsten Thi...
großer Unterschied. Die Schmarotzerthiere machen ...

·des Bernhardiner=
·ensch ausging an
·s Offenhaben der
·kommnere Thiere,
·ere Augenlied zu
Augen gar nicht
·hläft und wacht,
·ondern die Seele
·ist zwischen dem
nur sehr geringe
·k des Gebärens
des Erzeugens.
Raupen u. s. w.
·cheiden. Daß
nicht gewiß zu
bei Nacht sind
· auch noch nur
·ere, und etwa
·echt eigentlich,
, und sind die

zu verstehen,
·m Verständniß
·eder über Wa=
·e Genesis einer
·n, daß wir die
aber wissen wir
·e Seele einschläft
Seele am Morgen
·nd zum Bewußtseyn
·ch. Das wissen wir,
·n lunar und tellurisch
und tiefste Mitternacht!
·glichen, eine Krankheit,
·gegengesetztes Leben, Un=
·t sich das Wachen ewig=
ist Schlaf. Unvollkom=
ibst nichts, sondern nur

gung; der erstere zieht im engen Raum immer das liegende lateinische ∞, und der Eisbär hebt die Vorderbeine, lupft seinen Vorderkörper auf, und fällt wieder nieder, den schweren Kopf jedesmal senkend. Der Elephant will, wie ein thätiges Kind, immer etwas thun. Die Südthiere sind beweglicher als die Nordthiere, die Ostthiere beweglicher als die Westthiere. Die Bewegungen der Männer sind großartiger und andauernder, die der Weiber anmuthiger, in kleinerm Faltenwurf, unanhaltig. Der Schmarotzerthiere ganzes Leben ist nur stille Bewegung oder thätige Ruhe. Die ganze Würmerwelt scheint wenig vom Wechsel zu wissen, selbst die Lurchen und Fische fühlen nach Ruhe nicht viel Bedürfniß. Die Insecten im unvollkommnern Zustande wechseln, im Puppenzustande sind sie nur producirende Ruhe, im vollkommnen Symbol der Beweglichkeit. Die Menschenthiere theilen den Tagscyklus schon wie wir in Wachen und Schlafen, also in Bewegung und Ruhe ein. Die tiefste Ruhe ist der Winterschlaf, der nicht mehr als thätige producirende Ruhe, sondern nur als bewahrende conservirende erscheint, daher die totale Erstarrung bis zum Tode, siehe das Eis der Puppe und Raupeneier. Kröten in Steinen und Baumstämmen können Jahrhunderte, gleich dem Holz und Stein, lebend fortdauern, weil sie dann nur wie Holz und Stein ruhen. Es ist der Schlaf der zwölf schlafenden Jungfrauen oder zehntausend Ritter! Je regelmäßiger ein Thier seine Zeit in Bewegung und Ruhe theilt, desto vollkommner ist es, weil es alsdann Ordnung ist. Aber schon die Ruhe oder das Ruhenmüssen ist Unvollkommenheit. Je mehr Bewegung, desto mehr Vollkommenheit. Der Ewige ruht nie.

Hierzu gehört der Wechsel des Wachens und Schlafens. Das Wachen als Thätigkeit ging auch dem Schlafe voran, nur dürfen wir unter Wachen noch nicht einen Zustand des Bewußtseyns der Persönlichkeit verstehen. Gibt's keine verschiedenen Arten von Wachen und Schlafen, so gibt's doch gewiß Grade beider Zustände. Es kann jedoch auch verschiedene Arten geben, weil es verschiedene Arten von Leben gibt. Das erste Wachen und Bewegtseyn und Bewegen ist der berühmte springende Punkt (Punctum saliens des beginnenden Hühnchens im Ei). Allein welche Scale vom Wachen des

Eingeweidewurms bis zum klaren Wachen des Bernhardiner-Hundes, der mit offenen Augen wie ein Mensch ausging an seine Tagesgeschäfte? Es ist aber nicht das Offenhaben der Augen das Zeichen des Wachens. Es gibt vollkommnere Thiere, die mit offenen Augen schlafen, wenn das obere Augenlied zu kurz ist. Die Fische und Insecten können die Augen gar nicht schließen. Es ist ja nicht das Auge, das da schläft und wacht, sondern die Seele, wie auch nicht das Auge, sondern die Seele träumt. Der Zustand der untersten Thiere ist zwischen dem Wachen und Schlafen in der Mitte, und macht nur sehr geringe Oscillationen. Vermuthlich sind sie im Augenblick des Gebärens am wachsten, die obersten hingegen im Zustande des Erzeugens. Wirklich kann man an den Würmern, Schnecken, Raupen u. s. w. Ruhen und Schlafen von einander nicht unterscheiden. Daß die Fische täglichen Erholungsschlaf halten, ist nicht gewiß zu machen, denn wir sehen sie auch bei Tage wachen, bei Nacht sind sie ja erst noch recht thätig. Ihr Wachen ist aber auch noch nur ein Halbwachen. Einzig die Vögel und Säugethiere, und etwa auch noch die höher stehenden Lurchen wachen recht eigentlich, darum nähern sich letztere den Menschenthieren, und sind die erstern wirklich solche.

Wir wähnen das Wachen und Schlafen zu verstehen, weil wir das Bewußtseyn von uns selbst mit dem Verständniß des Wachens verwechseln, oder — vielmehr weder über Wachen noch Schlafen nachdenken. Erst wenn die Genesis einer Sache von uns erkannt ist, können wir sagen, daß wir die Sache selbst erkennen und verstehen. Nun aber wissen wir vor unserm eignen Einschlafen nicht, wie die Seele einschläft und vergeht, und so auch nicht, wie die Seele am Morgen wieder erwacht, d. h. für uns entsteht, und zum Bewußtseyn ihrer selbst und des äußern Lebens geräth. Das wissen wir, daß das Wachen solar, das Schlafen lunar und tellurisch ist. Gegensätze wie höchster Mittag und tiefste Mitternacht! Der Schlaf ist, mit dem Wachen verglichen, eine Krankheit, nicht der Schwäche, sondern ein entgegengesetztes Leben, Unvollkommenheit. Im Ewigen producirt sich das Wachen ewiglich selbst. In uns und dem Thier ist Schlaf. Unvollkommenheit des Organismus, für sich selbst nichts, sondern nur

um des Producirens im Schaukelspiel, im Perpendikelproceß gegeben, und Unvollkommenheit der Psyche, die noch schlafen muß, damit die Physis innerlich allein thätig seyn könne und ungestört arbeite und bilde! Der Schlaf muß bilden und retten. Er ist eine Krisis. Darum wacht das Thier mit einer geringen Psyche nicht recht, darum schlafen selbst die vollkommneren Thiere, Katze, Pferd, Hund, Elephant, nur noch leise, und selbst das menschliche Weib wie jedes weibliche Thier schläft nicht so tief als der Mann, weil der Mann bei Tage mit klarerm, stärkerm, gewaltigerm Bewußtseyn und Erkennen seiner selbst und der Welt wacht. Der Schlaf ist der Somnambulismus. Je somnambuler das Thier, desto mehr Schlaf und Halbwachen! Der Winterschlaf ist vollkommner Erd=, Nacht= und Eisschlaf.

Der Winterschlaf kann nur in solchen Thieren vorkommen, welche im Winter an Ort und Stelle keine Nahrung finden, und nicht nur als Eier, sondern als schon Geborne fortleben sollen, aber auch nicht fortfliegen können. Kein Vogel kann Winterschlaf halten, doch als Thier, das noch nicht so vollkommen ist als das Säugethier, noch im Stande, eine Weile erstarrt im Wasser auszuharren, wie wir es von Schwalben wissen; die Schwalben aber stehen, wie wir gesehen, noch tief in der Vögelclasse. Vom Canarienvogel ist ein solches, sey es ein auch noch so kurzes Leben im Wasser, rein undenkbar. Welche Bedeutung der Winterschlaf habe, ist schon oben gesagt. Er dient ausschließlich zur Erhaltung des Seyenden. Durch zehn Monate erhält er das Leben der Murmelthiere auf dem weißen Berge (Montblanc). Ihr Wachen während der zwei Sommer= und Grasmonate ist alsdann so, daß es sich hinlänglich fristen kann. Arme Existenz, die der Existenz der immer schlafenden Menschen gleicht! Im Winterschlafe ist das Bewußtseyn hin, im eigentlichen Schlafe bleibt eine schwache Spur davon. Das Murmelthier wird sogar unter dem Messer der Section nicht wach. Kaum oscilliren einige Muskelfasern, der Puls steht, das Herz schlägt nicht, der Magen verdaut nicht. Es lebt und ist todt. Beim Erwachen einzig durch die Wärme erinnert es sich gewiß keines Dinges der langen Zeit. So schlafen auch Menschen in der Erstarrung Jahre

lang, und leben dennoch. Es ist ein Winterschlaf, ein bloß conservirender Schlaf! Der Winterschlaf ist durch die Ekliptik bestimmt, der periodische producirende Schlaf durch die Radbewegung der Erde.

Wir mögen Gesundheit und Krankheit, wie wir nur immer wollen, definiren, in der Gesundheit das Product des vollkommnen Verhältnisses im Lebensspiele aller physiologischen Kräfte, in der Krankheit ein Mißverhältniß, oder eine falsche Richtung, oder eine Geschwächtheit derselben u. s. w. sehen, den Sitz der Gesundheit und Krankheit in die festen oder flüssigen Theile setzen und abermals u. s. w., so müssen wir als gewiß annehmen, daß auch die Thiere als Organismen und lebendige Wesen beider Zustände in verschiedenem Grade bis zu ihrem höchsten Wohlseyn und bis zum Tode fähig seyen. Sie entstehen aus gesunden oder ungesunden, starken, muntern, lebhaften, oder schwachen, matten, todthaften Keimen, und ihr Zustand ist durch ihre Eltern, und hernach durch ihren Aufenthalt, ihre Nahrung, und alle ihre tausend Verhältnisse bestimmt. Jedes Thier kann krank werden, aber mit der Gesundheit hätte es anfangen sollen. Gott hat, sagt unsere Bibel, jedoch in den Apokryphen, die Krankheit nicht geschaffen.

Die Eingeweidewürmer machen ihren Aufenthaltsort krank, sind also für den, der solche in sich hat, selbst die Krankheit, und von Medicamenten werden sie krank, wenn sie genugsam wirken, bis zum Tode. Gute Nahrung hingegen thut ihnen wohl. Die Infusorien werden durch ihr Medium gesunder oder kränker. Polypen können durch Polypenläuse ganz erkranken. An allen Würmern und Insecten, selbst im unvollkommnen Zustande, ja sogar an der todtscheinenden Puppe kann man Gesundheit und Krankheit unterscheiden. An Krankheiten, denen man schon Namen von menschlichen Krankheiten gibt, leiden Bienen und Seidenraupen, wie viel mehr die vollkommnern oder die Menschenthiere. Für die untern Thiere, deren Krankheiten alle mehr nur vegetativ, erdig, nächtlich, und Krankheiten des Schlafes sind, ist keine Anwendung unserer Materia medica oder Heilmittellehre, und der Menschenarzt nicht möglich, bei den mittlern Thieren fangt man an, beide in Anwendung setzen zu können; die vollkommnern müssen

seyn. Mehrere vollkommnere Insecten haben in ihrem letzten Zustande, wie bekannt, nicht einmal einen Mund. Diese kennen den Hunger gewiß nicht. Beinahe alle Puppen nehmen keine Nahrung zu sich, werden aber doch nicht hungern. Die Fische werden nie Durst leiden. Wie gefräßig hingegen sind sie noch? Ja, der Hunger als Gefräßigkeit zieht sich durch alle Arten bis zum Hunde und sogar zum Pudel hinauf. Welche Gefräßigkeit im Krokodil und welche in den Raupen? Viele der untersten Thiere scheinen rein nichts zu sollen als zu fressen. Bären, Murmelthiere können den ganzen langen Winter der polnischen Wälder und der schnee- und eisreichen Schweiz fasten. Eine Menge Insecten schlafen im Winter ohne Nahrung. Spinnen können Monate lang in ihren Winkeln ohne Abnahme ihrer Kraft hungern. Wie langsam sterben Maikäfer aus Mangel an Speise? Brodkäferchen sterben, in einem Schächtelchen im Winter aufbewahrt, so wenig als zwischen lauter Brod. Ein fetter Hund kann Monate lang an seinem Fette zehren. Er wird nur ganz mager, stirbt aber dennoch nicht. Alle möglichen Abweichungen treten hierin auf, und schon hier fangen die Eigenthümlichkeiten der Gattungen und Arten an. Allerlei Launen der Natur kommen in einer ihrer größten Angelegenheiten, die Thiere zu nähren, zum Vorschein. Aller Augen warten auf sie, daß sie ihnen Speise gebe zu seiner Zeit, aber bald entzieht sie ihnen diese, oder gibt ihnen Schlaf statt Speise, wie schon Plinius gesagt hat, und macht sie, damit sie ja nichts brauchen, noch von ihr begehren, erstarren, macht sie einfrieren und zu Steinen, z. B. die Frösche. Sie gibt den einen feine Schlurfrüsselchen, den andern, dem Hai und Nilpferd, einen Höllenrachen, dem ersten mit einem fünffachen Gebisse, Käfern mörderische Zangen, Tigern Zähne, die ins Menschenfleisch mehrere Zoll eindringen. Hier sehen wir ihre sonderbarsten Sprünge.

Den eigentlichen trinkenden Durst sahen wir erst bei den Grashüpfern. Flüssigkeitesser bedürfen des Wassers nicht. Der Vogel, der trocknen Samen ißt, ist sehr durstig. Der Hund trinkt sehr viel.

Unzählige tiefstehende Thiere sind nur an Eine Speiseart, an Ein Gericht gewiesen, andere, vollkommnere, halten sich

schon fürstliche Tafel mit zehn und fünfzig Schüsseln und Speisen, Becassinen, Schnepfen und Rehrücken, Rheinlanken und Ananas.

Je vollkommner das Thier, desto mehr gewöhnt es sich an menschliche Nahrung, und lernt mit den Menschen gar Alles essen. Raupen sterben, wenn man ihnen nicht die begehrte Nahrung gibt, der Hund und Elephant hingegen sitzen mit dem Menschen gar füglich zu Tische. Beide trinken auch Alles: Wasser, Wein, Milch, Kaffee, Branntwein und Rum. Das Bittere schmeckt wenigen Thieren (etwa der Wolfsmilchraupe), das Saure nicht vielen, das Süße beinahe allen. So herrscht im Thier das Menschengesetz! Auch die jüngern Thiere müssen feinere, leichter verdauliche Nahrung, Milchspeise genießen, denn der Sprung von der Nahrung im Ei oder Mutterleibe zur Nahrung von außen ist für viele allzu groß. Die Jugend ißt oft, nie viel, das Alter selten, desto mehr. Die Verdauung ist in der erstern schnell, im andern langsam. Auch hat die Jugend sogar der vollkommensten Thiere noch keine Zähne oder nur zarte. Das Alter jedoch muß dann auch hierin wieder Kind werden, die Zähne fallen auch den Thieren aus.

Ein Infusionsthierchen, die Monade, genießt täglich vielleicht nur eine Monade, der Elephant einen Centner Heu und siebenzig Pfund Brod, wie viel ein Wallfisch? Er verschluckt ein kleines Meer auf Einmal!

Die untersten Thiere können den Nahrungstrieb gewiß noch nicht übermeistern, der Neuntödter, der Haushahn, der Löwe und Hund können es. Das Schnabelthier wird sich mehr um die Nahrung bekümmern als der Bär, dieser mehr als der Löwe, obschon auch dieser in der Wüste nach Speise brüllt. Pferd und Hund warten gern oder ungern, sie müssen nicht nur, sie können auch warten, und sich nach dem Wunsche und der Bequemlichkeit der Menschen, so wie nach den Umständen einrichten, denn bei ihnen gesellt sich der Verstand zum Nahrungstrieb. Der Hamster läßt sich noch lieber todtschlagen, als die Nahrung nehmen. Dem Pferde nimmt man den Hafer wieder aus der Krippe, und dem Hunde die Wurst wieder aus den Zähnen. Der Hund trägt hungrig und gelüstig einen Korb mit Braten ganz geruhig. Verfolgen ihn aber andere, muß er

sich vertheidigen, so stellt er den Korb ab. Fahren die andern über den Braten her, so — frißt er allerdings auch mit, wie ein Mensch denkend, der Braten sey nun einmal doch verloren; andere müssen davon doch nicht Alles haben. Aber die Katze und der Meerkatzenaffe unterliegen dem Naturgesetze sogleich oder schneller. Sie sind wie Kinder naschhaft. Hund und Pferd gleichen Erwachsenen, die einen Willen haben.

Unter den vollkommnern Thieren kommt viel Liebe und Haß in Betreff der Speisen vor. Manche sind von Natur Leckermäuler, andere werden es durch die Menschen. Auch die Thiere gewöhnen sich an reizende Speisen und Getränke, prädisponiren dadurch Krankheiten und befördern den Tod.

Sonderbar, daß sich auch bei Thieren der Appetit an Zeiten gewöhnt. Wie genau muß die Zeit für die Kuh berücksichtigt werden? Ist die Essenszeit da, so stampft das Pferd, und Hund und Katzen kommen und schauen und fragen.

Für die Nahrung stürzt sich das Thier in alle Gefahren wie der Mensch. Für sie geht der Fuchs und der Wolf in die Falle, wie der Fisch für sie in die gefährliche Angel beißt und der Vogel sich auf den Herd locken läßt. Der Nahrungstrieb, als eine Art Liebe, macht blind, bisweilen sehend. Der Spatz guckt beim Hanfsamenfraß den flatternden Popanz lange an; hat er ihn untersucht und erkannt, so fliegt er frisch in die Ernte und frißt nach Herzenslust. Die Fliege wird wie ein Kind durchs Süße, durch Arsenik oder Fliegenstein umgebracht. Was nähren soll, bringt manchmal den Tod.

Man sagt den Unmäßigen, kein Thier überesse und übertrinke sich. Ersteres ist nicht wahr. Selbst vollkommnere Thiere thun des Guten zu viel. An Wasser übertrinkt sich Niemand als viele Wassercuristen, aber Katzen essen, und Bienen und Ameisen trinken sich Räusche. Pferde fressen in Wein getauchten Hafer und werden lebhafter, lustiger, toll.

Nach dem Essen ist das Thier faul, es sey denn eines, das, wie die Raupe, beinahe nur zum Fressen da ist. Es legt sich und ruht, und pflegt der Verdauung mit Wollust, und thut wohl auch ein Mittagsschläfchen.

Das Thier hat Gefühl auch für **Wärme** und **Kälte**. Die Wärme ist Lebensprincip für alle, darum fliehen alle die

Kälte, aber jedes fordert seinen eignen Wärmegrad, der für andere Gluth oder Eis seyn kann. Dem Eisbär sind fünfzehn Grad Wärme eine Qual, dem Elephanten noch kalt. Auch das Murmelthier stirbt in der Kälte, die Fliege wird lahm, wenn die Wärme nur noch einige Grade ist. Kaltes Regenwetter macht sie schon matt, daß man sie mit den Fingern fangen kann. Das Gesetz geht durch alle lebendigen und empfindenden Wesen mit Rigorosität. Trockne und nasse Wärme ist allen gesund, nasse Kälte allen ungesund, darum ist die Ente und der Eisbär durch dichte Federn und Haare gesichert. Die Stubenfliege kommt mit Millionen Insecten beim Sonnenlichte zum Vorschein, ist gern oben im Zimmer, weil's dort am wärm= sten ist, sucht die Ofenwärme. So alle Landthiere! Wasser= thiere haben die Wärme ihres Aufenthaltsortes, lieben sie aber, wenn der Winter kommt, gewiß nicht, denn die Abnahme der Lebenskraft, Erstarrung und Tod liebt kein Thier. Den Tod lieben ist Unnatur. Doch wohnt kein Thier im Feuer. Dieses tödtet Alles. Es lebt aber auch keines auf immer im Eise. Eis tödtet ebenfalls Alles. Kein lebendes Wesen kann im Extrem aushalten. Nur die Elementarkräfte sind Extreme, Thiere sind Combinationen solcher. Die Erstarrung ist eine Krankheit oder Vortod. Alle Thiere werden durch passende Wärme lebhafter. Die Wärme tritt in die Psyche hinein. Man soll kein Eis essen. Kein Thier ist an solches gewiesen. Man soll auch kein Feuer essen. Heraklit nennt die trockenste feurigste Seele die beste. Nicht nur die Schrift, sondern auch wir Menschen sprechen von feurigen Pferden, und schon mancher Nicht=Elias ist mit solchen im Wetter davon gefahren. Das Feuer des Weins macht Feuer im Geiste. Je sonniger die Speise, desto gesunder. In kalter Nässe gewachsene Nahrung macht Kolik und den Tod. Alles Leben strömt aus der Wärme der Sonne durch die Luft, das Wasser, die Pflanzen, das Fleisch, das Getränk. Das weiß jedes Thier, und sucht sich demzufolge Wärme, sucht sich die Sonne, und unterscheidet zwischen warm und kalt vollkommen genau. Die Natur gibt ja erst noch vielen Thieren im Spätherbst einen dicken Pelz, um sie im Winter warm zu erhalten, und das Thier wird

dafür dankbar seyn, d. h. sich der Gabe freuen, wenn es auch nicht weiß, wem es für sie zu danken hat.

Zur Nahrung sollte sich auch die Kleidung als unerläßliches Bedürfniß gesellen, dennoch macht sich kein einziges Thier eine solche. Es ist in ihm kein Trieb dazu, und ihrer bedarf's auch nicht. Kommt es nackt auf die Welt, so dient ihm das Nest, der wärmende Flaum in ihm u. s. w., oder Schuppen, Haare u. s. w. sind ihm schon angeboren, oder die Temperatur des Mediums ist ihm gerade die rechte, so daß es sich nicht bedecken will. Die Temperatur selbst ist sein Gewand. Doch finden sich bei einigen Insecten, z. B. dem Gäschtwurm und einem Blattlausfresser, Anfänge von Kleidermachen, weil der eine sich mit Schaum gegen die Sommerhitze schützt, der andere die Felle der getödteten wie Hercules die Löwenhaut auf seinen Rücken wirft, doch sind diese kleinen Künste gleichsam nur zur Nachfrage von der Natur und als kleine Raritäten aufgestellt. Der Wahlspruch aller Thiere kann in Betreff der Kleider für den Sommer und Winter das alte: „Deus providebit" der Louisd'or der alten Bernerischen Republik seyn. Nie will das Thier ein Kleid, es will nur Wärme. Sonderbar, daß ihm ein Kunstsinn für die Wohnung, doch keiner für die Kleidung gegeben ist. Im alten Kleide der Raupen und Schlangen liegt schon ein neues. Sie streifen's alte nur ab. Hierzu ist jedoch so viel Psyche als zu sehr klugen Wendungen nöthig. Der Trieb, sich Wohnung zu machen, tritt später auf.

Alle Thiere wechseln zwischen Bewegung und Ruhe. Keines ruht immer als ein Perpetuum stabile, und keines bewegt sich immer oder ist ein Perpetuum mobile. Alle wechseln, und in diesem Wechsel liegt das Steigen und Fallen des Lebens und das Leben selbst. Aber nicht die Ruhe, sondern die Bewegung ist das Erste gewesen. Ruhe ohne vorhergegangene Bewegung ist nicht Ruhe, sondern Tod. Die Ruhe ist nicht minder Thätigkeit als die Bewegung, nur ist die Thätigkeit innerlich. Diese Thätigkeit producirt, die äußere Thätigkeit oder die Bewegung consumirt.

Zwischen dem ruhigsten und beweglichsten Thiere ist ein großer Unterschied. Die Schmarotzerthiere machen sich wenig

Bewegung. Sie sind nur Embryone. Die Wohnung selbst gibt die Nahrung, und erst noch ist die Wohnung enge. Die übrigen Thiere alle bewegen sich nach ihrer Nahrung. Die Infusorien sind sehr beweglich. Ihrer enormen Beweglichkeit wegen zehren sie sich schnell auf. Aber die ruheliebenden Schildkröten, Wasserschlangen und Krokodile scheinen ewig wie die immer ruhenden Bäume leben zu können. Die Bewegung im dichtern Medium ist langsamer. Am beweglichsten sind die Luftthiere, in der Mitte stehen die Lurche. Welche Bewegung des durch die Luft stürzenden Käfers und der Taube, die innert zehn Minuten durch eine Länge von drei Stunden fährt, des Adlers, der innert vierundzwanzig Stunden von der französischen Küste nach der Insel Malta stürzt, der Hornisse, die sogar einer Eklipse, die im Wettrennen neunundzwanzig Minuten in Einer zurücklegt, noch voraneilt und zugleich noch in Bogenlinien schwärmt! Wenige Thiere sind an Einen Ort wie an ein Exil gebannt. Schon die Seeigel spazieren auf ihren Stacheln, die Meersterne auf ihren Strahlen, die Muschelthiere auf ihrem Einen Bein. Die Fische sind noch schlechte, noch langsame Figuranten. Wie beweglich sie zu seyn scheinen, sie sind doch nicht so schnell als des Mannes Gang. Am lebhaftesten sind doch die Bewegungen der Thiere, die in Licht und Wärme menschlich oder der Erde nahe wohnen, denn nur dann ist der Adler rasch, wenn er auf die Beute stürzt, in den Höhen scheint er träg zu seyn, und in der Gefangenschaft ist er in allen Dingen langsam. Licht und Wärme beleben. Aber auch die Oberfläche der Wasser hemmt die Bewegung. Das Schwimmen der Wasservögel ist ebenfalls nicht flink. Es gibt aber auch unter den Landthieren Faullenzer. Das Schnabelthier ist gewiß nicht beweglich, das Faulthier ist übel berüchtigt, das Rind liebt viele Ruhe. Kaum finden wir so bewegliche Thiere als die Gesangvögel, sie bewegen sich immer. Unter den Säugern liebt vermuthlich das Pferd und der Pudel die Bewegung am stärksten und einzig um ihrer selbst willen, aber den Wallrossen, Seekühen u. s. w., diesen Fettklumpen, können wir nicht viel Beweglichkeit zuschreiben; entweder schwimmen sie langsam oder sie rutschen auf dem Eise herum. Die Thiere im Gefängniß, der Tiger, der Eisbär u. s. w. machen sich immer Bewe-

gung; der erstere zieht im engen Raum immer das liegende lateinische ∞, und der Eisbär hebt die Vorderbeine, lupft seinen Vorderkörper auf, und fällt wieder nieder, den schweren Kopf jedesmal senkend. Der Elephant will, wie ein thätiges Kind, immer etwas thun. Die Südthiere sind beweglicher als die Nordthiere, die Ostthiere beweglicher als die Westthiere. Die Bewegungen der Männer sind großartiger und andauernder, die der Weiber anmuthiger, in kleinerm Faltenwurf, unanhaltig. Der Schmarotzerthiere ganzes Leben ist nur stille Bewegung oder thätige Ruhe. Die ganze Würmerwelt scheint wenig vom Wechsel zu wissen, selbst die Lurchen und Fische fühlen nach Ruhe nicht viel Bedürfniß. Die Insecten im unvollkommnern Zustande wechseln, im Puppenzustande sind sie nur producirende Ruhe, im vollkommnen Symbol der Beweglichkeit. Die Menschenthiere theilen den Tagscyklus schon wie wir in Wachen und Schlafen, also in Bewegung und Ruhe ein. Die tiefste Ruhe ist der Winterschlaf, der nicht mehr als thätige producirende Ruhe, sondern nur als bewahrende conservirende erscheint, daher die totale Erstarrung bis zum Tode, siehe das Eis der Puppe und Raupeneier. Kröten in Steinen und Baumstämmen können Jahrhunderte, gleich dem Holz und Stein, lebend fortdauern, weil sie dann nur wie Holz und Stein ruhen. Es ist der Schlaf der zwölf schlafenden Jungfrauen oder zehntausend Ritter! Je regelmäßiger ein Thier seine Zeit in Bewegung und Ruhe theilt, desto vollkommner ist es, weil es alsdann Ordnung ist. Aber schon die Ruhe oder das Ruhenmüssen ist Unvollkommenheit. Je mehr Bewegung, desto mehr Vollkommenheit. Der Ewige ruht nie.

Hierzu gehört der Wechsel des **Wachens** und **Schlafens**. Das Wachen als Thätigkeit ging auch dem Schlafe voran, nur dürfen wir unter Wachen noch nicht einen Zustand des Bewußtseyns der Persönlichkeit verstehen. Gibt's keine verschiedenen Arten von Wachen und Schlafen, so gibt's doch gewiß Grade beider Zustände. Es kann jedoch auch verschiedene Arten geben, weil es verschiedene Arten von Leben gibt. Das erste Wachen und Bewegtseyn und Bewegen ist der berühmte springende Punkt (Punctum saliens des beginnenden Hühnchens im Ei). Allein welche Scale vom Wachen des

Eingeweidewurms bis zum klaren Wachen des Bernhardiner-Hundes, der mit offenen Augen wie ein Mensch ausging an seine Tagesgeschäfte? Es ist aber nicht das Offenhaben der Augen das Zeichen des Wachens. Es gibt vollkommnere Thiere, die mit offenen Augen schlafen, wenn das obere Augenlied zu kurz ist. Die Fische und Insecten können die Augen gar nicht schließen. Es ist ja nicht das Auge, das da schläft und wacht, sondern die Seele, wie auch nicht das Auge, sondern die Seele träumt. Der Zustand der untersten Thiere ist zwischen dem Wachen und Schlafen in der Mitte, und macht nur sehr geringe Oscillationen. Vermuthlich sind sie im Augenblick des Gebärens am wachsten, die obersten hingegen im Zustande des Erzeugens. Wirklich kann man an den Würmern, Schnecken, Raupen u. s. w. Ruhen und Schlafen von einander nicht unterscheiden. Daß die Fische täglichen Erholungsschlaf halten, ist nicht gewiß zu machen, denn wir sehen sie auch bei Tage wachen, bei Nacht sind sie ja erst noch recht thätig. Ihr Wachen ist aber auch noch nur ein Halbwachen. Einzig die Vögel und Säugethiere, und etwa auch noch die höher stehenden Lurchen wachen recht eigentlich, darum nähern sich letztere den Menschenthieren, und sind die erstern wirklich solche.

Wir wähnen das Wachen und Schlafen zu verstehen, weil wir das Bewußtseyn von uns selbst mit dem Verständniß des Wachens verwechseln, oder — vielmehr weder über Wachen noch Schlafen nachdenken. Erst wenn die Genesis einer Sache von uns erkannt ist, können wir sagen, daß wir die Sache selbst erkennen und verstehen. Nun aber wissen wir vor unserm eignen Einschlafen nicht, wie die Seele einschläft und vergeht, und so auch nicht, wie die Seele am Morgen wieder erwacht, d. h. für uns entsteht, und zum Bewußtseyn ihrer selbst und des äußern Lebens geräth. Das wissen wir, daß das Wachen solar, das Schlafen lunar und tellurisch ist. Gegensätze wie höchster Mittag und tiefste Mitternacht! Der Schlaf ist, mit dem Wachen verglichen, eine Krankheit, nicht der Schwäche, sondern ein entgegengesetztes Leben, Unvollkommenheit. Im Ewigen producirt sich das Wachen ewiglich selbst. In uns und dem Thier ist Schlaf. Unvollkommenheit des Organismus, für sich selbst nichts, sondern nur

um des Producirens im Schaukelspiel, im Perpendikelproceß gegeben, und Unvollkommenheit der Psyche, die noch schlafen muß, damit die Physis innerlich allein thätig seyn könne und ungestört arbeite und bilde! Der Schlaf muß bilden und retten. Er ist eine Krisis. Darum wacht das Thier mit einer geringen Psyche nicht recht, darum schlafen selbst die vollkommneren Thiere, Katze, Pferd, Hund, Elephant, nur noch leise, und selbst das menschliche Weib wie jedes weibliche Thier schläft nicht so tief als der Mann, weil der Mann bei Tage mit klarerm, stärkerm, gewaltigerm Bewußtseyn und Erkennen seiner selbst und der Welt wacht. Der Schlaf ist der Somnambulismus. Je somnambuler das Thier, desto mehr Schlaf und Halbwachen! Der Winterschlaf ist vollkommner Erd-, Nacht- und Eisschlaf.

Der Winterschlaf kann nur in solchen Thieren vorkommen, welche im Winter an Ort und Stelle keine Nahrung finden, und nicht nur als Eier, sondern als schon Geborne fortleben sollen, aber auch nicht fortfliegen können. Kein Vogel kann Winterschlaf halten, doch als Thier, das noch nicht so vollkommen ist als das Säugethier, noch im Stande, eine Weile erstarrt im Wasser auszuharren, wie wir es von Schwalben wissen; die Schwalben aber stehen, wie wir gesehen, noch tief in der Vögelclasse. Vom Canarienvogel ist ein solches, sey es ein auch noch so kurzes Leben im Wasser, rein undenkbar. Welche Bedeutung der Winterschlaf habe, ist schon oben gesagt. Er dient ausschließlich zur Erhaltung des Seyenden. Durch zehn Monate erhält er das Leben der Murmelthiere auf dem weißen Berge (Montblanc). Ihr Wachen während der zwei Sommer- und Grasmonate ist alsdann so, daß es sich hinlänglich fristen kann. Arme Existenz, die der Existenz der immer schlafenden Menschen gleicht! Im Winterschlafe ist das Bewußtseyn hin, im eigentlichen Schlafe bleibt eine schwache Spur davon. Das Murmelthier wird sogar unter dem Messer der Section nicht wach. Kaum oscilliren einige Muskelfasern, der Puls steht, das Herz schlägt nicht, der Magen verdaut nicht. Es lebt und ist todt. Beim Erwachen einzig durch die Wärme erinnert es sich gewiß keines Dinges der langen Zeit. So schlafen auch Menschen in der Erstarrung Jahre

lang, und leben dennoch. Es ist ein Winterschlaf, ein bloß conservirender Schlaf! Der Winterschlaf ist durch die Ekliptik bestimmt, der periodische producirende Schlaf durch die Radbewegung der Erde.

Wir mögen Gesundheit und Krankheit, wie wir nur immer wollen, definiren, in der Gesundheit das Product des vollkommnen Verhältnisses im Lebensspiele aller physiologischen Kräfte, in der Krankheit ein Mißverhältniß, oder eine falsche Richtung, oder eine Geschwächtheit derselben u. s. w. sehen, den Sitz der Gesundheit und Krankheit in die festen oder flüssigen Theile setzen und abermals u. s. w., so müssen wir als gewiß annehmen, daß auch die Thiere als Organismen und lebendige Wesen beider Zustände in verschiedenem Grade bis zu ihrem höchsten Wohlseyn und bis zum Tode fähig seyen. Sie entstehen aus gesunden oder ungesunden, starken, muntern, lebhaften, oder schwachen, matten, todthaften Keimen, und ihr Zustand ist durch ihre Eltern, und hernach durch ihren Aufenthalt, ihre Nahrung, und alle ihre tausend Verhältnisse bestimmt. Jedes Thier kann krank werden, aber mit der Gesundheit hätte es anfangen sollen. Gott hat, sagt unsere Bibel, jedoch in den Apokryphen, die Krankheit nicht geschaffen.

Die Eingeweidewürmer machen ihren Aufenthaltsort krank, sind also für den, der solche in sich hat, selbst die Krankheit, und von Medicamenten werden sie krank, wenn sie genugsam wirken, bis zum Tode. Gute Nahrung hingegen thut ihnen wohl. Die Infusorien werden durch ihr Medium gesunder oder kränker. Polypen können durch Polypenläuse ganz erkranken. An allen Würmern und Insecten, selbst im unvollkommnen Zustande, ja sogar an der todtscheinenden Puppe kann man Gesundheit und Krankheit unterscheiden. An Krankheiten, denen man schon Namen von menschlichen Krankheiten gibt, leiden Bienen und Seidenraupen, wie viel mehr die vollkommnern oder die Menschenthiere. Für die untern Thiere, deren Krankheiten alle mehr nur vegetativ, erdig, nächtlich, und Krankheiten des Schlafes sind, ist keine Anwendung unserer Materia medica oder Heilmittellehre, und der Menschenarzt nicht möglich, bei den mittlern Thieren fangt man an, beide in Anwendung setzen zu können; die vollkommnern müssen

wie die Menschen behandelt werden. Daß gewisse Krankheiten nur gewisse Thiere angehen, ist eine Parallele zur Thatsache, daß auch jedes Land gewisse eigene Krankheiten für die Menschen hat. Der Süden leidet ja weit mehr an acuten, der Norden mehr an chronischen Krankheiten, und alle Krankheit des Südens ist eine Art Wahnsinn des Organismus, die des Nordens mehr Schwäche oder Blödsinn, Zeitleerheit, denn auch der Organismus hat einen Geist und ist ein Geist, ein selbstständiger. Ein Geist, ein Gespenst ist selbst die Krankheit, der kommt, seinen Gipfel ersteigt, herunter steigt und fortzieht; entweder nimmt er den Organismus mit ins Grab, in die Erde, oder er läßt ihn zurück auf der Erde. Wie im Menschen, so im Thier! Und wie im Menschen, so im Thier eine Heilkraft der Natur (Natura medicatrix)! Auch am Thier heilen Hautkrankheiten und Wunden von selbst; alle Probekünste, die sie an Menschen macht, macht sie auch an ihm, z. B. Ausleerungen und kritische Schläfe. Darum kommen auch in den Krankheiten der Thiere die kritischen Tage des Pythagoras vor. Wenn eine Krankheit den alten Stierweg von Indien aus, von Südost nach Nordwest bis nach Norwegen macht (die Cholera), so muß auch das Thier, d. h. jedoch nur das vollkommnere, mithalten. Vögel, Hunde und andere Thiere erliegen häufig dem Prodromus oder Vorläufer solcher tellurischen oder doch Continents- und Welttheilskrankheiten. Von den Kühen nimmt man für die Menschen Kinderblattern. Hunde, Katzen und Canarienvögel erben oder ziehen aus der Atmosphäre menschliche Krankheiten an sich. Der Hund leckt sogar menschliche Krankheiten sehr gerne. Von tollkranken Hunden wird der Mensch toll; es entsteht ein Hund im Menschen. Ein von einem tollkranken Menschen gebissener Hund würde einen tollkranken Menschen in sich hinein bekommen. Tollkrank werden nur die vollkommnern Thiere.

Unwiderredlich kommen den vollkommnern Thieren auch psychische Krankheiten, sowohl der Intelligenz als des Gefühls- und sogar des Willensvermögens zu. Schon die eigentliche Tollheit verwirrt die Intelligenz, denn der zahme Hund wird wild, der dankbare undankbar, der gebildete roh und ungebildet. Sein Auge und seine Seele trüben sich und werden blau-

farben. Der Fuchs wird ein Narr, und kömmt aus dem Walde in die Dörfer hinein, der Hund hingegen, der im Dorfe wohnt, läuft heraus. Ihr Thun ist verrückt, ist das Gegentheil worden. Katzen werden rasend, Pferde dumm, geistlos, Elephanten toben. Man hat an manchen Thieren wahrgenommen, daß sie periodisch dümmer und böser sind. Eigentlich verrückt nur durch den Geist oder die Denkkraft, ohne äußere, d. h. physische Ursache; was beim Menschen vorkommt, kommt beim Thier nicht vor. Sein Geist ist nicht so selbstständig. Wenn die Nachrichten vom Orang und vom Hunde, daß sie ganz schwermüthig geworden, und in der Schwermuth sich selbst mordeten, Orangs durch Erhängen, Hunde durch Ersäufen, wahr sind, so ist wunderbar viel wahr. Unnatürliche Gelüste oder Aeußerungen des Willensvermögens zeigen sich unläugbar in manchen Hunden, doch nur in Zuständen der Krankheit, denn solche Gelüste gehen eben von solchen aus. An Vögeln kennen wir nur zweifelhafte Seelenkrankheiten, an den tiefer stehenden Thieren gar keine mehr, doch können auch tieferstehende, wie wir wissen, in die vorübergehende Krankheit, Rausch genannt, versetzt werden. Wäre es erlaubt, Thieren aller Stufen verrücktmachende Ingredienzien zu geben, und also ihre Seelen zu trüben und zu verwirren, so brächte man lehrreiche Wahrheiten zu Tage. Man darf jedoch nicht alle Wahrheit suchen, und zum Befördern des Guten nie Böses thun.

Der Geschlechtstrieb, als Aeußerung einer heftigen Leidenschaft, selbst eine Art vorübergehender Krankheit und ein Rausch, macht auch die vollkommnern Thiere mehr oder minder närrisch. Dem geschlechtlich getriebenen mangelt etwas zur Gesundheit. Es sieht sein Complement. Die Krankheit ist heftig und kann, unbefriedigt, tödten. Man will die Tollheit der Hunde aus unbefriedigtem Geschlechtstriebe herleiten. Auch unter den vollkommnern Thieren gibts Andro = und Nymphomanien. Männliche Frösche bespringen weibliche Karpfen, und Kühe springen auf Kühe, Hunde an Menschen und Stühle. Ist der sich selbst befleckende Bär, Hund und Pavian nicht krank? Sie tödten sich, weil das Thier nicht selbst sich completiren kann. Welcher Sturm im Löwen und Pferde? Maikäfer, die wochenlang an einander hangen, können dabei nicht viel em=

pfinden, und bei den untersten Thieren fällt die Sage, daß sich Alles liebe und paare und die Geschlechtslust empfinde, als unwahr weg. Die Leidenschaft und der Affect der sinnlichen Liebe ist nur dem vollkommnern Thier gegeben. Das männliche ist wilder, kranker, das weibliche minder, das castrirte ist gesunder aber schwächer. Nach der Beiwohnung schläft alles Thier. Es hat die gesuchte Ruhe gefunden, es fand sie in seinem Gegensatz, nun in sich selbst. Castrirte lieben die Ruhe, aber ein guter Hahn wird niemals fett. Schmetterlinge und andere Thiere erschöpfen sich so, daß sie nach der ersten Beiwohnung sterben. Unläugbar empfinden alle Thiere in der Befriedigung ein Wohlgefallen, in welcher Art diese nur immer seyn mag, und sey dieses auch im allerschwächsten Grade, denn jedes empfindet seinen Zustand. Das Wohlgefallen ist ein körperliches, weil der Zustand ein körperlicher ist. Jedes Thier findet sein Weib oder seinen Mann, mancher Mann viele Weiber, nirgends als unter den Menschen, diesen Unnaturen, hie und da, z. B. auf der Falklandsinsel, ein Weib viele Männer. Eine Unnatur, die allerdings durch ein seltenes und schauriges Naturereigniß, durch den Untergang der meisten Weiber durch ein Erdbeben, während die Männer zu Schiffe waren, hervorgerufen worden. Die große Erdpsyche wollte ein Verhältniß, gestaltete es aber verschieden unter den Thieren. Es ist das Verhältniß nicht nur der Zahl der Männer zu den Weibern, sondern auch der Erzeugungskraft des einen und der Fruchtbarkeit des andern. Alles ist passend. Aber nur wenige Männchen und Weibchen bilden eine Art Ehe, d. h. ein Beisammenseyn. Viele der untersten begatten sich ja mit einander nicht einmal. Viele kommen nur für ein= und allemal geschlechtlich zusammen. Die Ehe, sey es auch nur als ein Beisammenbleiben, findet sich erst in der Insectenwelt und zwar auf der mittlern Stufe derselben. Wahre Ehen kommen erst bei Vögeln und Säugern vor.

Hievon hängt dann auch die Möglichkeit der Liebe der Eltern zu den Kindern ab. Häufig tritt der Fall auf, daß nur die Mutter die Jungen liebt, vorher schon für sie sorgt, Wiegen und Windeln und Bettchen bereit macht, die Kinder allein äzt, Alles für sie thut, sie heftig vertheidigt,

sich für sie aufopfert, und List, die Jungen zu retten, erfinden kann. Sie muß sogar gegen den Vater die Kinder vertheidigen. Auch in der Freiheit und Wildniß achtet oft der Vater der Kinder nicht, stampft auf ihnen herum, tödtet und frißt sie. Im civilisirten Zustande thut solches — wer sollte es glauben? — die Mutter bisweilen selbst. Wir finden die Liebe der Mutter zu den Jungen ganz natürlich, aber sie dauert dessen ungeachtet nicht lange. Daß die Mutter die Jungen inniger liebe, als der Vater sie liebt, ist in der Ordnung und Naturgesetz.

Von Liebe der Jungen zu den Eltern kommt ebenfalls nur bei den Thieren etwas vor, die in einer Art Ehe leben. Vom Vater nehmen sie alle gar keine Notiz, er ist ihnen allen völlig gleichgültig, und vom Gegentheil kommt auch nicht die leiseste Spur vor. Alle können nur ihre Mutter lieben. Sie lieben sie aber ebenfalls wieder nicht lange. Zudem ist alle ihre Liebe nur Anhänglichkeit, durchs Beisammenseyn entstanden. Sollte jedoch darin etwas Geheimes verstanden werden wollen, so müßte angenommen werden, daß es bald zerrissen werde, bei keiner Thierart fortdaure.

Gattenliebe ist in Thieren, die Ehe halten, sey es Einweiberei oder Vielweiberei, nicht selten, am öftesten, begreiflich! in der Einweiberei. In letzterer liebt der Mann die Weiber, die Weiber hingegen den Mann nicht, wie wir es z. B. bei den Hühnern sehen. Die Einweiberei bringt wechselseitige Anhänglichkeit hervor. Taube und Täubin lieben einander innig. Elephant und Elephantin begegnen einander gar zärtlich wie Bräutigam und Braut. Sie seufzen mit einander, und ihre Sehnsucht zu einander ist sehr groß. Nur können sie einander bei allfälliger Entfernung keine Liebesbriefe schreiben, nicht unterschreiben: ich bin und verbleibe . . . . Könnten sie es, sie thäten's gewiß. Liebe wäre dazu genug und mehr als in manchen Menschen vorhanden, die sich so zu unterschreiben wagen. Niemals hingegen können wir Spuren von Geschwisterliebe entdecken, wie gern wir sie in den vollkommnern Thieren fänden.

Aus der Begattung der Thiere gehen bisweilen Mißgeburten hervor, an denen ein Körpertheil mangelt oder einer

zu viel ist, oder an welchen zwar alle Theile vorhanden, aber theilweise mißgestaltet sind, oder die Glieder sind versetzt, stehen an einem unrechten Orte. Schon in den untersten Arten kommen Mißgeburten vor. Es muß am Keime gefehlt haben, oder Einwirkungen störten die Bildung des Embryons. Mißgeburten an tief stehenden Thieren werden nicht beachtet, desto mehr an höhern. Uns wundert, wie ein Rind, eine Ziege, ein Pferd sein mißgestaltetes Junges anschaue? Man erzählt, daß die Mütter solche von sich stoßen, sie nicht als ihre Jungen anerkennen wollen, ein Entsetzen vor ihnen fühlen. Es ist nicht unmöglich, denn das Thier kennt die Regel seiner Art und Gattung, weil es sie in sich hat und selbst sie ist. Hat der Schmetterling nur falsche Farben, oder ist dem Meerstern Ein Strahl, dem Fuchs ein Schwanz zu viel gewachsen, oder mangelt der Ziege nur das vierte Bein, so kann dieses auf ihre Psyche keinen Einfluß haben; wenn sie aber gänzlich mißgestaltet ist, kann der Einfluß groß seyn. Es fragt sich dann nur, welche Theile regelwidrig geformt seyen. Eine kopflose Ziege ist keine Ziegenpsyche mehr, und Enten mit zwei Köpfen haben vielleicht zwei Bewußtseyn. Enten, Katzen, Kälber, Rehe, von oben bis unten zwei völlige Wesen, sind die Helena und Judith von Scöni in Ungarn. Mißgeburten unter den freien Thieren sind selten, dafür unter den zahmen und geknechteten nicht ungewöhnlich. Meist gehen sie zu Grunde. Interessanter wären Beobachtungen psychischer Mißgeburten und die Wahrnehmung des Mangels einer Seelenkraft in der Psyche oder des Daseyns einer Kraft, die in der That sonst nicht vorkommt, oder der Mißbildung einer solchen, oder aber wohl gar die Versetzung irgend einer Art von Kraft. Die Möglichkeit der Thatsache kann nicht verneint werden, wenn auch die Seele organisirt ist. Aber nachschauen können wir nicht. Wir können nur untersuchen, ob ein Thier alle die Kräfte habe, die es nach seinem Classentypus haben sollte, oder ob irgend eine Seelenkraft in ihm, z. B. sein Gedächtniß oder seine Einbildungskraft oder sein Verstand, gegen seinen Typus prädominire, es in irgend etwas ein Genie sey. Daß es solche Theilgenies unter den vollkommnern Thieren, also eine Art von Monstrum gibt, wird schwerlich geläugnet werden wollen, denn auch die Anlagen der Thiere sind

sehr verschieden, und das Talent ist auch unter ihnen, d. h. z. B. unter den Hunden einer und derselben Varietät, verschiedentlich ausgetheilt. Alles unrichtige Verhältniß ist Monstrosität, alles Uebermaaß eines Guts Genie. Weil Monstrositäten gewöhnlich bald sterben, fürchten eitle Mütter immer, ihr Knäblein, wenn es auch nur ein stärkeres Gedächtniß als viele andere Kinder hat, müsse vor Genie bald sterben, nicht merkend, daß sie selbst, ungeachtet ihres mütterlichen Genie's, doch nicht schon lange gestorben seyen. Gewiß will die Naturpsyche keine argen Monstrositäten. Sie tödtet sie bald wieder, und gewiß will sie auch keine Universalpsyche oder ein Universalgenie, das etwa mit ihr wetteifern könne. Sie nähme es, wenn sie selbst ein solches in einer glücklichen Stunde gebildet und hervorgerufen hätte, bald wieder weg. Es gibt keinen noch so vollkommnen Pudel, der sein ganzes Gebiet durchschaute, oder ein Universalhundskopf wäre. Er ist nur etwa für gewisse Dinge und Künste, d. h. in gewissen einzelnen Richtungen und in gewisse Weiten hinaus eine psychische Monstrosität, ein Zuviel oder ein Genie. Andere Abweichungen sind Zwitter, Bastarde, Racen, Varietäten und Spielarten.

Ein Zwitter ist männlich und weiblich zugleich. Zwitter kommen in den untern Thieren häufig, selten bei den höhern vor. Gewöhnlich ist das Organ des einen Geschlechts verkümmert, das andere prädominirend, manchmal sind beide verkümmert, und das Thier ist nichts, d. h. nur eine Art Sache, die kein Geschlecht hat. Wie die Natur bisweilen oben zwei Köpfe oder nur zwei Gehirne hervorbringt, so bringt sie unten zwei Geschlechter hervor. Es sind die Theile von Zweien; wenn aber der Unterschied durch die ganze Organisation geht, so geht er auch durch die Seelen. Ein vollkommner muß zwei vollkommne Seelen haben. Wie sich aber beide Geschlechter durchdringen, so muß das Product sich männlich und weiblich zugleich äußern, also einen Widerspruch enthalten. Die Natur will keine absoluten Widersprüche, darum pflanzen sich Zwitter nicht fort, und kein vollkommneres Wesen kann sich selbst befruchten. Das müßten sonderbare Seelen werden! Eben weil die Schnecken zugleich befruchten und befruchtet werden, kommen so sonderbare Dinge, Schnecken genannt, von ihnen, die

von jeher als Naturgeheimnisse galten. Die Natur verließ diese ihre Probe gar bald. Sie gefiel ihr gar nicht. Alle Männer, die etwas Weibliches, Weibartiges, Mädchenhaftes an ihrem Körper haben, haben auch etwas dieser Art in ihrer Seele und umgekehrt. Siehe die Streitlust der Hennen, die im Alter männliches Gefieder bekommen, die Lust zum Kampfe in alten Hirschkühen, die Geweihe kriegen u. s. w.

Bastarde kriegen Seelen zweier verschiedener Thierarten. In der Natur kommen sie nicht oft vor, dafür erzielen die Menschen solche vorsätzlich. Bastarde sind ja die Maulesel, und die Producte der Begattung der Canarienvögel und Hänflinge. Sie haben eine Composition von zwei Seelen in sich.

Racen sind stabil gewordene ausgeartete Psychen. Varietäten der Psychen gehen nur in Unwesentlichkeiten über, Spielarten zeigen noch Unwesentlicheres. Die Seele des Grauschimmels ist von der des Weiß- und Rothschimmels gewiß nur sehr unbedeutend verschieden, doch werden sie noch verschiedener als die zweier Schmetterlinge gleicher Art seyn, deren der eine aber etwelche abweichende Färbung der Flügel hat. Je vollkommner eine Thierart, desto bedeutungsvoller werden alle auch noch so geringen Abweichungen. Ein Pferdfuchs ist eine andere Psyche als ein Brauner. Unter den Spielarten stehen die Einzelnheiten, die Exemplare selbst, deren jedes Eigenheiten hat und haben muß. Diese Eigenheiten können zu Idiosynkrasien werden. Der Idiosynkrasien sind einzig die vollkommnern Thiere fähig. Sie sind die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten des Thiers wie des Menschen zugleich.

Durch alle Thierclassen ist ein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Seelen. Vielleicht ist der psychische Unterschied größer als der physische, vielleicht genau so groß, kleiner gewiß nicht. Daß jedoch die Unterschiede in den vollkommnern Thieren immer stärker hervortreten, ist offenbar. Ein männlicher und ein weiblicher Schmetterling, oder aber eine männliche und eine weibliche Katze? Alles Männliche ist derber und offener, alles Weibliche zarter und listiger, alles Männliche ist der angreifende, das Weibliche der angegriffene Theil, alles Männliche hat eine tiefere Stimme, kräftigere

Glieder und Bewegungen, alles Weibliche ist gewandter, feiner. Wir müßten das Alles auch an den Würmern und allen untersten Thieren sehen, wenn unsere Augen schärfer wären, und wir genauer wahrnähmen, besser Achtung aufs Feine in der Natur gäben, und nicht nur ans Grobe, Große, Auffallende gewöhnt wären. Vielleicht erkennen die männlichen und weiblichen Thiere einander eben an solchen Feinheiten. Das männliche ist für die Weite, die Welt bestimmt, das weibliche fürs Haus. Das männliche geht auf Raub und in den Kampf, das weibliche bleibt bei den Jungen und am Tische, und schon beim Thiere geht ersteres mehr aufs Ganze und Allgemeine, das letztere mehr auf Theile und das Einzelne. Darum besorgt die Mutter das einzelne Junge so gut, wenn hingegen der Vater es sogar auffressen will. Ihr ist ein Kind eine ganze Welt, ihm die Welt selbst oft nur zu klein, zu sehr Kind. Wie ganz besonders geschickt sind viele weibliche Thiere im Einzelnen? Der Mann hingegen kann oft nichts.

Alles lebende Wesen ist des körperlichen Schmerzens und der körperlichen Freude fähig, will sich dem erstern entziehen und sucht die letztere, nur ist die Fähigkeit der Art und dem Grade nach sehr verschieden, denn was das eine liebt, ist dem andern widrig und umgekehrt. Man thut sehr übel, auch hierin wieder das unvollkommenste und das vollkommenste Thier neben einander zu stellen. Wir dürfen zwar nicht sagen, daß sie darin eben so verschieden seyen, als im Intelligibeln, weil die Thiere nun einmal mehr körperlich als intelligibel und zwar in der weitaus größern Anzahl seyn sollen; allein zwischen den Schnecken und den Hunden ist doch eine ungeheure Kluft, wie wir gesehen haben. Eingeweidewürmer können nicht viel Fähigkeit für Schmerz und Freude haben, und es wird ihnen nicht leicht wehe gethan werden können. Man kann ja das Wasserschlängelchen in eine Menge Theile zerschneiden, und jedes Theilchen wird ein neues Thier. Man kann der Schnecke den Kopf abschneiden, und er wächst wieder nach. Man kann der Stubenfliege den Kopf abreißen, und — sie begattet sich noch, fühlt dann also noch ein kleines Wohlgefallen. Man kann die Polype morden, und der Schmerz tödtet sie nicht; sie dehnt sich wieder gesund und wohl aus. Man

kann in einen Grashüpfer für die Eingeweide Baumwolle thun, und — er lebt dennoch wochenlang. Maikäfer, die man an Nadeln spießt, so daß sie nun einen Pfahl im Fleisch haben, an den sich erst noch Gift als Grünspan ansetzt, und die man so verhungern läßt, sterben nicht bälder, als die, die nur vor Hunger sterben. Schildkröten leben noch lange ohne Gehirn und sogar ohne Herz. Wie ganz anders ist der Vogel und die Katze? Der Hund ist wegen seiner Empfindlichkeit des Auslachens werth. Er kreischt, ehe ihn der Prügel getroffen. Wie empfindlich ist das Schwanzende der Katze und ihre Pfote? Man sagt, daß einzig die Nerven, oder auch noch ihre nahestehenden Theile empfinden, welcher Ansicht gemäß nur mit Nerven begabte Thiere Empfindungen haben könnten. Um dieses Grundes willen, und weil die Anatomie glücklich zu Hülfe kommt, vindicirt man sogar den allerunterstten Thieren Anfänge von einem Nervensystem. Schon Infusionsthierchen und Polypen reagiren gegen Eindrücke. Wird der Gartenwurm getreten oder vom Pflugmesser zerschnitten, so krümmt er sich. Es thut ihm wehe. Und wenn ein Schmetterling mit einer glühenden Nadel durchstochen wird, zittert er aufs allerheftigste in furchtbar scheinendem Schmerze. Er empfindet schon mehr als der Wurm. Schnecken haben eine Empfindung in ihren Fühlfäden, Käfer in ihren Fühlhörnern. Fische und Lurche empfinden noch stärker. Der Vogel ist sehr empfindlich, und die Fledermaus grinzt dich wild an, wenn du einen elektrischen Schlag durch sie hindurch fahren machest. Wie reizbar sind Elephanten? Sie jagen die Fliegen von ihrer Haut. Das Pferd schlägt gegen die Bremsen wild aus, die Katze beißt, wenn man sie kneipt, der Hund stöhnt im Schmerze. Niemals aber wird die körperliche Freude, selbst auf ihrem Culminationspunkte, z. B. im Acte der Begattung, im Löschen des peinlichsten Durstes, im Befriedigen des wüthendsten Hungers, so tödtlich afficiren, als es der culminirende körperliche Schmerz kann. Der Schmerz muß auch fürs Thier größer, als die Freude seyn, denn er droht dem Leben, und ist nur als vorübergehender Warner beigegeben; die Freude des Lebens hingegen ist Zweck, und darum perennirend. Tausend Dinge drohen Schmerz, aber Freude (körperliche) kann den Thieren nur die Begattung, die Ruhe und Bewegung, die

Befriedigung des Hungers und Durstes, und das Gefühl der Erwärmung und Abkühlung geben. Männliche Thiere sind für den Schmerz unempfindlicher, die weiblichen hingegen halten ihn länger aus. Alles Weibliche ist, nach einem Gesetze der Natur, zu mehrerem Schmerz und Leiden bestimmt, jedoch dagegen fester gestählt. Das Männliche will den Schmerz von sich werfen, das Weibliche besteht ihn innerlich, ersteres ist ungeduldiger, weil es kräftiger ist. Die Geduld ist, wenn auch eine Tugend, weiblich, der Zorn, wenn auch eine Untugend, doch männlich. Wüthend wehrt sich die Katze, wenn sie erdrosselt werden soll, rasend wird der Tiger vom Schuß, grimmig der angestochene Eber, aber munter tanzt die Mücke im Sonnenschein, und der Fisch ist in seinem klaren Elemente froh. Wie jauchzt und singt die Schwalbe vor Lust in der heitern sonnigen Luft! Selbst den trübsinnigen Fledermäusen ist's in ihrem nächtlichen Schwärmen wie den Nachtbuben königlich wohl. Tiger und Hyänen fressen mit Wollust.

Wir haben bis jetzt auf Allgemeines, meist auf solches, was zur Organisation eines Thiers, was zum Leben und zur allgemeinen Empfindung gehört, aufmerksam gemacht, und treten nun dem Besondern und Besondernsten immer näher. Wir haben dem Thiere schon in verschiedenen Beziehungen Unterscheidungsgabe, besonders für Verhältnisse, Umstände, Zustände zugeschrieben; hat es aber Unterscheidungsgabe, so hat es auch einen Unterscheidungssinn, der sich entweder auf Aeußeres oder Inneres bezieht, und mit dem Wahrnehmungsvermögen zusammenfällt.

Das Thier hat einen oder mehrere äußere Sinnen, es hat auch einen innern Sinn, der ebenfalls wieder ein Wahrnehmungsvermögen, und — selbst die Seele ist oder doch zu seyn scheint. Unter Sinn, ganz allgemein genommen, verstehen wir die Fähigkeit, irgend etwas Objectives oder Subjectives, Aeußeres oder Inneres, Fremdes oder Selbstisches, Gegenständliches oder Zuständliches, An- oder auch Abwesendes, mit einem dazu passenden Werkzeuge, wahrzunehmen. Vermuthlich geschieht alle solche Wahrnehmung durch Nerven. Der äußere wahrnehmende Sinn wird gewöhnlich in fünf Strahlen gespalten; man wollte jedoch auch den Sinn für

Wärme und Kälte, Hunger und Durst, und den für die Geschlechtslust zu eignen Sinnen stempeln. Man darf es ohne Gefahr. Was unterscheidet, ist ein Sinn. Die äußern Sinne sind für den mechanischen Druck und den chemischen Reiz gegeben. Ein Drittes kennen wir nicht. Der Betastungssinn ist für den erstern, Geruchs- und Geschmacksinn für den zweiten vorhanden. Die Erklärung des Hörens und Sehens nach Euler'scher Hypothese ist zu grob. Licht, Farbe, Form und Ton nebst der dazu gehörigen Empfindung und Vorstellung sind geistiger Art. Den Werkzeugen, als den physiologischen Theilen, fragen wir nicht nach, wir haben es nun mit den Functionen derselben zu thun.

Alle Thiere haben Gefühls- oder Betastungssinn. Er ist der Träger aller andern. Die Haut rund um den Körper her ist darum lauter Fingerspitze. Ein Wesen, das nur Betastungssinn wäre, wäre das unterste, ein Wesen lauter Ohr (das Ohr ist mit der Seele am innigsten verwandt), das höchste. Diesem stünde das Licht- oder Augthier, jenem das Geschmack- oder Zungethier nahe, das Geruch- oder Nasenthier stünde in der Mitte. Betastungssinn, Gefühls- oder Hautsinn findet sich am untersten wie am obersten Thier. Der Eingeweidewurm bewegt sich, wenn er gedrückt wird, es bewegt sich sogar der träge Wasserfaden (gordius), der nur ein Haar zu seyn scheint, der Gartenwurm, wenn ihn die rauhe Erde ritzt, und die Schnecke zieht ihre Fühlhörner ein. Sogar die Insectenlarve merkt durch ihren Panzer jeden Druck, und die faule Schildkröte weiß, was ihr geschieht, wenn man einen ihrer Füße anpackt. Fühlfäden und Fühlhörner sind sehr empfindlich. Am Käfer verlöscht dieser Gefühlsinn zu allerletzt am hintersten Theil. Welchen feinen Betastungssinn hat die Spinne in ihren Beinen, mit denen sie ihr Gewebe macht, oder die arbeitende und knetende Biene? Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen den feinsten und den grobfühligsten Thieren, doch ist das Thier, das gar nichts mehr fühlt, todt. Dieser Sinn empfindet oder unterscheidet nur das Grobe, Materiale, Erdige, Holzige, Schwere, Stoß, Druck.

Nennen wir den Gefühlssinn Hautsinn, so können wir den Geschmackssinn den Zungensinn nennen. Man will

diesen Sinn vielen Unterthierarten, ja sogar noch den Vögeln absprechen. Höchst wahrscheinlich kommt er allen Thieren, jedoch in äußerst verschiedenen Graden, zu. Die Bienen schmecken gewiß. Wer den Vögeln den Geschmack abspricht, hat noch nie gesehen, wie sie die verschiedenen Speisen wählen und fallen lassen. Sie haben ja Gaumen und Zunge. Schon unter ihnen gibt's verwöhnte Leckermäuler. Selbst der Eingeweidewurm wird zwischen Speise und Speise unterscheiden, der Hund aber merkt mit der Zunge so viel als ein Mensch. Er kostet Manches, z. B. Traubenbeeren, Scheibenrüben, nimmt sie in den Mund, läßt sie aber wieder fallen, wenn sie ihm nicht wohl schmecken. Der Hai allerdings verschluckt Alles, ohne die Bissen zu schmecken, aber auch der Hund und Elephant kauen nicht lange, weßwegen wir sie beim Essen guter Bissen tadeln. Der Geschmack der Thiere muß der Art nach so verschieden als beim Menschen seyn. Was dem einen aufs höchste mißfällt, ist des andern Lieblingsgericht. Viele Thiere finden Wohlgeschmack am Aase. Es ist aber auch auf der Zunge und dem Gaumen des Thiers nicht das Grobe, Erdige, Holzige, das von ihnen geschmeckt wird, sondern es ist's der Geist der Nahrung, wie uns auch nicht das Wasser des Weins und das Holz des Bratens, sondern der Geist beider schmeckt.

Der Geruch- oder Nasensinn ist noch feiner. Auch die untersten Thiere erkennen vermuthlich die Nahrung mit einem Geruchsinn. Klar tritt er an viel tief stehenden Thieren auf. Nicht nur sammeln sich die Adler (Geyer) wo ein Aas ist, sondern auch die Schmeißfliegen und die Motten u. s. w. riechen den Pelz, der jedoch ihrem Geruchsinn durch Spicköl, Kampher, Terpenthin unauffindbar durchs Uebergewicht des anderartigen Geruches gemacht werden kann. Der Elephant scheint sogar den geistigen Geruch der geistvollen Blumen zu lieben. Was jedoch ein Thier riecht, riecht darum nicht auch ein anderes, und was dem Geruchsinn des einen gefällt, mißfällt dem des andern gar sehr. Dem Roßkäfer ist der Mistgeruch, der Abtrittfliege der Abtrittgeruch sehr erfreulich oder doch keineswegs widrig. Vom Hunde, wenn er wegen schlechter Verdauung einen übeln Geruch von sich stößt, sagt man nur im Scherze, er müsse zur Strafe mitriechen. Wirklich ent-

decken wir nicht, daß irgend ein Thier einer Art von Geruch eigentlich abhold sey, noch auch, daß es etwa einen angenehmen Geruch, z. B. von Rosen, Nelken, eigentlich liebe. Den Bratengeruch liebt der Hund nur um des Bratens willen. Der Geruchsinn ist geistig, denn man riecht mit ihm Geister.

Der Gesichts-, Licht-, Augensinn nimmt die Formen und Farben wahr. Jedes Thier, dem nicht das Aufenthaltsmedium selbst die Nahrung ist, muß ihn haben, weil es die Nahrung recht erkennen muß. Er wird gewöhnlich durchs Auge repräsentirt und indicirt (dargestellt und angezeigt). Kriechende Würmer und Insecten brauchen keine Augen in die Ferne, Fische müssen weiter sehen, fliegende Insecten und Vögel noch weiter. Entweder sind die Augen Halbkugeln, tausendfacettig und sehen in vielen Richtungen, sind dann aber, wie z. B. beim Käfer, wie eingemauert, oder sie sind beweglich. Wie manche Thieraugen verwandeln sich für die verschiedenen Perioden (Raupe und vollkommnes Insect)! Die Raupe verliert auch die Augen, wenn sie Puppe wird, macht dann aber doch bald einen guten Tausch. Viele Thiere sind fürs Tageslicht zu empfindlich. Eulen und Katzen schließen dem Sonnenlicht die Augen fast ganz zu. Der Fisch sieht im Wasser gut, der Seehund im Wasser und auf dem Lande, Fledermäuse nur in der Dämmerung deutlich.

Die Farben werden von ihnen nicht minder unterschieden. Es ist zu vermuthen, daß alle Thiere, die sehen, die Farben unterscheiden, daß alle gewisse Farben vorziehen, andere nachsetzen, daß alle jüngern die hellern Farben vorziehen, weil sie selbst auch in der Regel heller als die alten gefärbt sind, und daß, wenn sie im Alter wie der Mensch grau und weiß werden, sie, wie dieser, wieder Kind werden, und wieder mit den Enkeln und der Jugend hellere Farben aufs neue liebgewinnen. Es ist auch der Effect der Farben in ihren Augen und Seelen sehr verschieden. Jedes Thier, das Farben unterscheidet, unterscheidet gewiß zuerst die rothe, und jedes Thier, das irgend eine Farbe nicht leiden mag, mag gewiß die orangerothe nicht leiden. Die Augen mancher Thiere, vielleicht aller, saugen, wie der Bologneser Spath, bei Tag Licht ein, und strömen es bei Nacht wieder aus. Das Auge vollkommnerer

Thiere ist bei Tag, unter einem gewissen Winkel angeschaut, vollkommen so hell wie eine mit leuchtendem Gase gefüllte Kugel. Bei vielen ist das Auge ebenfalls ein Spiegel der Seele.

Der Gehör- oder Ohrsinn ist der eigentliche Seelensinn. Blindgeborne Menschen kommen im Denken tausendmal weiter als Taubgeborne, und wer einmal durchs erste Duzend Jahre gesehen hat, kann das Gesicht alsdann fürs Denken ziemlich leicht auf immer entbehren. Er hat dann nur immer äußere Nacht. Wer aber nicht hört, hat den innern Tod. Darum wirkt die Beredsamkeit tausendmal stärker als die Malerei unter den Künsten, sie wirkt ja Alles, und das Wort trägt die Welt. Die untersten Thiere brauchen noch nicht zu hören. Wir nehmen wirklich nicht wahr, daß Donner und Kanonen und Worte auf sie den mindesten Eindruck machen, aber den vollkommnern ist die Tonwelt offen. Sie hören, und zwar viele sehr fein. Wir erinnern an Hunde, Katzen und Pferde. Schon hören die Grashüpfer und Bienen, die Fische und Zweilebler oder Lurchen. Die Vögel ergötzen sich und ihre Hausgenossen, besonders die Weibchen, die gerne singen hören, aber zum Unstern selbst nicht singen können, damit gar sehr. Wenn's Männchen singt, arbeitet das Weibchen am Nest um so emsiger.

Zum Gehörsinn gehört auch der Tonsinn. Hörende Thiere unterscheiden auch Stärke und Schwäche der Töne, wie die sehenden Stärke und Schwäche des Lichts. Die vollkommnern unterscheiden ja die Sprache der Natur, die der Instrumente und die der Menschen: Donner und Trommel und das Commando des Herrn, das Wasserrauschen, die Glocke, und die sachte Einladung: komm her! Wie fein unterscheiden manche aller Hausgenossen Sprache, wie fein die Klingel des eigenen Hauses?

Das Hören bezieht sich auf Töne; Töne sind das Allergeistigste, was das Ding von sich geben, was von ihm vernommen werden kann. Töne sind Luft- und wahre Seelengeister, die da einziehen aus einer Seele, und wäre es auch einer Glocke, in eine andere, in eine Thier- oder Menschenseele.

Aber das Unterscheiden der Farbenharmonie und der Töne-

harmonie oder aber des Widerspruchs, ist eine andere Sache, und gehört nicht nur dem Ohr und Auge, sondern noch vielmehr der Seele an. Kinder sehen und hören ebenfalls gut, und dennoch haben sie noch keinen Sinn für genannte Harmonien, denn diese sind nicht sinnlicher, sondern ästhetischer Natur, obschon Auge und Ohr dazu unentbehrlich sind. Das systematische harmonische Gebäude steht ebenfalls auf dem Grund, ist aber nicht Eins mit ihm. Hierin sind die Thiere nur eben wie kleine Kinder. Das Kind entwickelt sich allerdings, das Thier bleibt stehen. So kommen den Thieren die fünf bekannten Sinne zu. Diese fünf Sinne sind ihr äußeres Wahrnehmungsvermögen.

Der äußere Sinn setzt einen innern, nicht aber umgekehrt, voraus. Der Streit darüber ist in Beziehung auf den Menschen alt. Die einen lehren, nichts sey in der Seele, was nicht vorher in den Sinnen gewesen sey (Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensibus). Andere kehren den Satz geradezu um, je nachdem sie Objectivisten oder Subjectivisten sind, und die Welt den Menschen, oder den Menschen der Welt gegeben glauben (Materialisten oder Idealisten sind). Wir huldigen der Ansicht, die den Geist höher, als die Materie stellt, und die Welt um des Geistes willen geschaffen glaubt. Ist das Thier eine Seele, so ist auch ihm die Welt gegeben, nicht es der Welt. Der innere Sinn ist älter, er ist aus der Psyche der Erde, doch mit der Materie, etwas Leiblichem, in die Sinnenwelt gekommen, mit ihr im Ei u. s. w. ausgebildet worden. Nur der Geist macht lebendig, die Materie, der Buchstabe allein tödtet. Die äußeren Sinne sind das Product eines innern Sinnes, und die Sinneswerkzeuge die Producte des äußern Sinnes. Alles von innen, vom Geiste, von der Seele, von der Psyche, vom Springpunkte (Punctum saliens) aus! Thiere wie Menschen, mit einem vollständigen innern Sinn, der hören, sehen, riechen, schmecken und fühlen will, aber keine Werkzeuge dazu hervorbringen konnte, wären Mißgeburten aus Mangel (monstra per defectum). Darum ist die Seele selbst in jedem Sinnorgan, wenn es vorhanden und recht ausgebildet ist, und darum bildet die Seele sehr oft, wenn sie Ein Sinnwerkzeug

nicht heraus⸗ oder nicht recht bilden kann, dafür ein anderes besser aus. Und eben darum, weil der Sinn für irgend etwas Aeußerliches, z. B. für Licht, vorhanden seyn kann, ohne daß die Seele ein Organ dazu sich zu bilden im Stande war, kann der innere Sinn, z. B. der innere Lichtsinn, desto mehr wirken, und muß kein äußeres Organ für das mangelnde vicariren lassen oder machen. Diesen inneren Sinn nennen wir Wahrnehmungsvermögen, das Vermögen zur Erkenntniß wahrzunehmen, oder das, was gesehen, gehört u. s. w. wird, für wahr zu nehmen und zu glauben. Die Sinnorgane sind die Gehülfen, die Berichtholer und Berichterstatter, die Thore, durch welche die Welt in die Seele hereinzieht.

Die untersten Thiere, der Eingeweidewurm, der Wasserfaden, die Infusorien haben wenig Wahrnehmung. Ihre Welt ist klein, eng und einfach. Allmählich erweitert sich der Wahrnehmungssinn und mit ihm die Welt, denn, je mehr Vermögen, je mehr Sinne, Fühlfäden und Arme zum Fangen und zum Fragen an die Welt, desto mehr Welt, denn die ganze Welt ist außer jedem Thier, und jedes hat die ganze um sich her. Aber man kann etwas sehen und doch nicht sehen. Es muß Alles in die Sphäre des Thieres gehören. Manche haben für Manches ein vortreffliches Wahrnehmungsvermögen, viel innern Sinn, viel Seele, für Anderes nur sehr wenig oder gar keine. Darum sind sie dann auch in Einigem Virtuosen, z. B. der Hühnerhund, und bringen es darin weiter, als sogar der Mensch, wenn er universal ist und sich zertheilt, nicht nur eines, sondern fünfzig zugleich Dinge ist und will. Hierin liegt ein Schlüssel zu vieler Seelenkunde!

Hat ein Thier für etwas viel Sinn und Wahrnehmungsvermögen, so kann es sich selbst darin weiter bringen, und von Menschen weiter gebracht werden. Mit Wenigem bringt man es nicht weit. Es bleibt wie im Koth stecken. Aus Nichts aber wird (das ist Grundgesetz für die Welt!) gar nichts. Aber es ist auch Gesetz, daß dem, der da hat, gegeben werde. Wer will das Wahrnehmungsvermögen des Infusoriums steigern? Wer kann nicht sehr leicht das Wahrnehmungsvermögen des Elephanten, oder der Ziege und Katze steigern? Die Natur selbst steigert es an Thieren und Menschen und cultivirt beide.

Sie steigert gewiß dasjenige des Eingeweidewurms u. s. w. ein wenig. Sie kann es, wir nicht. Wir können nur auf Menschenthiere einwirken, auf Thierthiere kaum noch ein wenig, auf Pflanzenthiere gar nicht mehr.

Ist dieses Vermögen mit der Aufmerksamkeit verwandt, die nichts als Richtung des Wahrnehmungsvermögens in irgend einer Zeit auf irgend einen Gegenstand ist, so ist es auch mit dem eigentlichen Denken und dem Verstande verwandt.

Das Wahrnehmungsvermögen der Thiere erstreckt sich, je nach dem Thiere und in verschiedenen Graden, auf den Raum und die Zeit, Farben und Töne.

Raumsinn, Ortsinn, geographischer Sinn! Ein Anfang davon muß auch dem Eingeweidewurm gegeben seyn; die Polypen und die festklebenden Austern im Meeresgrund bedürfen desselben ebenfalls, nur im geringsten Grade; die Processionsraupe muß mehr davon haben, noch mehr der Schmetterling. Die Fische ziehen herum, im Meer, an die Küsten und in die Flüsse. Die Rögner wissen, wo die Flüsse sind, und die Milchner ziehen eben dahin, wo diese die Eier abgelegt haben. Einige Insecten und Fische haben schon einen eigentlichen Heimathortssinn, wie er früher bei keinem Thiere vorkommt. Solchen haben auch die Lurchen auffallend. Wie außerordentlich ist er aber im Zug=, Reise= und Standvogel, deren jeder sein Land und sein Nest kennt und findet? Die Katzen, Pferde, Hunde und Ziegen haben wir als Thiere mit dem vollendetsten geographischen und Heimathssinn kennen gelernt.

Nicht minder tritt der Zeitsinn auf, jedoch viel später. Pflanzenthiere haben wahrscheinlich — denn er ist mit der Seele verwandter als der Raumsinn, der mehr dem Auge angehört — noch keinen Zeitsinn, und der Fortschritt des Lebens ist für sie nicht gegeben. Es mangelt ihnen alles Zeitmaaß. Sie bedürfen jedoch keines. Was Wanderungen macht, die über eine Tageslänge dauern, bedarf Zeitsinn, darum kann er den Fischen u. s. w. nicht mangeln. Die Schlangen tanzen im Tacte, d. h. im Zeitsinn. Was in seiner Lebensweise Tag und Nacht, Wachen und Schlafen hält, kennt die Zeit. Der Storch kennt seine Zeit. Zeit kommt in jeder Seele, die singen und tanzen kann, bis auf die kleinsten Partikelchen, auf Sechzehntel und

Zweiunddreißigstel, vor. Genau erkennen die Vögel und Säugethiere die Zeit, am genauesten der Hund.

Wenn sogar alle Thiere, der Eingeweidewurm nicht ausgenommen, sehen oder Lichtsinn haben sollten, so folgt daraus noch nicht, daß sie Farbensinn haben. Es gibt ja auch Menschen, die nur das Hell und Dunkel, nur die Größe des Lichtes, nicht aber die Farben unterscheiden können. Wozu soll dem Wurm im Leibe, der seine Nahrung sonst finden kann, der Lichtsinn? Farbensinn bedarf er noch minder. Vollkommne Würmer haben ihn wahrscheinlich schon im kleinsten Maaßstabe. Die Muschelthiere werden für die Schönheiten ihrer Wohnungen nicht ganz stumpf seyn. Die Insecten werden vermuthlich durch den Farbensinn zu den Früchten, Blättern und Blumen geleitet. Vielleicht aber erstreckt er sich nur auf die Nahrung und Wohnung, so daß sie die Farben der Dinge, die nicht in ihren Lebenskreis gehören, nicht erkennen. Spinnen erkennen ihren Ernährer. Thierthiere kennen die Farben ganz bestimmt. Schlangen, vermuthlich eben an den Farben der Kleider, ihren Wärter und Herrn. Nur noch vollkommnere Thiere erkennen sie noch an andern feinern Dingen, z. B. am Blick und an der Miene. Der Bartgeyer erkennt die Menschen offenbar nur aus der Farbe recht. Am Farbenkleide mögen die Vögel einander unterscheiden. Der Hund kennt die Farben aufs deutlichste. Hellere Farben sind den jüngern, dunklere den ältern Thieren angenehm. Wenn ein Löwe in Venedig seinem Meister, der mit ihm experimentirte, und ihm den Kopf in den Rachen steckte, denselben abgebissen hat, so geschah es beim Löwen gewiß nicht, weil der Meister einen anders gefärbten Rock trug, sondern um anderer Ursachen willen, denn der Löwe kennt ja sogar den Blick des Menschen aufs allerbeste; doch wird auch das vollkommnere Thier durch die Kleidung (wie der Mensch) getäuscht, jedoch weiß es sich bald zu fassen. Alle Kühe unterscheiden die Farben. Der andalusische Stier stürzt wüthend in das ihm vom Matador vorgehaltene Stück rothes Tuch. Eine andere Farbe reizt ihn nicht so sehr. Diese brennt sein Auge wie das unsrige. Man spricht mit Recht von brennenden Farben. Wir wissen, daß sogar der allerblödsinnigste Mensch die Farben unterscheiden kann, es sey denn, er habe

eben die Idiosynkrasie an sich, die auch bei Verständigen vorkommt, nur Licht und Schatten, Stärke und Schwäche, nicht aber die Farben selbst von einander unterscheiden zu können. Daß die Thiere mehr und minder Licht, Tag und Nacht und Dämmerung unterscheiden können, versteht sich von selbst. Eulen und Fledermäuse ziehen bei der Dämmerung aus. So machen es auch Katzen u. s. w. Vögel fliegen dem Neste zu, wenn der Mond vor die Sonne tritt und Halblicht macht. Wir könnten aber doch fragen, ob die Kleidermotte, wenn sie mit allerlei Tuch ihr beschädigtes Häuschen ausflickt, wirklich unterscheide? Allein weil sie helleres dem dunklern vorzieht, muß sie unterscheiden können. Weil jeder Mensch mit seinen eigenen Augen sieht, und nur nach sich die Farben beurtheilt, so wird solches auch bei den Thieren der Fall seyn, doch werden unvollkommnere unter sich mehr übereinstimmen, als vollkommnere. Anbei darf doch nicht angenommen werden, daß die Thiere die feinen Farbenunterschiede wahrnehmen. Sind doch die meisten Menschen dazu untauglich, und nehmen nur die Grundfarben, und selbst diese nie ganz wahr, wenn sie nicht deutlich ausgesprochen sind. Der Farbensinn macht den Gegenstand erkennbarer. Bloße Formen können eher täuschen. Der Storch läßt sich wie manche Thiere durch den Schatten, der nur die Form darstellt, täuschen.

Der Tonsinn setzt, wie der Farbensinn nicht nur ein Auge, so er nicht nur ein Ohr voraus, denn Sinne fürs Sehen und Hören sind noch nicht Sinne für Farben und Töne. Vielleicht sehen und hören tief stehende Thiere noch nicht, um so weniger können sie dann Farben- und Tonsinn haben, denn diese Sinne sind geistiger. Und wie der Sinn für Stärke und Schwäche des Lichtes nur mit dem Gesichtssinn Eins ist, so ist Sinn für Stärke und Schwäche des Tons auch nur Gehörsinn. Es gibt auch Menschen, die Tiefe und Höhe der Töne nie unterscheiden. Jene können keine Maler, diese keine Musiker werden. Vermuthlich ist der Farbensinn allgemeiner als der Tonsinn, weil ersterer mit den Gegenständen der Nahrung näher als letzterer verwandt ist. Viele Würmer mögen schon hören; von manchen ist's gewiß, von andern ungewiß. Insecten hören. Klangsinn haben die Bienen, die Karpfen.

Erstere kennen auch die Stimme des Bienenvaters, die vielleicht etwas Klangartiges für sie hat. Der Brillenschlange musicirt man vor. Die Unken rufen nicht ganz unmusikalisch. Der Storch kennt seines Herrn Stimme ebenfalls. Der Uhu diejenige seines Fütterers. Aber alles dieses deutet immer noch nicht für einen eigentlichen musikalischen Tonsinn. Erst die Sangvögel sind eigentliche Musikanten, haben also einen eigentlichen Tonsinn, Sinn für Höhe und Tiefe der Töne, oder musikalischen Sinn, mit dem sie auch so leicht fremde Lieder, selbst nach Orgeln, lernen. Der Mensch legt seine Tonrechnung in die Maschine, und irgend einer lockt sie, an der Kurbel drehend, ohne singen zu können, heraus. Die Reihe der Töne geht durch die Luft aus der Maschine ins Ohr und in die Seele des Vogels, und so wird die Tonrechnung des Mechanikers ein Lied in der Seele des Thierchens, das es denn wieder hundertmal von sich gibt. Aber kein Säugethier ist so musikalisch, daß es singen könnte oder lernte. Nur einzelne lieben die Musik, z. B. der Dromedar, der Bär, das Pferd, am meisten der Elephant, der selbst nur blöcken kann. Schmelzende Arien erregen in ihm schmelzende, rüstige Tonreihen kräftige Affecte. Am meisten Musik hat von Natur in der Seele und lernt die Spottdrossel. Vögel lernen auch sprechen, Säugethiere nicht. Nur Hunde hat man Wörter gelehrt. Im Tonsinn steht das Säugethier offenbar unter dem Vogel, aber im Redesinn nicht, denn viele Säugethiere haben eine viel vernehmlichere, modificirtere, ausdrucksvollere Sprache, als die Vögel, und erst noch verstehen sie die Menschen, dessen Wort und Wortsinn, besser. Der Hund muß Blastöne von Saitentönen unterscheiden können, denn bei Saitentönen heult er nicht, oder viel weniger. Wie der Gesang mehr Sache des Gefühls oder Gemüths ist, so ist das Verstehen des Menschenwortes mehr Sache des Verstandes. Wer als Mensch jedoch die Töne nicht unterscheiden kann, dem gilt der Chorgesang der Kirche, Haydn's Schöpfung und Thompsons Jahreszeiten vielleicht weniger, als manchem Vogel. Der witzige Dunker sagt erst noch: „Was soll dort der Gesang derer seyn, deren Gesang hier auf Erden ist gleich dem der Meerkälber auf den Eisschollen?“ Je schöner der Gesang eben dort für viele, für gewisse Menschen

und Vögel, desto langweiliger müßte er manchen andern Menschen und Wassermolchen seyn. Die Gabe des vollkommnern Säugethiers, den Menschen deutlich zu verstehen und dessen Gedanken in seine Seele aufzunehmen, ist des Säugethiers großes Vorrecht, und macht es zu einem Menschen= oder Verstandesthier auf eine es ehrende und für uns erfreuliche Weise.

Jedes Thier hat eine Sprache, d. h. es kann sich wenigstens seinesgleichen, den Seinigen und seinen Feinden auf irgend eine Weise vernehmlich machen. Alle Sprache fürs Thier ist nur entweder Gebärden= oder Tonsprache. Die untersten Thiere, die keine Art noch Spur von Lunge haben, und keinen Laut von sich geben können, müssen sich mit der Gebärdensprache begnügen, die eben auch erbärmlich genug seyn, aber doch hoffentlich für ihren Verkehr ausreichen wird. Die Gebärde eines Punktes oder auch eines größern Kugelthiers kann, unsers Wissens, nur in einer Annäherung oder Entfernung, im schnellern und langsamern Bewegen, oder auch in der Umwälzung um sich selbst, die eines Bandes nur in Vorwärts=, Rückwärts= und Seitenrichtungen, im Ausdehnen und Zusammenziehen liegen. Ein Thier mit hervorragenden Theilen (Hörnern, Füßen, Zähnen) kann sie zur Vertheidigung, die auch eine und zwar sehr vernehmliche Sprache ist, brauchen. Offenbar kommt diese Art zu sprechen allen Thieren, von den Quesen im Schafgehirn durch alle Stufen bis zur Gazelle und zum obersten Thier, zu; denn selbst die Flucht ist eine lange Rede. Diese Art von Sprache führt nicht nur jedes Thier, je nachdem es ist, sondern sie wird auch vollkommen von jedem andern Thier, das mit ihm freundlich oder feindlich verkehren will, verstanden. Wir denken hier aber nur an die Lautsprache, die, begreiflich! beim Thier nicht wie bei uns in der langweiligen Schule nach dem Syllabiren, sondern von der Natur nach der Lautirmethode gelehrt und schnell gelernt wird. Würmer sprechen noch durch gar keinen Laut, Insecten sprechen mit einander, die Weibchen rufen den Männchen, wenn nicht mit dem Munde, so doch mit den Flügeln. Andere summen. Die Fische heißen stumm, wir wissen aber, daß mehrere sprechen können. Mit den Lurchen geht's wieder

arin rückwärts, wie wenig vorwärts die Fische gegangen
nd. Den Vögeln ist eine deutliche Sprache verliehen, unge=
chtet wir es bei den Enten nur Schnattern, und bei den
Störchen nur Klappern heißen. Die Krähen, Raben, Dohlen,
Bachteln, Hähne und Hühner u. s. w. sprechen für sich voll=
ommen deutlich. Jedes Hühnchen versteht den Wink der
Henne. Immer plaudern sie miteinander. Wir müssen es
ben nicht verstehen können. Unser Gespräch wird ihnen auch
ur ein Kauderwälsch seyn. Sie reden von dem Ihrigen, wie
ir von dem Unsrigen. Jeder das Seinige! Sie verstehen
den Ton. Eine zierliche Sprache haben die Singvögel, deren
Gesang selbst die Sprache ist; jedoch haben alle Singvögel für
hre Gedanken und Empfindungen, ihr Fürchten und Hoffen,
hr Verabscheuen und Begehren, und allen ihren Haus= und
esellschaftlichen Verkehr noch eine Menge besonderer Töne oder
Worte. Was spricht nicht der Fink, der Canarienvogel, die
Nachtigall aus! Man spricht mit ihnen. Deutlich merkt man,
aß sie zuhören, Achtung geben, antworten, mitsprechen wol=
n, sich dazu anstrengen. Es ist in diesen Menschenthieren
twas Menschliches, es will herausbrechen. Es kam noch
icht heraus. Der Heher lacht fast wie ein Mensch, und der
Spottvogel nimmt Spott in seine Töne. Der Hahn unterhält
ch mit seinen Hennen wie ein Sultan mit seinem Harem,
nd die Störche halten Rath und lange Reden. Die Elster
t wirklich geschwätzig. Die Säugethiere haben eine meister=
afte Naturlautsprache. Fuchs und Rabe, Wolf und Schaf
önnen zwar nur in der Aesopischen Fabel, aber Wolf und
Wölfin, Schafmutter und Schafkind, die Füchse miteinander
n der Wirklichkeit reden, plaudern, sich verschwatzen. Der
Hund hat eine artikulirte Sprache, die jedoch nicht wie die
nsrige tönen muß. Die Katzen sind im Besitze eines ziemlich
roßen Adelung'schen Wörterbuches. Wir meinen aber, es
müssen alle Wörter deutsch tönen. Es ist, als ob der Hund
ich ärgere, mit uns nicht sprechen zu können. Daß der Hund
iel Sprachsinn hat, erhellet ja unwiderredlich aus seinem
Verständniß unserer Sprache. Unser Sinn wird der seinige.
Schon daraus erhellet, daß er auch sprechen können müsse,
enn es kann kein Sinn für etwas in ihm seyn, ohne eine

Geschicklichkeit, es sey denn ein Widerspruch und also etwas Mißgeburtliches in ihm. Das ist allerdings wahr, daß die Thiere Laute nur für Empfindungen haben. Begriffe können sie nicht ausdrücken, weil sie keine solche haben. Sie gleichen darin ganz den kleinen Kindern, und allen den Erwachsenen, die ebenfalls nie sich bis zur Bildung eines Begriffes erheben, deren erst noch eine nur allzugroße Zahl ist. Wenn sie mit einem Worte einen Begriff auszudrücken scheinen, so ist's doch nur das Wort, der Laut gewesen, den sie statt des Begriffes gehört, mit dem Ohr empfunden, im Sinn behalten und wieder gegeben haben. Sie haben immer nur den Stellvertreter des Begriffs ohne den Begriff.

Das Thier ist eine lebende und sprechende Natur. Es stellt sich dar und figurirt. Es ruht und bewegt sich, und thut dadurch seine Empfindungen und Gedanken, seine Seele kund. Es äußert Inneres. Allmählich bildet sich ihm alles Innere so an, daß man dem Aeußern das Innere ansieht. Sein ganzes Seyn und Thun ist schon von Natur Physiognomie und kann es immer mehr werden, und wird es wirklich bei vollkommnern Thieren. Jedes Thier hat eine Physiognomie, sey sie deutbar oder nicht. Die Seele muß heraus kommen. Es ist auch jedes Thier ein Selbst, sey es das Selbst einer Art oder eines Individuums, und stellt sich darum dem Menschen eigen dar. Wir müssen jedoch auch hierin die untersten, mittlern und obersten Thiere von einander wohl unterscheiden. Im Schlafe tritt auch am Menschen am wenigsten, im Traum mehr, im Wachen am allermeisten Physiognomie auf. In den untersten Classen ist sie gleichmäßig über den ganzen Körper ausgegossen, wie am Menschen am ehesten im Schlafe; in den obersten ist sie besonders im Gesicht ausgeprägt. In den untersten stellt die ganze Classe wohl gar nur eine Classenphysiognomie dar, in den mittlern gibt's Artphysiognomien, in den obersten hat sogar jedes Thier seine eigene. Die Pflanzenthiere und Thierpflanzen haben beinahe noch die Physiognomie der Schlangen. Was sollten die Bandwürmer darstellen? Bandseelen! Die Kugelthiere zeigen schon ein wenig mehr, die Cylinderthiere noch mehr. Allmählich treten größere Glieder aus dem Cylinderstamm heraus; die Physiognomie wird

vielgestaltiger, darum vielsagender. Traumthiere sagen noch mehr. Die Schnecke sogar hat schon ein anderes Gesicht als der Gartenwurm. Wer sieht der Physiognomie der Wasserjungfer oder Libelle nicht die Raublust an, oder dem Bienenköpfchen nicht, daß mehr Verstand darin ist, als in dem der Drohne? Die Königin sieht am gescheidtesten aus. Es haben nicht einmal alle Arbeitsbienen das gleiche Gesichtchen. Man nehme nur die Loupe zur Hand. Auch ein Raupengesichtchen ist schon gescheidter, als das eines Schmetterlings. Daß die Unterschiede nicht groß seyn können, ist begreiflich. Anfänge sind nur Anfänge. Viele Fische sehen sehr dumm aus, manche nicht ungescheidt. Die Karpfen variiren schon in den Individuen ein wenig. Noch mehr Unterschied tritt in den Schlangen und befußten Lurchen auf. Je mehr Unterscheidungsgabe sie haben, desto mehr drückt sich in ihrem Körper, und besonders in ihrem Gesichte aus, und desto mehr Unterschiede selbst stellen sie dar. Die Eidechse hat eine gutmüthig-gescheidte Physiognomie, und ihre Aeuglein leuchten in verschiedenem Lichte. Das Auge ist der Spiegel der Seele! Sieht man der Blindschleiche nicht die einfachste Gutmüthigkeit an? Wie ruhig (aber nicht dumm) ist ihr Aeuglein, viel ruhiger als das der gemeinen Eidechse! Ihr Aeuglein aber gehört eben zur Intelligenz. Welch eine Kluft zwischen der Physiognomie des Tauchers (Troile), genannt Bömpeli, und derjenigen eines Haushahns, aber auch noch zwischen Henne und Haushahn? Es ist nicht nöthig, daß Mann und Weib gleich, und gleich gescheidt aussehen! Die jungen Canarienvögelchen haben ein anderes Gesichtchen, als die alten. Wer es nicht wahrnimmt, hat gewiß keinen Sinn für Physiognomik. Doch zeigt sich auch gerade hierin wieder die Höhe der Säugethiere, denn nur diese haben Physiognomie im eminenten Sinn, und nur bei ihnen ist minder auf die Haltung des ganzen Körpers Rücksicht genommen worden. In ihnen ist außerordentlich viel ins Gesicht zusammengedrängt. Mund und Auge, Miene und Blick sprechen Seele aus. Darum kann man am ausgestopften Vogel noch einigermaßen auch die Seele mitgeben, am ausgestopften Säugethier ist's kaum möglich. Hier kommen sogar Zeichner und Maler zu kurz. Hürt war Meister im Physio-

gnomisiren der Säugethiere, Ridinger bald Meister, bald Gesell, bisweilen nur Lehrjunge.

Ja, welche Unterschiede! Um den ungeheuern Unterschied zwischen der duldenden Physiognomie des Dromedars, der geistlosen des Schafs, der muthvollen des Pferdes, der verschlagenen des Esels, der großartigen des Löwen, der heimtückischen, Gewalt wollenden, herausfordernden des Tigers, der dummen des Nashorns, der listigen des Fuchses, der schlauen der Katze, der verständigen des Pudels u. s. w. zu finden, muß man eben kein Lavater seyn. Löwe und Löwin, Stier und Kuh und Kalb, Kuhkalb und Stierkalb, Kater und Katze haben verschiedene Physiognomien. Die Physiognomien sind männlich oder weiblich, kindisch und altklug.

Es besteht aber auch ein merklicher, großer Unterschied zwischen der einen und der andern weiblichen Katze, dem einen und andern Pferde, Pudel u. s. w. Mancher Esel sieht viel eseliger aus als ein anderer, manches Pferd gescheidter als das andere. Die Araber, Engländer, Mecklenburger sehen sehr gescheidt aus. Es gibt Katzen, denen man größern als gewöhnlichen Verstand auf den ersten Blick ansieht, und zu manchem Pudel kann man sagen: du weißt nicht, wie gescheidt du aussiehst! Barry sah sehr gutmüthig aus. Sein Angesicht war angenehm und menschenfreundlich. Wollte man erst noch zur Physiognomie des Thiers den Blick und die ganze Haltung und Gebärdung zählen, so wäre die Physiognomik auch der Thiere gerettet und dreifach gesichert. Vergleiche nur Blick, Haltung und Gebärdung des Schweines und Löwen, des Schafes und Tigers, des Esels und Hundes! Gibt's größere Unterschiede ihres Körpers, d. h. ihrer äußern Seele? Und der auch seelenlosgewordene arme Karrengaul mit dem hängenden Kopfe und nichtssagenden Auge? Vielleicht war er ein Araber!

Es ist in der That sehr auffallend, wie sehr sich die Physiognomie der Thiere ändern, verbessern und verschlimmern, vergröbern und verfeinern kann. Verbessert wird sie durch gute Nahrung, gute Pflege, Reinlichkeit, gute Behandlung und bildende Worte; verschlimmert durchs Gegentheil, durch Alter, Krankheiten und Leidenschaften. An Jungen verbessert

und verschlimmert sich das Aeußere durch den Umgang mit Menschen gar bald, so daß man zum Thier beinahe sagen könnte: sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir auch sagen, wie du aussiehst! Gute und verständige Menschen müssen vortheilhaft auf sie einwirken, verbessern ja Alles um sich her. Wie falsch aber sieht manche Katze, die man falsch gemacht hat? Wie bissig wird das Gesicht manches Hundes? Es verändert sich auch mehrerer Thiere Physiognomie im Sterben sehr auffallend. Begreiflich kann solches sehr Beachtungswerthes von unsern groben unsichern Menschenaugen nur an Säugethieren klar und bestimmt wahrgenommen werden. Und erst ist uns die Geschichte der Veränderungen im Gesichte des sterbenden Thiers noch durch die Haare desselben verdunkelt und fast unzugänglich gemacht. Es muß aber jede Veränderung in der Seele eine Erscheinung im Körper, und bei den vollkommnern Thieren im Angesicht werden. Jedes Thier ist auch darin ein Zehntels-, Viertels- oder Halbmensch, kurz, ein Theilmensch! Ihre Seelenveränderungen kommen in ihre Glieder, ihren Schweif, ihre Augen und Ohren! Sie wissen's aber nicht und wollen's auch nicht. Sie sind wie Kinder — Natur. Man sieht dem Ohre des Pferdes, dem Blick des Tigers, dem Schwanzende der Katze an, was ihre Seele im Schilde führe. Daß auch beim Thier aus der Physiognomie mehr auf sein Fühlen und Wollen als auf seine Gedanken geschlossen werden könne, ist begreiflich. Gedanken können sich nicht so leicht fühlbar machen. Die Intelligenz, weil dem Geist am nächsten, ist am verborgensten, und bleibt es. Die Physiognomie der Art bildet sich schon im Mutterleibe aus. Ein noch so junger Embryon einer Ziege zeigt schon vollkommen das Neckende, Närrische, Lachende der Ziege; das Gesicht des Kalbsembryons ist schon völlig dumm; das Angesicht eines noch ungebornen Pferdes meint schon kräftig und lebensfroh wiehern zu sollen.

Solches thut sein Genius, der jedes auf seine Stufe stellt. Jedes spricht einen Geist aus. Es ist der Naturgeist, und es hat ihn nur von diesem empfangen.

Wir gehen zu den besondern intelligibeln und gemüthlichen Eigenschaften der Thiere über.

Die Anlagen oder Talente, die Naturelle und Temperamente der Thiere von unten herauf, und bei den vollkommnern der Arten und Individuen, sind, wie aus Allem ersichtlich ist, äußerst verschieden. Hierüber kaum ein Wort noch, weil die Aufzählung und Aufeinanderfolge der Thiere nach der psychischen Beschaffenheit die Wahrheit unsres Satzes rein geschichtlich hinlänglich nachgewiesen hat, und eben diese nur eine Veranschaulichung des vom Satze ausgesprochenen Unsichtbaren gewesen ist. Die Anlagen, das Naturell und Temperament bedingen die Art und den Werth des Thiers für seinesgleichen, sein Verhältniß zu andern Thieren, Freunden und Feinden, so wie sein ganzes Wesen für uns Menschen. Eben die Anlagen, das Naturell und Temperament, machen für uns das Pferd, das Rind, den Hund, den Orang, die Ziege zu dem, was es für uns ist, und eben nach der Anlage, dem Naturell und Temperament müssen wir uns im Umgang mit den Thieren einrichten. Jedes Thier ist, was es ist, und bleibt mehr und minder was es ist, durch seine Anlagen u. s. w. Das Räderthier hat andere Anlagen, als der Spritzfisch, und der Meerstern andere als der Storch. Man kann das Räderthierchen nicht in den Spritzfisch, Meerstern und Storch psychisch gerade so wenig als physisch umgestalten. Will man aus einem Thier ein anderes machen, so muß man es doch zuerst so nehmen, wie es ist, um es durch das, was es ist, zu dem zu machen, was es für uns seyn soll. Soll mein schwächerer, zagender Freund beim Bergklettern zu mir kommen, so muß ich ihn holen, so muß ich mich zu ihm herunterlassen, und müßte ich sogar mit eigener Gefahr herunterklettern. Das ist pädagogische Regel! Wir wissen, daß man die Psychen der Thiere beträchtlich verändern kann. Dem Fischotter kann man die Fische zum Ekel machen, der Hase kann Pistolen abschießen, die Maus neben der Katze fressen, der Esel Räthsel lösen, jedoch nie irgend etwas, wozu gar keine Anlage in ihm ist, lernen. Auch für die Thiere gibt's keinen Nürnberger Trichter. Kälber kann man nicht musikalisch, Sauen nicht poetisch, Spatzen nicht zu Architekten, Gartenwürmer und Schmetterlinge nicht zu Spinnern und Webern machen. Hierin liegt zum Theil die Erziehungsfähigkeit oder

Erziehungsunfähigkeit des Thieres, und hiedurch ist die Erziehungsgeschicklichkeit und Ungeschicklichkeit des Thiererziehers bedingt. Am wenigsten können die Anlagen, leichter das Naturell als Neigung, am allerleichtesten, wie auch beim Menschen, das Temperament umgeändert werden. Die Anlage ist das Ursprünglichste, der Grundtypus, nach dem auch der Körper gebildet ist. Das Naturell als Neigung ist schon Umständen unterworfen, die es theils nähren, theils zurückdrängen und unbefriedigt lassen; das Temperament ist eine Mischung, also ein Product. Ursprüngliches ist unabänderlich, Compositionen ändern sich durchs Alter u. s. w. Selbst daß der Erzieher oder Abänderer der Seele der Thiere Psycholog seyn müsse, ist offenbar. Er muß wissen, wo Gewalt und Ansehen, wo Klugheit und List, wo Ruhe und Milde, wo Schnelligkeit und Uebereilung nothwendig sey. Was können nicht manche lehren! Andere können nichts lehren. So können einige lernen, andere nichts oder beinahe nichts.

Wie verschieden sind die Thiere in der Darstellung ihres Selbstes?

In den einen, untern und mittlern und obern, kommt Raubsucht und Mordlust, so wie auch das baarste Gegentheil davon vor. Die Raub- und Mordlust ist am allerstärksten bei den untersten, weil ihr ganzes Leben nichts als ein Genuß von vegetabilen und animalen Materien ist. Die Natur selbst hat sie dazu eingerichtet, sie beinahe nur dazu mit Anlagen versehen. Sie sollen rauben und morden. Da ist kein Mitgefühl für Schmerz. Die Bremse fühlt nichts vom Schmerze des zerstochenen Pferdes, die Krähe sieht den Wurm sich krümmen, es thut ihr aber nicht wehe u. s. w. Ob aber der Löwe, wenn er die Gazelle zerfleischt, gar nichts von ihrem Jammer empfinde, ist gewiß erst noch zu untersuchen. Die Acten sind über Manches noch nicht geschlossen. Allen Thieren, auch den empfindungsvollsten, sind andere vielleicht nur Sache, wie sie es ja auch den Cartesianischen Menschen sind. Die Bremsen zermartern das Rind bis aufs Blut und bis zum Tode. Man beschuldigt immer nur die vollkommnern Thiere der Grausamkeit, und tadelt sie, weil man sie dem Menschen ähnlich denkt und handeln sieht. Raub- und mord-

lustig ist der Hai und der Pottfisch, der Wallfisch ist's nicht. Grausam frißt die Hyäne und der Tiger. Sie sind es jedoch nie in einem menschlichen Grade noch Sinne. Grausam ist selbst der Tiger nicht.

Ob in irgend einem Thiere Mitleid seyn könne? Wenn solches vorkommt, so kommt es offenbar nur bei den vollkommensten vor. Höchstens findet sich ein Mitleid gegen seinesgleichen, gegen Mitkatzen, Mithunde, Mitorang, Mitelephanten, gegen Kinder und Gatten. Darum ist jene Katze, die eines erschreckten Vogels schonte, von höchster Wichtigkeit. In einen Barry darf man dann aber doch auch einen Anfang von wahrem Mitleiden gegen Verunglückte und Hervorgescharrte denken, ohne ihn oder das Thier überhaupt dadurch ungeschichtlich und unpsychologisch zu hoch zu heben. Feinere Thiere sind des Mitleids empfänglich, weil sie der Mitfreude empfänglich sind. Zwar ist das Mitleiden feiner, geistiger, uneigennütziger als die Mitfreude. Mitfreuen können sich auch Zöllner und Sünder. Wer sich wirklich nicht nur mit, sondern über die Freude des Andern freut, der ist auf dem Wege, sich über der Trauer des Andern selbst wehe zu thun. Die alltägliche Mitfreude wird um eigenen Nutzens willen geliebt, das Mitleid aller Art hingegen ist ein Ruf zu helfen, ein Ruf, der höchstens an einige wenige Thiere ergehen kann, weil die meisten einander nicht helfen können. Wenn nun aber auch das Mitleid an und für sich als eine gute Eigenschaft und Tugend gegeben wäre, so wäre sie doch in jedem Thier, das nicht helfen könnte, fürs unglückliche oder bemitleidete zwecklos. Es ist aber nicht einmal die heiligste Tugend ohne That und ohne Zweck einen andern Zustand hervorzubringen. Eine Menge Thiere sind der Mitfreude empfänglich. Mit einander essen sie, mit einander jagen sie in den Lüften herum, mit einander rennen Pferde im Corso; nur darf nicht zu viel Gemüthliches darin gesehen werden. Viele sind mit einander lustig im Tanze. Wie necken sich die Hunde! Einer macht dem andern Freude, nur thut es jeder um seiner selbst willen. Ueberfordern wir hierin das Thier nicht, und legen wir ihm den Mangel wahrer uneigennütziger Mitfreude, die ja sogar im Menschen eine große Seltenheit ist, nicht übel aus.

Mitleid und Mitfreude sind Früchte der Sympathie. Gleiches und Gleiches gesellen sich gerne. Sympathie ist Wahlverwandtschaft, Antipathie ist einseitige oder wohl gar gegenseitige Abstoßung. Auch die Thiere sind beiden unterthan. Manche ziehen einander an, manche stoßen einander ab. Hunde und Katzen verhalten sich bald sympathetisch, meist antipathetisch, Gänse sympathetisch zum Hunde, und ebenfalls wieder gewöhnlich antipathetisch. Krebse befreunden sich mit Austern, Fische mit Fischen ganz anderer Art. Jedes Wesen ohne Grundsätze folgt, und zwar in allen Beziehungen, einzig diesem Gesetze, das ein großes, durchgreifendes Naturgesetz für Himmel und Erde ist. Für Wesen ohne Grundsätze bedingt es die Liebe und den Haß, die Anneigung oder Abneigung, die Freundschaft oder die Feindschaft. Thiere lieben einander, die vollkommnern auch den Fütterer, Wärter, Wohlthäter, den Menschen. Sie suchen den geliebten Gegenstand auf, sie folgen ihm überall hin, sie werden unruhig, wenn sie ihn verloren haben und lange vergeblich suchen, sie schmeicheln ihm, küssen ihn u. s. w.; doch bezieht sich alles dieses nur auf die Menschenthiere. Solcher Liebe ist kein Pflanzen =, ja nicht einmal ein Thierthier fähig. Welche Liebe kann ein Hund empfinden! Wie zugeneigt wird der Elephant den Kindern! Wie wohlwollend wird das Pferd gegen seinen gewohnten Wärter und Herrn! Es ist eine Freude, solches an Thieren wahrzunehmen. So sehr der Hund jedoch lieben, so zugeneigt er werden kann, so gehässig, so feindselig kann er seyn. Welcher Haß in manchem Hunde oder Pferde? Andere können nie zur Liebe unter sich noch zu Menschen gebracht werden. Sie bleiben ganz gleichgültig. Gleichgültige Thiere sind wie gleichgültige Menschen, eher auf der Seite der Ab = als der Zuneigung Nitimur in vetitum, wir neigen uns auf die böse Seite! Selbst reine wahre Liebe kann im Thier gefunden werden, denn die reine wahre Liebe opfert sich auf. Solcher Aufopferung ist die Wallfischmutter, ist gewiß noch manches Menschenthier fähig. Die Hündin ist ihrer ebenfalls fähig, und was wir vom Pferde und Elephanten wissen, bestätigt unsre Behauptung ebenfalls, ja selbst die noch erst anfänglichen Thierthiere, die Termiten, thun uns in ihrer Lebens=

hingabe fürs königliche Elternpaar kund, daß die aufopfernde Liebe unter den Thieren keine Fabel ist, so daß wir schließen dürfen, sie komme auch bei Fischen und Lurchen vor. Sie mag selten seyn — überall! wird aber am ehesten im ehelichen, elterlichen und kindlichen Verhältnisse anzutreffen seyn. Alle solche Liebe ist mehr und minder sinnlich, wenn sie nicht als Idiosynkrasie, wie z. B. in der Gans gegen den Hund, auftritt. Denn man kann auch das weibliche Princip, nicht eben nur den weiblichen Körper, die Kinder um des geheimen sinnlichen Naturbandes, die Eltern wegen empfangener Wohlthaten, lieben. Die eigentliche Freundschaft ist uneigennützig. Vielleicht kann sich die Freundschaft zwischen zwei Thieren ins Gewand der Liebe hüllen. Freundschaft zwischen Thier und Mensch kann, des Abstandes wegen, nicht stattfinden, wie sie nicht zwischen Mensch und Gott stattfinden kann. (Idem velle, idem nolle, amicitia est.) Gleiches wollen, und Gleiches nicht wollen, ist Freundschaft, sagt Catilina. Da muß man auch Gleiches denken können.

Grimmen Hasses ist manches Menschenthier fähig, z. B. der Haushahn, der Stier, das Pferd, die Katze, der Pavian, der Hund. Sollten tieferstehende Thiere auch schon hassen können, so müßte ihr Haß mehr physiologisch als psychisch seyn, denn im Schlafe kann sich kein wahrer Haß bilden. Im Traum kann er schon eher entstehen, noch eher im Schlafwandel und im somnambulen Zustande, eigentlicher Haß jedoch unläugbar nur im Wachen. Das Thier haßt seinen Nebenbuhler auf der Weide und bei den Weibern, oder den, der es wirklich beleidigt, ihm eine unverschuldete Uebelthat zugefügt hat, oder aus ursprünglicher Antipathie. Aus diesem Letzten, uns Unerklärbaren, muß man es sich erklären, warum manche Thiere einen stehenden Haß gegen andere haben, und warum manche Menschen von vielen Thieren so arg gehaßt werden, so daß sie dieselben durch alle möglichen Freundlichkeitsäußerungen nicht für sich gewinnen, durch keine Liebe und Wohlthaten sie versöhnen können. Vielleicht aber liegt noch allem Hasse der Thiere, auch wenn er nur eine Wirkung von Beleidigungen zu seyn scheint, etwas ursprünglich Antipathetisches zum Grunde, denn selbst das gehässigste Thier kann andere Thiere und an-

dere Menschen, ohne im mindesten gehässig gegen sie zu werden, alle, und oft noch viel ärgere Beleidigungen verzeihen.

Der Haß gescheidterer Thiere kann Rachsucht werden, wenn sich ein gutes Gedächtniß und viele Erinnerungskraft dazu gesellt. Paviane und Hunde können unversöhnlich, beinahe so lange als der Mensch, die Erinnerung an Uebelthaten, Groll und Feindschaft in sich bewahren und sie gelegentlich wie Furien loslassen. Die meisten aber rächen sich augenblicklich. Auch unter den Thieren ist der schnelle Zorn viel häufiger als der langsame. Zur Rachsucht gehört, wenn sie vollkommen seyn soll, Verstellung, Falschheit und Bosheit. Einzelne gescheidtere Thiere sind, unter einem schlimmen Stern geboren, von Natur tückisch, boshaft, z. B. manche Katzen, Pferde, Hunde. Ein französischer Maler sagte, wenn man sich vor seinem Hunde nicht in Acht nehme und ihn sogar necken wollte: nehmen Sie sich in Acht, er ist so malitiös als die Menschen! Manche Thiere sind für den Zorn prädisponirt, und fallen ihm beinahe augenblicklich, wenn man sie reizt, anheim. Der Zorn als Affect ist völlig thierisch. Man kann sogar Fliegen, vielleicht sogar Würmer zornig machen. Zorn ist ein allgemeines Ding. Bienen und Wespen sind zornmüthig, Termiten und Ameisen sieht man in ihren Kriegen den Zorn und Grimm an. Gewiß erzürnen die Fische einander. Der Zorn liegt nicht im Blute, sondern in der Seele. Schlangen giften vor Zorn, Gänse sind des dummen Zornes lebendiges Symbol. Die Hähne können sich in ihren Kämpfen und gegen die Menschen fast bis zum Zerbersten erzürnen. Der Zorn eines Entrichs, der im Begatten gestört wird, macht seinen Speichel zu lebensgefährlichem Gift. Wüthend zornig wird der Eber, der Löwe, die Katze, der Hund. Sie können beinahe wie der Mensch vor Zorn schäumen. Es gibt auch Hunde, Katzen, Stiere, die den zornigen Zank wie eine Gemüthsnahrung lieben, und er scheint ihnen nur wohl zu thun.

Andere, bessere Naturen und unter den vollkommneren besser erzogene sind sanfter, vergebender, verzeihen sogar die allerplanmäßigsten Beleidigungen augenblicklich und vollständig wieder, und lieben den Frieden und die Eintracht un-

bedingt. Sie sind die Ambosse, auf denen man schmieden darf. Lämmer, die nie reagiren, Tauben ohne Elasticität der Seele. Die Taube wird nie böse. Man sagt (aber unwahr), sie sey ohne Galle. Das Schaf wird nicht leicht ungeduldig, der sanfteste Hund läßt sich ohne Murren langsam zu Tode martern, die allermildeste Katze hingegen erwildet endlich und packt gefährlich an, und auch das Stierkalb verliert endlich seine Gutwilligkeit. Manche Thiere der ursprünglich sanftern Art unter den gescheidtern sind mit allem ihrem Schicksal immerdar zufrieden, und könnten durch ihr ganzes Leben das alte herzliche Lied: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen, das Andere laß ich alles liegen," singen, wenn hingegen andere mit ihrem Zustande immer unzufriedener, immer begehrsüchtiger werden. Das ist z. B. bei Hunden, jedoch selten, der Fall.

Die Dankbarkeit ist entweder sinnlich, Klugheit, Selbstempfehlung nach Cicero's witzigem Worte, oder rein. Erstere kommt im Thiere ohne Berechnung, letztere, begreiflich! so wenig als in vielen Menschen vor. Sie kann nur als Gefühl der Zufriedenheit und Freude, oder noch besser, als Anhänglichkeit gegen den Wohlthäter, vorkommen. An solcher kann es den vollkommnern Thieren, und zwar von den Ameisenlöwen an, nicht fehlen. Dankbarkeit als Anhänglichkeit ist baare Natur und wächst aus der Seele wie die Knospe aus dem Zweiglein. Eine schöne edle Knospe! Durch Wohlthaten kann man Bestien bändigen, zähmen, freundlich machen. Die Dankbarkeit der niedern Thiere kann sich einzig durch Neigung beim Wohlthäter zu seyn, die der höhern durch Freude an ihm, und demnach durch mancherlei Gebärden äußern. Sie äußern sie demnach gerade so, wie kleine Kinder. Eine Werthung der Wohlthaten ist nicht nöthig. Manche Thiere, z. B. Tauben, scheinen erst noch für die Dankbarkeit sehr prädisponirt zu seyn, und schlagen kleine Wohlthaten hoch an. Es ist hiebei zu bemerken, daß undankbare Menschen die Aeußerungen der Dankbarkeit der Thiere auffallend schlecht deuten und mißverstehen, so daß sie darüber belehrt werden müssen. Fehler des Gemüths sind immer schlechte Psychologen!

Furcht, Angst, Schrecken, Bestürzung sind ebenfalls Affecten oder vorübergehende leidenschaftliche Zustände,

in welche nur solche werden gerathen können, die genug Unterscheidungsgabe oder Erkenntnißvermögen zum Vergleichen besitzen, denn sie gehen mehr oder minder deutlich vom Bewußtseyn der Gefahr aus. Die untersten Thierarten sind darum nicht zu erschrecken, die mittlern noch schwer, die vollkommensten nur allzuleicht, doch alle in verschiedenem Grade und durch verschiedene Mittel. Nicht unwichtig ist die Frage, ob alle Thiere, die Furcht, Angst u. s. w. erfahren können, für nichts anders als für ihr Leben und dessen Zustände, also nur Tod und Prügel fürchten? Den Tod fürchten selbst die untersten, wenigstens wollen sie ihm entfliehen, was auch ohne Furcht geschehen könnte. Der Gartenwurm entflieht dem Maulwurf, die Raupe läßt sich schnell an einem Faden vom Strauch ins Gras herunter, der Käfer verbirgt sich schnell ins Laub oder in die Erde vor der Hand, die ihn ergreifen will, der sitzende Schmetterling breitet augenblicklich seine Flügel wieder aus, weg zu fliegen, wenn man sich ihm naht. Wie schnell machen sich die Fliegen vom Tisch weg, wenn sich die Hand des Feindes naht? Die Eidechse kriecht in ihre Höhle bei jeder Gefahr, der fliegende Fisch flüchtet sich vor dem Raubfisch in die Luft, und eben so schnell vor dem Raubvogel wieder ins Wasser. Der Vogel entwischt eilig noch oft dem über ihm zusammenfallenden Netze des Vogelherdes, und Mäuse und Hasen sind durch ihre Furchtsamkeit bekannt. Wir nennen eine Maus, die sich nicht schnell vor dem Menschen verbirgt, frech. Rehe, Gazellen entfliehen mit wunderbarer Schnelligkeit. Die Furcht gibt ihren Füßen Flügel. Selbst die gewaltigsten Thiere der wilden Wälder und Wüsten scheuen die Schlacht mit dem Menschen. Die Furcht wirkt jedoch sehr verschieden. Die Spatzen machen sich auf und davon, die Schafe hingegen drängen sich heftig zusammen. Die Wegschnecke aber kann sich nicht flüchten. Sie wird auch nicht viel Furcht selbst vor der Hand, die sie aufhebt, empfinden. Wie furchtsam ist das Pferd oder der Elephant?

Nicht alle Thiere, welche entfliehen, zeigen Zeichen der Furcht oder gar der Angst und des Schreckens, und unzählige kennen ihre bittersten Feinde nicht. Der Maikäfer hat, kennt, äußert keine Spur von Furcht vor den Hühnern, die ihn so

hastig anpacken, die Schnecken keine vor der auf sie so begierigen Ente. Viele Thiere haben keine Vorstellung von Gefahr und Feindschaft gegen sie. Die Furcht ist etwas Denkendes wie Empfindendes. Nehmen wir keine Zeichen der Furcht wahr, so können wir auch auf keine Furcht schließen. Löwen, Bären fürchten das Feuer, der Wolf soll das Gerassel der Ketten fürchten. Zwischen Scheu und Furcht muß unterschieden werden. Auch der Mensch scheut Manches, ohne es zu fürchten. Es ist oft nur Antipathie. Feuer und Kettengerassel können nur dem Auge und Ohr unangenehm seyn, gefährden aber weder Leben noch Gesundheit in der Ferne. Geheimnißvoll kann das Feuer und Gerassel in die Psyche wie auf uns der Glockenton einwirken. Wir scheuen solche Eindrücke. Sie machen uns bange.

Furcht und große Angst empfindet das Pferd vor auffallenden Dingen des Auges und Ohres, oder vor dem Sprunge über Gräben, die ihm zu breit scheinen, mit denen es seine Springkraft nicht in gehörigem Verhältnisse glaubt. Es schaut den Graben genau an und mißt. Furcht fühlt es, wenn es durch trübes Wasser soll. Es kennt die Tiefe nicht. Der Affe fürchtet die Schlangen aufs allerärgste. Legt man ihm Schlangenbilder vor — mit Entsetzen springt er auf die Seite. Er nähert sich neugierig und blättert im Bilderbuch. Sobald wieder Schlangen zum Vorschein kommen, springt er wieder erschrocken zurück, kommt aber doch wieder. Der Elephant will nicht aufs Schiff. Er fürchtet Seen und Flüsse und das Schwanken. Er will festen Boden. Man macht eine Brücke, maskirt das Wasser durch Wände, und malt diese wohl gar noch wie Häuser oder macht Sträuche, Laubwerke und Hecken. Mann und Weib hielten einander beim Schaukeln des Schiffes immer fest mit dem Rüssel, und gaben auch Furchttöne von sich.

Man kann furchtsame oder von Furcht geplagte Thiere furchtlos und sogar kampflustig machen. Wir sahen den durch Wein und Branntwein gesteigerten Muth der Bienen, die man berauschen kann. Muth erhält das Leben. Vielleicht wirkt in Branntwein getunktes Brod im Mund des Bleies, den man, in Schnee gepackt, lebendig bei vierzig Stunden weit schicken kann, durch Erhaltung des Muths so vortheilhaft auf

ihn ein. Pferden tränkt man etwa den Hafer mit Branntwein, Elephanten und Hunden vertreibt man die Furcht sogar durch Vorstellungen, mit welchen man bei den Vögeln und selbst bei den niedern Säugethieren nichts ausrichten kann. Auch hierin stehen die Menschenthiere neben den Kindern. Manche Thiere sind immer Furcht, und zittern beinahe immer wie Espenlaub. So ängstlich kann man den Hund und die Kinder machen.

In der Furcht beinahe aller Thiere ist doch wenig Dauerndes, und bei den meisten ist sie nur Sache des Augenblicks der gesehenen Gefahr. Sobald diese sich entfernt, sobald die Katze den Vogel verlassen hat, ist der Vogel wieder froh, und Tauben im Schlage fürchten den Habicht von außen nicht, nicht weil sie sich sicher wissen, sondern weil er ihnen nur nicht nahe genug ist.

Angst ist Furcht mit Beklemmung der Brust, und daher ein hoher Grad von Furcht. Schrecken ist plötzlich entstandene große Furcht. Können tiefstehende Thiere sich nicht einmal eigentlich fürchten, so können sie noch minder Schrecken empfinden. Der Schrecken macht zittern. Den Gartenwurm und die Schnecke kann gewiß nichts erschrecken. Ihre geringe Besinnung ist zu fest mit ihrem Wesen verbunden. Im Schrecken des hohen Grades, Bestürzung genannt, kann man den Kopf oder seine fünf Sinne verlieren. Wer keinen Kopf hat, kann ihn nicht verlieren. Bestürzt werden allerdings die Eichhörnchen und Vögel durch die Schlange. Bei diesen ist dieser Affect etwas Somnambules. Jedenfalls ist der Anlauf, der Sturm auf ihr Gemüth allzugroß. Alle Bestürzung verzaubert.

Der Mensch kann sich selbst zu fürchten machen, kann fürchten, ehe die Gefahr da ist, weil er mit seiner Vorstellung die Gegenwart überflügeln, ihr voraneilen kann, das Thier aber, selbst das allervollkommenste, scheint nur die Gegenwart fürchten zu können, woraus geschlossen werden wollte, daß es nur vom Gegenstande, nicht aber von einer Vorstellung abhange, nur dem Wahrgenommenen, nicht aber irgend einem Gedanken unterthan sey. Gut, daß es so ist, sonst müßte jeder Canarienvogel immer Angst vor der Katze im Zimmer, und immer Angst haben, daß der Mensch ihn zu füttern vergesse, und er dann elend zu Grunde gehen müsse. Er lebt getrost und denkt nicht

nach und nicht vor. So leben auch die an sich furchtsamen Kinder dennoch ohne irgend eine Angst in den Tag hinein, als Hanse ohne Sorgen. So ist's auch recht, denn Furcht und Angst ließen nicht aufblühen. Das ist der Leichtsinn des Kindes und des Thiers. Leichtsinnige lassen Gott für sich wie für die Vögelchen sorgen!

Der Mensch ist von Natur ein furchtsames Wesen. Die ihm nahen Thiere werden gewiß auch durch den Umgang mit ihm furchtsamer. Gezähmte Pferde können schlottern, und der Hund erschrickt, sobald man den Stock gegen ihn lupft, selbst wenn er nichts Böses gethan. Die Katze fürchtet den Bartgeyer, der ihr nichts zu leid thun will, und den Marder, den sie in dem ihn verschließenden Kistchen nicht einmal sieht; sie riecht ihn vermuthlich. Heftig erschreckt ein ausgezogener Bärenbalg das Pferd, es schlägt dagegen wüthend aus. Hier wirkt, wie bei der Katze, eine geheime Antipathie. Liebe und Haß, auch Zuneigung und Furcht, wirken durch diese. Der Schrecken stürzt Kühe über den Rand in den Abgrund. Freilebende Thiere sind gewiß nicht so furchtsam. Grausen entsteht in keinem Thier. Wenn Thiere in der Verzweiflung sich selbst wirklich umgebracht haben, so thaten sie es aus Gram, nicht aus Grausen vor der Gegenwart oder Zukunft, nicht aus Vorstellung, sondern Empfindung; doch offenbarten sie dadurch eine ungemeine Tiefe des Gemüthes.

Eitelkeit, Ehrgefühl, Ehrliebe, Hochmuth, Stolz und Herrschsucht gehören zusammen. Sie sind Eigenschaften nur edlerer Thiere. In Würmern können wir noch nichts davon finden. Unter den vollkommnern Insecten, z. B. Bienen, wird schon etwas davon vorkommen, um so mehr unter den noch vollkommnern, denn sie stehen auf dem Gefühl (oder Bewußtseyn) eigener Vorzüge. Vielleicht stolziren schon alte Karpfen und Krokodile. An Vögeln entdecken wir laute Spuren von Eitelkeit, z. B. am Canarienvogel. Der Kranich kann herrschsüchtig werden. Ein auf sein goldenes Geschirr eitles Pferd ist ein Mensch, der mit goldenen Titeln prangt. Hochmüthig tritt das Pferd auf, stolz der Löwe, Stolz glüht sein Auge. Herrschsüchtig sind einzelne Thiere im Stalle, auf der Wiese, vermuthlich auch in der Wüste des

Sandes und des Waldes. Nach Lob der Menschen streben Hund und Pferd und der Elephant mit seinen Künsten, der Löwe weniger. Nach Ruhm strebt kein Thier, nach Nachruhm kann keines streben. Man kann kaum glauben, daß nicht einige Thiere affectiren. Täuschen wir uns nicht, so affectirt etwa einmal ein eitler Pudel und ein eitles Pferd. Sie können durchs Loben eitler werden. Man kann aber nicht genau angeben, wie weit hinaus ein edles Thier verdorben werden könne. Affectation ist Betrug, Heuchelei und Kinderei, eine List, die andern Sand in die Augen streuen will. Die einen Thiere werden durch diesen Fehler (den auch viele Mädchen frühe an sich haben, und der also leicht muß gelernt werden können) umgänglicher, weil sie sich beim Menschen selbst dadurch genugthun können, andere werden es freilich eher durch die Gewohnheit, durch die Sicherheit beim Menschen, durch milde Behandlung. Aber sonderbar ist, daß die Thiere, je vollkommner sie sind, um desto eher Launen unterworfen sind.

Die Laune richtet sich nicht nur nach dem Monde, sondern auch nach den Tageszeiten, der Nahrung u. s. w. Man kann manche Thiere ärgerlich, verdrießlich, übel-, jedoch durch gute Worte und gute Bissen wieder gutlaunig machen. Pferde sind oft entweder am Morgen oder am Abend nicht im normalen Zustande. Anbei sagt uns manche Erfahrung, daß manches Thier, das man etwas lehren will, rein nur aus Launen und Grillen nicht lernen will. Man spricht mit ihm und fragt es: was hast du heute wieder einmal in deinem Kopfe? Dem Pferde sieht man oft an den Augen und Ohren an, daß es etwas Ungewöhnliches im Schilde führe. Eigensinnig können auch niedrigere Thiere allen Einwendungen, Lockungen, Drohungen widerstehen. Sie setzen nun einmal ihren Kopf. Und wie der Mensch, so kann auch das höhere Thier gesammelt oder zerstreut, aufmerksam oder unaufmerksam seyn. Man kann es, wenn es sich fürchtet oder Angst hat, wie einen leicht zu verlockenden Menschen zerstreuen, seine Aufmerksamkeit von einem Gegenstand ablenken, aber sie auf Einen Gegenstand richten, ist viel schwieriger, wenn er nicht etwa eine ihm angenehme Speise ist. Launisch will es jedoch etwa einmal auch diese nicht. Es ist und bleibt eine Weile mißstimmt.

Wir sind am Ende derjenigen Reihe von Eigenschaften, die wir durchweg noch thierisch, wenn auch thiermenschlich oder menschlich-thierisch nennen können. Wir steigen noch höher und zum Höchsten, doch mag hier endlich etwas, was vielleicht schon lange erwartet worden ist, und in der Thierwelt, noch mehr in den Büchern über sie, eine sehr große oder gar die allergrößte Rolle spielt, besprochen werden; wir meinen den **Instinct**. Kaum gibt's ein dunkleres, und deßwegen fürs Erkenntnißvermögen widrigeres Capitel, als dieses. Der Instinct ist den Thierpsychologen der wahre Dietrich oder Universalschlüssel zur Seele der Thiere. Ihr Denken, Wollen und Thun, ihr Rechnen und Urtheilen, ihr Verstand, ihre Erinnerung, ihr Träumen, ihr Bauen, Abreißen und Flicken, ihr Singen und Fliegen und Laufen, ihre Kämpfe sammt Liebe und Haß, dieses Alles soll nur aus einem oder aus dem Instinct kommen. Frißt der Hund Fliegen, die, von Gift betäubt, am Boden herumschweben, so thut er's aus Instinct; frißt er Spitzgras, um Knochensplitter einzuwickeln und auszubrechen, so thut er's auch aus Instinct. Sucht er seinen Herrn stunden- und tagelang, will er aus dem Glase trinken oder auch nicht trinken, so hat er's doch nur aus Instinct gethan. So ist auch die Meßkunst der Bienen, der Haß der Calcutterhahns gegen die rothe Farbe, die Nachahmung der Drossel der Stimmen anderer Vögel, die Freundlichkeit des Elephanten gegen die Kinder, das Zusammenhalten der Ratten, die Versammlung der Störche und Dohlen, die Dankbarkeit des Löwen des Androklus eitel ohne Bewußtseyn handelnder Instinct. Besonders nahm man zu einem solchen dunkeln und klugen Trieb Zuflucht, weil man sich die Kunstwerke der doch dummen Thiere nicht erklären konnte, aber sollte. Man erklärte sodann den Instinct für eine angeborne Geschicklichkeit, von selbst, aus freien Stücken, zweckmäßige, zur Selbsterhaltung und zur Erhaltung des Geschlechtes dienliche Handlungen zu begehen. Es wäre also eine ungelernte Kunst. Soll eine Handlung begangen werden, so muß ein Trieb dazu angenommen werden. Der Instinct gliche demzufolge einer Uhr mit einer Feder und einem Mechanismus, der Zweckgemäßes thut. Trieb und Mechanismus müßten

immer zusammenfallen, harmoniren. Jeder Widerspruch täuschte, brächte Zweckwidriges. Wird aber eine Composition etwas Erstes, Uranfängliches seyn? Vielleicht muß entweder Alles auf dunkle Triebe, wie Hume es selbst in Bezug auf die Moralität gethan, zurückgeführt, alles Entstehenmachende in der ganzen Natur mit Buffon eine verborgene Eigenschaft (qualité occulte) genannt, also auf jeden Erklärungsversuch Verzicht geleistet werden, oder man muß Erklärungen versuchen.

Instinct ist lateinisch, gleichbedeutend mit Antreibung, Anreizung; aber das, was das Anreizende sey, ist durchs Wort nicht angedeutet. Nun ist gewiß, daß das Thier sich durch irgend etwas gereizt fühlt, gewisse Handlungen zu begehen; nur fragt es sich, ob es die Handlungen mit oder ohne Bewußtseyn begehe, ob es wisse, warum es sie thue, den Zweck kenne, das Verhältniß des Mittels zum Zwecke sich vorstelle, unter den möglichen Mitteln wähle, und nicht etwa durch Erfahrung und Uebung belehrt, kunstgerechter und geschickter werde. Auch hier aber wird der Fehler gemacht, daß man zwischen den untersten, mittlern und obersten, den Pflanzen-, Thier- und Menschen- oder den Schlaf-, Schlafwandel- und Wach-, Nacht-Dämmerungs- und Mittagsthieren gar nicht unterscheidet. Man nimmt wahr, daß die untersten Thiere keine sogenannten Kunsttriebe haben, daß die mittlern solche in hohem Grade besitzen, daß weiter oben dieselben wieder verschwinden, bei den Vögeln zum Theil wieder zum Vorschein kommen, bei den Säugethieren hingegen ebenfalls wieder beinahe verschwinden oder nur noch in den unvollkommnern Säugethieren gefunden werden, daß dafür aber die vollkommensten von den Menschen Künste lernen können. Dessen ungeachtet wird zwischen Kunsttrieb und Kunsttrieb, zwischen dem der Raupe und des Vogels gar nicht unterschieden. Ist's denkbar, daß der Kunsttrieb der erstern und der des letztern eins und dasselbe seyen? Im Schlafe, im Traume und im Wachen können wir völlig das Gleiche thun, wir thun es jedoch in diesen drei Zuständen verschieden. Alles, was auch wir Menschen thun, thun wir nur aus Trieben, entweder werden wir getrieben, oder wir treiben uns selbst, denn was wir müssen, thun nicht wir. Unterdrücken wir einen sinn-

lichen Trieb, so thun wir's durch einen geistigen. Das Wollen ist ein von sich selbst Getriebenseyn. Immer und ewig wird nur das Stärkere Meister. Das Schlafthier ist im Schlafe so klug, als das Wachthier im Wachen, und sorgt für seinen Organismus sehr verständig, aber sein Verstand als Klugheit ist einzig auf den Körper gerichtet. Im Traume ist alle Intelligenz der innern Bilderwelt, im Wachen alle mehr und minder der Außenwelt zugekehrt. Die höchste innere Function ist das Dichten, das ein waches Träumen und ganz innerlich ist, am allerhöchsten steht das Diviniren, Prophezeyen, in welchem der Traum oder das Dichten mit der objectiven Welt für die Zukunft Eins wird, was auch dem Thiere zukommt. Aber nur dem Menschen ist die Ewigkeit jetzt schon offen.

Alles Handeln bezieht sich auf ein Unterscheiden und auf ein Bilden der Unterscheidung gemäß. Es ist im Thier ein Handlungs- oder Bildungstrieb. Der Springpunkt im Ei oder im Leibe der Mutter fing an, den Leib und die Seele zu bilden, weil er Leib und Seele zugleich ist, zwei Naturen in sich hat. Diese bilden den Springpunkt, und er bildet dann einen vollkommnen Körper mit einer dazu passenden Seele. Dieser Springpunkt bleibt durch's ganze Leben thätig, ist nicht Leib und nicht Seele, sondern ein Geist, der Urgeist für jedes lebende Wesen, ist der Bildungstrieb, oder erste Bildungsgeist (nicht nur nisus formativus, sondern spiritus formativus), der Schöpfer in uns, der Archeus und Proteus, der Anfänger und Vollender und Träger. Dieser thut Alles, ist der Ernährer, der Vergrößerer, der Blüthentreiber, der Erreger, der Künstler, der Gott der Gesundheit und der Krankheit, der Genius. Er wirkt ohne Zuthun des sich bildenden Wesens, sey es Wurm oder Vogel. Er macht dem Thier Schlaf, Traum, und macht es wachen. Hat er es geweckt, ist's wach; so wirkt er mit dessen Bewußtseyn, doch muß ihn das Thier gewähren lassen. Wir Menschen selbst sind in diesem Falle. Er kommt und weht, und wir hören sein Sausen wohl, wir wissen aber nicht, woher er weht und wohin er weht. Er schafft und erhält und flickt verdorbene Theile, läßt bis zum Grabe fallen, und führt wieder heraus. Dieser Springpunkt in uns hat die Kunst in sich, die, indem er lebhaft auf gewisse Theile wirkt,

zu Erzeugern lebendiger geistvoller Wesen zu machen. Er thut's, nicht der Mensch, nicht das Thier, das nur Leib und Seele ist! Er hat alle Kunst. Er treibt das Blut, er ordnet das Gehirn, er macht und zwingt zum Denken, Formen u. s. w. Ob er den Menschen die Kunst verleihe, einen Menschen zu erzeugen, oder der Raupe ein Gehäus zu spinnen, oder der Biene geometrische Zellen zu machen, oder dem Vogel ein Nest zu flechten, das ist in Bezug auf ihn Eins, nur verhält sich das Handelnde zu ihm nicht gleich. Der Unterschied liegt im Schlafen, Träumen, Schlafwandel, magnetischen Schlafwachen und wahren Wachen. Das Schlafthier thut's im Schlafe mit keinem oder dem dunkelsten Bewußtseyn, das Traumthier mit halbem, das Wachthier mit ganzem Bewußtseyn. Durchs Bewußtseyn wird jedoch die Handlung nicht eine andere, die Sache nicht eine andere. Der Erfolg ist der gleiche, ob eine Fliege mit oder ohne Kopf sich begatte. Das Pflanzenthier weiß nichts von seiner Kunst, aber das Räderthierchen hat sie doch. Die Biene hat die Kunst, weiß aber schon etwas Weniges davon, denn sie richtet sich nach den Umständen ein; der Fisch weiß davon mehr, weil er schon mehr Intelligenz hat, der Vogel noch mehr, der Biber, das letzte oberste Thier mit Künsten, weiß davon am allermeisten.

Mit klarem Bewußtseyn seiner Kunst bildet der Mensch, aber die Kunst gibt er selbst sich nicht. Er hat sie nur; was man nicht hat, kann man nicht. Was hast du, das du nicht empfangen hast; hast du es empfangen, so rühme dich nicht, als ob du es nicht empfangen hättest! Was man nicht kann, steht's lernen wohl an. Man muß aber lernen können. Das Können ist eben die Kunst. Wir geben immer nur das Wissen von unserm Können dazu, und verwechseln das Wissen des Könnens mit dem Können selbst. Das höchste Bilden ist das Gedankenbilden. Wer es nicht kann, kann es nicht. Was man denken lehren heißt, ist rein nichts als ein Abrichten, wie man Pferde u. s. w. abrichtet. Solches Denken ist nur auf der Oberfläche der Seele, wie solches Können auf der Seele des Pferdes u. s. w. nur oben schwimmt. Darum verlernt das Thier diese Künste schnell, wie der Mensch das Schulgelernte. Nur Gelerntes, nicht Gedachtes, fällt Alles ab.

Das Thier kann spinnen, weben, messen, bauen u. s. w. Nicht die gemachte Sache ist das Interessante, sondern das Denken, der Riß zum Bau. Die Raupe ist interessanter als ihr Gespinnst, der Biber interessanter als sein Bau, Schiller interessanter als seine Gedichte. Sähen wir in den Geist, wir sähen dann das Gespinnst, den Bau, und die Braut von Messina und hörten in letzterer die sicilischen Chöre. Das Gemüth macht beredt (Pectus est, quod disertos facit). Der Geist hat die Form in sich. An der Bienenzelle ist nicht das geformte Wachs, sondern die Geometrie ihres Geistes höchst lehrreich. Das Material ist nichts werth, und das Werkzeug ist nichts werth, seyen es Füßchen, Freßzangen, Cirkel, Lineal oder was es seyn mag! Nur das ist die Frage: warum die Erdpsyche dem einen Thier viel, dem andern wenig, dem dritten gar keinen Kunstgeist gegeben? Die Frage ist aber schon beantwortet. Sie gab jedem, was sie wollte, gab jedem Allgemeines und Eigenes, gab jedem viel, jedem viel mehr als wir dachten, ehe wir untersuchten. Jedem hat sie ein Pfund, ein Talent anvertraut. Sind nun aber nicht die Sachen, sondern die Formirungen, die Gedanken und Bildungen das Hauptsächlichste, so können wir nicht sagen, daß die obern Thiere verkürzt worden. Bienen formen Wachs, Spinnen verwandeln Säfte in Fäden und weben, das Krokodil denkt dafür mehr, noch mehr denkt der Vogel und das Säugethier. Das Denken ist das wahre Können, denn auch die Bienenzellen und Spinngewebe sind nur sichtbar gewordene, entweder nestkünstlerische oder Webgedanken. Der Dichter bildet millionenmal Feineres als die Biene, denn sein Wachs ist unsichtbar. Er bildet aus goldenen Sonnenstrahlen, und der Prediger formt in seinem Herzen moralische und religiöse Gedanken der Ewigkeit.

Bilden ist Bilden. Wenn die Biene und die Termite baut, thut sie nicht mehr und nichts Größeres, Kunstreicheres, als wenn sie sich ernährt, den Saft in sich strömen macht, verdaut u. s. w. Darum sind die Kunsttriebe nicht schwieriger als alle andern Triebe zu erklären, und die Ernährungs- und Körperbildungstriebe sind eher noch schwieriger als irgend ein Thun und Seyn zu lösen; wenn sich alle und jede Triebe, Kunsttriebe und Instincte einzig und allein auf die Selbst-

und Geschlechtserhaltung des Thiers bezögen, und rein keine andere Bedeutung als diese hätten, so wäre vollkommen erklärt, warum das Thier diese Künste nie vergißt, nie verlernt und sie schon von Natur kann. Sie sind in ihm, sind es selbst, weil eben das eigentliche Thier es selbst ist, und durch das es ist, was es ist: Ameise oder Singdrossel, Schnecke oder Löwe. Und wie es sich nun einmal in Mutterleib bilden mußte, aber es vollkommen konnte, so muß manches Thier, z. B. die Seidenraupe, auch nur Einmal ein Gespinnst machen, und sie kann es auch. Das Thier wie der Mensch muß Manches nur Einmal können. Wundern wir uns also nicht darüber, daß das Thier solches nicht lernen muß, es sogleich kann. Der Geist kann nicht lernen, ihm kann man nicht beikommen. Nur Leib und Seele lernen. Oft geht der Geist dabei ganz leer aus, so oft als in ihm dazu kein Element vorhanden ist.

Alle Entstehung, alle Veränderung, alle Kunst ist nur Bildung, des, Leib und Seele mit einander tragenden, Geistes, und jedes Thier ist so, gibt sich so, wie es ihm der Geist gibt auszusprechen. Niemand aber weiß, was im Geist liegt, als der Geist selbst. Der eine Geist bildet Leibliches, der andere Geistiges, der eine bildet Wunderbares und der andere Nichtwunderbarscheinendes; der eine bildet ohne, der andere mit sehr wenig, der dritte mit viel, der noch höhere mit klarem Bewußtseyn. Kinder bilden immer im Traum, Mathematiker im Wachen, beide wie sie es können und müssen. Mancher Mensch kommt nie zu einem wahren Bilden, und man kann es ihm nicht verübeln.

Das mittlere Bilden ist ein somnambules Bilden. Der somnambule Mensch begeht, denkt und spricht zweckgemäße Handlungen zur Selbsterhaltung, und ist alsdann und darin, wenn ihm nach dem Erwachen nichts mehr erinnerlich ist, dem Thier gleich gewesen, das immerfort zweckmäßig im dunkeln Bewußtseyn handelt. Eine Termite war er, nicht mehr, nicht minder! Alle Thiere schlafen somnambul, daher die außerordentliche räthselhafte Kraft des Schlafes. Alle träumen mehr oder minder, oder bilden im Schlafe Gedanken. Die wachsten Thiere sinken im Schlaf zum Embryon herunter, der vollkommen zweckmäßig handelt. Alle lebenden Wesen haben

noch etwas Nächtliches, Lunarisches, Somnambules, Nachtwandlerisches an sich, etwas von der Erdpsyche, der kunstreichen. Der allgemeine Springpunkt ist eben sie, die sich wundersam vertheilende. Sie formt Gefäße der Ehre und Unehre, grobe Nilpferde und feine Katzen, schlechte Töpfe und griechische Vasen, und Alles nach Wohlgefallen. Alles ist Kunst der Natur, ob sie Garten = oder Dichterblumen treibe. Schiller war ein geister Blumenbaum, wie es der Tulpen = oder Rosenbaum ist. Er trug Löwen und goldene Bienen in sich, und gebar sie, die Bienen selbst gebären zierliche Zellen. Andere Künstler bringen Nilpferde und Ungethüme. Die Natur selbst ist Kunst, wenn sie Bienen bildet und wenn ihre Bienen Zellen bilden.

Fragen wir, wie sich dieser Geist zum Willen verhalte, so antworten wir, er verhalte sich dazu bei den untersten Thieren gar nicht, weil sie, wie der Embryon, ohne Bewußtseyn, sey es sich selbst oder etwas Aeußeres, bilden. Das Wollen ist nur die Richtung des Triebes mit Bewußtseyn auf einen Gegenstand, so daß der Gegenstand zu Erkenntniß wird. Die Traumthiere haben ein wenig Willen dabei, die vollkommensten mehr, d. h. mehr Richtung des Denk = und Unterscheidungsvermögens auf die Sache. Das Unterscheidungsvermögen jeden Grades und jeder Art ist ein Geschenk. Diese Gabe bezieht sich auf Dinge oder Materialien wie auf Gedanken und umgekehrt.

Wir definiren also Instinct als die Kunst des Geistes des lebenden Wesens, zuerst in sich selbst, sodann mit den gegebenen Werkzeugen Stoffe, dem innern Bilde conform, zu bilden, und lassen das „Angeborne" und „von selbst" und die „freien Stücke" und „den Zweck des Formens" weg, als welches Alles entweder schon darin liegt oder nicht dazu gehört. Wir unterscheiden darum auch zwischen Kunsttrieb und Nichtkunsttrieb nicht, weil aller Trieb Kunsttrieb ist. Der Unterschied zwischen „ohne und mit" Bewußtseyn aber gehört den Stufen, nicht dem Begriffe zu. Was nachfolgt, muß zu unserer Ansicht passen, wie auch das schon Gesagte dazu passen sollte.

Das Thier hat auch G e d ä c h t n i ß. Alles Denken setzt Gedächtniß voraus. Gedächtniß stammt von Denken. Man definirt das Gedächtniß bald als einen todten Kasten, in wel-

chem Gedanken aufgeschüttet, aufbewahrt und bis zur Stunde des Gebrauches verschlossen werden; die Erinnerungskraft wäre alsdann nur der Scheffel, mit welchem man, wenn man will, das Aufgeschüttete ganz oder theilweise aufschöpfte. Oder man definirt minder mechanisch, mehr organisch, und läßt das Gedächtniß eine Kraft zum Behalten, die Erinnerung als die, sich des ehemals Gedachten wieder bewußt zu werden, seyn. Wir aber sehen in ihm nichts Mechanisches und nichts bar Organisches, sondern ein Geistigschöpferisches, und zwar so, daß wir sagen, das Gedächtniß sey keine besondere Kraft, sondern nur eine Kunst des Einen Geistes, gewisse Vorstellungen wieder hervorzubringen. Sonach wäre das Gedächtniß eine lebendige Kraft, Eins mit der Erinnerungskraft, und eine Schöpferin, die jedesmal Verschwundenes wieder wie durch einen Zauber erscheinen machte. Ja, wir können uns keine todten, in der Seele liegenden Gedanken, als in einem Troge aufgeschichtet denken, und die Erfahrung sagt uns, daß das Bewußtseyn, mit dem wir rufen, unser Gedächtniß ist. Der rufende und wieder erzeugende Geist ist das Gedächtniß. Im Alter und in Schwachheit soll alles Gedächtniß verloren gehen? Warum, weil das Bewußtseyn vergeht. Im Fieber wissen wir nichts mehr klar, im Schlaf geht alles Bewußtseyn mit allen Gedanken verloren, das Erwachen gibt das Bewußtseyn, und damit die Möglichkeit, allen gehabten Gedanken wieder wie Geistern zu rufen. Ohne Bewußtseyn rufst du keinem mehr und erscheint auch keiner mehr. Alles Geistige ist schöpferisch, weil es Natur und Kunst zugleich ist.

Die untersten Thiere machen ebenfalls Erfahrungen, aber wegen ihres geringen Grades von Bewußtseyn beim Aufnehmen derselben ist's ihnen nicht möglich, sie wieder hervorzurufen, d. h. zu schaffen. Ihr Gedächtniß ist beinahe = Nichts. Mit je mehr Bewußtseyn ein Thier aufnimmt, desto leichter kann es das Aufgenommene wieder schaffen. Alles Gedächtniß ist sonach nur Wiedererinnerungskraft. Wer keine Erinnerungskraft hat, hat auch kein Gedächtniß. Das Sichbesinnen ist eine Anstrengung wieder hervor zu zaubern. Des Aeußeren erinnern wir uns als eines schon Wahrgenommenen beim Wiederwahrnehmen, wenn die Sinne dann aufs neue ein Bild in uns schaffen oder

doch vermitteln, des Innern hingegen ausschließlich nach den Gesetzen der Vorstellungsverbindung (Ideenassociation). Es gibt Menschen, die sich von keiner einzigen wahrgenommenen Sache eine ächte Vorstellung machen, darum aus sich selbst niemals irgend etwas, nicht einmal den Stuhl, auf dem sie tausendmal gesessen, von sich aus recht zeichnen, sondern nur copiren können, und die erst dann eine Reihe von Vorstellungen citiren können, wenn man ihnen das erste Glied derselben vorsagt. Also die untern Thiere! Der größere Theil der Thiere hat gewiß keine Vorstellung von abwesenden Dingen, und träumt darum noch nicht. Ihre Phantasie kann nicht hervorrufen. Für alle Thiere ohne Ausnahme aber ist das Gedächtniß und die Erinnerungskraft einzig Phantasie, oder die Kraft, Bilder hervorzurufen, weil sie über das Sinnliche nicht hinaus gehen, denn selbst das, was sie Uebersinnliches in dunkeln Spuren äußern, tritt ausschließlich in der Form des Sinnlichen (wie bei den meisten Menschen) auf. Mag man nun aber Gedächtniß, Erinnerungskraft und Phantasie für drei, für zwei oder für eins halten, so ist nun einmal erwiesen, daß das Thier solches, jedoch ebenfalls wieder auf den verschiedensten Stufen, hat. Was soll der Auster, die sich nie vom Fleck bewegt, viel Gedächtniß? Die Käsemilbe hat auch nicht viel nöthig. Mehr bedarf die Processionsraupe und der Käfer, die sich schon in einer mannichfaltigern und bunten Welt bewegen. Die Spinne hat viel Gedächtniß, darum Zähmbarkeit und Dankbarkeit. Launois' Spinne ist darum von Blumauer verherrlicht worden. Der Floh hat Gedächtniß. Er läßt sich vor einen kleinen Papierschlitten spannen, satteln und anschirren. Er weiß, was mit ihm vorgenommen werden will, er erinnert sich. Die Biene erinnert sich der Stelle, wo Honig gefunden wird, wohl, und erinnert sich ihres Wärters, wenigstens sobald sie ihn wieder sieht. Sie kennt ihn, sagt man. Der Karpfen im Teiche trägt entweder den Schall des Glöckleins als etwas Wohlbekanntes immer in sich, und kommt, wenn's tönt, oder er erinnert sich desselben erst wieder, wenn er ihn hört. Welche Wunder des Gedächtnisses werden schon von den Schlangen erzählt! Nur durchs Gedächtniß (der Zeit oder den Tact) kann die Brillenschlange zum Tanze abgerichtet

werden, und kennt die Riesenschlange ihren Herrn so gut, und weiß die Schlange des Beschwörers, wenn sie sich um dessen Leib windet, wie stark sie drücken und beißen dürfe (s. Riley), und kehrt selbst die schauerliche Klapperschlange (jedoch nur noch in unverbürgten Nachrichten) nach fünf oder sechs Wochen Ferien wieder in ihre Gefangenschaft zurück. Sie hatte ein vollkommnes, mit Sympathie verbundenes Gedächtniß. Ein meisterhaftes Gedächtniß haben die Vögel durchweg. Zieht die Sympathie sie gen Süden, im Frühling nach Norden, so erkennen sie doch ihre Heimath wieder. Zeisige und Canarienvögel lernen Künste durchs Gedächtniß, durchs Gedächtniß lernt der Dompfaff Menschenlieder singen. Von den Säugethieren citiren wir nur das Schwein, Rind, Pferd, Fuchs, Löwe, Hund und Elephant. Diese haben ja ein Gedächtniß für Alles, was nur immer von den fünf Sinnen abhängt, oder ein Gehörs-, Gesichts-, Geschmacks-, Geruchs- und Gefühlsgedächtniß, Gedächtniß für Formen, Farben, Zeit und Ort.

Haben die Thiere auf verschiedenen Stufen nach unserer Ansicht Gedächtniß, so haben sie damit auch eben die Erinnerungskraft.

Die Einbildungskraft beruht auf dem Wahrnehmungsvermögen der äußern und innern Sinne wie das Gedächtniß und die Erinnerungskraft. Die Sinne müssen den Stoff hergeben. Der Stoff ist für die Seele nichts Materiales, sondern ein Objectivgeistiges, das Seele geworden ist. Darum kann es die Seele agitiren, und die Seele kann ihm wieder rufen, weil sie es selbst ist. In welchem Maaße und in welcher Art nun ein Thier Gedächtniß und Erinnerungskraft hat oder ist, in dem hat oder ist es auch Einbildungskraft. Am lebhaftesten und nettesten thut sie sich in Träumen kund. Die untersten träumen vermuthlich nicht. An Fischen in Fischbehältern scheint schon ein leises Träumen wahrgenommen werden zu können. Krokodile träumen gewiß schon. Wie stark träumt der Storch und der Canarienvogel! Unter den Säugethieren träumen am stärksten, wie bekannt, der Hund und der Elephant.

Man rechnet gewöhnlich die Einbildungskraft zu den untern Vermögen, wie man das Gedächtniß, die Erinnerungs-

kraft und den Witz dazu rechnet. Diese Rechnung haben sich die, die weder Einbildungskraft noch Witz haben, wenigstens witzig genug, eingebildet. Die Einbildungskraft ist ein hohes Vermögen, weil sie ein bildendes Vermögen ist. Die allgemeine Psyche hat mit ihr Unglaubliches geleistet. Von ihr stammen alle Formen und Farben, doch unterscheidet man klug die nur wiedererzeugende und die schaffende Einbildungskraft, und läßt erstere die niedrige seyn. Die höhere wird Phantasie genannt. So gewiß nun aber letztere dem Thier abgesprochen werden darf oder muß, so gewiß ist erstere ihm nicht abzusprechen.

Die Einbildungskraft kann im Thier ein Heimweh verursachen, nur bedarf's dazu noch eines Gefühlsvermögens oder Gemüthes. Zu Ehren der Schweizer, die dem Heimweh so unterworfen sind, daß man es auch die Schweizerkrankheit nennt, muß gesagt werden, daß wir nur an den vollkommnern Thieren das Heimweh wahrnehmen. Die Kuh sehnt sich nach ihrem Stalle, die Katze nach ihrem Hause, das Pferd sogar nach seinem Herrn zurück. Das Heimweh deutet auf viel Gemüth, und darf nicht tief gesetzt werden. Man nennt sogar den Menschen unschicklicherweise ein Gewohnheitsthier; das Heimweh geht aus der Angewöhnung an einen geliebten Gegenstand hervor, und fällt mit dem Ortsinn zusammen. Es ist die Vaterlandsliebe im Kleinen, in einer Nuß (in nuce) oder im verjüngtesten Maaßstab. Vaterlandslieblose haben dafür oft Heimweh zum Schlafrock, zur Kante, zum Weinglas, zur Theegesellschaft, oder einem andern Kohl. Der Schweizer ist mit seinen Heerden auf den Alpen auch durch seine Art vom Heimweh der Natur näher.

Nicht aber, als ob das Thier Sinn für seinen Stall, sein Haus, seine Alp als für sein Eigenthum habe. Eigenthumssinn mangelt ihm ganz. Der Begriff von Eigenthum liegt sehr tief. Zum Begriff kommt kein Thier. Man muß aus Begriffen wissen, was man für sein Eigenthum halten dürfe. Eigenthum ist ein Rechtsbegriff. Das Thier eignet sich nur zu, als ob es sein sey, und genießt es. Wird der Hund als Wächter eines Hauses, einer Heerde, eines Haufens Kleider, eines Heuschobers gesetzt, so kann er doch das Anver=

traute nicht als Eigenthum, sondern nur als Anvertrautes, ja nicht einmal als Eigenthum seines Herrn anerkennen. Ob der Geldsack gestohlen sey oder nicht, er weiß davon nichts, doch scheint gerade im Hunde, und zwar ausschließlich in ihm, ein Sinn und Anfang für Eigenthumsbegriffe zu stecken, denn eben er kann, wie bekannt, zum Stehlen von Schafen, Kleidern, Geldstücken u. s. w. förmlich abgerichtet werden. Er macht dabei auch seine oder seines Herrn Sache schlau und falsch genug. Er merkt, daß er für seinen Herrn stehlen müsse, und das Stehlen macht ihm Freude, wie den spartanischen Buben. Er merkt zwar gewiß nicht, daß das Schaf rechtlich dem andern gehöre, aber das merkt er gewiß, daß es nicht seinem Herrn gehört. Sonst thäte er nicht so schlau und falsch wie ein Cartouche. Hiezu könnte kein Vogel, kein Kalb, kein Pferd abgerichtet werden. Es müssen erst noch Hunde mit Diebssinn seyn, üble Naturen! Es hätten auch nicht alle Hunde zu einem mordsüchtigen Bezerillo gemacht werden können. Es gibt auch unter den Thieren Genies zum Bösen. Selbst manche sehr gescheidte Hunde sind zum Bösen zu dumm.

Wenn der Hund das ihm Anvertraute beschützt, so thut er's auch aus Neid, was zu einer äsopischen Fabel Veranlassung gegeben. Er läßt daß hungrige Rind vom Heuhaufen nicht fressen, obschon er ihn nicht nöthig hat. Man sagt, der Neid sey die alltäglichste Sünde des Menschen. Unter Thieren kommt er am Hunde am allermeisten vor. Auch hierin wäre demzufolge der Hund das menschlichste Thier. Auch Canarienvögel und Pferde zeigen ihn. Im Wetteifer derselben im Singen und Rennen mag sich zur Ehrliebe eben ein wenig Neid gesellen, jedoch im edlern Pferd minder als im Canarienvogel, oder auch im kämpfenden Hahn. Neid deutet nun aber ebenfalls auf ein wenig Eigenthumssinn. Hieher gehört auch noch die tägliche Erfahrung, daß der Hund nur in seinem eigenen Hause muthvoll und frech, im fremden hingegen still, ängstlich, gedrückt und so furchtsam ist, daß ihn jedes Kind austreiben kann. Er fühlt sich da anders, fühlt sich nicht seines Rechtes. Sonst nimmt jedes Thier alles, was ihm vorkommt, unbekümmert, ob es Jemanden, Menschen oder seinesgleichen, oder ob es Niemanden angehöre, als ob des Apostels Spruch „Alles

ist Euer!“ für es gegeben sey. Was es hat, hält es für sein Eigenthum, und vertheidigt es, so gut es kann. Sein Eigenthumssinn tritt also nur kriegerisch auf.

Wir steigen höher! Das Thier hat entweder einen bestimmten Aufenthalt oder nicht. Wir nehmen nicht wahr, daß die untern Thiere Sinn für Reinlichkeit ihres Aufenthaltes haben, sondern nur, daß sie das Unreine fliehen. Alle untern Thiere beschmutzen ihren Aufenthalt, und interessiren sich nicht dafür. Sie halten auch ihren Leib nicht rein. Neigung zum Reinen oder zur Reinlichkeit ist eine Eigenschaft höherer Thiere, doch vermeiden auch die tiefern den Schmutz und Koth, sobald er ihnen lästig wird. Sogar viele Vögel beschmutzen noch ihr Futter und Getränke mit ihrem Unrath, und Schweine und Kühe legen sich in den Koth. Mehrere gescheidte Vögel sind noch wahre Sauen. Das Pferd ist reinlicher. Allen Thieren thut die Reinlichkeit sehr wohl. Vermuthlich baden sich die Vögel in Sand und Wasser nicht eigentlich der Reinlichkeit wegen. Entschieden lieben die Mäuse und Katzen die Reinlichkeit, selbst die Schweine in der Jugend legen ihren Koth in einen eigenen Winkel. Die Raubvögel alle spreizen den Koth weit von sich, und halten das Nest vollkommen rein. Mehrere Vögel, z. B. die Störche, und unter den Säugethieren vorzüglich die Katzen, putzen sich mit großem Fleiß und halten Gefieder und Pelz, ihre Kleider, gar sauber. Die Hunde stehen hierin weit zurück. Die Sache ist nicht Nebensache. Es kann ein unreines Gemüth gar sehr, ja eben um der Unreinheit willen, den Leib rein halten; von Unreinlichen jedoch erwarten wir keine Selbstachtung, und darum keine Reinheit. Nicht umsonst werden zwei verschiedene Dinge mit Einem Namen bezeichnet.

Darum finden wir beim Thier auch wenig Schamhaftigkeit. Was soll diese allerdings dem vom Kopfe bis zum Schwanze nackten Wurm? Doch sind nur die allerunvollkommensten völlig unbedeckt. Das Muschelthier wohnt schon in einem Hause, wodurch es dem Blick entzogen ist. Bekleidet sind die Insecten großentheils, die Maden nur nicht. Die Kleidung gehört zur Schamhaftigkeit. Bekleidet sind die Fische und Lurche alle. Gefiedert sind die Vögel, behaart die Säugethiere, doch bedeckt kein einziges Thier die zu bedeckenden Theile. Wie

schamlos ist im Beiwohnen der Stier, das Pferd, der Hund! Daß viele Mütter das Dickicht suchen, und im Verborgenen gebären, das ist denn aber doch anerkannt. Kaum Ein Weib der vollkommnern Thierarten schämt sich nicht, vor den Augen anderer zu gebären, und wenn sie es eigentlich nicht aus Schamhaftigkeit verbergen, so sieht der Mensch darin doch einen Prototyp, ein Vorbild für sich, im Thier ebenfalls wieder einen Anfang zum Guten und Rechten, dessen sich das Thier allerdings nicht recht bewußt ist. Das Thier thut viel Gutes und Rechtes ohne, der Mensch das Gleiche mit Bewußtseyn. Wie sehr aber sind gerade im Punkte der Schamhaftigkeit die Menschen von einander verschieden? Hierin gibt es, wie Menschenthiere, so Thiermenschen! Gerade darin, daß die Mütter unter den Thieren schamhafter sind, liegt ein herrlicher Wink der Natur! Elephanten (man sagt aber nur diese) verbergen auch ihre Beiwohnung, so daß man sehr lange behaupten konnte, daß sie sich in der Gefangenschaft oder im gezähmten Zustande mit einander gar nicht begatten. Aber selbst weibliche Thiere, z. B. Kühe, werden mannstoll, und gebärden sich alsdann auch so. Das Thier ist dem Trieb noch zu sehr unterworfen. Ob man wohl ein Thier zu mehrerer Schamhaftigkeit erziehen könnte? Vermuthlich hat noch kein Thiererzieher darauf Rücksicht genommen. Allerdings kann man hierin auf den Hund einwirken.

Die Thiere sind, sagt man, erziehbar. Es kann sich jedoch diese hübsche Eigenschaft nur auf die vollkommnen beziehen lassen. Schlafende kann man nur ziehen, nicht erziehen. Auf träumende kann man schon ein wenig einwirken. Sie nehmen unsere Einwirkungen in ihren Traum auf. Nachtwandelnde sind noch viel zugänglicher; noch erziehbarer sind die somnambulen Thiere. Vielleicht paßt das „Erziehbar" nur auf die wachen ganz. Gegenüber aber wird behauptet, daß sogar die vollkommensten Thiere nur abrichtbar seyen, nur dressirt werden können. Wären die Thiere nur Cartesische Maschinen, so könnten sie nicht einmal dressirt werden. Viele sind in hohem, ja im höchsten Grade abrichtbar. Zu was wird nicht das wache Thier, der Canarienvogel, das Schwein, das Pferd, das Rind, der Hund und Elephant abgerichtet!

Die grösseren und stärkeren können ja zu vollkommnen Knechten gemacht werden. Jedes Thier, das sieht, hört, Gedächtniß und Einbildungskraft hat, ist der Dressur fähig; zur Erziehbarkeit hingegen gehört auch Anhänglichkeit oder guter Willen für seinen Erzieher, mit einem Anfang von Verstand. Wenn jedoch nur durch Vorstellungen als Belehrungen sollte erzogen werden können, so käme nur in einigen wenigen Thierarten ein Anfang von Erziehbarkeit, dieser dann aber doch unläugbar vor. Will man diese erziehen, so wird man es doch nur in Bezug auf das Sinnliche und dem Sinnlichen noch ganz Nahestehendes, z. B. die Reinlichkeit und den Gehorsam aufs Wort, thun können. An eine Erziehung für ein Unsichtbares und Unhörbares darf man bei ihnen nicht denken.

Die Zieh- oder Abrichtbarkeit richtet sich genau nach der Stufe des Thiers. Die Stufe ist des Thieres Genius. Was der Genius verspricht, leistet die Natur gewiß. Wer demnach des Thieres Stufe finden kann, weiß, ob es und wozu es zu erziehen sey.

Alle Abrichtung und Erziehung geschieht durch das Gedächtniß und die Anhänglichkeit des Thiers, jedoch unter der Kraft der Gewohnheit, die durch viele Wiederholung einer und derselben Handlung gegen das Thier entsteht. Das Thier merkt sich den ganzen Verlauf der Handlung, kennt Anfang, Mitte und Ende, weiß, was es zu fürchten, zu hoffen oder zu erwarten habe, fürchtet sich vor fingirten Schlägen nicht, und fängt nicht vor dem Ende der Handlung zu hoffen an, wenn ihm einmal die ganze Geschichte geläufig geworden; doch verderbt die trübe Laune oder der Spleen, oder aber ein lustiger Muthanfall des Thiers, ganz unerwartet das nützliche, einträgliche, oder das etwa nur spaßhafte Spiel. Zum Pfluge und Wagen erzogen, brüllt das Rind am Ruhetag, am Sonntag nach dem Geschirr und Kummet, und das edle Pferd erwartet den Reiter auf seinem Rücken oder das Posthorn, das seine Füße in lange, ermüdende Arbeit setzt. Wie am Menschen, also erweist sich die Kraft der Angewöhnung am Thier, und wie der Mensch dadurch eine Fertigkeit bekommt, so auch das Thier. Hieher können wir die Frage stellen, ob, wenn das Thier Fähigkeit habe, sich erziehen zu

lassen durch Menschen, es nicht auch die Fähigkeit habe, sich durch seinesgleichen erziehen zu lassen? Eine Frage, die aber wieder offenbar nur auf die Wachthiere bezogen werden kann, so daß sie nicht nur für die Eingeweidewürmer und Infusorien, sondern auch noch für viele höhere wegfällt; doch ist's gar nicht undenkbar, daß ältere Raupen auf jüngere einwirken, der alte Krebs den jungen lehre, wie er seine Waffen brauchen soll, daß auch Bienen, Ameisen und Termiten Lehrer für ihre zarten Kleinen werden, und die alten listigen Karpfen den Kindern irgend etwas beibringen. Von den Wachthieren ist gewiß, daß sie ihre Kinder physisch ziehen und erziehen. Nun läßt sich eine physische Zucht bei vollkommnern Thieren ohne eine psychische nicht mehr denken.

Störche und Kraniche meistern ihre Jungen. Man sagt, der Adler lehre seine Jungen fliegen. Man sagt's von vielen Vögeln. Wir sehen die alte Pfauin oft ihre Jungen auf den Rücken nehmen. Dann fliegt sie mit ihnen, mit einem nach dem andern, auf eine Höhe. Es ist nett zu sehen. Wölfe und Löwen sollen ihre Jungen mit auf die Jagd nehmen, und förmlich dazu anleiten. Hier müßte das Vorthun oder das Beispiel und das Vorreden oder die Lehre sich mit einander verbinden können! Eines allein reicht nicht aus. Darin zeigt nun aber das Thier schon seine Höhe. Vermuthlich lehren Ratten und Mäuse ihre Jungen mancherlei. Es ist nicht denkbar, daß die vollkommnern Thiere mit ihren gescheidten Kindern in keinem Erziehungsrapport stehen, denn die Jungen können von Menschen lernen, warum nicht von ihresgleichen, warum nicht von ihren Eltern, denen die Vorsehung sie ja für eine allerdings kurze Zeit übergeben und anvertraut hat? Nur lehrt das elterliche Thier die Kinder nur Thierisches, aber darum für sie Natürlicheres, keine Karten- noch Kunstreiter-Stücke, keine Buchstaben- noch Notenkünste, was es nicht nöthig hat. Es thäte ja auch noth, den Menschenkindern nur Nöthiges beizubringen, und nicht nur zu fragen, was man sie lehren wolle, sondern auch warum, d. h. zu welchem Zweck. Interessant ist aber noch die Thatsache, daß nur die Mütter ihre Jungen lehren. Die Mutter findet das Gemüth ihrer Jungen viel besser, und durchs Gemüth nur. Ihre Liebe,

in Verbindung mit dem Nachahmungstrieb der Jungen, lehrt. Die Thatsache ist rein pestalozzisch, und wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ist auch an Thieren zu sehen.

Wie im Menschenkind, so ist im Kind des Menschenthiers ein Nachahmungstrieb. Er ist dem Jungen gegeben, weil es lernen soll. Es muß seine Nahrung finden lernen. Es findet sie am ehesten, wenn es seiner Mutter nachgeht, und diese nachahmt. Um dieses Grundes willen ist ein solcher Trieb sogar im untersten Thiere anzunehmen. Die vollkommnern Insecten ahmen einander auffallend nach. Wir nehmen wahr, daß unter ihnen schon einzelne vorangehen, andere ihnen unbedingt nachfolgen; am auffallendsten sehen wir es an der Processionsraupe, doch mag ein magnetischer Zug darin spielen. Alle Nachahmung geschieht vielleicht durch einen magnetischen Zug. Man sagt, daß Vorbilder ziehen (Exempla trahunt). Vorbilder reißen sogar hin. Nach dem Vorbilde kriecht der Krebs rückwärts, hat er aber ein wenig Selbstständigkeit, so geht er auch endlich einmal vorwärts, während die Mutter an seiner Seite rückwärts geht. Eine Biene ist die erste Schwärmerin, die übrigen fliegen und schwärmen nach. So bei den Ameisen und Termiten! Gleiches Schwärmen sehen wir bei den Fischen. Die Schlangen u. s. w. machen die Bewegungen ihrer Mütter nach. Der Vater wird nicht nachgeahmt, woraus ersichtlich, daß minder Vorstellung oder Gedanke, sondern mehr Trieb oder Zug im Spiele ist. Gleicher Trieb, jedoch auf einer höhern Stufe, tritt bei den Vögeln und Säugern auf. Ein Gänserich fliegt vor, der Widder schreitet einher; alle Schafe folgen sogar gedankenlos. Je vollkommner ein Thier, desto eher ahmt es nicht nur seine Mutter, sondern auch andere seiner Art nach. Pferde ahmen ihresgleichen nach. Die vollkommensten Thiere ahmen wieder minder nach. Die Schlafthiere können noch nicht nachahmen. Man sieht im Dunkel der Seele das Vorbild nicht recht. Die Schlafwandel- und somnambulen oder die mittlern Thiere sind die besten Nachahmer wie unter den Menschen. Die wachen sehen im eigenen Lichte eigene Wege, und gehen selbstständiger. Hat ein solches in der Jugend nachgeahmt, wie es die Jugend muß und thut, so ahmt es später immer weniger, und zuletzt, wenn es an Erfahrung,

Klugheit, Selbstständigkeit gewonnen hat, gar nicht mehr nach. Das Höchste hierin ist, daß das Thier den Menschen nachzuahmen wagt. Es wagt's der Orang und der Hund, und setzt sich dadurch gerade neben uns. Welch ein Hochmuth! Aber das Wort des Thieres gegen seine Jungen ist arm, dafür seine That wie jede That reich. Nachahmungstrieb ist Instinct, Trieb zu bilden oder zu thun, was und wie andere. Mit Ehrgefühl wird er Wetteifer. Das Pferd schnaubt und rennt sich beinahe zu Tode, um nicht hinter den andern zurück zu bleiben.

Durchs Nachahmen lernt es. Etwas anders aber ist die eigentliche Lernbegierde. Gewiß will das tiefer stehende Thier nur nachahmen, nicht um zu lernen, sondern nur um es so gemacht zu haben, wie sein Vormann. Lernen will kein Thier, weil keines einen Zweck des Lernens sieht oder denken kann. Es lebt dem Augenblicke. Zwecke setzt man sich für die Zukunft. Das Thier kann sich noch leibliche oder Nahrungszwecke setzen, es kann aufspeichern, für den morndrigen Tag oder für den Winter Vorräthe anlegen, allein zu irgend einem andern Zwecke aufspeichern kann es nicht wollen, und thut's auch wirklich nicht. Manches Pferd und mancher Hund hätten als Begleiter seines Herrn auf weiten Reisen um die Welt vortreffliche Gelegenheit zum Lernen, aber sie können sie nicht benutzen, weil sie nicht lernen wollen können.

Die Neugierde ist ein Trieb und Schoß der Erkenntnißkraft. Bei den untersten Thieren, selbst bei den Insecten, finden wir sie noch nicht. An Insecten kann sie vorkommen. Zwar fliegt etwa einmal eine Biene in eine Blume hinein, in welcher sie gar nichts zu thun hat. Sie schaut sich in ihr um, und fliegt wieder davon. Gewiß war's nicht Neugier, die sie verleitete, wie auch gewiß nicht Neugier sie verleitet in einen fremden Bienenstock hineinzufliegen, um davon zu Hause erzählen zu können. Diese Art von Neugier haben nur Menschen, meist Frauen. Unter den Bienen und unter allen Thieren, auch den weiblichen, gibt's kein Spioniren, keine Klatschereien noch Verleumdungen. Diese Sünde ist rein menschlich. Nur der Nahrungstrieb verleitet die Biene. Fische scheinen neugierig seyn zu können; sie kommen zu neuen Dingen herzu, schauen sie an, und machen sich wieder davon. Aber Schmetterlinge und

doch vermitteln, des Innern hingegen ausschließlich nach den Gesetzen der Vorstellungsverbindung (Ideenassociation). Es gibt Menschen, die sich von keiner einzigen wahrgenommenen Sache eine ächte Vorstellung machen, darum aus sich selbst niemals irgend etwas, nicht einmal den Stuhl, auf dem sie tausendmal gesessen, von sich aus recht zeichnen, sondern nur copiren können, und die erst dann eine Reihe von Vorstellungen citiren können, wenn man ihnen das erste Glied derselben vorsagt. Also die untern Thiere! Der größere Theil der Thiere hat gewiß keine Vorstellung von abwesenden Dingen, und träumt darum noch nicht. Ihre Phantasie kann nicht hervorrufen. Für alle Thiere ohne Ausnahme aber ist das Gedächtniß und die Erinnerungskraft einzig Phantasie, oder die Kraft, Bilder hervorzurufen, weil sie über das Sinnliche nicht hinaus gehen, denn selbst das, was sie Uebersinnliches in dunkeln Spuren äußern, tritt ausschließlich in der Form des Sinnlichen (wie bei den meisten Menschen) auf. Mag man nun aber Gedächtniß, Erinnerungskraft und Phantasie für drei, für zwei oder für eins halten, so ist nun einmal erwiesen, daß das Thier solches, jedoch ebenfalls wieder auf den verschiedensten Stufen, hat. Was soll der Auster, die sich nie vom Fleck bewegt, viel Gedächtniß? Die Käsemilbe hat auch nicht viel nöthig. Mehr bedarf die Processionsraupe und der Käfer, die sich schon in einer mannichfaltigern und bunten Welt bewegen. Die Spinne hat viel Gedächtniß, darum Zähmbarkeit und Dankbarkeit. Launois' Spinne ist darum von Blumauer verherrlicht worden. Der Floh hat Gedächtniß. Er läßt sich vor einen kleinen Papierschlitten spannen, satteln und anschirren. Er weiß, was mit ihm vorgenommen werden will, er erinnert sich. Die Biene erinnert sich der Stelle, wo Honig gefunden wird, wohl, und erinnert sich ihres Wärters, wenigstens sobald sie ihn wieder sieht. Sie kennt ihn, sagt man. Der Karpfen im Teiche trägt entweder den Schall des Glöckleins als etwas Wohlbekanntes immer in sich, und kommt, wenn's tönt, oder er erinnert sich desselben erst wieder, wenn er ihn hört. Welche Wunder des Gedächtnisses werden schon von den Schlangen erzählt! Nur durchs Gedächtniß (der Zeit oder den Tact) kann die Brillenschlange zum Tanze abgerichtet

werden, und kennt die Riesenschlange ihren Herrn so gut, und weiß die Schlange des Beschwörers, wenn sie sich um dessen Leib windet, wie stark sie drücken und beißen dürfe (s. Riley), und kehrt selbst die schauerliche Klapperschlange (jedoch nur noch in unverbürgten Nachrichten) nach fünf oder sechs Wochen Ferien wieder in ihre Gefangenschaft zurück. Sie hatte ein vollkommnes, mit Sympathie verbundenes Gedächtniß. Ein meisterhaftes Gedächtniß haben die Vögel durchweg. Zieht die Sympathie sie gen Süden, im Frühling nach Norden, so erkennen sie doch ihre Heimath wieder. Zeisige und Canarienvögel lernen Künste durchs Gedächtniß, durchs Gedächtniß lernt der Dompfaff Menschenlieder singen. Von den Säugethieren citiren wir nur das Schwein, Rind, Pferd, Fuchs, Löwe, Hund und Elephant. Diese haben ja ein Gedächtniß für Alles, was nur immer von den fünf Sinnen abhängt, oder ein Gehörs-, Gesichts-, Geschmacks-, Geruchs- und Gefühlsgedächtniß, Gedächtniß für Formen, Farben, Zeit und Ort.

Haben die Thiere auf verschiedenen Stufen nach unserer Ansicht Gedächtniß, so haben sie damit auch eben die Erinnerungskraft.

Die Einbildungskraft beruht auf dem Wahrnehmungsvermögen der äußern und innern Sinne wie das Gedächtniß und die Erinnerungskraft. Die Sinne müssen den Stoff hergeben. Der Stoff ist für die Seele nichts Materiales, sondern ein Objectivgeistiges, das Seele geworden ist. Darum kann es die Seele agitiren, und die Seele kann ihm wieder rufen, weil sie es selbst ist. In welchem Maaße und in welcher Art nun ein Thier Gedächtniß und Erinnerungskraft hat oder ist, in dem hat oder ist es auch Einbildungskraft. Am lebhaftesten und nettesten thut sie sich in Träumen kund. Die untersten träumen vermuthlich nicht. An Fischen in Fischbehältern scheint schon ein leises Träumen wahrgenommen werden zu können. Krokodile träumen gewiß schon. Wie stark träumt der Storch und der Canarienvogel! Unter den Säugethieren träumen am stärksten, wie bekannt, der Hund und der Elephant.

Man rechnet gewöhnlich die Einbildungskraft zu den untern Vermögen, wie man das Gedächtniß, die Erinnerungs-

kraft und den Witz dazu rechnet. Diese Rechnung haben sich die, die weder Einbildungskraft noch Witz haben, wenigstens witzig genug, eingebildet. Die Einbildungskraft ist ein hohes Vermögen, weil sie ein bildendes Vermögen ist. Die allgemeine Psyche hat mit ihr Unglaubliches geleistet. Von ihr stammen alle Formen und Farben, doch unterscheidet man klug die nur wiedererzeugende und die schaffende Einbildungskraft, und läßt erstere die niedrige seyn. Die höhere wird Phantasie genannt. So gewiß nun aber letztere dem Thier abgesprochen werden darf oder muß, so gewiß ist erstere ihm nicht abzusprechen.

Die Einbildungskraft kann im Thier ein Heimweh verursachen, nur bedarf's dazu noch eines Gefühlsvermögens oder Gemüthes. Zu Ehren der Schweizer, die dem Heimweh so unterworfen sind, daß man es auch die Schweizerkrankheit nennt, muß gesagt werden, daß wir nur an den vollkommnern Thieren das Heimweh wahrnehmen. Die Kuh sehnt sich nach ihrem Stalle, die Katze nach ihrem Hause, das Pferd sogar nach seinem Herrn zurück. Das Heimweh deutet auf viel Gemüth, und darf nicht tief gesetzt werden. Man nennt sogar den Menschen unschicklicherweise ein Gewohnheitsthier; das Heimweh geht aus der Angewöhnung an einen geliebten Gegenstand hervor, und fällt mit dem Ortsinn zusammen. Es ist die Vaterlandsliebe im Kleinen, in einer Nuß (in nuce) oder im verjüngtesten Maaßstab. Vaterlandslieblose haben dafür oft Heimweh zum Schlafrock, zur Kante, zum Weinglas, zur Theegesellschaft, oder einem andern Kohl. Der Schweizer ist mit seinen Heerden auf den Alpen auch durch seine Art vom Heimweh der Natur näher.

Nicht aber, als ob das Thier Sinn für seinen Stall, sein Haus, seine Alp als für sein Eigenthum habe. Eigenthumssinn mangelt ihm ganz. Der Begriff von Eigenthum liegt sehr tief. Zum Begriff kommt kein Thier. Man muß aus Begriffen wissen, was man für sein Eigenthum halten dürfe. Eigenthum ist ein Rechtsbegriff. Das Thier eignet sich nur zu, als ob es sein sey, und genießt es. Wird der Hund als Wächter eines Hauses, einer Heerde, eines Haufens Kleider, eines Heuschobers gesetzt, so kann er doch das Anver-

traute nicht als Eigenthum, sondern nur als Anvertrautes, ja nicht einmal als Eigenthum seines Herrn anerkennen. Ob der Geldsack gestohlen sey oder nicht, er weiß davon nichts, doch scheint gerade im Hunde, und zwar ausschließlich in ihm, ein Sinn und Anfang für Eigenthumsbegriffe zu stecken, denn eben er kann, wie bekannt, zum Stehlen von Schafen, Kleidern, Geldstücken u. s. w. förmlich abgerichtet werden. Er macht dabei auch seine oder seines Herrn Sache schlau und falsch genug. Er merkt, daß er für seinen Herrn stehlen müsse, und das Stehlen macht ihm Freude, wie den spartanischen Buben. Er merkt zwar gewiß nicht, daß das Schaf rechtlich dem andern gehöre, aber das merkt er gewiß, daß es nicht seinem Herrn gehört. Sonst thäte er nicht so schlau und falsch wie ein Cartouche. Hiezu könnte kein Vogel, kein Kalb, kein Pferd abgerichtet werden. Es müssen erst noch Hunde mit Diebssinn seyn, üble Naturen! Es hätten auch nicht alle Hunde zu einem mordsüchtigen Bezerillo gemacht werden können. Es gibt auch unter den Thieren Genies zum Bösen. Selbst manche sehr gescheidte Hunde sind zum Bösen zu dumm.

Wenn der Hund das ihm Anvertraute beschützt, so thut er's auch aus Neid, was zu einer äsopischen Fabel Veranlassung gegeben. Er läßt daß hungrige Rind vom Heuhaufen nicht fressen, obschon er ihn nicht nöthig hat. Man sagt, der Neid sey die alltäglichste Sünde des Menschen. Unter Thieren kommt er am Hunde am allermeisten vor. Auch hierin wäre demzufolge der Hund das menschlichste Thier. Auch Canarienvögel und Pferde zeigen ihn. Im Wetteifer derselben im Singen und Rennen mag sich zur Ehrliebe eben ein wenig Neid gesellen, jedoch im edlern Pferd minder als im Canarienvogel, oder auch im kämpfenden Hahn. Neid deutet nun aber ebenfalls auf ein wenig Eigenthumssinn. Hieher gehört auch noch die tägliche Erfahrung, daß der Hund nur in seinem eigenen Hause muthvoll und frech, im fremden hingegen still, ängstlich, gedrückt und so furchtsam ist, daß ihn jedes Kind austreiben kann. Er fühlt sich da anders, fühlt sich nicht seines Rechtes. Sonst nimmt jedes Thier alles, was ihm vorkommt, unbekümmert, ob es Jemanden, Menschen oder seinesgleichen, oder ob es Niemanden angehöre, als ob des Apostels Spruch „Alles

ist Euer!" für es gegeben sey. Was es hat, hält es für sein Eigenthum, und vertheidigt es, so gut es kann. Sein Eigenthumssinn tritt also nur kriegerisch auf.

Wir steigen höher! Das Thier hat entweder einen bestimmten Aufenthalt oder nicht. Wir nehmen nicht wahr, daß die untern Thiere Sinn für Reinlichkeit ihres Aufenthaltes haben, sondern nur, daß sie das Unreine fliehen. Alle untern Thiere beschmutzen ihren Aufenthalt, und interessiren sich nicht dafür. Sie halten auch ihren Leib nicht rein. Neigung zum Reinen oder zur Reinlichkeit ist eine Eigenschaft höherer Thiere, doch vermeiden auch die tiefern den Schmutz und Koth, sobald er ihnen lästig wird. Sogar viele Vögel beschmutzen noch ihr Futter und Getränke mit ihrem Unrath, und Schweine und Kühe legen sich in den Koth. Mehrere gescheidte Vögel sind noch wahre Sauen. Das Pferd ist reinlicher. Allen Thieren thut die Reinlichkeit sehr wohl. Vermuthlich baden sich die Vögel in Sand und Wasser nicht eigentlich der Reinlichkeit wegen. Entschieden lieben die Mäuse und Katzen die Reinlichkeit, selbst die Schweine in der Jugend legen ihren Koth in einen eigenen Winkel. Die Raubvögel alle spreizen den Koth weit von sich, und halten das Nest vollkommen rein. Mehrere Vögel, z. B. die Störche, und unter den Säugethieren vorzüglich die Katzen, putzen sich mit großem Fleiß und halten Gefieder und Pelz, ihre Kleider, gar sauber. Die Hunde stehen hierin weit zurück. Die Sache ist nicht Nebensache. Es kann ein unreines Gemüth gar sehr, ja eben um der Unreinheit willen, den Leib rein halten; von Unreinlichen jedoch erwarten wir keine Selbstachtung, und darum keine Reinheit. Nicht umsonst werden zwei verschiedene Dinge mit Einem Namen bezeichnet.

Darum finden wir beim Thier auch wenig Schamhaftigkeit. Was soll diese allerdings dem vom Kopfe bis zum Schwanze nackten Wurm? Doch sind nur die allerunvollkommensten völlig unbedeckt. Das Muschelthier wohnt schon in einem Hause, wodurch es dem Blick entzogen ist. Bekleidet sind die Insecten großentheils, die Maden nur nicht. Die Kleidung gehört zur Schamhaftigkeit. Bekleidet sind die Fische und Lurche alle. Gefiedert sind die Vögel, behaart die Säugethiere, doch bedeckt kein einziges Thier die zu bedeckenden Theile. Wie

schamlos ist im Beiwohnen der Stier, das Pferd, der Hund! Daß viele Mütter das Dickicht suchen, und im Verborgenen gebären, das ist denn aber doch anerkannt. Kaum Ein Weib der vollkommnern Thierarten schämt sich nicht, vor den Augen anderer zu gebären, und wenn sie es eigentlich nicht aus Schamhaftigkeit verbergen, so sieht der Mensch darin doch einen Prototyp, ein Vorbild für sich, im Thier ebenfalls wieder einen Anfang zum Guten und Rechten, dessen sich das Thier allerdings nicht recht bewußt ist. Das Thier thut viel Gutes und Rechtes ohne, der Mensch das Gleiche mit Bewußtseyn. Wie sehr aber sind gerade im Punkte der Schamhaftigkeit die Menschen von einander verschieden? Hierin gibt es, wie Menschenthiere, so Thiermenschen! Gerade darin, daß die Mütter unter den Thieren schamhafter sind, liegt ein herrlicher Wink der Natur! Elephanten (man sagt aber nur diese) verbergen auch ihre Beiwohnung, so daß man sehr lange behaupten konnte, daß sie sich in der Gefangenschaft oder im gezähmten Zustande mit einander gar nicht begatten. Aber selbst weibliche Thiere, z. B. Kühe, werden mannstoll, und gebärden sich alsdann auch so. Das Thier ist dem Trieb noch zu sehr unterworfen. Ob man wohl ein Thier zu mehrerer Schamhaftigkeit erziehen könnte? Vermuthlich hat noch kein Thiererzieher darauf Rücksicht genommen. Allerdings kann man hierin auf den Hund einwirken.

Die Thiere sind, sagt man, e r z i e h b a r. Es kann sich jedoch diese hübsche Eigenschaft nur auf die vollkommnen beziehen lassen. Schlafende kann man nur ziehen, nicht erziehen. Auf träumende kann man schon ein wenig einwirken. Sie nehmen unsere Einwirkungen in ihren Traum auf. Nachtwandelnde sind noch viel zugänglicher; noch erziehbarer sind die somnambulen Thiere. Vielleicht paßt das „Erziehbar" nur auf die wachen ganz. Gegenüber aber wird behauptet, daß sogar die vollkommensten Thiere nur abrichtbar seyen, nur dressirt werden können. Wären die Thiere nur Cartesische Maschinen, so könnten sie nicht einmal dressirt werden. Viele sind in hohem, ja im höchsten Grade abrichtbar. Zu was wird nicht das wache Thier, der Canarienvogel, das Schwein, das Pferd, das Rind, der Hund und Elephant abgerichtet!

Die grösseren und stärkeren können ja zu vollkommnen Knechten gemacht werden. Jedes Thier, das sieht, hört, Gedächtniß und Einbildungskraft hat, ist der Dressur fähig; zur Erziehbarkeit hingegen gehört auch Anhänglichkeit oder guter Willen für seinen Erzieher, mit einem Anfang von Verstand. Wenn jedoch nur durch Vorstellungen als Belehrungen sollte erzogen werden können, so käme nur in einigen wenigen Thierarten ein Anfang von Erziehbarkeit, dieser dann aber doch unläugbar vor. Will man diese erziehen, so wird man es doch nur in Bezug auf das Sinnliche und dem Sinnlichen noch ganz Nahestehendes, z. B. die Reinlichkeit und den Gehorsam aufs Wort, thun können. An eine Erziehung für ein Unsichtbares und Unhörbares darf man bei ihnen nicht denken.

Die Zieh- oder Abrichtbarkeit richtet sich genau nach der Stufe des Thiers. Die Stufe ist des Thieres Genius. Was der Genius verspricht, leistet die Natur gewiß. Wer demnach des Thieres Stufe finden kann, weiß, ob es und wozu es zu erziehen sey.

Alle Abrichtung und Erziehung geschieht durch das Gedächtniß und die Anhänglichkeit des Thiers, jedoch unter der Kraft der Gewohnheit, die durch viele Wiederholung einer und derselben Handlung gegen das Thier entsteht. Das Thier merkt sich den ganzen Verlauf der Handlung, kennt Anfang, Mitte und Ende, weiß, was es zu fürchten, zu hoffen oder zu erwarten habe, fürchtet sich vor fingirten Schlägen nicht, und fängt nicht vor dem Ende der Handlung zu hoffen an, wenn ihm einmal die ganze Geschichte geläufig geworden; doch verderbt die trübe Laune oder der Spleen, oder aber ein lustiger Muthanfall des Thiers, ganz unerwartet das nützliche, einträgliche, oder das etwa nur spaßhafte Spiel. Zum Pfluge und Wagen erzogen, brüllt das Rind am Ruhetag, am Sonntag nach dem Geschirr und Kummet, und das edle Pferd erwartet den Reiter auf seinem Rücken oder das Posthorn, das seine Füße in lange, ermüdende Arbeit setzt. Wie am Menschen, also erweist sich die Kraft der Angewöhnung am Thier, und wie der Mensch dadurch eine Fertigkeit bekommt, so auch das Thier. Hieher können wir die Frage stellen, ob, wenn das Thier Fähigkeit habe, sich erziehen zu

lassen durch Menschen, es nicht auch die Fähigkeit habe, sich durch seinesgleichen erziehen zu lassen? Eine Frage, die aber wieder offenbar nur auf die Wachthiere bezogen werden kann, so daß sie nicht nur für die Eingeweidewürmer und Infusorien, sondern auch noch für viele höhere wegfällt; doch ist's gar nicht undenkbar, daß ältere Raupen auf jüngere einwirken, der alte Krebs den jungen lehre, wie er seine Waffen brauchen soll, daß auch Bienen, Ameisen und Termiten Lehrer für ihre zarten Kleinen werden, und die alten listigen Karpfen den Kindern irgend etwas beibringen. Von den Wachthieren ist gewiß, daß sie ihre Kinder physisch ziehen und erziehen. Nun läßt sich eine physische Zucht bei vollkommnern Thieren ohne eine psychische nicht mehr denken.

Störche und Kraniche meistern ihre Jungen. Man sagt, der Adler lehre seine Jungen fliegen. Man sagt's von vielen Vögeln. Wir sehen die alte Pfauin oft ihre Jungen auf den Rücken nehmen. Dann fliegt sie mit ihnen, mit einem nach dem andern, auf eine Höhe. Es ist nett zu sehen. Wölfe und Löwen sollen ihre Jungen mit auf die Jagd nehmen, und förmlich dazu anleiten. Hier müßte das Vorthun oder das Beispiel und das Vorreden oder die Lehre sich mit einander verbinden können! Eines allein reicht nicht aus. Darin zeigt nun aber das Thier schon seine Höhe. Vermuthlich lehren Ratten und Mäuse ihre Jungen mancherlei. Es ist nicht denkbar, daß die vollkommnern Thiere mit ihren gescheidten Kindern in keinem Erziehungsrapport stehen, denn die Jungen können von Menschen lernen, warum nicht von ihresgleichen, warum nicht von ihren Eltern, denen die Vorsehung sie ja für eine allerdings kurze Zeit übergeben und anvertraut hat? Nur lehrt das elterliche Thier die Kinder nur Thierisches, aber darum für sie Natürlicheres, keine Karten- noch Kunstreiter-Stücke, keine Buchstaben- noch Notenkünste, was es nicht nöthig hat. Es thäte ja auch noth, den Menschenkindern nur Nöthiges beizubringen, und nicht nur zu fragen, was man sie lehren wolle, sondern auch warum, d. h. zu welchem Zweck. Interessant ist aber noch die Thatsache, daß nur die Mütter ihre Jungen lehren. Die Mutter findet das Gemüth ihrer Jungen viel besser, und durchs Gemüth nur. Ihre Liebe,

in Verbindung mit dem Nachahmungstrieb der Jungen, lehrt. Die Thatsache ist rein pestalozzisch, und wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ist auch an Thieren zu sehen.

Wie im Menschenkind, so ist im Kind des Menschenthiers ein Nachahmungstrieb. Er ist dem Jungen gegeben, weil es lernen soll. Es muß seine Nahrung finden lernen. Es findet sie am ehesten, wenn es seiner Mutter nachgeht, und diese nachahmt. Um dieses Grundes willen ist ein solcher Trieb sogar im untersten Thiere anzunehmen. Die vollkommnern Insecten ahmen einander auffallend nach. Wir nehmen wahr, daß unter ihnen schon einzelne vorangehen, andere ihnen unbedingt nachfolgen; am auffallendsten sehen wir es an der Processionsraupe, doch mag ein magnetischer Zug darin spielen. Alle Nachahmung geschieht vielleicht durch einen magnetischen Zug. Man sagt, daß Vorbilder ziehen (Exempla trahunt). Vorbilder reißen sogar hin. Nach dem Vorbilde kriecht der Krebs rückwärts, hat er aber ein wenig Selbstständigkeit, so geht er auch endlich einmal vorwärts, während die Mutter an seiner Seite rückwärts geht. Eine Biene ist die erste Schwärmerin, die übrigen fliegen und schwärmen nach. So bei den Ameisen und Termiten! Gleiches Schwärmen sehen wir bei den Fischen. Die Schlangen u. s. w. machen die Bewegungen ihrer Mütter nach. Der Vater wird nicht nachgeahmt, woraus ersichtlich, daß minder Vorstellung oder Gedanke, sondern mehr Trieb oder Zug im Spiele ist. Gleicher Trieb, jedoch auf einer höhern Stufe, tritt bei den Vögeln und Säugern auf. Ein Gänserich fliegt vor, der Widder schreitet einher; alle Schafe folgen sogar gedankenlos. Je vollkommner ein Thier, desto eher ahmt es nicht nur seine Mutter, sondern auch andere seiner Art nach. Pferde ahmen ihresgleichen nach. Die vollkommensten Thiere ahmen wieder minder nach. Die Schlafthiere können noch nicht nachahmen. Man sieht im Dunkel der Seele das Vorbild nicht recht. Die Schlafwandel= und somnambulen oder die mittlern Thiere sind die besten Nachahmer wie unter den Menschen. Die wachen sehen im eigenen Lichte eigene Wege, und gehen selbstständiger. Hat ein solches in der Jugend nachgeahmt, wie es die Jugend muß und thut, so ahmt es später immer weniger, und zuletzt, wenn es an Erfahrung,

Klugheit, Selbstständigkeit gewonnen hat, gar nicht mehr nach. Das Höchste hierin ist, daß das Thier den Menschen nachzuahmen wagt. Es wagt's der Orang und der Hund, und setzt sich dadurch gerade neben uns. Welch ein Hochmuth! Aber das Wort des Thieres gegen seine Jungen ist arm, dafür seine That wie jede That reich. Nachahmungstrieb ist Instinct, Trieb zu bilden oder zu thun, was und wie andere. Mit Ehrgefühl wird er Wetteifer. Das Pferd schnaubt und rennt sich beinahe zu Tode, um nicht hinter den andern zurück zu bleiben.

Durchs Nachahmen lernt es. Etwas anders aber ist die eigentliche Lernbegierde. Gewiß will das tiefer stehende Thier nur nachahmen, nicht um zu lernen, sondern nur um es so gemacht zu haben, wie sein Vormann. Lernen will kein Thier, weil keines einen Zweck des Lernens sieht oder denken kann. Es lebt dem Augenblicke. Zwecke setzt man sich für die Zukunft. Das Thier kann sich noch leibliche oder Nahrungszwecke setzen, es kann aufspeichern, für den morndrigen Tag oder für den Winter Vorräthe anlegen, allein zu irgend einem andern Zwecke aufspeichern kann es nicht wollen, und thut's auch wirklich nicht. Manches Pferd und mancher Hund hätten als Begleiter seines Herrn auf weiten Reisen um die Welt vortreffliche Gelegenheit zum Lernen, aber sie können sie nicht benutzen, weil sie nicht lernen wollen können.

Die Neugierde ist ein Trieb und Schoß der Erkenntnißkraft. Bei den untersten Thieren, selbst bei den Insecten, finden wir sie noch nicht. An Insecten kann sie vorkommen. Zwar fliegt etwa einmal eine Biene in eine Blume hinein, in welcher sie gar nichts zu thun hat. Sie schaut sich in ihr um, und fliegt wieder davon. Gewiß war's nicht Neugier, die sie verleitete, wie auch gewiß nicht Neugier sie verleitet in einen fremden Bienenstock hineinzufliegen, um davon zu Hause erzählen zu können. Diese Art von Neugier haben nur Menschen, meist Frauen. Unter den Bienen und unter allen Thieren, auch den weiblichen, gibt's kein Spioniren, keine Klatschereien noch Verleumdungen. Diese Sünde ist rein menschlich. Nur der Nahrungstrieb verleitet die Biene. Fische scheinen neugierig seyn zu können; sie kommen zu neuen Dingen herzu, schauen sie an, und machen sich wieder davon. Aber Schmetterlinge und

Käfer zeigen davon noch gar nichts. Sie sind wie abgeschlossene Wesen, oder auf einen Kreis beschränkt, außer den hinaus sie nicht streben. Die Neugier geht außer den gegebenen Kreis, sie will Erweiterung, Vervollständigung, sucht nicht Gegebenes, doch in der Nähe Stehendes, sich Anerbietendes auf, bewegt sich zum Entferntern hin, und kann in Wißbegier, in Erstaunen und Verwunderung übergehen, in was sie wirklich eben im Menschen übergeht. Sie will etwas, das sie noch nicht hat, sich zum Eigenthum machen; sie will ein geistiges Eigenthum haben, ob mit oder ohne klares und lebhaftes, oder mit einem dunkeln und matten Bewußtseyn, das ist hier Eins, denn Alles fängt im Dunkeln, jedoch nicht im Matten, an. Der erste Reiz zur Neugier ist nun einmal wieder im Springpunkt, und eine ungeheure elastische Feder, die zauberartig eine unendliche Welt, ein Feenschloß mit Millionen bunten Sälen öffnet. Lurche haben gewiß schon Neugierde, um so mehr kommt sie den noch vollkommnern Thieren zu. Neugierde ist aber noch nicht eigentliche Lernbegierde. Neugierde kann eine Sache des Sinnes seyn, Lernbegierde ist Sache des Verstandes, oder des eigentlichen, nicht nur sinnlichen, Erkenntnißvermögens. Selbst wenn der Hund sich gerne zu Künsten hingibt, herbeikommt, sich herzudrängt, liegt ihm am eigentlichen Lernen nicht das Mindeste; er will es nur können, nicht lernen, nur können, nicht wissen. Er ist nur Künstler, nicht Denker. Nachtigallen, Ziegen und Hunde scheinen die Neugierigsten zu seyn.

Wißbegierde entdecken wir im Thier gar keine. Die Nachtigall ist neugierig, und guckt Alles an, der Zeisig, der Canarienvogel macht's ebenfalls so, und schlau kundschaften sie die Umgebungen aus. Neugierig ist gar mancher Vogel des Waldes und des Feldes. Eben ihre Neugier bringt sie oft an die Leimruthe, in den Schlag und vor den Flintenlauf. Dann nennt man sie dumm, jedoch mit Unrecht. Der Vogel kann die List im Neuen, das der Mensch aufgestellt hat, nicht ahnen, nicht erkennen. Er sieht nur das reizende Neue. Der Spatz ist vorsichtig und untersucht besser. Dumm ist das Thier, das, einmal betrogen, sich wieder betrügen läßt. Schaden macht auch die Vögel klug. Ein kluger Fürst sagte, daß derjenige gescheidt sey, der sich einmal betrügen lasse, dann aber nie

mehr. Neugier geht nur auf den Schein, und darum aufs Einzelne, die Wißbegierde geht auf den Zusammenhang, und fragt nach Ursachen und Wirkungen, Gründen und Folgen. Die Wißbegierde will Aufklärung über das Factum, will das Seyn des Scheins. Das ist Alles fürs Thier (und für viele Menschen) nicht vorhanden. Neugeborne Kinder hangen auch nur am Schein und Einzelnen. Gescheidte Kinder fangen bald an zu fragen. Dumme Eltern beschelten es als vorwitzig. Je vor= und vorherwitziger, desto besser! Manche werden nicht einmal nach= und nachherwitzig. Der Mensch muß fragen. Lehre das Kind nur recht fragen; wenn du recht antworten kannst, wirst du solches ebenfalls können. Das Thier kann leider noch nicht fragen, sondern nur schauen; man kann ihm nicht antworten, es muß sich selbst nur antworten. Wie weit oder wie nicht weit brächten es manche Menschen, wenn sie nicht fragen könnten, wenn man ihnen nie antwortete? Darum muß das Thier in der Tiefe bleiben. Nur ein rechter hoher Geist kann sich selbst antworten, sich durch sich selbst erheben!

Das Thier hat Verstand, doch ist hievon schwierig zu sprechen, weil vom Menschenverstande zu sprechen schwierig ist. Man definirt ihn als das Vermögen zu denken, zu verstehen, sich durch Begriffe etwas vorzustellen. Die Thiere können denken, sie denken jedoch nicht durch Worte als Zeichen der Begriffe. Sie denken wie Taubstumme, d. h. nur durch Bilder. Verstehen ist mehr als Denken. Manche Menschen verstehen in ihrem Leben nichts so, daß man es ein Verstehen nennen dürfte, und manche sind augenblicklich verloren, wenn man ihnen das Object oder das Bild entzieht und von Begriffen spricht. Der Begriff ist der Inbegriff der allgemeinen Merkmale des Objects und Begreifen ein Merken ohne Anschauungen. Darum müßten wir dem Thier allen Verstand absprechen, wenn nur das Denken von Begriffen und durch Begriffe Verstand genannt werden dürfte, ja wir müßten ihm, weil es nur durch Bilder denken kann, einzig Einbildungskraft beilegen. Ist aber der Verstand als Denkvermögen zu definiren, so kommt ihm solcher so gewiß zu, als er Säuglingen, Kindern der Jugendzeit, und Taubgebornen zukommt. Wo aber sind die vielen Erwachsenen, die ohne Bilder denken? Sind die Laute

und Buchstaben, die Zeichen in der Luft und auf dem Papier, nicht den meisten Menschen das Surrogat für die Begriffe? Sie wähnen Begriffe zu haben, und haben nur Worte, Wörter! Ein geistreicher Kopf sagte, daß die Menschen rein nur durchs Definiren der Worte der Glaubenslehre religiöser werden müßten. Wörter sind noch keine Gedanken!

Des Menschen Verstand bildet Gedanken, des Thiers Verstand bildet Sachen. Die Biene ist eine Meßkünstlerin, die Spinne eine Weberin. Zum Messen und Weben braucht's Verstand, Verstand des Auges, Verstand der Hand. Ein Narr kann nicht messen und nicht weben, es sey denn, er mache, was er sieht, nur nach. Verständig braucht die Biene nicht mehr Wachs als nöthig ist. Man wollte sie tadeln, Menschen maßen ihr nach, und fanden sie vollkommen sparsam. Sie kann mit einem nicht größern Wachsvorrath nicht mehr Honig aufbewahren. Die Termiten sind gar verständig. Wer Verständiges macht, hat Verstand, sey es, daß der Verstand im Dienste seines Willens stehe oder nicht. Wir träumen auch verständig ohne unsern Willen, oft sogar wider unsern Willen. Dadurch wird der Verstand dennoch nicht Unverstand. Unverständig ist, was sich nicht reimt, was einen Widerspruch in sich selbst, oder zu seinen Gründen, Folgen und Seiten hat. Das Thier widerspricht sich in seinem Denken und Thun, der Regel nach, nicht; gerade die Regelwidrigkeiten beweisen auch, daß es denkt. Es muß nicht gerade durch diejenigen Mittel denken, durch welche wir denken. Sehen wir es nach Absichten handeln, sich nach den Umständen einrichten, so können wir ihm das Verstehen seiner Verhältnisse nicht absprechen. Die untersten Thiere denken allerdings noch im tiefen Schlafe und nur sehr wenig, die mittlern denken träumend viel mehr, die vollkommnern denken wach und sehr viel. Wir dürfen beinahe sagen, daß wir das Pferd, den Hund, den Elephanten denken sehen, denn wir sehen sie sich besinnen, staunen, untersuchen, sich corrigiren, nach Absichten handeln. Solches thut der Verstand im gewöhnlichen Wortsinne. Es müssen im Thier nicht minder auch Denkgesetze seyn. Solche gibt's im Menschen. Auf ihnen ruht alles Denken. Diese Gesetze aber werden von nur wenigen Menschen erkannt und

in Sätzen ausgesprochen. Es ist auch nicht nöthig, daß es geschehe. Man kann, ohne die Grundgesetze des Denkens und der Logik in abstracto zu denken, richtig denken. Der Nichtlogiker thut das, was der Logiker mit Bewußtseyn thut, ohne Bewußtseyn. Man kann, ohne den Mechanismus der Knochen und Sehnen und Muskeln des menschlichen Körpers beim Treppen-ab- und aufspringen zu kennen, doch ganz richtig Treppen-ab- und aufspringen. So denkt das Thier verständig in seinen Handlungen ohne Kenntniß der Regeln. Es ist die sogenannte natürliche Logik, die Logik des Kindes, des Bauern, des Handwerkers, Kaufmanns, Soldaten und aller nichtstudirten Logiker. Einen Codex mit Regeln bedarf's in der Seele, er muß aber nicht zum Bewußtseyn kommen. Der Mensch hat all' sein Seyn in sich, und das Thier hat all' sein Seyn in sich. Kräfte haben beide, in beiden richten sich die Kräfte nach Gesetzen; aber Sätze, nach denen man denken soll, sind weder im Thier noch im Menschen. Nur letzterer kann sich Sätze machen, allein er muß sie erst machen. Der Mensch kann systematisiren, das Thier nicht. Der Mensch kann den wahrgenommenen Stoff als Denkstoff ordnen, dem Thier bleibt allerdings aller Stoff nur ein abgerissenes Etwas, ein Einzelnes. Wenn aber auch das Thier nur stückweise arbeitet, so hat es doch eine Vorstellung, eine innere Anschauung vom Ganzen in sich, was es machen will, denn es arbeitet ganz planmäßig. Der Mensch hingegen kann mit Worten, den Stellvertretern von Begriffen, sagen, was er beabsichtige. Wir sagen also, das Thier denkt mit Bildern und Vorstellungen. Der Mensch macht's zuerst auch so; später denkt er, wenn er wirklich zum Schuldenken kommt, durch Worte, nach gemachten Studien durch Begriffe. Das Thier denkt in concreto, der Mensch kann in abstracto denken, doch muß er nicht. Er kann beim Thier bleiben, und auf den Ruf des Menschen alle seine Werke so vollkommen thun, als das Thier alle seine Werke auf seinen Ruf thut.

Wie nun aber erst, wenn zu erweisen wäre, daß die Thiere auch urtheilen und schließen können?

Die Thiere urtheilen, haben Urtheilskraft. Sie beurtheilen ihr Verhältniß. Wenn der Begriff etwas Abstrac-

tes ist, und die Urtheile Begriffe in abstracto voraussetzen, und nur aus Begriffen bestehen, so, daß ein Urtheil als Product der Combination von Begriffen definirt werden muß, so kann das Thier allerdings nicht urtheilen; wenn man jedoch unter Urtheilen eine Function des Geistes versteht, welche sie ihre Verhältnisse werthen lehrt, dann mangelt sie ihnen gewiß nicht, und in diesem Sinne kommt sie allen Thieren so gewiß zu, als jedes Thier sein Verhältniß in Beziehung auf seine Bedürfnisse versteht. Verstehen ist ein richtiges Beurtheilen. Wer wird diese Fähigkeit sogar den untersten Thieren absprechen? Nur ist ihr Urtheilen nicht ein Denken, sondern ein Fühlen, ein Merken, wie im anfänglichen Menschen.

Ob sie aber schließen können? Schließen heißt in der Logik die Verbindungen zweier bekannter Urtheile zur Entdeckung eines dritten, noch nicht bekannten Urtheils benutzen, oder aus dem Verhältniß zweier bekannten Größen das X zu finden. Muß nun dieses abermals nur durch Begriffe geschehen, so kann das Thier, auf welcher Stufe nur immer es stehen mag, so wenig schließen als urtheilen, denn Sätze oder Urtheile macht sich kein Thier; wenn es aber aus gegebenen Verhältnissen ein noch Ungefundenes finden kann, und man dieses Schließen nennen will und darf, so kann es schließen, denn alle Thiere können solches. Das Infusionsthierchen schließt: wenn es sich vom Trocknen ins Nasse bewege, so werde es wohler seyn. Der Schmetterling schließt: er werde, wie in gewissen Blumen, auch in diesen oder jenen andern süße Säfte finden u. s. w. Doch leiten ihn Augen und Sinne. Urtheile nach Menschenart und Schlüsse leiten ihn nicht. Die Naturpsyche gibt ihm seine Schlüsse ein. Vollkommner schließen die Ameisen u. s. w. Die Fische edlerer Art und die Lurche, z. B. die Krokodile, bringen's darin schon weit. Wahres Schlußvermögen kommt den Vögeln und Säugethieren zu. Wachthiere müssen schließen können. Der Canarienvogel, der Storch und Kranich urtheilen und schließen offenbar wie taubstumme Menschen und Menschenkinder. Wenn der Hund, um ein Wasser in der Höhle, zu dem er nicht gelangen kann, einen Stein hinein wälzt, um es steigen zu machen; wenn ein Wolf, der einem Esel nicht beikommen kann, sich im Schlamm wälzt, vor den Esel hinsteht,

sein zottichtes Fell schüttelt, um dem Esel mit Schlamm die Augen zu füllen, und schnell auf ihn springen zu können; wenn eben er mit seinem Weibe verabredet, es links angreifen läßt, um den Hund abzulocken, und unterdessen rechts in die Heerde einfällt u. s. w., so geht dieses alles nicht ohne Schließen ab. So schließt auch das Pferd, der Elephant und jedes vollkommnere Thier, sogar noch das Schwein aufs allerbestimmteste; doch scheint es mit dem Schlußvermögen der dümmern Schafe schlimm zu stehen, weil sie aus hundertmaligen gleichen Erfahrungen nicht einmal auf die hundert und erste, selbst wenn sie sie kommen sehen, schließen können.

Rein Verstandessache sind Logik und Mathematik, also auch derjenige Theil der letztern, der sich mit den Zahlen beschäftigt. Beide Fächer sind aber so innig mit einander verwandt, daß wir sagen können, derjenige Mensch, der von Natur ein Logiker sey, sey auch von Natur ein Mathematiker und umgekehrt, denn beide Fächer geben sich mit Begriffen, die Arithmetik mit Begriffen von Größen, die Logik mit Begriffen von Objecten ab. Wenn das Thier nicht durch Begriffe denken kann, so kann es auch nicht durch Zahlen denken, weil diese eben nur Begriffe von Größen sind, und es hätte die Rechnungsgabe, die innerliche Arithmetik nicht.

Wir haben den Begriff von Einheit, Zweiheit, Dreiheit. Eins, zwei, drei hingegen sind Zahlen (nicht Zahlbegriffe), Anschauungen, Objecte. Wie sie in uns entstanden sind, wissen wir nicht, und eben so wenig wissen wir, wie wir das Addiren, Subtrahiren u. s. w. lernen oder vielmehr nicht lernen, sondern können. Man kann Niemanden, der nicht denken kann, denken lehren, und Niemanden, der nicht rechnen kann, rechnen lehren, denn das, was man lehren nennt, ist meist nur ein Abrichten, wie man die Affen abrichtet. Nun sehen wir, daß das Thier das Eins, Zwei, Drei ebenfalls kennt, nicht aber, daß es die Einheit, Zweiheit u. s. w. als Begriffe kenne. Auch das Thier kann addiren; ob es auch subtrahiren, multipliciren und dividiren könne? Könnte es dieses, so wäre noch Größeres in ihm, als wir bis jetzt von ihm gegeben haben, obschon dessen nicht wenig gegeben worden ist. Kann es solches nicht, so ist zwi-

schen Mensch und Thier hierin eine Kluft, die erste, an deren Rand wir gekommen.

Das Thier kennt das Eins, seine Eine Mutter, Ein Blatt, doch sind wir dessen nicht so ganz sicher. Der Fisch Anableps, dessen Auge durch eine Binde in zwei getheilt ist, sieht vielleicht Alles doppelt und niemals ein Eins, und der Schmetterling sieht vielleicht alles Eins viel tausendmal. Wir sehen mit beiden Augen das Eins für Eins an, es ist jedoch noch nie eine befriedigende Antwort auf die Frage gegeben worden, warum es so sey. Zwar kommen beide Strahlenkegel nur von Einem Gegenstand in die beiden Augen, und vereinigen sich beide in Einem Bewußtseyn, wir können aber durch Drücken des Auges seine Achse so verändern, daß wir alles Eins doppelt, ja, wir können beide Augen so drücken, daß wir jeden Gegenstand, z. B. ein Kerzenlicht, sechsfach mit einem und demselben Bewußtseyn sehen. Hätte die Seele ebenfalls zwei Augen, und wir könnten deren Achse verrücken, so sähen wir sogar von der Seele aus Alles mehrfach, die Achse der Seele bleibt aber unverrückt, und dennoch sehen wir, wenn wir wollen, mehrfach. Schauen wir durch ein mit vielen Facetten geschliffenes Glas, so sehen wir ja wirklich, ganz den Gesetzen der Optik angemessen, den Gegenstand mit einem und demselben Bewußtseyn vielfach. Die Seele sieht nun durch das Auge, und deren Addiren hängt vom Auge ab. Wir dürfen mit Sicherheit nur bei den vollkommnern Thieren, welche Augen, den unsrigen gleich, haben, auf ein gleiches Sehen, also auf ein gleiches Addiren, schließen. Vom Addiren hängt das Subtrahiren u. s. w. ab.

Von der Rechnungsgabe der unvollkommnern Thiere können wir gar nichts sagen, sie werden sich schwerlich über die Anschauung des Eins, Zwei und der Mehrheit erheben, gewiß nicht zählen, gewiß werden sie keine Zahl z. B. fünfzehn, denken können. Selbst die zwei vollkommnern Thierclassen können nicht weit zählen. Zwar soll der Neuntödter neun Insecten anspießen, ehe er sie speist; diese Angabe aber gehört, die Zahl betreffend, in die Fabellehre. Neun ist, wegen der Zahl der Musen, eine rhetorische Figur geworden. Daß die Elster nicht fünf zählen könne, sondern es nur bis auf vier bringe,

ist selbst auf blödsinnige, rechnungsleere Menschen sprüchwörtlich übertragen worden. Wir wissen, daß eine Mausmutter bestimmt wußte, daß sie acht Junge habe, daß sie immer wiederkehrte, bis ihr auch das achte zurückgegeben worden war. Sie konnte so weit hinaufzählen. (Es kann es nicht jedes Kind!) Doch waren ihr die acht Jungen gewiß nur acht Einer, nicht die Achtheit oder der Begriff von acht. Sie kennen den Werth, das Gewicht der Zahlen, nicht; darum kann man kein Thier rechnen lehren. Wie soll man ihm die Frage begreiflich machen können, wie viel zwölfmal zwölf, oder wie vielmal zwölf in sechzig enthalten sey? Addirt man Objecte vor seinen Augen, so sieht es eine Vermehrung derselben; subtrahirt man, so sieht's eine Verminderung, und den Rest sieht es auch. Das ist Alles, was es darin gewinnen kann. Das Abrichten der Canarienvögel, Esel, Pferde, Elephanten, Hunde zum Rechnen gehört nicht hieher, denn man kann kein Thier äußerlich lehren, was nicht innerlich in ihm ist. Man kann es nur die Zahlzeichen durch die Worte Eins, Zwei u. s. w. kennen lehren, wie man es ja auch Kartenaugen, Noten und Buchstaben kennen lehrt, aber Begriffe vom Werth der Zahlen bringt man ihnen, gewiß auch nicht Einem, bei. Irgendwo muß sich das Thier vom Menschen unterscheiden, irgendwo muß das Thier seine Gränze finden; doch dürfen und müssen wir eingestehen, daß wenn es mit den Augen noch zählen kann, und weiß, wie viel Junge es habe, ein Anfang zu einer Arithmetik in ihm sey, denn eben mit dem Kennen der Einer und dem Zählen fängt man an. Man lehrt die Menschenkinder zuerst zählen, und das Numeriren ist ehemals zu einer fünften Species, dem Range nach allerdings zur ersten oder leichtesten, untersten, gemacht worden. Aller Anfang ist schwer, und vielen gescheidten Kindern ist das Rechnen unter allem, was man sie lehrt, weit aus das Allerschwerste. Wer je mit Kindern als Schulmeister oder als ein Freier darin experimentirte, weiß es nur zu wohl. Darum kann man kein Thier addiren, subtrahiren, multipliciren, noch dividiren lehren. Noch minder oder eigentlich nur eben so wenig kann es sich solches selbst lehren. Die vier Species gehören dem Vermögen der Durchdringung an, denn mehrere Größen werden durch ihre

Anwendung zu Einer. Das Rechnen ist eine Art Chemismus, und die Anwendung der Stöchiometrie des Verstandes.

Eine sonderbare Frage mag es seyn, ob die Thiere auch Witz haben können? Sie ist um so sonderbarer, weil ja ein französischer Schriftsteller die Frage aufgeworfen, ob ein Deutscher (Mensch) Witz haben könne? Wogegen denn allerdings schnell von einem Deutschen die Gegenfrage gemacht worden, ob ein Franzose auch Scharfsinn haben könne? Alles kommt hier auf die Bedeutung des Wortes Witz an, nur müssen wir uns hüten, über den Witz witzelnd zu sprechen. Ehemals verstund man unter Witz Urtheilskraft, und zwar die subsumirende, die gegebenen Fälle unter gegebene Allgemeinheiten oder Regeln zu stellen, und bezeichnete ihn mit dem Worte Mutterwitz, der da merkt, worauf es ankommt. So genommen, kommt auch den Thieren Witz je nach ihrer Stufe zu.

Die Frühlingsfliege und die Wespe merkt, was im gegebenen Falle zu thun ist. Wie viel mehr müssen demnach die vollkommnern Thiere diese Art von Witz haben? Man hielt ihn mit angeborner Gescheidtheit (andere gibt es nicht) für einerlei. Jetzt definirt man ihn als das Vermögen, zwischen Vorstellungen Aehnlichkeit aufzufinden, oder zwei ungleiche Dinge unter Einen Hut zu bringen, in einer höhern Einheit aufgehen zu machen. Z. B. wie David das menschliche Leben und die Blumen des Feldes in dem Begriff oder der Vorstellung von Kürze aufgehen läßt. Das Eine, die Blume, ist noch ein Sichtbares, aber Leben und Kürze sind unsichtbar, sind nur Vorstellungen. Wir können, noch abstracter, Leben und Zeit, oder wohl gar Zeit und Seyn, mit einander verbinden. Daß die vier untern Thierclassen keinen solchen Witz haben, ist offenbar, weil sie keine Vorstellungen als Begriffe, sondern nur Anschauungen haben. Wenn aber die Frühlingsfliege Steinchen u. s. w., und zwar nach einem Plan und Zweck zusammensetzt, so hat sie, weil Plan und Zweck Vorstellungen, Gedanken, Ideen sind, doch schon eine Idee mit Sachen, wie David Blumen mit Leben, verbunden, doch stehen dann beide, Steinchen und Plan, nicht wie in jenem Dichterworte unter einem höhern Begriff, weßwegen wir ihr verbindendes Thun nicht wahren Witz nennen können. Aber wir müssen schon wieder eingestehen, daß hierin

nun einmal doch wieder etwas vorhanden ist, gegeben ist, schläft und schlummert. Ja, noch einmal, aller Anfang ist schwer, aber der Anfang ist das Herrlichste. Ob sich aber zwei Vorstellungen, zwei Ideen in Einem Thier verbinden lassen, ob es im Stande sey, zwei Vorstellungen unter Einen Oberbegriff (Terminus major) zu stellen? Die Sache läuft wieder in die Logik zurück. David schloß: weil die Blume kurz dauert, und das Leben einer Blume gleicht, so dauert auch das Leben kurz. Das Schließen geschieht hier durch den Oberbegriff „kurz"; kann sich das Thier einen Oberbegriff denken, und kann es zwei verschiedene Begriffe, Blume und Leben, unter diesen Einen Begriff stellen, so kann es nicht nur schließen, sondern witzig seyn, d. h. ungleiche Vorstellungen mit einander so verbinden, so daß sie nur Eins (Blume und Leben) zu seyn scheinen.

Im Traume verbinden sich allerdings Vorstellungen mit einander, jedoch sind die Vorstellungen, welche der Canarienvogel, der Hund u. s. w. im Traume mit einander verbindet, theils nur Bilder der Einbildungskraft, und die Verbindung ermangelt des Oberbegriffes, theils geschieht die Verbindung ganz unwillkürlich, absicht-, fast gedankenlos, der Witz aber verbindet nach Absicht. Traumbilder reichen sich nur nach den Gesetzen der Ideenassociation die Hand — Gesetze, die in allen denen Thieren, welche denken und bilden, wie im Menschen, wenn auch auf verschiedenen Stufen und mit verschiedenen Stoffen, spielen. Sobald der Hund den Stock aufheben sieht, kommen ihm Prügel in den Sinn, er flieht; sobald er den Herrn den Rock anziehen, Hut und Stock nehmen sieht, kommt ihm etwas anders, d. h. ein Spaziergang, in den Sinn. Hat man ihm einmal ein Stück Fleisch aus einer Garküche gegeben, und sieht er die Garküche wieder, so kommt ihm wieder ein Stück Fleisch in den Sinn, und immer kommt ihm das in den Sinn, was seine Seele einmal mit einander verbunden hat. Solches Aneinanderreihen ist nun einmal gar nicht Sache und Kunst des Witzes, weil sie nicht nach Absicht unter einen Oberbegriff geordnet werden, und erst noch alle Bilder gleichartig seyn können, so daß keine Vergleichung nöthig ist. So genommen, müssen wir dem Thier, sogar dem vollkommensten, den Witz absprechen.

Der Witz kann scherzhaft und ernsthaft, und keines von

beiden seyn. Letzterer heißt schal, matt, ist kein Witz mehr, sondern sollte es nur seyn. Solche Witze machen auch Dumme. Finden solche wahren Witz, so sagt man, daß ein Blinder ein Körnchen gefunden habe. Vielleicht lernten wir an einigen Thieren, wenn sie sprechen könnten, dumme Witze kennen. Eine Art Witz ist in ihren närrischen Sprüngen, so z. B. in denen der Katzen, jungen Hunde und Ziegen; solche Witzsprünge macht auch das Kind. Es ist der Witz des Körpers. Das Thier will die Fröhlichkeit, Lustigkeit darstellen, anschaulich machen. Es ist der Witz der Haltung, der Gebärde. Die Fröhlichkeit im Gefühl (nicht einer Vorstellung) tritt mit dem Leiblichen, Materiellen zusammen, aber weiter als zu solchem Muthwillen, einem schlechten Surrogat des Witzes, bringt's das Thier nicht. Von ernsthaftem Witz kann beim Thier noch weniger die Rede seyn. Der Storch, der Kranich und der Elephant sind vermuthlich die ernsthaftesten aller Thiere. Man nennt sie die Weisen unter den Thieren. Alle drei sind bedächtlich, langsam, still. Wie sollte aber ein ernster Witzgedanke in ihre Seele kommen? Sie bedürfen des Witzes nicht. Der scherzhafte Witz dient dem gesellschaftlichen Leben und der untern Dichtung, der ernste der höhern Poesie und der Wissenschaft. Fürs Thier ist die Lustigkeit der Witz im Umgang mit andern, ihre Dichtung ist einzig im Traume, und für die Wissenschaft hat es weder Begriffe noch Sätze, weder Definitionen, noch Argumentationen, noch Divisionen, weder abstracte Gedanken, noch Wörter. In Traumbildern und Bildern überhaupt kann man nicht recht philosophiren; darum haben alle Thiere zusammen noch nicht einen einzigen Paragraphen weder der Politik, noch Theologie, noch Mathematik zu Tage gefördert.

Doch, wenn wir nicht gar zu genau seyn wollen, so können wir sagen, daß manche Thiere doch witzige, d. h. gescheidte Einfälle haben. War's nicht ein witziger Einfall des Elephanten in Paris, dem Maler, der ihn mit offenem Rachen malen wollte, und ihn durch einen Diener, als ob er ihm Aepfel ins Maul werfen wollte, damit er das Maul öffne, mehrmals foppte, ganz unerwartet einen, eine Zeitlang vorher in der Stille eingesogenen, Strom von Wasser auf einmal über das halbbemalte Papier mit weit ausgestrecktem Rüssel zu gießen?

oder den Schneider, der ihn heimtückisch mehrmals von hinten her mit einer Nadel gestochen, plötzlich sich wendend, ebenfalls mit Wasser von oben bis unten zu überschütten? Der Kasseler, der ins Zimmer seines ihn vergessenden Wärters brach, und alles Bewegliche im Zimmer und in der Kammer auf einen Haufen legte und zusammenstampfte, und dann seinen Urin darauf goß, sodann auf die Wiese ging, daselbst sich zu ergötzen, hat doch wohl einen witzigen Streich gemacht! Der Elephant liebt den Spaß, Spaß nennt man Scherz, und Scherz Witz, sey er fein oder grob. Spaßhaft nähert der Elephant der Fliege auf seiner Haut irgendwo das Ende des Rüssels, und — bläst ihr Staub ins Gesicht. Witzig saß ein Affe in einem Topfe verkehrt. Als ein Geyer ein Stück Fleisch zu sehen wähnte, drehte er sich blitzschnell um, und packte ihn. Das war List, aber auch ein witziger Einfall, Erfindungskraft. Allerdings sind sogar im Elephanten nur erst vulgare Witze, Witze des Spaßmachers, die Art des Bajas! Besser war der witzige Einfall des Pferdchens, das plötzlich aus der Rennbahn über die Köpfe der Zuschauer hinaussprang, bare Neckerei aber derjenige des jungen Pferdes im Seealpthal im Verfolgen der Reisenden.

So gibt's auch noch Spaßvögel. Die Kleinvögel necken spaßhaft die Eule bei Tage. Zum Spaße äfft die Spottdrossel alle Stimmen nach. Der niedrige Witz als Spaß und Einfall kann also den vollkommensten Thieren vindicirt werden, nur nie der höhere, wahre, edle, geistige Witz. Bemerkenswerth ist, daß wir jede Art von Witz am ehesten noch bei jungen Thieren finden. Weil es nur der Witz des Muthwillens ist, so ist's ganz begreiflich. Schlauheit hingegen, rechnende, überlegende, langsame Rechnung kommt eher bei ältern, in den Künsten des Thierlebens erfahrnen, vor.

Scharfsinn? Wie sollte das Thier, sogar das allervollkommenste, Scharfsinn haben oder bekommen können? Kann es das Leichtere, den Witz im wahren Sinn, nicht haben, wie viel minder den Scharfsinn! Wenn es aber zwischen Dingen Aehnlichkeit finden kann, so kann es auch Unterschiede finden, aber die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten werden sich nur auf Sinnendinge oder äußere Anschauungen beziehen.

Man definirt Scharfsinn als das Vermögen, zwischen ähnlichen Dingen Unähnlichkeiten oder Verschiedenheiten zu entdecken. Dieser Bestimmung gemäß ist der Scharfsinn nur die uns schon bekannte allgemeine Unterscheidungsgabe, die das Thier haben muß, um Thier zu seyn. Aber eben bezieht sich der menschliche Scharfsinn wie der Witz nicht auf Sinnendinge und Gegenstände, sondern auf Vorstellungen und Begriffe, was für das Thier unmöglich ist. Definirt man den Witz als das Vermögen, nur feine Aehnlichkeiten zwischen Verschiedenem, und den Scharfsinn als das Vermögen, nur feine Unterschiede zwischen ähnlichen Vorstellungen zu entdecken, so mangelt dem Thier das eine und andere unbedingt, ebenso, wenn man den Witz als das Vermögen, nur subjective Aehnlichkeit oder auch Unähnlichkeit, und unter Scharfsinn dasjenige, objective Unähnlichkeiten oder auch Aehnlichkeiten zu entdecken, definirt; denn zwischen Object und sich selbst unterscheidet das Thier entweder gar nicht oder nur undeutlich, es sey denn, es gehöre zu den vollkommensten. Zustand und Selbstgefühl fallen in den untersten Thieren zusammen, vollkommnere mögen zwischen Object und Subject, Sache und sich selbst, Zustand und sich selbst nicht mehr nur dunkel unterscheiden. Aber immerfort bezieht sich des Thieres Gabe in jeder Richtung nur auf Anschauungen der äußern Sinne, nicht auf abstracte Vorstellungen, so daß wir dem Thier den wahren Scharfsinn ebenfalls wie den wahren oder Geisteswitz absprechen müssen. Es ergeben sich je länger je mehr Klüfte zwischen Thier und Mensch!

Im Kinde regt sich der Witz früher als der Scharfsinn, darum ersterer 'noch eher in Spuren als letzterer auch im Thier vorkommt. Kein Kind, als etwa ein zu früh reifes, zeigt Scharfsinn. Er ist das Criterium nur erwachsener Menschen. Kein Thier steigt, wenn es auch hundert und mehr Jahr alt würde, bis zum erwachsenen Menschen hinauf. Man mag so alt werden als man will, das Alter überspringt keine Naturkluft, und durch eine Gränzwand kann die größeste Zahl von Jahren nie brechen. Wenn's nicht am Holz ist, gibt's, es mag wachsen, so lang als möglich, keine Pfeifen, und was eine Nessel werden will, brennt bald; auch lernt Hans nicht mehr, was Hänschen nicht lernt. Uebrigens kann man

noch Alles eher lernen, als den Scharfsinn. Selbst die alten Sophisten wagten keine Anerbietungen ihn zu lehren.

Kann sich das Thier selbst täuschen? Leitet der Instinct das Thier nicht sicher? Wenn das Thier urtheilen kann, so kann es auch irren, also getäuscht werden, und selbst sich täuschen. Die Thiere, die nur sinnliche Urtheile zur Unterscheidung von Dingen machen können, werden des großen, aber doch traurigen Vorrechtes, sich täuschen zu können oder zu irren, überhoben seyn, doch geht dieses Vorrecht sehr frühe verloren. Selbst Muschelthiere scheinen schon sich irren zu können. Insecten, besonders die gescheidtern, irren sich. Wenn die Biene in einen fremden Stock fliegt, weil sie ihn mit dem ihrigen verwechselt, so irrt sie, und die Ameise vergreift sich im Urtheil, wenn sie berauschenden Honig ißt. Närrisch packt die Biene ihresgleichen in der Betrunkenheit an. In der Betrunkenheit irrt man doch gewiß. Die Schmeißfliege legt ihre Eier auch auf die Aasblume. Dieser Irrthum kostet ihrer ganzen Brut das Leben. Täuschungen des Auges und Ohres, die, wie im Menschen, falsche Urtheile bedingen, kommen in den Insecten schon gewiß in einer unendlichen Menge vor. Die Fische müssen sich täuschen können, die Lurche um so eher. Die Vögel werden mit dem schädlichen Hamen gefangen, sagt Salomon. Sie werden durch Berückungen gefangen. Man betrügt alle Vögel, und sie lassen sich betrügen. Man betrügt sie durch Lockvögel, durch Futter, durch künstliche Gebüsche, durch Lockpfeifen, durch freundliche Worte, wie man die Menschen betrügt. Der Storch sieht den Schatten oder die Form eines Frosches an der weißen Wand für einen wirklichen Frosch an, und pickt darnach. Des griechischen Malers Trauben wurden von Vögeln für wahre Trauben, und eine ausgestopfte angekleidete Menschenfigur wird von den Spatzen für einen wirklichen Menschen gehalten. Die vollkommnern Säugethiere irren sich beinahe so oft als Kinder und blödsinnige und unbelehrte Menschen. Die Kühe blieben bei Milons eherner Kuh stehen, Alexanders Bucephalos wieherte einen gemalten Bucephalos an. Den Elephanten kann man zum besten haben. Der Affe fürchtet gemalte Schlangen. Sieht er sich im Spiegel, so greift er hinter ihn hin, um zu untersuchen, ob ein Camerad

daselbst sey. Der Spiegel täuscht ihn. Ein anderer sah in einem Insectenbuche alle Käfer für wirklich an, zerrte alle heraus und fraß sie. Hunde kann man mit allerlei Dingen zum besten haben. Man lacht den Menschen aus, der sich darauf etwas zu gute thut, daß er ein Thier betrügen kann, aber man ersieht doch daraus, daß gar nicht gesagt werden kann, der Instinct leite die Thiere sicher. Hier hat er nichts mehr zu thun, als was er im Leben des Thiers im Allgemeinen thut, da alles, was das Thier thut, Natur und Naturkunst ist. Wenn wir jedoch alle diese Täuschungen genau besehen, so finden wir bald, daß sie nicht so viel bedeuten, als man vermuthen möchte, denn alle beziehen sich nur auf körperliche Dinge, auf Dinge des Auges und Ohres, auf Anschauungen des Aeußern, niemals auf innere Vorstellungen, nie auf Begriffe. Nie kann man ein Thier durch Vorstellungen oder Begriffe täuschen. Letztere mangeln dem Thiere, wenn es richtig und wenn es unrichtig denkt, denn durch Begriffe oder Allgemeinheiten denkt es nun einmal nicht, wie der Säugling und der Blödsinnige ebenfalls nicht durch solche denkt. Sogar der Taubstumme muß, weil ihm das Wort als Ausdruck des Begriffes mangelt, nur durch Bilder denken, doch kann er sich, wenn er ein Denker ist, vielleicht ein Surrogat von Begriffen bilden. Das Kind kommt dazu im Laufe der Zeit von selbst, der Blödsinnige hingegen und Cretin muß beim Thier unten bleiben.

Wir sollten glauben dürfen, daß die träumenden, schlafwandelnden, somnambulen und die wachen Thiere die Worte des Menschen verstehen lernen. Beim Abrichten und Erziehen, ja auch sonst im Umgang mit ihnen, sprechen wir mit ihnen immer. Der Verstand mit Gedächtniß und einem guten Ohre sollte sie es lehren. Hier springen uns aber sogleich zwei nicht unbedeutende Dinge ins Auge: die Sprache des Thiers selbst gegen seinesgleichen und gegen Menschen, und das Sprechenlernen etlicher Thierarten. Beide stehen mit unserer Frage, ob das Thier die Menschensprache verstehen lernen könne, in genauer Verbindung.

Die Würmer haben keine Organe, Töne von sich zu geben. Wir kennen nicht Einen tönenden Wurm. Hören und Spre-

chen gehören zusammen. Höchst wahrscheinlich ist ihnen das ganze Tonreich verschlossen. Im tiefen Schlaf spricht und hört man nicht. Das Sprechen ist eine Reaction gegen das Hören, sein entgegengesetzter Pol. In den tiefen Thieren schlafen die Pole. Mehrere Insecten geben Töne von sich, und eben diese hören auch. Viele Fische schnalzen schon mit dem Munde. Die Karpfen hören gut, selbst durchs Wasser, das den Schall doch nur sehr matt fortpflanzt. Die Lurche, welche Töne von sich geben, hören wohl, z. B. Frösche, Krokodile. Aber mehrere hören sehr gut und sind dennoch stumm. Eine Anomalie, ein Widerspruch! Eben dieses sind nun einmal wieder die wunderbaren Schlangen, die Zauberthiere. Die Gabe der Töne, wie vollkommen ist sie in den Wachthieren! Die Vögel sprechen in Gesangtönen, und sie hören einander entweder gern oder ungern. Die Enten schnattern mit einander, und die Störche klappern, sie führen Gespräche. Die Dohlen schwatzen gern. Eben diese lernen den Menschen Worte und Sätzchen ab, lernen reden, sprechen. Sie übersetzen unsere Begriffslaute in Empfindungslaute, und darum können wir ihre Empfindungslaute in Begriffslaute oder Sylben und Wörter übersetzen. Unser Sprachorgan ist mit dem ihrigen verwandt. Auffallend ist, daß die Gabe nachzusprechen erst in der fünften Classe auftritt. Es scheint, es sey eine wache Seele dazu nöthig. Lunge, Luftröhre und Zunge bedingen es nicht allein. Hier gilt das Wort: „die Seele mache beredt" (pectus est, quod disertos facit). Noch viel auffallender aber ist's, daß die genannte Gabe in der sechsten, menschenähnlichsten, mit einer Menschenzunge und einem Menschenmunde versehenen, Classe wieder beinahe bis auf die allerletzte Spur verloren gegangen ist.

Die Thiere, die mit einander schwatzen, verstehen einander, sonst schwatzten sie nicht. Sie thun nichts Unnöthiges. Schafe, Kälber, Katzen verstehen die Stimmen ihrer Mütter, die Hühner das Wort des Hahns. Offenbar aber sprechen die Thiere nur Gegenstände des Empfindungs- und Willensvermögens aus; nicht eigentliche Gedanken. Darum muß das Thier, das Empfindungs- und Willenstöne von sich geben kann, auch Empfindungs- und Willenstöne in sich aufnehmen können,

mögen diese von der Natur, oder vom Mitthier, oder vom Menschen kommen. Darum vernehmen und verstehen die vollkommnern Thiere den Donner, diese Naturstimme, wie ihn ein Kind vernimmt und versteht, und jedes Thier muß den Angstschrei seines Mitthiers gleicher Art verstehen. Ahmt ein Mensch vor dem Ohr eines solchen Thiers den Donner nach, so wird er von ihm gewiß verstanden. Eine Menge Thiere werden durch ihren eigenen Ton angelockt, und der Lockvogel singt: wo er sey, sey gut seyn. Sie sollen kommen und bei ihm Hütten bauen. Die Wachtel kommt aus dem Gebüsche, wenn man ihren Schlag nachahmt. Sie versteht ihn. Er sagt ihrer Seele zu; darum könnte sie ihn allenfalls, wenn die Natur es vergessen hätte sie ihr zu lernen, ihn vom Menschen lernen. Was in der Seele des Thiers ist, kann man es lehren; was nicht drinn ist, kann man es nicht lehren. Hierauf beruht seine Möglichkeit, sprechen und verstehen zu lernen, hierin seine Anlage wie deren Gränze.

Der Natursprache, Empfindungs- und Willens- oder, mit Einem Worte, der Bedürfnißsprache, die unmittelbar aus der Seele kommt, oft wie aus einer verborgenen Quelle hervorstürzt, und nur die hörbare Parallellinie der unsichtbaren Seele ist, wird die Kunstsprache gegenüber gestellt. Diese verbindet willkürliche Töne mit Gegenständen sinnlicher und übersinnlicher Art. Brod nennen wir Brod, den Himmel Himmel. Der Ton hat mit der Sache nicht die entferneteste Verwandtschaft mehr. So ist auch der Ton A mit dem Zeichen A an der Wandtafel gar nicht von Natur verwandt. Man kann aber dem Thier Brod vorhalten und ihm dazu den Ton „Brod" oft wiederholen. So lernt es endlich mit dem Hören des Tons die Vorstellung vom Brod verbinden, und aufs Wort erscheint das Bild von Brod in seiner Seele. Es ist es demnach die Einbildungskraft, die das Verstehen bedingt. Vom Himmel hingegen können wir ihm niemals eine Vorstellung machen oder einbilden, weil wir ihn niemals neben das Wort stellen können. Es müssen Anschauungsgegenstände seyn. Wörter für unsichtbare Begriffe haben fürs Thier gar keine Bedeutung. Aber seine Welt kann man den Pudel verstehen lehren. Er bringt aufs Wort Stock, Pantoffel, Hut, Teller. Er lernt

sogar Fragen und Antworten und ganze Sätze verstehen. Er versteht das stillgesprochene Wort: geh', thu' die Thüre zu, hol' mir meinen Stock u. s. w. Man nimmt erst noch wahr, daß die Thiere, die verstehen lernen können, auch verstehen lernen wollen, und daß, ganz folgerichtig, diejenigen, die verstehen lernen wollen, verstehen lernen können. Die Hunde passen bei solchen Experimenten genau auf. Und gerade den Weg, den wir mit den Menschenkindern gehen, müssen wir mit den Thieren gehen. Für alle denkenden Wesen der Erde gilt das Pestalozzi'sche A B C der Anschauung. Wir sehen auch deutlich, daß manche Thiere, wenn sie ein schon mehrmals gehörtes Wort wieder hören, nachdenken, d. h. die Vorstellung dazu in ihrer Seele suchen.

Beinahe nur Vögel lernen die Worte nachsprechen. Es ist unter den Säugethieren nur der Seehund und der Landhund hiefür belehrbar. Der Seehund kann sehr undeutlich das Baba, das roman'sche Papa oder Vater, gegen seinen Meister aussprechen, doch gibt auch der Hirsch, der belehrte, auf Befehl einige unhirschige, menschlich seyn sollende Töne von sich. Einem Hund ist etwa vierzig Wörter nachzusprechen gelehrt worden. Vögel lernen Sätze auswendig. Sie scheinen demnach höher als die Säugethiere zu stehen, allein man kann die vollkommensten Säugethiere zehnmal mehr als die vollkommensten Vögel verstehen lehren. Zudem zeigen letztere beim Lernen des Verständnisses mehr Aufmerksamkeit, mehr Innerlichkeit, wodurch ihnen ein reicher Ersatz für die Sprechlernkunst der Vögel gegeben, ihre Ehre hinreichend gerettet und auf immer gesichert ist. Ueberdieß bedeuten die Töne der Vögel als deren Stimme und Sprache nur Gefühle, das Säugethier aber steht den Tönen der Begriffe, oder den Wörtern viel näher. Wir bemerken erst noch, daß die gescheidtesten Thiere unter den Vögeln und den Säugern sich fürs Reden der Menschen interessiren, daß sie es gar gern haben, wenn man mit ihnen spricht, daß sie immer wünschen und erwarten, daß man mit ihnen spreche, und etwa einmal, ohne unser Zuthun, auf unsre Worte und Reden Achtung geben. Man spricht von einer Thüre, der Pudel hört das Wort, und springt an die Thüre sie zuzuschlagen. Je lärmender die Gesellschaft,

um desto lieber ist es ihm. (Nicht so der Katze!) Bisweilen gibt er auch ganz eigene Töne von sich, und es ist vollkommen so, wie wenn er mitsprechen möchte, und es ihm wehe thue, nicht mitsprechen zu können. Wir bedauern ihn alsdann. Gewohnt nur Menschen sprechen zu hören, muß es ihm aufs stärkste auffallen, wenn er ein Thier, eine Elster, oder auch nur ein Instrument sprechen hört.

Das Thier lernt nur Wörter anschaubarer Gegenstände verstehen. Der Rabe versteht das „Spitzbub" und „Schelm" nicht, wie jener römische sein Oleum et operam perdidi nicht verstanden hat. Christenhund und Schweinfresser versteht der Papagai ebenfalls nicht, weil diese Wörter Begriffe bezeichnen. Unbedingt dunkel müssen ihnen auch die Wörter Vater — Unser im — Himmel — der — du — bist u. s. w. bleiben. Wie sollten sie Verhältniß=, Zustands=, Fürwörter, an und für sich, und wohl gar noch den grammatischen und logischen Zusammenhang derselben begreifen? Im Zusammenhang ist nichts Anschaubares, sondern nur Denkbares, darum sind auch Menschen, die nur erst Vogelnaturen oder des Etwas sind, ihr ganzes Leben außer Stande, einen Zusammenhang zu verstehen. In diesem Falle sind anfänglich auch die Kinder. Nie wird ein Thier das kategorische Urtheil „der Zucker ist süß," nie das hypothetische: „wenn es regnet, so wird es naß," nie das disjunctive: „entweder liebst du die Milch oder nicht," verstehen lernen, oder die modalen abstracten Begriffe: Können, Seyn und Müssen, unterscheiden. Darum kann das vollkommenste Thier, wenigstens in diesem Leibesleben, nie Uebersinnliches denken. Begleite aber, sey es auch einen bar abstracten, nur definirbaren, Begriff vor dem Aug' oder Ohre des geistigen Thiers mit etwas Wahrnehmbarem, so ist das Thier wieder in seiner Welt und es lernt dich recht verstehen. So erkennt der Rabe die Bedeutung des abstracten Begriffes: „Spitzbube" als die einer Beleidigung ganz gewiß aus den barschen Gegenworten des von ihm Begrüßten.

Das Thier versteht demzufolge noch nichts Allgemeines, keine bloß logischen Beziehungen, keine Reihe verbundener Begriffe. Eine Wahrheit, die uns tief in die Seele des Thiers blicken läßt, und uns zeigt, daß ihm ein gewisses Gebiet,

das des höheren Geistes, völlig verschlossen sey, mag es uns angenehm oder unangenehm seyn!

Das Lachen und Weinen sind ebenfalls eine Art Sprache, Natursprache, Sprache jedoch rein nur der Empfindung, nicht des Willens. Fröhlich und traurig können alle Thiere, weil sie empfinden und Empfindungen unterscheiden, seyn, aber nicht alle können lachen und weinen. Mehrere glauben, daß alles wahre Lachen und Weinen nur der Menschheit angehöre. Das eigentliche Lachen ist hörbar und eigener Ausdruck des Herzens durch die Athmungswerkzeuge. Es ist ein Zittern und Schlottern mit einer Zusammenziehung des Gesichtes von unten herauf und Ausdehnung in die Breite, wodurch das Gesicht runder, kindlicher, schöner, aber geistloser wird. Der Lacher, der Possenreißer und Bajas wird immer mit einem runden Kopfe und Gesicht gemalt. So wird das Lachen eine Sprache des Gesichts, und seine Figur gilt als die der Fröhlichkeit des Leibes oder der Gesundheit. Die Traurigkeit macht ein langes Gesicht, und das eigentliche Weinen vergießt Thränen. Das Weinen ist mit dem Ernst verwandt. Der Ernst gibt dem Gesichte Geist. Das Weinen ist feiner. Nur von den höchsten Wachthieren, von Säugethieren nur, kann allenfalls ein Lachen und Weinen erwartet werden. Von Wallrossen weiß man es nicht gewiß, daß sie weinen können, und zwar nur, aber doch über den Verlust ihrer Kinder. Das mütterliche Princip lehrt zu allererst weinen. Weibliche Männer weinen eher als männliche. Von Kühen weiß man bestimmter, daß sie weinen können, von Hunden ist's vollkommen gewiß. Auch Pferde weinen, gewiß auch Elephanten. Beweis, daß die Säugethiere tiefer empfinden als die Vögel, oder, wie oben gesagt, innerlicher sind! Doch ist uns kein Thier als der Hund bekannt, das wahrhaft lachte. Das ist auffallend, weil das Lachen tiefer steht als das Weinen. Wir finden jedoch die Lösung des psychologischen Räthsels in der Thatsache, daß die vollkommensten Thiere thierische Menschenkinder sind, die Menschenkinder ihr Leben nicht mit Lachen, sondern mit Weinen anfangen, und die vollkommensten Thiere demnach ebenfalls müssen weinen, nicht aber schon lachen können. Sollte das Thier lachen können, so könnte es nur aus

körperlicher, nicht aus einer Gedankenlust lachen. Uebrigens kann es die feinen Ausdrücke des Lachens und des Weinens mit seinem behaarten Gesichte nicht geben. Wir sind auf einer Höhe angelangt. Wir müssen noch das Höchste erklimmen. Lachen und Weinen drücken ja schon eine Art Geist, den Geist, das Gefühl, den Zustand der Seele aus, und sehr bemerkenswerth ist, daß auch bei Thieren das Lachen und Weinen rein aus unkörperlichen Dingen, rein aus Vorstellungen hervorgehen kann.

Hat das Thier Geist? Die Frage ist mit der: ob die Thiere einen Geist haben, nicht einerlei. Einen Geist haben alle. Ein Geist ist sogar im Mineral, wenn es sich krystallisirt, d. h. geometrisch edel formt; einen Geist hat auch die Blume. Er äußert sich durch Form, Farbe und Geruch. Die Erdpsyche, selbst ein Geist, hat einen solchen sogar dem Bandwurm gegeben, und in der Schnecke ist schon ein gar sonderbarer Geist. Er ist nichts anders als des Thiers Antheil an dem Allgemeingut, Erdgeist, und eben er macht das Thier zu dem, was es ist und werden kann. Er ist die Folie, die rege, lebendige Spiel- und bildende Kraft, der Springpunkt, der von unten herauf Alles so ordnet und macht, wie er es ordnet und macht. Man sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Man sieht oder kennt nur die aus ihm hervorgesproßte Seele und den Leib, die Dualität — nicht aber die Einheit, in welcher beide aufgehen. Wir aber fragen, ob das Thier Geist habe? Unter Geist verstehen wir eben nur undefinirbaren Geist, oder das, wodurch der Witz zum wahren geschmackvollen Witz, der Scharfsinn zum wahren objectiven Scharfsinn wird. Kennen lernen kann man ihn am besten eben aus den sogenannten Geisteswerken der geistreichsten Schriftsteller. Solchen hat die Erdpsyche nur den Menschen eingeathmet. Er ist ein Geist der Höhe, den die Thierwelt nicht empfangen hat, und sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Er ist aber auch in vielen Menschen nicht. Er schaut immer in die Höhe. Er ist im Menschen das Ideale, das Vollkommene, das zur Unendlichkeit Aufstrebende, Auffliegenwollende, obschon er sich immer mit einem Faden an die Scholle angebunden weiß und fühlt; er ist das Vermögen der Ideen und Vollkommenheit, für die Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit, und für das Religiöse

und Göttliche. Ohne Geist nichts wahrhaft Hohes, Herrliches. Er ist das tiefste und innerlichste Leben! Die alte Schrift sagt, daß Gott nur dem Menschen seinen eigenen Geist eingehaucht habe, und hinwiederum, daß der Geist Gottes in den Menschen sey; vom Thier ist's nicht gesagt.

Doch sind wir verpflichtet, auch hier noch ganz sachte zu thun, weil im Thier doch mehr oder minder liegen könnte, als wir vermuthen, fürchten oder wollen könnten. Das alte „Suum cuique" gilt auch dem Thier, gilt dem Bandwurm wie dem Engel. Wenn wir nur beiden ihr Eigenthum richtig vindiciren könnten!

Der Geist sucht die Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit, der Geist sucht das Reingeistige, das Vollkommene, Göttliche. Er hat demzufolge in sich einen Sinn für sie. Ist solcher wirklich im Thier nicht?

Hat das Thier Wahrheitssinn? Wir können bejahen und verneinen. Einen Richtigkeitssinn hat es, aber eine Idee von Wahrheit oder von einem Systeme umstößlicher, ineinander gekeilter oder unabtrennbarer, unbedingt richtiger Erkenntniß hat es nicht. Solche Erkenntniß haben wir Menschen selbst zwar auch nicht, allein wir haben eine Idee von ihr, die uns, wie die Heiligkeit und Urschönheit, wie ein Stern am hohen Himmel schwebt. Alle Ideen sind nur Sterne droben, und sie sind unsere Götter. „Bete die Götter an, die du meinst!"

Das Thier, alles Thier hat Wahrnehmungsvermögen, d. h. ein Vermögen, das, was es sieht, hört, erfährt, für wahr zu nehmen, für objectiv oder für das zu halten, als was es sich darstellt oder gibt. Das Thier kann getäuscht, zur Unwahrheit verleitet werden, demnach muß es auch fürs Thier eine Wahrheit geben. Man kann es ja auch von Unwissenheit befreien, vom Irrthum zur Wahrheit leiten, durch Anschauungen in ihm Zweifel heben. Es gibt Thiere, die von sich aus die Wahrheit suchen. Spatzen und Affen untersuchen, wollen sich überzeugen, ins Reine setzen. Das jedoch ist gewiß, daß sich all' ihr Wahrheitssinn einzig auf sinnliche Dinge, niemals hingegen auf geistige beziehe, denn die Wahrheit ist nicht in ihnen. Sie gehören nur zur Welt, und diese begehrt ihrer

nicht. Keinem Thier kann die Wahrheit vorschweben. Man ist ihrer nicht im Schlaf, nicht im Traume und selbst im Halbwachen nicht, sondern nur im vollen klaren Wachen empfänglich. Darum existiren auch fürs Kind und den Blödsinnigen nur einzelne abgerissene sinnliche Wahrheiten. Allein das Thier bleibt stehen, der Mensch schreitet vorwärts! Was ersterm von Wahrheit für diese Zeit und Welt nöthig ist, ist ihm allerdings gegeben.

Hat das Thier Sittlichkeitssinn? Wir bejahen und verneinen auch hier, vindiciren ihm jedoch noch weniger Sittlichkeits- als Wahrheitssinn. Das ist gewiß, daß wir auch hier die untersten Classen unbedingt fallen lassen müssen, daß ein Schein von sittlichem Sinn erst in den mittlern auftritt, dieser dann aber in den obersten hell leuchtet. Die untersten rauben und morden im Namen der Natur. Es kommt uns nie zu Sinn, ihre Persönlichkeit deßwegen zu tadeln; ihre allfälligen guten Eigenschaften aber, z. B. Liebe zu den Kindern, loben wir, ohne ihnen ein Verdienst zuzuerkennen. Größe und viele löbliche Handlungen üben die vollkommnern Insecten. Aber auffallend ist bei den Fischen die größte Verschiedenheit der angebornen moralischen guten und schlimmen Charaktere. Eine Vorbereitung der Natur zur Möglichkeit der Entstehung wahrer persönlicher Moralität! Welche schlimme Natur ist der Hai? Aber beinahe alle Fische sind noch Seeräuber, Mörder. Edlere Naturen gibt's unter den Lurchen, gegenüber noch allerschlimmste. Erst Vögel loben und tadeln wir mit einer Art Zurechnung, entschieden aber thun wir dieses bei den vollkommensten Säugethieren. Von diesen wissen wir, daß sie sich üble und gute Eigenschaften an- und abgewöhnen können, daß sie, im Bewußtseyn ungehorsam gewesen zu seyn, sich verkriechen, schämen, demüthig schleichen und den Kopf hängen, ja sogar, wenn sie sich schuldbewußt sind, die Strafe gern annehmen, was nun einmal auf einen sittlichen Sinn, auf ein Surrogat von Gewissen hinzudeuten scheint. Hier müssen wir aber, was die Natur und was die Erziehung thut, unterscheiden. Die Raben sind geborne Schelmen, die Tiger geborne Mörder, die Pudel geborne Neidharte und die Schweine Schmutzseelen. Das Schaf ist von Natur zahm und geduldig, das Pferd seelenheiter,

muthvoll und wetteifrig. Demzufolge haben die Thiere Erbsünden und Erbtugenden. Gerade so gibt's an den Thieren, die beim Menschen wohnen, Erziehungstugenden und Sünden. Die Katze wird durch den Umgang schmeichelnder, der Hund durch die Zucht reinlicher, das Pferd gehorsamer. Die Erziehung verschlimmert oder verbessert auch die Thiermoralität. Man kann es hierin mit manchen Thieren unglaublich weit bringen und ihre Seele, ihren Willen umgestalten. Auch das Thier hat einen Willen von Natur in der Form des Triebes und sinnlicher Begierde; es hat ein Wahlvermögen. Es besinnt sich, schaut beide Gegenstände an, und entscheidet sich für den einen. Es macht es nicht wie der Buridanische Esel, der, von Gerste und Hafer gleichstark angezogen, nicht entscheiden konnte, und — verhungerte. Manches Thier hat sehr viel Willenskraft. Ohne Willen, sagt man, sey weder Verdienst, noch Schuld, keine Zurechnungsfähigkeit, weil keine Möglichkeit zum wahren Gutes- oder Bösesthun. Man gibt uns jedoch vom Willen sehr verschiedene Definitionen, erniedrigt ihn bald zur Unwillkür des Triebes, bald läßt man ihn eins mit Willkür seyn, und bald identificirt man ihn mit metaphysischer, absoluter Freiheit, die Niemand als die Kantianer und Fichtianer sah noch hörte, und steigerte ihn somit zu einem völlig selbstständigen, unabhängigen, selbst voll- und allmächtigen, nur in sich selbst sein Seyn habenden Gott. Keine dieser drei Definitionen paßt auf den Willen des Thiers aller Classen. Im Schlafthier ist nur unwillkürlicher Trieb, im Mittelthier tritt offenbar Willkür auf, die nicht mehr bloßer Trieb der allgemeinen Psyche, sondern schon mehr eigenes Gesetz des Thieres ist und mehr Subjectives an sich hat. Noch mehr Subjectivität erscheint im Willen der wachen Thiere, und bei den gezähmten und Hausthieren tritt das Gesetz des Menschen in der Seele des Thieres und in deren Handlung auf. Ja, durch diese handelt der Mensch. Daher der ungeheure Unterschied zwischen einem wilden und zahmen Thier gleicher Art: einer wilden und einer zahmen Katze, einem wilden und einem zahmen Hunde. Herrenlosgewordene Hunde werden wieder Bestien. Darum muß das Gute und Böse zahmer Thiere eher dem Herrn und Meister als ihnen selbst angerechnet werden. Den mittlern kann man nichts

anrechnen, weil sie nicht wachen, den tiefen, weil sie noch schlafen. Absoluter Wille, absolute Freiheit ist im Thier nicht einmal zu denken, noch minder nachzuweisen. Jedes Thier ist noch zu tellurisch, das wachste noch nicht ganz solarisch.

Dem Thier mangelt das Bewußtseyn eines harmonischen Zusammenklingens aller Gesinnungen und Handlungen nach Einem Grundsatz, Einer Regel, Einem Gebote. Darum merkt das unerzogene Thier vom untersten bis zum obersten, vom Eingeweidewurm bis zum Elephanten des Waldes hinauf nichts von einem Widerspruch zwischen seiner mordlustigsten, raubsüchtigsten und allergeilsten Handlung und einer sittlichen Regel, darum ist es keiner wahren innern Beschämung durch sich selbst, keiner Reue fähig. Es ist sich keiner Schuld klar bewußt. Es kann sich nicht mit dem Gebote vergleichen, darum auch nicht wahrhaft demüthig seyn, sich nicht über das Zusammentreffen seiner Handlung mit einer sittlichen Regel freuen, deßwegen nicht geistlich stolz werden — nicht wie der Zöllner an seine Brust schlagen, noch wie der Pharisäer prahlen: ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Thiere, sich auch nicht mit andern Thieren vergleichen. Von ihm gilt buchstäblich: „jeder sey nur sich selbst der Maaßstab." Das erzogene Thier hingegen hat seinen Maaßstab (wie die meisten Menschen) in seinem Herrn und Meister, wodurch eben es zum Theil entthiert, zum Theil vermenschlicht wird, endlich nicht mehr mit dem Thier umgehen mag, immer nur auf seinen Herrn schaut, und somit ein wahrer Augendiener wird. Ueberdieß hat das vortrefflichste und cultivirteste Thier noch grobe Fehler. Der beste Pudel ist noch neidisch. Wir müßten uns zum Gemeinspruch: „große Lichter, große Schatten" flüchten. Wir werden aber die Sittlichkeit nicht in eine innere Zerrissenheit und Inconsequenz, nicht in einzelne Erweisungen setzen wollen. Sie ist ein Einklang, ein Accord, eine Harmonie, wie schon Pythagoras lehrte. Das Thier ist also mancher guten Seelendinge fähig, aber wahrer Sittlichkeit nicht. Darum weil es ihrer noch nicht fähig seyn soll, kann es sich auch nicht von innen heraus, nicht durch sich selbst versittlichen wie ebenfalls nicht entsittlichen. Es kann nie Sinnesänderung, nie Buße

thun. Es hat kein wahres Gewissen, sondern nur Dressur, Glasur, Politur in sich, dennoch aber sind seine Tugenden nicht, wie Augustin von den Tugenden der Unbekehrten sagt, nur heidnische Laster, sondern Naturtugenden, gute Dinge der Naturpsyche. Ja selbst wenn ein Thier in einer Art von Tugendhandlung vollkommen menschlich handeln sollte, dürften wir sie nicht für eine menschliche halten. Wenn zwei das Gleiche thun, ist's doch nicht das Gleiche (Si duo faciunt idem, non est idem). Nur die Handlung wäre das Gleiche, der Geist derselben hingegen wäre ungleich; der eine thierisch, derjenige der andern menschlich. Das Thier kann im Wahrheitssinn nicht über sich selbst hinauf, es kann es auch nicht im Sittlichkeitssinn. Das ist sogar auch dann noch der Fall, wenn der Meister, wenn der Mensch im Thiere oder durchs Thier handelt. Alsdann ist das Menschliche durchs Thier thierisch, das Thierische aber durch den Menschen menschlich geworden. Darum täuschen Menschenhandlungen am Thier unzählige Menschen, wie Thierhandlungen am Menschen ebenfalls unzählige täuschen. Darum wenn ein Orang, ein Hund sich in irgend einem, selbst innern Schmerz, z. B. wegen einer unschuldig erlittenen Strafe oder wegen des Verlustes seines lieben Herrn den Tod als Selbstmörder gibt, so ist er doch kein Judas gewesen und auch nicht ein Cato.

Dem Thier schwebt keine Idee von Heiligkeit oder sittlicher Vollkommenheit vor. Es ist noch Embryon, Säugling, Kind. Es schläft aber in ihm ein Anfang, der geehrt und genährt werden sollte. Es regen sich in ihm leise dunkle Spuren von sittlichem Sinn, aber sittlichen Geist hat es noch keineswegs. Der Geist ist nicht tellurisch, selbst nicht solarisch, er ist cölestisch. Niemand weiß, was im Geiste ist, als der Geist selbst. Das Thier kennt sich auch in sittlicher Hinsicht ganz und gar nicht. Richtigkeitssinn als Wahrheitssinn hat auch der Wurm, weil er Unterscheidungsgabe für seine Lebenssphäre hat und haben muß; sittlichen Sinn bedarf es nicht oder nur einen zarten Anflug davon. Die meisten Thierre könnten mit einem sittlichen Sinn gar nicht leben, die Bestimmung ihrer Sphäre nicht erfüllen. Gib den Thieren sittlichen Sinn ohne das Uebrige, was wir haben, so ist's eine furchtbare

Unnatur und unglücklicher als es unzählige Menschen durch ihn sind! Und ach! wie steht's auch noch mit dem sittlichen Sinn und dem sittlichen Geiste der Botokuden, Buschmänner u. s. w. und den in vielen Civilisirten?

Der Schönheitssinn mangelt dem Thier in dem Grade, daß wir sagen müssen, es sey noch eher ein Sittlichkeits= als ein ästhetisches Wesen. Das darf uns nicht auffallen. Das Wahre oder Richtige ist streng mathematisch und logisch, und geht im Verstande durch allen Raum und alle Zeit, die Sittlichkeit theilweise durchs gesellschaftliche Leben, die Schönheit hingegen ist meist subjectiv, meist Sache des gebildeten zarten Gefühls. Sie ist nicht nothwendig, und alle gewöhnlichen Lebenszwecke können ohne ästhetischen Sinn erreicht werden. Das Aesthetische ist eine angenehme Zuthat und nur eine Würze, gegeben dem Geiste des Menschen zur höhern zartern himmlischern Bildung, und selbst rein nichts anders als Geist. Es gibt ein Natur= und ein Kunstschönes, ein äußeres und ein inneres Schönes. Wenn ein Thier Sinn für irgend ein Schönes hat, so hat es solchen gewiß nur fürs Aeußere, mag dieses Natur oder Kunst seyn. Das Innere ist für den höhern Geist. Wir wollen das Aeußere mit den Vorstellungen: Form, Farbe und Ton bezeichnen. Zuerst ist zu bemerken, daß die große Psyche beinahe alle Thier schön gebildet hat, demnach eine erklärte Freundin des Schönen ist. An viele Thiere, sogar der niedrigsten Ordnungen, hat sie ungemein viel Kunst verwendet, vielen wunderschöne Formen gegeben, an viele Gold, Azur und Purpur beinahe verschwendet, und eine große Partie zu lieblichen Concertisten gemacht. Es fragt sich, ob die schönen Thiere Wohlgefallen an ihrer eigenen Schönheit haben, ob irgend eines sich gerne im Spiegel besähe oder besehe? Die Fabel sagt, daß der Edelhirsch sich im Spiegel des Wassers beschaut, sich über sein hohes und breites Geweih gefreut, über seine dünnen Beine betrübt habe. Wenn Thiere, z. B. Pferde und Hunde, in der Auswahl aus dem zweiten Geschlecht die Schönen aufsuchten, so könnten sie auch Wohlgefallen an ihrer eigenen Schönheit haben. Wir wissen, daß die Thiere Formen, Farben und Töne unterscheiden, Formen=, Farben= und Tonsinn haben. Sie haben damit die Grund=

lagen fürs Aesthetische, jedoch das Aesthetische noch nicht, denn alle drei sind noch ohne Geist möglich. Die Symmetrie ihrer Werke ist vielleicht nur Mathematik, Mechanik, Technik, ihr Wohlgefallen am Bunten und Glänzenden nur Augenreiz, ihr Gesang nur Aeußerung unbewußter Gefühle. Am ehesten zeigen sie Sinn für die Baukunst und Musik. In der Baukunst wenden sie Regeln an, in der Musik sind sie freier, sind sie sich selbst die Regel. Die runde Linie ist die der Schönheit, die Wellenlinie die der Anmuth; so wird uns gesagt. Die Spirallinie ist schön, symmetrisch und kunstreich. Wir loben auch die musivische Arbeit. Am Ton rühmen wir das fröhliche Herz, das darin ist, und die Rührung. Der Eingeweidewurm macht sich noch nichts Schönes. Darin sind ihm die Infusorien, Polypen und Quallen gleich. Die Muschelthiere bauen sich sehr schöne Häuser in einer vollkommenen Spirallinie mit prächtigen Farben, die Raupe spinnt eine schöne Puppe, die Kreuzspinne webt ein nettes Netz, und die Frühlingsfliegen verfertigen Cylinder mit musivischer Arbeit wie die Nonnen in den Klöstern von Italien, nur ohne Nonnenfinger, gewiß Alles jedoch ohne ästhetischen Sinn und Wohlgefallen am Schönen! Die Idee mangelt ihnen. Läge sie im Thiere, so träte sie gewiß nicht im Schlaf-, im Traum- und Schlafwandelthier u. s. w., sondern gewiß erst im Wachthier auf, denn die Idee ist das Wachste. Die Kunstarbeiten der niedern Thiere sind Arbeiten der Erdpsyche, die ihnen am allernächsten ist. Die Musik steht, als freiere Kunst, höher als die Baukunst. Sie ist solarer. Apoll, der Sonnengott, ist ihr Patron. Sie spricht das freie Leben der Seele aus. Darum tritt sie erst in den Vögeln auf. Im Vogel kann der Anfang der wahren Aesthetik seyn, nicht weil er schön singt, sondern weil er gern singen hört, nur die schönen Lieder Anderer nachahmt, und singen lernen will. Außer der Spottdrossel ahmt kein Vogel die Stimme der Krähe u. s. w. nach. Nur etwelcher musikalische Sinn kommt beim Säugethier als ein Aesthetisches zum Vorschein. Was Praxiteles formte, ist ihm unbedingt gleichgültig. Dessen majestätischer göttlicher Zeus aus Gold und Elfenbein, diesen zwei herrlichen Dingen, hat ihm so wenig Bedeutung, als ein gröblichstgearbeiteter ungehobelter

Stuhl, und selbst Elephant und Hund spazieren zwischen den vortrefflichsten Werken der Canova und Thorwaldsen sinnlos herum. Eine Gemäldegalerie ist ihnen nichts. Der Hund pißt einen Raphael an, und wir ärgern uns, daß er das Schöne nicht erkennt, nicht fühlt, gedankenlos zwischen solchen Herrlichkeiten steht, und dennoch unser Begleiter überall hin, unser Gesellschafter und Freund seyn, ja an Allem Antheil nehmen will. Wir schämen uns sogar seiner Missethat und entschuldigen ihn. Wenn der sonst so sinnige Pudel das Gemälde etwa wie den Mond, dessen Silberlicht ihm auffällt und den er für eine Laterne halten mag, nur anbellen wollte und Notiz von ihm nähme! Nicht einmal das! Einzelne bellen Gemälde, d. h. lebensgroß gemalte Personen an. So ist's auch dem Elephanten eins, ob er in einem Stalle oder einem Palaste zwischen Kunstteppichen, Broderien und Goldzierrathen wohnen dürfe. Nicht minder sind sie für die Naturschönheiten verschlossen. Kein Thier freut sich einer Blume, Rose, Lilie, die doch schöner ist als Salomon in aller seiner Pracht. Der Falk in den Lüften schaut nur nach seinem Raube auf den Boden, und die Gemse genießt auf ihrer Berghöhe die schöne Fernsicht in die weite Gotteswelt hinab und hinaus ganz und gar nicht. Wenn sich der Hund mit seinem Herrn zum Fenster setzt, und die Aussicht ins große Land und den Sonnenniedergang beschaut, so thut er es nur aus Nachahmung, wie ja auch viele Menschen irgend etwas ebenfalls nur um Anderer willen schön finden. Selbst auf dem himmlischen Rigi ist ihm ein Knochen lieber, als die Naturmajestät. (Auch Reisende fangen erst dann zu bewundern an, wenn sie sich übersatt gegessen und getrunken haben). Dennoch ist nicht zu verneinen, daß im Elephanten und gutgenaturten Hunde gerade so eine leise Spur von ästhetischem Sinn für die Natur, wie im Vogel für die Tonkunst vorkommt. Auf beide macht, aller Beobachtung zufolge, der Sonnenauf- und Untergang etwelchen Eindruck. Sie schauen die Sonne mit einigem Bedacht an, und scheinen Lust an ihr zu haben. Thatsachen, die zu Uebertreibungen und falschen Auslegungen Veranlassung gegeben! Dem Sonnenaufgang kommt an Naturschönheit nichts

bei. Der Sternhimmel gefällt keinem Thier. Er ruft schon mehr dem Geiste selbst als dem Auge.

Am höchsten unter den schönen Kunstwerken des Menschen oder des Kunstschönen steht die Dichtung oder der geistig völlig wache vorsetzliche Traum. Das Thier kann nur im Traume dichten. Sein Traum, seine Dichtung ist jedoch nur eine Reproduction des im Wachen Wahrgenommenen in Stoff und Form. Des Menschen Dichtung, selbst wenn es sie verstünde, gefiele ihm nicht, wenn und weil sie Geist wäre. In kein anderes Werk kann der Mensch so seine ganze volle Seele legen. Hier gilt Morus' Wort vollkommen: der menschliche Geist geht nicht durch die Seelen der Thiere.

Es gibt noch ästhetische Eigenschaften, die nicht geradezu zum eigentlich Schönen gehören; es sind die des Erhabenen, Rührenden und Lächerlichen. Das erste spricht durch seine Größe, Kraft, Majestät besonders das höchste Vermögen, die Vernunft als religiösen Sinn, das andere das geistige Gefühlsvermögen, das dritte den Witz an. Erhaben ist der Sternhimmel, der Meersturm, eine Gebirgswelt, das unendliche Meer, die Ewigkeit, Heiligkeit, Allwissenheit, Allmacht, Gott! Manche Menschen ergreift das Erhabene stärker als das Allerschönste. Es ist gewaltiger, das Schöne zarter. Das Thier muß dem Erhabenen noch fester als dem Schönen verschlossen seyn. Es staunt nicht einmal erhaben sinnliche Menschenwerke, Pyramiden u. s. w., an, die ihm noch näher stehen, und zu deren Bau es mitgewirkt hat. Es kann nur stutzen (wie eine Kuh vor einem neuen Thor), nur erschrecken, nicht erstaunen, bewundern und anbeten. Es kann auch keine ästhetische Rührung empfinden. Selbst sein Mitleiden ist keine solche. Es ist nicht zart genug dazu; es hat keine eigentliche Gemüthswelt, und die rührendste häusliche Scene, z. B. an einem Geburtstagfest des Vaters, bei dem es die Freude mitsieht und mithört, und an der es Theil nimmt, hat für es, sogar für einen Barry, keinen gemüthlichen Gehalt und Werth. Seine Seele ist noch zu grob, und sein nur aufs Concrete gerichteter Verstand kann nicht merken, um was es sich handelt. Doch ist das Thier sinnlicher Rührungen empfänglich, und diese sind ihm genügend. Das Menschenkind beginnt nicht weniger mit

Stuhl, und selbst Elephant und Hund spazieren zwischen den vortrefflichsten Werken der Canova und Thorwaldsen sinnlos herum. Eine Gemäldegalerie ist ihnen nichts. Der Hund pißt einen Raphael an, und wir ärgern uns, daß er das Schöne nicht erkennt, nicht fühlt, gedankenlos zwischen solchen Herrlichkeiten steht, und dennoch unser Begleiter überall hin, unser Gesellschafter und Freund seyn, ja an Allem Antheil nehmen will. Wir schämen uns sogar seiner Missethat und entschuldigen ihn. Wenn der sonst so sinnige Pudel das Gemälde etwa wie den Mond, dessen Silberlicht ihm auffällt und den er für eine Laterne halten mag, nur anbellen wollte und Notiz von ihm nähme! Nicht einmal das! Einzelne bellen Gemälde, d. h. lebensgroß gemalte Personen an. So ist's auch dem Elephanten eins, ob er in einem Stalle oder einem Palaste zwischen Kunstteppichen, Broderien und Goldzierrathen wohnen dürfe. Nicht minder sind sie für die Naturschönheiten verschlossen. Kein Thier freut sich einer Blume, Rose, Lilie, die doch schöner ist als Salomon in aller seiner Pracht. Der Falk in den Lüften schaut nur nach seinem Raube auf den Boden, und die Gemse genießt auf ihrer Berghöhe die schöne Fernsicht in die weite Gotteswelt hinab und hinaus ganz und gar nicht. Wenn sich der Hund mit seinem Herrn zum Fenster setzt, und die Aussicht ins große Land und den Sonnenniedergang beschaut, so thut er es nur aus Nachahmung, wie ja auch viele Menschen irgend etwas ebenfalls nur um Anderer willen schön finden. Selbst auf dem himmlischen Rigi ist ihm ein Knochen lieber, als die Naturmajestät. (Auch Reisende fangen erst dann zu bewundern an, wenn sie sich übersatt gegessen und getrunken haben). Dennoch ist nicht zu verneinen, daß im Elephanten und gutgenaturten Hunde gerade so eine leise Spur von ästhetischem Sinn für die Natur, wie im Vogel für die Tonkunst vorkommt. Auf beide macht, aller Beobachtung zufolge, der Sonnenauf- und Untergang etwelchen Eindruck. Sie schauen die Sonne mit einigem Bedacht an, und scheinen Lust an ihr zu haben. Thatsachen, die zu Uebertreibungen und falschen Auslegungen Veranlassung gegeben! Dem Sonnenaufgang kommt an Naturschönheit nichts

bei. Der Sternhimmel gefällt keinem Thier. Er ruft schon mehr dem Geiste selbst als dem Auge.

Am höchsten unter den schönen Kunstwerken des Menschen oder des Kunstschönen steht die Dichtung oder der geistig völlig wache vorsetzliche Traum. Das Thier kann nur im Traume dichten. Sein Traum, seine Dichtung ist jedoch nur eine Reproduction des im Wachen Wahrgenommenen in Stoff und Form. Des Menschen Dichtung, selbst wenn es sie verstünde, gefiele ihm nicht, wenn und weil sie Geist wäre. In kein anderes Werk kann der Mensch so seine ganze volle Seele legen. Hier gilt Morus' Wort vollkommen: der menschliche Geist geht nicht durch die Seelen der Thiere.

Es gibt noch ästhetische Eigenschaften, die nicht geradezu zum eigentlich Schönen gehören; es sind die des Erhabenen, Rührenden und Lächerlichen. Das erste spricht durch seine Größe, Kraft, Majestät besonders das höchste Vermögen, die Vernunft als religiösen Sinn, das andere das geistige Gefühlsvermögen, das dritte den Witz an. Erhaben ist der Sternhimmel, der Meersturm, eine Gebirgswelt, das unendliche Meer, die Ewigkeit, Heiligkeit, Allwissenheit, Allmacht, Gott! Manche Menschen ergreift das Erhabene stärker als das Allerschönste. Es ist gewaltiger, das Schöne zarter. Das Thier muß dem Erhabenen noch fester als dem Schönen verschlossen seyn. Es staunt nicht einmal erhaben sinnliche Menschenwerke, Pyramiden u. s. w., an, die ihm noch näher stehen, und zu deren Bau es mitgewirkt hat. Es kann nur stutzen (wie eine Kuh vor einem neuen Thor), nur erschrecken, nicht erstaunen, bewundern und anbeten. Es kann auch keine ästhetische Rührung empfinden. Selbst sein Mitleiden ist keine solche. Es ist nicht zart genug dazu; es hat keine eigentliche Gemüthswelt, und die rührendste häusliche Scene, z. B. an einem Geburtstagfest des Vaters, bei dem es die Freude mitsieht und mithört, und an der es Theil nimmt, hat für es, sogar für einen Barry, keinen gemüthlichen Gehalt und Werth. Seine Seele ist noch zu grob, und sein nur aufs Concrete gerichteter Verstand kann nicht merken, um was es sich handelt. Doch ist das Thier sinnlicher Rührungen empfänglich, und diese sind ihm genügend. Das Menschenkind beginnt nicht weniger mit

dem Sinnlichen auch in diesem reinmenschlichen und herrlichen Gebiete. Das Stutzenkönnen ist der Anfang des Sinnes fürs Erhabene, des Thieres sinnliches Mitleiden der Anfang fürs Rührende.

Fürs Thier existirt auch das Geistiglächerliche oder Komische nicht, wie lächerlich und komisch manche aussehen und thun. Gerade weßwegen es nie zum eigentlichen Lachen kommen kann, kann es auch nie zum Lächerlichen kommen. Wie wollte es feine Widersprüche, Verstöße der Gedanken gegen Regeln und Convenienzen entdecken? Ihr allfälliges Lachen ist nur das Lachen körperlicher Lust, und höchstens ein Zeugniß und Erzeugniß eines frohen Gemüthsaffectes, eben darum aber auch ein Anfang. Das Aesthetische ist somit dem Thier noch eine unentdeckte Insel. Der Mensch hat sie entdeckt, und wohnt mitten unter den Thieren doch allein auf ihr, jedoch ist auch im Thier davon ein Nebelstreifen.

Hat das Thier auch einen Sinn fürs Unendliche, Göttliche, oder Religiöse? Ist etwas Uebersinnliches, Metaphysisches in ihm? Ehe wir diese große Frage zu beantworten suchen, müssen wir von der Divinations- oder Ahnungs-, so wie von der Visionsgabe des Thieres sprechen, weil Manche eben in dieser eine Antwort auf die noch größere und größte aller Fragen erwarten. Es wäre in der That möglich, daß man durch die Behandlung und Richtung derselben dem Thier den Eintritt ins Unendliche offen hielte, öffnete oder auf ewig verschlösse.

Divinations-, Ahnungs- und Visionsgabe! Welches Thema! Wer spricht, außer in geheimen Gesellschaften, ungenirt und gern, sey es auch nur von der Divinationsgabe des Menschen? Wie nahe liegt die Gefahr, zu viel oder zu wenig zu sagen! Kann man zu wenig von ihr sagen, könnte Schulze, kann man zu viel von ihr glauben, Kieser ausrufen? Kann, laut Pölitz, kein außerirdischer Geist und Zustand auf den tellurischen wirken, so könnte schnell jedes Wort darüber als Aberglauben, Unvernunft und Betrug, als Mißkennung der Naturgesetze, als Selbsttäuschung und Mißverstand gestempelt werden. Die Kantianer lehren, daß alle Divination nur durch Schließen aus vorhergegangenen Wahrnehmungen zu Stande komme, und Gefühle keine sichern Prä-

wissen geben. Wenn das Thier auf die Zukunft sich beziehende Handlungen begehe, und also zu diviniren oder zu ahnen scheine, so wirke in ihm nur ein bewußtseynleerer Instinct. Das Rind auf der Weide in Peru steht, ehe das drohende Erdbeben da ist, sehr breit, als ob es durchs Erdbeben nicht umgeworfen werden wolle; es divinirt aber nicht, sondern empfindet nur eine vorangehende Luftveränderung, d. h. die Gegenwart. Die Spinne verkündigt keine Art der Witterung. Es geht in ihr wie im Barometer, nichts Psychisches, sondern nur Physisches, vor. Ganz physisch sucht der männliche Fisch das Ufer, an welches der weibliche die Eier gelegt, zieht der Storch von uns nach dem Süden, und ahnt der Hamster den Winter. Was erst noch von Visionen der Menschen und Thiere gesagt werde, sey, weil historisch und psychologisch unverbürgt und unverbürgbar, unbedingt zu verwerfen. Nichtkantianer hingegen vindiciren oft mit großer Leichtfertigkeit Menschen und Thieren eine ungeheure Divinations-, Ahnungs- und Visionsgeschicklichkeit.

Wir verstehen unter Diviniren Ahnen, und unter diesem ein Vorhersehen aus Gefühlen ohne alle Einsicht in den Zusammenhang. Wir unterscheiden ein allgemeines und ein besonderes Diviniren. Das allgemeine ist das Diviniren der allgemeinen Psyche, das Niemand als ein Epikuräer läugnet. Die allgemeine Divinationsgabe macht mit ihrem Bildungstriebe dem Dromedar schon in der Mutter, in der doch kein brennender Sand, kein Wassermangel und keine Dornen sind, unempfindliche Haarballen an die Kniee, eine besondere Wassermagen-Einrichtung und eine lederne Gaumenhaut. Sie weiß, daß das Hühnchen zu seiner Zeit aus dem Ei heraus will, und macht ihm ein Dörnchen auf die Nase, um die Schale ritzen und sich ein Thürchen sprengen zu können. Dann mag das Dörnchen wegfallen. Die Weissagung ist erfüllt. Sie ist auch versichert, daß die Katze im Winter nicht frieren will, und schenkt ihr darum im Spätherbste einen dicken Balg. Jene Haarballen, dieses Dörnchen und der dicke Balg sind also wahre Propheten, und solche Prophetie, die sich im Bilden nöthiger Dinge äußert, ist ausgegossen reichlich durch die ganze lebendige Natur. Das Thier jedoch verhält sich dabei leidend. Je unvollkommner ein Thier ist, um desto mehr ist es dieser allgemeinen divina-

torischen Bildungskraft anheimgestellt. Sie muß fürs Schlafthier wie für den Embryon und das Wachthier im Schlafe wachen und voraussehen. Je wacher das Thier, desto mehr Selbstständigkeit auch in dieser Beziehung, und desto mehr Fähigkeit, auf das Diviniren der großen Psyche hemmend oder fördernd einzuwirken! Falsch divinirend wird der Storch, den man überwinterte, im Frühjahr unruhig, verspätet sich manche Schwalbe im Herbste, oder kommt viel zu früh. Falsch divinirt der Hamster, wenn er auch todten ertappten Vögeln die Flügelknochen eintzwei beißt. Die vollkommnern Thiere sind in manchen Dingen freier. Wie wir bisweilen eine Handlung, die der allgemeinen Psyche angerechnet werden muß, dem Individuum anrechnen, so schieben wir bisweilen eine Handlung des Individuums der allgemeinen Psyche zu. Auch in dieser Beziehung sind demzufolge unsre fünf psychischen allgemeinen Classen von einander wohl zu unterscheiden. Im Allgemeinen sind die Thiere alle über Einen Leist geschlagen, im Besondern weichen sie weit von einander ab. Im Besondern kommen viele Ungeschicklichkeiten und Abweichungen vom rechten Wege vor. In allem Diviniren aber handelt das Thier nur aus Gefühl, so lange es noch keine Erfahrungen gemacht hat. Nach diesen aber kann es schließen. Es fügt sich etwelches Bewußtseyn an. Es ist aber ein großer Unterschied: nur aus Bewußtseyn handeln, oder sich seiner Gefühle, aus denen man handelt, bewußt seyn.

Unter Ahnen versteht man gewöhnlich das gefühlige Erwarten eines Unglücks. Das Rind, der Canarienvogel und der Hund ahnen ein widriges Ereigniß. Ein Erdbeben macht sie vorher unruhig. Wirkt in solchem Falle ein Allgemeines oder Besonderes? Letzteres ist wahrscheinlicher, weil es nur in höher stehenden Thieren vorkommt. Solches Besondere aber erscheint bald als zweckgemäß, bald als zwecklos und zweckwidrig, wie es auch bei Menschen der Fall ist. Ganz consequent sind die weiblichen Wesen bei Thieren und Menschen der Ahnung stärker unterworfen. In allem diesem aber sehen wir noch nichts Wunderbareres, als alles Wunderbare ist, noch nicht einen Schritt außer Raum und Zeit, keinen Ueberssprung

über irgend ein Naturgesetz der Tellus, jedoch etwas Psychisches. Unsere Basis ist ja psychisch.

Schwieriger ist's von der Gabe der Vision oder des Gesichts zu sprechen, weil diese geradezu außer Raum und Zeit, und in das Geisterreich zu treten scheint. Wir müssen hier sogar fragen, ob, wenn in diesem Gebiete Gefühle nicht auslangen, eine sinnliche oder intellectuelle Anschauung anzunehmen wäre?

Im Traum und im Somnambulismus wird, wie im Schlafwandel, innerlich geschaut, nicht gefühlt, obschon die Anschauungen Blüthen oder durch Entwicklungen entstehende Ergebnisse von Gefühlen seyn können. Wenn die Gefühle erweisbar noch ganz tellurisch sind, so könnte auf den tellurischen Gehalt auch der Anschauungen mit etwelcher Sicherheit zu schließen seyn. Vollkommen sicher wäre der Schluß aber doch nicht, weil, wenn wenigstens vom Menschen die Rede ist, ein Herabkommen einer Gabe von oben, das Anknüpfen eines Himmlischen an ein Irdisches, nun einmal doch angenommen, und das dem Gefühl sich nur Anschließende doch für ein Höheres und Eigenes gehalten wird. Man hält die Menschen, die des zweiten Gesichts und der Visionen fähig sind, für Wundermenschen. Der somnambule Zustand ist nicht minder mirakulös, und mysteriös-schreckend sind die Gesichter, die außer alle die Gesetze gehen, denen der gemeine Mensch im gemeinen Zustand unterworfen ist. Was sagen uns darüber nicht Wolfart und der überschwängliche Kieser? Wenn irgend etwas Wahres darin ist, so muß es als Anfang auch in den vollkommnern Thieren seyn. Hier begegnen uns dann aber wirklich Sagen alter, mittlerer und neuer Zeit, von einander unabhängig, in nicht geringer Menge, die erst durchweg zusammenklingen. Alle beschränken sich auf einige vollkommnere, domicilirte, dem Menschen treu angehörige einzelne Thiere, (nicht Thierarten). Es waren Pferde und Hunde. Wenn jedoch Individuen dieser Arten der Vision fähig seyn sollen, so müssen ihrer, unter gleichen Verhältnissen, unläugbar auch der Esel und Elephant fähig seyn. Wirklich sind auch hievon dunkle Poesien da. Der älteste Schriftsteller läßt einen Esel früher als seinen Herrn eine Vision auf einem Reisezug, durch

die er, der Prophet, von einem Unrecht abgeschreckt werden sollte, mit heftigem Schnauben und Widerstreben haben, und die älteste epische Dichter einen Hund eine Göttin schauen, welche von den Bewerbern um die Penelope nicht geschaut worden. Ossian wie der Dichter des Cid geben Schlachtrossen die Visionsgabe. Sie ahnen den Tod ihres Herrn. Sonst Muster von Gehorsam und gutem Willen in dreißig Schlachten, wollten sie ihren geliebten Herrn nicht aufsitzen lassen. Sie starrten vor sich hin; es war, als ob sie etwas schauen, als ob sie das zweite Gesicht, ihren todten geliebten Herrn vor, und zugleich den lebendigen neben sich sehen. Nicht unglaubwürdige Nachrichten lassen treue Haushunde, wenn wunderbare Spukereien sich ergaben, an der Seite des nachforschenden Herrn, eine Wand, einen Winkel, einen alten Armsessel mit zwischen die Beine genommenem Schwanze, und furchtsam nur hinter dem Herrn stehend, unverwandten Blickes und ununterbrochen heftig anbellen, als ob sie Gestalten sehen. Neue Sagen erzählen, daß Pferde bisweilen in Ställen, in tiefer Nacht, in der berüchtigten Geisterstunde wild werden, losreißen, toben, ängstlich schnauben, in tiefer Seelenangst schwitzen, wie von Geistern geplagt werden, daß solches sich von Nacht zu Nacht wiederholte, und endlich unter der Stallbrücke in tiefer Erde Menschenknochen gefunden worden seyen. Es ist ein Wagniß, solche Nachrichten für unwahr, ein noch größeres, sie für wahr zu halten. Bemerkenswerth ist noch, daß immer nur von Thieren, die somnambulisirt werden können, und einzig von solchen die Rede ist, die sich durch Anhänglichkeit an ihren Herrn auszeichneten.

Wollen wir annehmen, daß die Bewohner der Färderinseln und derjenigen von Nordschottland, unter welchen nach Verhältniß wunderbar viele des zweiten Gesichtes fähig seyn sollen, daß Todtengräber, denen die gleiche Gabe zugeschrieben wird, mit dem Geisterreich in einer ungewöhnlichen Verbindung stehen, Sonntags = d. h. Geisteskinder schon dato auf der Tellus, und gewisse Gaben nur an einzelne Erdpunkte und Inseln und an gewisse insularische Berufe gebunden seyen, so dürfen wir es unbedingt auch auf die Thiere übertragen. Manche Thiere stehen dem Menschen näher als manche Menschen selbst. Ein

vollkommnes Pferd leistet und unterscheidet, d. h. nimmt mehr wahr als ein Akephalos der Menschheit. Wir sind jedoch weder genöthigt noch berechtigt noch verpflichtet, in der Visionsgabe ein außer- und übernatürliches Agens anzunehmen. Erscheinungen von Menschen nach ihrem äußern Leibestod werden auf eine Fortdauer nach demselben gedeutet. Die Fortdauer ist schon in diesem Leben gegeben. Nur Seyendes kann fortdauern. Der eingehüllte geistige Körper tritt heraus. Für einzelne Wenige wird er, immer unter dem freien Gesetze der Wahlverwandtschaft, der sympathetischen oder magnetischen Verwandtschaft, sichtbar, allen Andern muß er unsichtbar bleiben. Den untersten Thieren sind sogar die allersichtbarsten Dinge, die Farben, unsichtbar, wie die hörbarsten unhörbar. Magnetisch-schlafende haben schon oft scheinbar außer Raum und Zeit geschaut. Raum und Zeit sind ja nichts. Mit der Kraft des Glaubens hält die Visionsgabe als krankhaft gesteigerte Phantasie einzelnen Menschen und Thieren Unsichtbares als Sichtbares, Abwesendes als Anwesendes, Künftiges als Jetziges vor. Sie schauen Wahrheit, denn das Abwesende ist wie das Anwesende, und die Zukunft hat die Gegenwart als ihre Prämisse in sich. Ließe sich aber solches Schauen leicht erklären, so erschiene uns das Thema nicht als ein Noli me tangere. Gerade deßwegen, möchten wir sagen, kann die Visionsgabe einzelner Menschen noch nicht aufs Unendliche bezogen werden, weil sie auch in einzelnen Thieren auftritt, es sey denn, daß wir Alles für unendlich, ja selbst was wir Materie zu nennen gewohnt sind, nur für einen Inbegriff von Kräften, und alles Seyende ohne Ausnahme für etwas Metaphysisches halten!

Hat aber auch schon je ein Mensch, des zweiten Gesichtes fähig, sein Lieblingsthier, sein Pferd, seinen Hund, durch Raum und Zeit von ihm getrennt, visionsartig geschaut, es mit Wehmuth und Schrecken, während es lebendig neben ihm stund, als zweites Gesicht wahrgenommen und dann desselben Tod und Unglück erwartet? Uns ist kein solcher Fall bekannt; er kann aber nicht unmöglich seyn, obschon wir die Farcen: „meiner Katze, meines Pudels wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode,“ widrige Parodien von W.'s trefflichem Werklein: „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung u. s. w.,“ begreiflich gänzlich

ignoriren, d. h. unsere Ansichten ganz unabhängig von ihnen aufstellen. Am Ende müssen wir aber doch noch sagen, daß, wenn nur etwas vom Wunderbaren dieses Thema's im Thier wirklich ist, alsdann im Thier etwas sey, das nicht von dieser Welt zu seyn, das an eine andere anzustreifen scheine oder wirklich streife. Die Visionsgabe kann eine Prämisse seyn. Somit dürfen wir allerdings auch noch fragen: ob das Thier einen Sinn fürs Unendliche, Göttliche, Religiöse habe, ob etwas Uebersinnliches, Metaphysisches in ihm sey?

Wenn wir das Diviniren im Allgemeinen in die tellurische Psyche, das Besondere in die besondere oder gar einzelne thierische und die Ahnungsfähigkeit nebst der Visionsgabe nur in den gesteigerten, magnetischen Rapport und die somnambule Anschauungsgabe setzten, demnach darin nichts eigentlich Religiöses, noch eine Verbindung der Thierpsyche mit einem höhern oder Geistergebiete sahen, so könnte ein augenblickliches Absprechen über obige Frage erwartet werden. Es könnte jedoch dessen ungeachtet im Thier etwas Metaphysisches, d. h. eine Anlage für das Religiöse, vorhanden, in ihm eine Bürgschaft für das Göttliche und Ewige gegeben seyn.

Unterscheidet das Thier so, daß wir aus seinen Aeußerungen nicht nur mit Sicherheit schließen können, es divinire, es ahne, sondern auch schließen zu dürfen hoffen, es suche, strebe an ein Unsichtbares, es suche das große unbekannte X, den großen unbekannten Geist, den auch die Athener noch nicht gefunden, dem sie, ihn jedoch ahnend, schon einen Altar in ihrem Herzen und auf einem schönen Platze aufgerichtet hatten, es suche den Grundstein seines Seyns, seines Schicksals, des Alls u. s. w., so müssen wir doch eingestehen, daß wir wirklich gar nichts dieser Art wahrnehmen, und daß das allervollkommenste Thier hierin dem Wurme gleich sey. Nicht Eines fragt, so viel wir wissen, sich selbst oder andere, woher es sey, warum da, wer es hingesetzt habe, wohin es gelange, wer für es sorge? Nicht Eines ahnt etwas Größeres, Heiligeres, Mächtigeres, Gütigeres, als der Mensch ist. Die Würmer und Fische im Meer bewegen sich über und neben einander als solche, die keinen Herrn kennen; die Grasraupe fragt nicht,

wer ihr den ungeheuer großen Tisch gedeckt, und der Schmetterling, wenn möglich, noch weniger, wer ihm seinen Blumengarten angepflanzt? Nicht interessirt sich die Mücke, wer ihr am Abend den Sonnengoldglanz bereite, noch der Löwe, wer sein Leben bewache, ihm Speise und Freude ins Herz gebe, seines Lebens Länge und sein Schicksal bestimme, noch wem er sich im Schmerz und Tod hingeben soll. Die Zugvögel ziehen gen Süden, und die Standvögel bleiben zu Hause, aber sie wundern sich nicht, wer dem einen sagt: ziehe aus aus deinem Vaterlande, an den Ort, den ich dir zeigen will, und dem andern: bleibe im Lande und nähre dich redlich! Sie leben alle irreligiös, ohne Gottesfurcht, Gottesvertrauen, Gottesliebe. Alle sind gottlos von ihrer Seite her. Nie gehen sie mit ihren Gedanken über sich selbst und ihren hiesigen Zustand heraus, nie fahren sie in die Tiefe hinab, die auch unter ihren Füßen ist; nie steigen sie über die Sterne, die auch sie noch sehen mögen. Es ist kein metaphysisches Bedürfniß in ihnen. Sie scheinen demnach aller metaphysischen Anlage und Natur ganz und unbedingt zu ermangeln.

Auch das Menschenkind fragt nicht, und äußert kein genanntes Bedürfniß, doch bald regt sich in ihm ein solches. Es ist, als ob der Blick der religiösen Mutter es durchs Auge des Kindes hervorrufe. Später benutzt diese das bezeichnendere Wort. Sollte aus dem Thier etwas hervorgerufen oder in dasselbe hineingebracht werden können, so müßte es ebenfalls durchs Aug und Wort zuerst der Mutter geschehen. Aber vergeblich wollten wir selbst Canarienvögel und Störche, vergeblich Pudel und Elephanten belehren, ihnen Religionskenntniß und Religionsgefühl beibringen. Der Blick geht nicht hinein, und das Wort bleibt vor außen! Hier ist zwischen Mensch und Thier die größte bisher entdeckte Kluft. Es mangelt hiezu wieder offenbar dem Thiere nicht an Seele, sondern an Geist. Die Seele will immer im Körper bleiben, der Geist will immer heraus. Nur er fragt dem Außerräumlichen und Außerzeitlichen, nur er dem Ewigen und Unendlichen nach. Es ist demnach gewiß, daß die Thiere keine Kenntniß des Uebersinnlichen, keine Kenntniß der Verbindung Gottes mit der Welt so wie der Gotteszwecke in der Natur und Geschichte

haben, und Gott, Fürsehung und Ewigkeit oder Unsterblichkeit sind als Gedanken fürs Thier gewiß nicht vorhanden.

Es wäre hingegen nicht unmöglich, daß im Thier dennoch etwas Religiöses als Trieb und Gefühl läge, ersterer dato nur noch nicht zum Durchbruch, letzteres noch nicht zur Entwicklung und Offenbarung gelangte, Embryon bliebe, wie es Embryon im geistig verkrüppelten Menschen bleibt. Wirklich erzählen, wie wir wissen, die Alten, wenigstens vom Elephanten, etwas Religiösgefühlartiges, eine Art Morgenandacht gegen die Sonne, und eine Art liebende Beerdigung ihrer Verstorbenen, doch müssen wir uns hier wohl vor unsern Schlüssen und allfälligen Wünschen in Acht nehmen. Vielleicht liegt aber doch in der Liebe der Thiermutter zu ihren Kindern ein Anfang von Religiösem, in der Liebe der Thierjungen zu ihrer Mutter eine erste Spur von Pietät, in der Freude des Thiers eine unklare Dankbarkeit gegen den Wohlthäter, sey er wer er wolle, im Stöhnen des Schmerzes ein Seufzen der Creatur nach Erlösung aus Banden, im Abwenden des Auges des Löwen vom Menschenauge ein Anflug von Achtung vor der geistigen, d. h. übersinnlichen Menschenwürde, und im edlen Sterben mancher Thiere der erste Schritt zum ahnenden religiösen Gefühl von etwas Kommendem. Die bloße Möglichkeit schon zwingt uns Nachdenken und Ernst ab. Ja vielleicht sind und bleiben die Thiere bis zum Sterben psychische Puppen. Ihre Flügel können zusammengebunden seyn. Sie können vielleicht entbunden werden, oder es können ihnen Flügel wachsen, wie dieses ja in mehreren Classen von Insecten vorgebildet ist. Vielleicht sind die Psychen gar alle ihrer Natur nach geflügelt. Alsdann könnten alle einmal religiös werden. Betet das Thier auch? Ist diese Frage nach dem so eben Gesagten noch zu beantworten? Man sollte glauben, sie nach dem Vorbilde mancher Menschen, die ebenfalls nur die Hände falten, das Knie beugen, den Kopf demüthig zur Erde senken, oder das Pater und Ave schwatzen, geradezu bejahen zu sollen, denn die Gottesanbeterin (Mantis religiosa) faltet wirklich ihre beiden vordersten Füße händeartig zusammen und hält sie, andächtig scheinend, empor, woher ihr herrlicher Name. Der Dromedar beugt sein Knie vor dem Menschen,

als ob er sein Gott sey, und manche Thiere stehen gesenkten Kopfes. Der Papagai kann das Unser Vater sogar rednerisch vortragen. Dichterisch aber sagt der Psalm, daß der Löwe nach Speise brülle, und der Rabe darnach krächze, daß Aller Augen auf Gott warten, daß er ihnen Speise gebe zu rechter Zeit. Dichter können auch Wahrheiten sagen. Nur ist nicht anzunehmen, daß das Thier von Jemandem anders als von der Tellus Speise verlange. Aber es bittet nun einmal um Speise. Sein Gebet ist rein Bittgebet, aber der Morgenpsalm und Lobgesang der Lerche scheint sich sogar dem Lobgebet nähern zu wollen oder zu sollen. Aber auch ihr Lobgesang gilt doch immer wieder nur der Natur, der Erdnatur. Die Thiere vergöttern die Erde. Sie sind Pantheisten im Kleinen. Zur Sonne hinauf können sie noch nicht beten, noch nicht Heiden werden. Im Menschen kann das gescheidtere Thier, sympathetisch-magnetisch, das noch gescheidtere durch die Intelligenz, in ihm seinen Gott erkennen, und merken, daß er für es sorge, merken, daß er denke, stark, geistig und ein Vorbild sey. Darum kann die Katze schon schmeicheln, wenn sie etwas will, und der Hund wie ein Mensch mit seiner Hand den Menschen um etwas bitten. Dem Pudel ist sein Herr Alles, sein Gott! So ist zuerst die Mutter dem Kind das Allerhöchste, bis es merkt, der Vater sey mächtiger und reicher als sie, und die Obrigkeit mächtiger als der Vater, und über dieser sey Einer, der ihr und aller Welt insgesammt, unbedingt und ohne ein Gesetzbuch in der Hand, befehlen könne. Auch wir mußten beim Alphabet anfangen, und haben im Schooße der Mutter so tief als möglich in der Tellus angefangen.

Nicht bedeutungslos sind noch die Fragen nach dem Sterben der Thiere, dem hiesigen Schicksal derselben, ihrem ewigen Leben, ihrer Vervollkommnungsfähigkeit und — ob auch sie unter dem Fluche liegen? Sodann dürfte vom Menschen, dem obersten intelligibeln Seyn und Wandel auf Erden in einigen Zügen die Rede seyn.

Wie die Thiere sterben?

Sterben heißt aufhören zu leben, d. h. sich Alles nehmen zu lassen, und Allem sich nehmen zu lassen, und dann — nichts mehr haben; fernerhin weder im Raum noch in der Zeit,

und selbst nichts zu seyn. Entweder stirbt man vor Alter oder man wird durch eine Krankheit dahin gerafft, vergiftet, erstochen, erschlagen oder erschossen. Im ersten Falle ruft man mit Terenz aus: mir ekelt vor diesen alltäglich wiederkehrenden alltäglichen Formen (taedet me harum formarum quotidianarum), im andern Falle mit einem Seher der Vorzeit: o Tod! wie bitter bist du! so Mensch, so Thier, so mit oder ohne Worte! Den Einen aber gilt das medicinische dum spirat, sperat (so lange der Mensch athmet, hofft er noch), Andern das prophetische „es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele!“

Man sagt, daß sich der Mensch in seinem Tode kund thue, und wie jeder auf eigene Weise geboren wurde, so sterbe er auch auf eigene Weise. Wir nehmen auch an Thieren im Werden und Sterben Classen-, Arten- und Individualverschiedenheiten wahr. Wirklich ist die Verschiedenheit zwischen Thier und Thier unerwartet groß. Auch die Thiere sterben je nach ihrem physiologisch-psychologischen Standpunkte, nach ihrem Alter, und den Verhältnissen, in denen sie alsdann sind. Die Eingeweidewürmer, Anfangsthiere, sterben gewiß ohne Schmerz und ohne Furcht. Der Schmerz setzt mehr Sensibilität voraus, als sie besitzen, und die Furcht etwelche Vorstellung der Dinge, die kommen könnten. Gewiß macht auch den Infusorien das Sterben gar nichts. Auch ihr Selbstgefühl ist noch sehr schwach. Zwar suchen sie, wenn ihr Tropfen vertrocknen will, Nasses, nicht aber, um dem Tode, von dem sie keine Ahnung haben, sondern nur um einem unbequemen Zustande zu entgehen, wie sich der Mensch im Schlafe, je nachdem er schwitzt oder friert, nach der Kühle oder Wärme wendet. Leben und Sterben im Schlafe nicht unterscheidend, sterben sie so ruhig als sie leben. Ahneten sie ihr Sterben, so müßten sie, weil jeder Gegensatz den andern mit Nothwendigkeit hervorruft, auch etwas von ihrem Wiederaufleben ahnen, denn sie trocknen ein, leben wieder auf, trocknen wieder ein u. s. w. So werden auch die Polypen, Quallen, Muschelthiere und sogar noch die Landschnecken sterben. Letztere verdorren an der Sonne, wir nehmen aber nicht wahr, daß sie irgend etwas dabei empfinden, daß ihnen das Mindeste wehe thut. Leben und Sterben

ist ihnen noch gleich viel oder gleich wenig werth. Allen diesen ist das Sterben nur ein Einschlafen ohne irgend einen psychischen Kampf. Ihr Selbstgefühl ist noch viel zu matt. Wie ohne Schrecken, so ohne Furcht! Sie verlöschen wie ein Licht, wie unser Bewußtseyn, wenn wir des Nachts die Kerze ausgelöscht und die Augenläden zugeschlossen haben, verlöscht. Ihr Leben ist noch größtentheils Indifferenz, Einheit ohne Mannichfaltigkeit! Mehr Sterbensgefühl kann der Dintenwurm haben. Er schillert im Sterben in allerlei Farben. Es geht schon etwas Bedeutenderes in ihm vor. Das sagen seine größern körperlichen Veränderungen, seine Farbenkrämpfe. Der Gartenwurm ringt schon sichtbar unter unserm Fuße oder Messer. Er scheint schon leben zu wollen.

Die Insecten sterben im unvollkommnern Zustande leichter, als im vollkommnen, bei ihnen aber fragt sich, welches der vollkommnere sey? Wenn das Sterben nur etwas Physiologisches wäre, so stürbe das Einfachste am leichtesten, ist's aber etwas auch Psychologisches, wie wir wissen, daß es ein solches ist, so kommt es auch auf die Psyche an. Mehrere Insectenarten verwandeln sich gar nicht, andere nur unbedeutend, noch andere sehr bedeutend, und zwar vom Unvollkommnern in's Vollkommnere, oder vom Vollkommnern ins Unvollkommnere.

Je psychischer ein Insect ist, desto minder leicht ist sein Sterben. Der Engerling, aus dem ein Käfer werden soll, stirbt leichter als der Käfer, hingegen stirbt der Schmetterling leichter als seine Raupe, d. h. mit minder Selbstbewußtseyn. Auch ihm sind Leben und Sterben wieder beinahe Eins. Nicht so der Raupe. Im Mittelzustande, in der Puppe, ist nur Wurm. Ihr Sterben ist nur ein bewußtseynleeres Vertrocknen. Offenbar stehen die Insecten auch im Sterben höher als die Würmer, und die vollkommnern Insecten sterben schwerer als die unvollkommnern, sogar mit Beziehung auf ihre Verwandlungen.

Der Fische gewaltsame Bewegungen, wenn sie getödtet werden, verrathen einen eigentlichen Todeskampf. Der Hai stirbt auf eine furchtbare Weise. Daß wir jedoch den Kampf um den Schmerz nicht mit dem Kampf mit dem Tode ver-

wechseln dürfen, ist klar. In den Amphibien muß das Sterben gewiß noch stärker hervortreten. Die Vögel und Säugethiere sterben als Menschenthiere wahrhaftig zum Theil menschlich. Vom Schwan wird gesagt, er fange vor seinem Sterben zu singen an. Wenn nur irgend etwas Wahres daran ist, so muß er eine Ahnung vom Sterben als einem Uebergange haben, denn die Todesschwäche kann nicht singen lehren. Nicht der Körper, sondern die Seele singt. Von Canarienvögeln ist's ganz gewiß, daß sie etwa noch zu singen anfangen, und wenn sie nur noch einige abgerissene Töne von sich geben, so deuten diese wenigen Töne nicht im mindesten auf Aengstlichkeit des Leibes oder Schmerz, sondern tönen ganz froh. Sogleich stürzen sie herunter vom Stäbchen auf den Boden, und geben den Geist auf. Der sterbende Bartgeyer seufzt vollkommen wie ein Mensch. Hühner und sehr viele andere Vögel werden in Krankheiten kurz vor dem Tode sehr unruhig, wie viele Menschen; sie wollen wandern. Es regt sich der Trieb dazu sehr stark. Sanft schließt die Taube im Tode ihr Auge und stirbt gar fromm, wie man es von einem Menschen sagen würde. Am schönsten sterben die edelsten Thiere, wenn sie erst noch durch den Umgang mit guten Menschen cultivirt worden sind. Der Elephant am Senegal starb würdig. Nach einer Menge empfangener Schußwunden legte er sich endlich ganz ruhig nieder, und wartete auf den Tod, Blut und Leben aus sich herausströmen lassend. Er merkte deutlich, um was es sich handelte. So starb der Elephant in London. Man tödtete ihn, weil man ihn für wahnsinnig hielt. Ohne Widerstand und Widerspruch hielt er ruhig alle Kugeln seines Schicksals aus, legte sich dann ebenfalls anständig nieder, die letzten Kugeln sterbend zu empfangen. So starb auch der in Genf ganz vernünftig. Ruhig stirbt und ohne zu winseln das Pferd. Es trotzt dem Schmerz, darum kann es auch dem Tode trotzen. Es ächzt und seufzt nicht. Es zuckt im Tode krampfhaft und haucht die Seele aus. Der Löwe stirbt mit Würde, wie die meisten Hunde, wenn sie sterben sollen, doch zeigen sich bei diesen große Verschiedenheiten. Dumme sterben dumm, gescheidte gescheidt. Das Bologneserhündchen legt sich sanft nieder, und erwartet, was kommen kann. Der Pudel, der

gescheidteste, stirbt seiner werth. Er stirbt, wie der Mensch, nicht gern allein, und kriecht noch sterbend zu seinem Herrn hin, und leckt ihm noch mit Liebe die Hand. Die sterbensollende Katze flieht die Menschen und jedes lebende Wesen. Die niedrigern äußern nicht nur keine Todesahnung, wenn's für sie zum Tode geht, sondern nehmen ihren Tod nicht einmal in dem der Ihrigen wahr. Würmer und Fliegen krabbeln und laufen über Todte wie über Lebendige hin und her, und nicht Eines derselben nimmt die mindeste Notiz von dem Jammer und den Zuckungen des andern. Fische und Lurche machen es eben so, doch könnte im Krokodil eine Spur von Einsicht ins Wesen des Todes oder vielmehr des Sterbens vorkommen. Vögel nehmen Notiz vom Sterben anderer, und Canarienvögel schauen oft gar sonderbar dem Sterben eines andern zu. Man bemerkt es am ehesten, wenn ihnen Junge sterben. Die Störche müssen eine Art Vorstellung vom Sterben haben, weil sie eine Vorstellung vom Tödten haben, in ihrem Criminalgerichte Todesurtheile sprechen. Mäuse und Ratten nehmen am Sterben ihrer Cameraden etwelchen Antheil, was sich für solche Thiere, die einander in Noth und Tod helfen, wohl schickt. Stiere haben wirklich eine Todesahnung, wenn sie zum Schlachthause geführt werden, wenn nicht alle, so doch manche. Todte Cameraden und Blut erregen in ihnen ein Grausen. Es ist merkwürdig, daß Pudel sich gegen den Wasenmeister, der sie zu holen kommt, nicht sträuben, daß sie sich nur vor ihm verbergen, und daß ihn alle Hunde des Dorfes als einen Todtschläger erkennen, hassen, anbellen, heftig verfolgen. Es ist, als ob ihm ein Todtengeruch wie ein böser Geist vorangehe, oder wie ein Kometenschweif nachziehe. Schlächter anderer Thiere verfolgen sie nicht, nur Schlächter ihres Geschlechtes. Mäuse werden nicht bald wieder in Fallen gefangen, in welchen eine der Ihrigen eine Zeit lang todt gelegen. Es ist nicht nur der Verwesungsgeruch, den sie fliehen, es ist eine geheime Furcht vor einem ähnlichen Schicksale. Wie wehmüthig bat mit Händen und Augen jenes Meerkätzchen einen Reisenden, der es zum Theil angeschossen, und dann, um es schnell zu tödten, unter Wasser hielt, um sein Leben. Der Reisende konnte den Blick nicht aushalten, und wandte sein Auge ab. Sieh dem

Hund, wenn ihn der Wasenmeister zum Tode holt, in die Augen! Augenblicklich trüben sie sich, sie sehen erschrocken aus. Schau zu, wie er ihn mit der Eisenkeule vor die Stirne schlägt; du wirst deutlich wahrnehmen, daß der Hund jede Bewegung und Vorbereitung zu seinem Tode merkt, daß seine Blicke etwas Neues verkünden, daß seine Augen etwas Ungewohntes aussagen, und wehmüthig mit dem Gedanken blicken: muß ich denn eben sterben? Aehnliches wird in den Pferden wahrgenommen. Kaum wird ein zartes Kind mit mehr Todeskenntniß als diese vollkommnern Thiere sterben; mit minder Kenntniß stirbt ein Kind im Leib der Mutter. Es ist nur erst Zustand. Das vollkommnere Thier ist auch ein Selbst. Wie? soll dieses nur darum eine Weile seyn, damit es fresse, und dann von andern Thieren, von Maden oder Löwen roh, oder gekocht von Menschen gegessen werde?

Das Thier hat auch ein Schicksal. Jede Secunde hat, seit Anfang der Schöpfung bis heute, Myriaden Thierwesen hervorgebracht, und nach der Geburt jedem ohne Ausnahme im voraus ein eigenes Schicksal bestimmt, an dessen Ende der Tod steht. Kein Baumblatt und kein Sandkorn, und keines Baumblattes noch Sandkorns Schicksal ist dem des andern vollkommen gleich; so ist auch kein Thier, und das Schicksal keines Thiers dem andern vollkommen gleich. Wir haben allzukurzsichtige Augen, und nehmen selbst an den Menschen nur die allergrößten Verschiedenheiten wahr. Es waren aber doch alle Tage auch des Thieres schon in einem Buch eingeschrieben, ehe einer derselben da war. Das Schicksal des Thiers ist bestimmt, und keines ist seines Glückes Schmied, was bekanntlich unter den Menschen nur die glücklichen (nicht die tugendhaften) in Beziehung auf sich selbst, d. h. zu ihrem Ruhme, sagen. Das Schicksal des Thiers hängt von seinem Verhältniß zur Natur und den natürlichen Umgebungen, zu den Menschen, wenn es mit solchen in Verkehr kommt, und wenn es zu den Selbstständigern gehört, zum Theil auch von sich selbst ab.

Von der Natur hängt es ab. Hiezu gehören sein Aufenthaltsort, seine Nahrung, die Elemente u. s. w. Zuvörderst wird es von der Natur genährt und von der Natur auch wieder

aufgerieben, denn sie wirkt in seinen Aufenthalt ein. Siedet das Meer in der Nähe eines Feuerberges, so müssen alle Fische und Würmer lebendig mitsieden, und geht die Pflugschar durch die Erde, so muß der Wurm entzwei gehen. Rutscht der Roßberg ins Thal von Goldau, so werden mit den achthundert Menschen auch achtmalhunderttausend Mäuse, und achtmal so viel Fliegen und Würmer mit denselben begraben. Das ist alles Eins! Das Thier muß des Menschen, und der Mensch des Thieres Schicksal theilen. Verbrennt eine Stadt, so verbrennen auch die verständigen Ratten und alles, was Leben und Athem hat, mit derselben. Es ist nichts dagegen einzuwenden. Auch nur wenige Thiere erreichen das ihnen von der gleichen Natur bestimmte Alter. Die meisten kommen als Kinder um, denn sie können nicht allen Elementen und allen Verderbungskräften der Natur, allem ihrem Feuer, ihrer Hitze, ihrem Frost, ihren rutschenden Steinen widerstehen. Dann aber haben sie auch Methusaleme unter sich. Es sind die Hechte und Karpfen, die Krokodile und Wasserschlangen, die Papagaien und Raben, die Wallfische und Elephanten. Von selbst erkranken erst noch viele Thiere. Schon die untersten Thiere sind Krankheiten unterworfen, die vollkommnern unterliegen oft reinmenschlichen Krankheiten. Nur zu offenbar ist das Alter auch bei den Thieren an sich schon eine Krankheit. Die älteste Schrift sagt, die Krankheit sey nicht von Gott geschaffen. Sie ist nun einmal aber da, ein tellurisches widriges Etwas, ein Schicksalsding. Länge und Kürze des Lebens sind schon Schicksalsdinge.

Manche Thiere kommen in der ersten Gefahr um, andere ziehen siegreich aus tausenden heraus. Augenblicklich fliegen manche Vögel ins erste Netz, eben so schnell entfliehen andere allen Netzen auf immer. Die Flucht rettet Millionen. Viele Fische werden beinahe sobald gegessen, als sie geboren sind, andere nie. Pferde machen, wie Napoleon, dreißig Feldschlachten mit. Sie konnten Batterien erstürmen, es trifft sie keine einzige Kugel, wie wenn sie Amulete von Einsiedeln oder Loretto an sich trügen, oder wie der gehörnte Siegfried schuß- und kugelfrei wären; andere fallen von der ersten Flintenkugel, die sie pfeifen hören. Will man erstere, für die keine Kugel gegossen ist,

todt haben, so muß man sie auf eine Insel St. Helena locken, wie einen Tiger hinter Gitter sperren.

Seine Waffen gehören auch zu seiner Natur. Der Löwe wird von allen Thieren gefürchtet, und den Elephanten greift kein Thier an. Ihr Schicksal ist sicherer als das der hörnerlosen schwachen Heidschnukenschafe der Lüneburger Haide, die jedes noch so schwachen Angriffs leichte Beute werden können. Ja, aller Thiere Leben hängt wie das des Dionysius und aller Menschen an einem Haare, und wird durch den Augenblick, und den Punkt seines Standes bestimmt. Ob es jetzt oder nach einer Stunde entstehe, da oder einen Zoll entfernt stehe, entscheidet auf immer.

Entweder wohnt das Thier in den Lüften, im Meere, in der Erde, auf einer Ascensioninsel, dem Pole nahe, in der weiten Sandebene vom Menschen weit entfernt, und kommt mit ihm nie in Berührung, weiß auch nicht, ob Menschen und was dieses für sonderbare, doch interessante Wesen seyen, andere sind ihrerwegen durch ihr ganzes kurzes oder langes Leben in steter Gefahr. Man wartet auf ihr Entstehen, und bestimmt sie vorher schon zum Auferzogen- oder zum Getödtet-werden. Manche ließe man, wenn sie könnten, ewig leben, andere werden sehr jung (Ziegen und Kälber), schon nach wenigen Tagen, ehe sie inne geworden, wo sie denn eigentlich seyen, ob unter Thieren oder Mördern, schon abgeschlachtet. Gerade so hängt auch der Werth ihres Schicksals, ob sie im Glück bleiben oder unglücklich werden sollen, vom Menschen ab. Dem Bär und Büffel zieht man einen Ring durch die Nase. Ersterer muß tanzen, letzterer darf immer fressen. Den Tiger sperrt man hinter eiserne Stangen, das Rhinoceros kann sich, hinten und vorne angekettet, in seinem engen Stall nie umkehren, der Elephant wird wie ein Freier behandelt, und der Hund ist ein guter Freund des Menschen, weil er ein Hund ist, und ihn der Mensch ernähren will. Viel hängt jedoch vom Thier selbst, d. h. von dem ab, was es durch die Natur ist. Man kann dem Tiger nicht das Schicksal des Schafes geben, und dem Hai nicht das des Papagaies. Wölfe sind zwar zähmbar, belehrbar, aber nicht so wie Katzen und Löwen. Mit dem dummen Nashorn kann man nichts machen, und dem plumpen

Nilpferd keine Künste ablocken, weil es keine in sich selbst hat. Wenn's nicht am Holz ist, so gibt's (nie genug zu wiederholen!) auch unter Thieren keine Pfeifen. Niemand reist mit singenden Ziegen herum, und füttert sie, wie man Könige füttert, damit sie bei Leben bleiben, was hingegen bei Staaren der Fall ist. Ja, die Erdpsyche (von Manchen Zufall genannt) gibt ihren Lieblingen manches Gute, während sie schlafen. Auch bei Thieren ist zum Laufen nicht schnell seyn, zum Reichwerden nicht eben Geschicklichkeit nöthig, und auch für sie liegt an Zeit und Glück mehr. Doch sind gutmüthige Pferde, gelehrige Hunde, freundliche Papagaien selbst unter ihresgleichen besser daran, als bissige, dumme, unfreundliche. Ganze Thierclassen sind furchtsam oder furchtlos, vorlaut oder nachschleichend, unnachgiebig oder nachgiebig, mild oder grausam. So bestimmen die Thiere mit mehr oder minder Willen und Bewußtseyn ein bißchen ihr Schicksal.

Welch ein Unterschied im Schicksal des gleichen Thiers je nach dem Individuum, z. B. im Schicksal der jungen Schildkröte, der man das Gehirn aus dem Kopfe nimmt, um zu sehen, wie lange sie noch leben könne, und derjenigen, die ein halbes Jahrhundert am Sand des Ufers in stiller Zufriedenheit herumspaziert? Fliegen verbrennen oder erfrieren oder werden zerquetscht oder vergiftet oder lebendig verschluckt oder sie fallen in die heiße Suppe, oder müssen am Rüthchen mit Vogelleim elend verhungern. Der eine Hund bekommt einen Zuchtmeister (Henker) als Herrn, der andere einen lieben Freund. Ein Pferd, ein Hund, der viele Herren hatte, könnte ein ganzes dickes Buch in folio von seinen Schicksalen schreiben. Wir kriegten interessante Charakteristiken von Menschenherren. Barry hatte ein anderes Schicksal als Bezorillo. Jener sollte und konnte retten, dieser, und zwar höhere Wesen als er war, morden. Es war wie wenn wir Menschen Engel morden würden! Ersterer kriegte wie ein Augustiner-Mönch im Kloster des hl. Bernhards nichts als Fastenspeisen, letzterer konnte Menschenfleisch essen. Alexanders Bucephalus und Karls des Zwölften vierzigjähriges Kriegsroß hatten ein anderes Schicksal als der Karrengaul von seiner Wiege bis zum Tode. Bologneserhündchen werden, wenn sie an den Hof, ins vornehme Damenleben einzutreten das Glück

haben, oder für hoffähig gehalten werden, wie Kinder geliebt, gekoset, geküßt, zu Tische geladen, kostbar gespeist, Aerzten übergeben, beweint, begraben. Canarienvögeln und Papagaien werden tausend Küsse zugeworfen, Wachteln in China von den Damen, deren es dort auch viele hat, wonniglich geherzt, Tauben wie Lieblinge gepflegt und zu tagelanger Gesellschaft gewählt. Mancher gelehrige und gutmüthige Hund hat ein Schicksal, dessen Glück dasjenige der meisten Menschen weit übertrifft, so daß er sagen müßte: „das Loos ist mir gefallen aufs lieblichste, mir ist ein schönes Erbtheil worden!“ Er darf mitspazieren, mittanzen, mitjauchzen, mitreisen, mitdenken, mitgenießen und, wenn er kann, gerade wie ein Mensch thun. Es wird auch an seinem Grabe geschluchzt. Mancher völlig untauglich, unreinlich und bissig gewordene Hund, manches blindgewordene Pferd kriegt bis zu seinem Sterben ein schönes Gnadenbrod, eine Pension, einen Retraitegehalt, wie ihn Tausende von Menschen, die ihn besser verdienten und seiner eher bedürften, nicht bekommen. Wir mögen es ihm wohl gönnen. Es hat doch nicht viel mehr Angenehmes, als die meisten Invaliden. Wer als Pferd in Arabien geboren wird, darf sehr zufrieden seyn. Eselinnen, deren Milch Menschen vom Tode noch retten soll, bekommen nur gute Gerste, andere, die nicht dazu zu kommen das unerwartete und unverdiente Glück haben, statt der Ulmer Gerste, Prügel, harte Arbeit und Disteln. Der Dromedar, der lieber in seiner Oase lebte, muß sich wie ein polnischer Bär der halben Welt zeigen, und Affen auf sich hocken lassen. Pferde müssen über Schwerter und durch Papiermauern springen, Hunde Festungen stürmen, lebendig sich todt stellen, sich am Schwanz zerren lassen, was Alles ein unnatürliches Schicksal ist. Die Peitsche und der Hunger bestimmen es. Fußtritte und Hiebe sind manches Hundes täglicher Tisch. Bullenbeißer müssen, weil sie Bullenbeißer sind, ihr Leben an der Kette vertrauern, während ihre Verwandten, die Pudel, überall frei zu Stadt und Land wie Herren herumschweifen dürfen. Die einen Katzen sind der Frauen und Jungfrauen zarteste Liebe und Lust, die andern werden von Buben immer geneckt, und endlich von Hunden zerrissen. Das junge schöne Füllen wird fast mit Gold aufgewogen, dann frei zugeritten, zum freien frohen Wettrennen benutzt, hierauf

mit Stricken an eine Kutsche gespannt, und geknechtet, jedoch immer noch mit Hafer gefüttert; es ist noch der Stolz seines Reiters, der Ruhm seines Kutschers. Sodann geht's an einen Lohnkutscher über. Rohe Bursche treiben es beinahe zu Tode. Es muß dennoch alltäglich wie ein Sklave ziehen. Es hinkt, es muß dennoch laufen. Ist's ein Postpferd geworden, so ist's nicht besser. Es wird halb oder ganz blind. Seine Flanken und sein Vorderrücken bluten vom Riemenwerk und Sattel, sein Bauch von Bremsenstichen. Es hat es ein armer roher Bauer für einen Thaler auf Leben und Sterben gekauft. Es wird noch einige Jahre lang mit Stroh gefüttert, angeflucht, mit den groben Schuhen in die Rippen geschlagen und endlich, wenn es zehnmal auf der Straße erlegen ist, todtgestochen, oder es krepirt ohne gestochen werden zu müssen. Das ist der Fluch des Lebens manches Pferdes (wie manches Menschen!), und diesen Fluch des Lebens trägt auch mancher edle Hund, mancher Tiger, mancher Bär und Büffel, manches andere Thier. Taglöhner sind auch sie, und ihr Leben ist ein immerwährender Streit auf Erden. Auch sie steigen von der höchsten Ehre zur tiefsten Schande herab, und ihr Daseyn geht alle Stufen vom üppigsten Ueberflusse bis zum nagendsten Hunger, von rascher Jugendfülle und Blüthe bis zur elendesten Krankheit und Altersschwäche durch. Auch das Thier muß durch, wo ihm gebahnt ist, und es wird, ohne sein Zuthun, ein Gefäß der Ehre oder Schande. Darum ist auch das Thier bald zufrieden, bald unzufrieden, bald fröhlich, bald traurig. Sein Zustand drückt es oft, und es drückt seinen Zustand, sein Gefühl durch helle und tiefe Töne oder Worte, durch düstere oder heitere Augen, durch muntere Bewegungen oder Niedergeschlagenheit, Erhebung des Kopfes oder Senkung desselben, selbst durch Wehmuth und Thränen aus. Offenbar aber ist, daß das tiefstehende Thier seines Lebens Fluch nicht erkennt, daß es wegen Mangel an Bewußtseyn nicht jammern, kaum fühlen, nicht tief trauern kann, daß ihm kein besseres Loos gefallen, denn auch sein Leben ist in die große allgemeine Lotterie gelegt, und es muß neben den Menschen seine Niete oder einen seltenen Treffer ziehen. Höchstens kann das vollkommnere Thier seinen Zustand werthen, sein Daseyn erfühlen, mit seiner Erinnerungs-

kraft seinen frühern und spätern Zustand vergleichen, und — sich nach einem bessern Zustand sehnen.

Das eine Thier ist ein reicher Mann im Evangelium, lebt in Purpur und Seide und täglich in Herrlichkeit und Freude, das andere ist ein armer Lazarus. Es liegt vor den Thüren des Schwelgers und ist froh, wenn Hunde seine Wunden lecken. Das eine sitzt schon hier gleichsam in Abrahams Schooß, das andere lechzt nach einem erquickenden Tropfen, und Niemand bringt ihm denselben. Und doch hat keines etwas verdient, keines etwas verschuldet! Liegt hier nicht ein Calvinismus, eine Prädestination zu Grunde?

Das eine Thier ist immer gesund, das andere kränkelt von Kindsbeinen an, das eine lernt nie den Schmerz, das andere nie das Vergnügen kennen, und wenn sie neben einander begraben liegen, kann auch von ihnen gesagt werden: „dieses hat nie Mangel gelitten, jenes aber sein Brod nie ohne Thränen gegessen, und Würmer decken nun beide zu." Anderer Thiere Schicksal wechselt unaufhörlich, am meisten das des Hundes. Was soll aber ihr Wechsel? Was ihre Leiden und Freuden? Verrinnt ihr Wechsel wie ihr Athem zwecklos? Verströmen sie ihre Freuden und Leiden wie ihr Blut, und ist ihr Daseyn für sie ohne irgend eine Bedeutung? Hat ihr Seyn (der ewige Widerspruch von Nichtseyn) keinen Zweck? Sachen haben keine Zwecke für sich, aber die Thiere sind Personen, denn sie haben vollkommen das Schicksal von Personen. Das Schicksal, der Wechsel, kann nicht Zweck seyn. Wo steht das Thier, das hundert und mehr Jahre gelebt hat, am Ende der langen Bahn? Steht es weiter zurück als das Menschenkind, das im Leibe der Mutter stirbt, das kopflos geboren wird, oder gar ungeboren sich in seinem dunkeln engen Behälter in Kalk verwandelt, und zehn bis zwanzig und mehr Jahre als Stein von der unglücklichen Mutter, die nie Mutter werden kann, herumgetragen werden muß? Und können wir sagen, daß die Thiere, die Krokodile, die Geyer, die Tiger, die Menschen fressen, um des Menschen willen vorhanden seyen? Und der Sperling, auf den Gott Acht hat, sollte für sich nichts seyn? O ihr Kleingläubigen! Was mag dann aber die Bestimmung der Thiere, der tiefen wie der hohen, der

miserabeln wie der herrlichen, der unvollkommensten wie der vollkommensten, was der Zweck ihres Daseyns (nicht bloß ihres Seyns), ihres Schicksals und Schicksalswechsels, ihrer Freuden und Leiden, ihres Segens und Fluches, ihres Lebens und Sterbens seyn? Zernichtung?

Wir fragen auch dem ewigen Leben der Thiere nach.

Herder nennt die Thiere die erstgebornen Brüder der Menschen. Sollen alle unsere ältern unvollkommnern Brüder sterben, und nie und nirgends mehr leben? Plato sagt, es werde ein Theil der Annehmlichkeit des seligen Menschen jenseits im Umgange mit seinen ehemaligen Hausthieren oder Hausfreunden bestehen, und ein neuerer Schriftsteller wagte zu sagen, daß nur, wenn das Thier unsterblich sey, es der Mensch sey.

Man hat schon manchmal den Thieren, allen, oder doch den vollkommnern, ein ewiges Leben zuerkannt, aber auch allemal heftigen Widerstand aufgerufen. Die Unwissenheit sah nichts Erhaltenswerthes in den Thieren, die Rohheit spottete, der Neid wollte seine Unsterblichkeit nicht mit ihnen theilen, die Dummheit sagte: die Thiere können, weil sie weder Fromme, noch Sünder sind, nicht in den Himmel noch in die Hölle kommen; der Unsinn aber fügte noch hinzu, daß Christus nicht auch für sie gekommen sey, sie also keinen Erretter aus den Todesbanden, keinen Seligmacher haben.

Leibnitz nennt die Thiere wachende, jedoch sterbliche, Monaden. Man weiß, daß die Thiere bis auf einen gewissen Grad wirklich wach werden, und cultivirt werden können, perfectibel sind. Sie entstehen und wachsen und blühen und reifen und altern und sterben wie die Menschen. Sie haben äußere und innere Sinne, Wahrnehmungsgabe, Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand zum Ueberlegen, Urtheilen und Schließen; sie sind neugierig und wollen ihre Erkenntnisse vermehren; sie haben Empfindungsvermögen, Sinn für geistige Freuden des Tanzes, des Spaziergangs, der Gesellschaft, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Liebe, Treue, Hingabe, Kinderliebe, Sorgfalt, Gehorsam u. s. w. Sie träumen und zeigen, daß ihre Seele auch im Schlafe vorhanden sey und wirke.

In Gottes Hause sind viele Wohnungen. Man spricht im Scherze von einem Hundshimmel. Nero war Mensch, aber

er verdiente den Himmel minder, als mancher gescheidte, brave und gutmüthige Haushund. Wir stoßen ihn, den Verbrecher, in die Hölle, wir müssen deßwegen aber den Hund weder in den Himmel setzen, noch zernichten. Es gibt Mittelzustände. Ezechiel setzt Thiere allerdings nur sinnbildlich sogar zu Gott selbst hinauf. Sie waren ihm also in gar keinem Widerspruch mit dem Himmel. So auch die Apokalypse. Christus wird von vielen als ein Lamm in den Himmel gezeichnet. Eben er sagte, daß kein Spatz ohne Gottes Willen (nicht nur Zulassung) sterbe. Solche Fürsehung wäre ohne Zweck des Sterbens für für den Spatz ganz und gar nicht nöthig. Wenn die Thierheit sich auf der Erde, wie wir, in ernsten und wichtigen Stunden unheimlich fühlen kann, so paßt Pauli großes Wort von der Creatur auf sie. Fürchtet sie den Tod, ahnet sie ihn, ahnet sie im Sterben irgend etwas, sey es was es wolle, und so wenig es seyn mag (Kinder fürchten und ahnen, wie die Schlafwandler, ebenfalls vom Tode nicht viel, oder gar nichts), so dürften sie auf Ersatz rechnen, wenn sie könnten. Uns Menschen ist die Todesfurcht eine Bürgschaft ewigen Lebens. Sie müßte es auch für die Thiere seyn. Ja, vielleicht ist auch für sie noch nicht erschienen, was sie seyn werden.

Was vervollkommnet werden kann, ist des Aufbewahrens werth. Auch der Mensch kann sich hier nicht immer vervollkommnen, das Alter setzt ihm Schranken. Er muß durch einen Sprung wieder vervollkommnungsfähig werden. Auch das Thier kann einen Sprung machen.

Thiere, die der Mensch lieb hatte, die seine Hausfreunde waren, die ihn bis zu ihrem oder seinem Tode liebten, dürften, nach ihrer Natur vervollkommnet, sich mit dem Menschen, der nach seiner Natur vervollkommnet werden muß, weil er so, wie er jetzt noch ist, ebenfalls nicht ins Jenseits paßt, und zwar eben deßwegen, weil sie hier beisammen sind, und dieses Beisammenseyn in die große Rechnung hineingehört, oder warum nur hier? zusammenkommen können. Plato und Herder waren, ungeachtet solcher und ähnlicher Ansichten, keine Ketzer; eher sind es ihre Gegensätze. Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes, die Hochmüthigen aber wollen allein einer Zukunft werth seyn, und sind es vermuthlich erst noch ihrer nur wenige!

Die Natur der Thiere ist, unserm Stolze gegenüber, vor Gott werth geachtet, wie Naturgeschichte, Vernunft und Bibel lehren. Vielleicht kann sie sich bis zur Menschennatur hinaufläutern, vielleicht auch sie nach Jahrtausenden eines Himmels empfänglich werden. Vielleicht bleibt ihre Natur ewig von der unsrigen verschieden, und eigene Zustände sind für sie bestimmt. Die Willkür und Frechheit, die Eitelkeit und der Hochmuth, die Gedankenlosigkeit und der Leichtsinn, die alle dem Thiere, sogar dem Menschenthiere, eine Fortdauer des Seyns unbedingt absprechen, erscheint uns sehr sündlich. Daß die Moralität und Religiosität der Thiere auf Erden noch beinahe gleich Nichts ist, beweist nichts dagegen. Samenkörner sind noch keine Bäume, schlafende Thiere noch keine wachenden, noch keine Menschen; wenn aber nur diejenigen Menschen in einen Himmel eingehen, die immer nur nach Grundsätzen moralisch handeln und wahre Glaubenssysteme haben, so werden wenige eingehen. Die Straße wird noch schmäler, das Thürchen noch enger seyn, als er sie gemacht hat.

Man legt dem Stein im Felsen eine immerwährende Dauer bei, oder erwartet für ihn am Ende aller irdischen Dinge eine Verwandlung, Verklärung, und — ein neuer Himmel und eine neue Erde! setzt den Geist des Thiers unter ihn. welche Inconsequenz! Zwar können jetzt noch nur die Menschen moralisch beurtheilt werden, es können aber auch andere Wesen, Wesen die noch nicht moralisch sind, fortdauern; zur Fortdauer ist nicht die Moral, sondern das Seyn nothwendig. Es muß die Natur, es muß die psychologische Geschichte die Wahrheit geben. Diese spricht, der Analogie zufolge, für ein ewiges Leben der Thiere. Schwärmen wir, so schwärmen wir zu der Thiere und Gottes Ehre!

Doch nein! Nichts Psychisches vergeht. Wollten wir zwischen den Schlaf-, Traum- und Wach-, den Pflanzen-, Thier- und Menschenthieren einen Unterschied machen, so könnten wir keine bestimmten Gränzen ziehen. Alles Psychische ist unsterblich, wie die Erdpsyche, ihre Urquell, unsterblich ist. Der ewige Schöpfer, Erhalter und Regierer wird schon wissen, wohin jedes Thier und jeden Menschen stellen. Es sind allerlei Zustände und Verhältnisse hier gegeben, warum sollten sie nicht

jenseits auch gegeben werden können? Elende Beschränktheit der Nichtdenker, der Menschen ohne Einbildungskraft, ohne Sinn fürs Allgemeine, und derer, die durch Systeme und Vorurtheile geistig, und eben so sehr gemüthlich, verkrüppelt sind!

Warum soll ein Menschensünder ewig leben? Damit er ewig gestraft werden könne! Warum muß ein Barry sterben? Weil er schlechter als jener Sünder war! Ein Barry ist mehr als zehn Nero werth. Kann Nero sich jenseits corrigiren, wieder zur bessern Menschheit heben, so kann sich auch das Menschenthier, wenigstens so gut als diese Thiermenschen, erheben. Zur Erhebung bedarf Nero wie das Thier der Nachhülfe, der Aufhülfe des ewigen Schöpfers, der nicht nur das Wollen, sondern dem Wollenden das Vollbringen geben muß. Den Jakob zog er vor, den Esau setzte er nach, aber Jakob und Esau waren dennoch Abkömmlinge Eines Vaters, und beide empfingen den Segen desselben, wenn auch in verschiedenen Graden. Nimm nur an, daß die Thiere nicht mit dergleichen Wage gewogen werden, daß außer dem Moralischen noch Manches des Aufbewahrens werth, daß die Thiere nicht zu gleichem Zustande wie wir bestimmt, und daß dort Alles ganz anders, oder Alles ganz gleich wie hienieden sey. Der Sprung hinüber ist für alle Wesen groß, denn auch wir fahren dort gar nicht fort, wie wir hier aufgehört haben, so wenig das Kind, aus Mutterleib gekommen, am Tageslicht und an der Luft da fortfährt, wo es in jener Nachtdunkelheit und im Wasser aufgehört hat. Wir waren auch Keime, waren beim Thier unten, waren Fischchen im Wasser, und sind am Tageslicht schnell Menschen geworden; unsere oder Herders erstgeborne Brüder hingegen blieben, weil sie sollten, zurück. Hier schon viele Wohnungen (Paläste und Ställe) im irdischen niedrigen Gottesreich, hier schon viele Führungen Gottes! Rasch vollendet die Eintagsfliege, langsam das Krokodil! Und — soll dem Thier für seinen Schmerz, für sein trauriges Schicksal, für die Ungerechtigkeit, die es dulden muß, für den Fluch, der es drückt und erdrückt, nichts gegeben werden? Dem einen kann gesagt werden: du hast dein Gutes genossen in diesem Leben, dem andern du aber hast Böses bekommen. Soll des einen Schicksal die

Marter, die des andern Lust gewesen seyn? Man sagt, daß jedes Thier in seiner Art glücklich sey. Es ist nicht wahr: Tausende sind so gut als der Mensch in ihrer Art unglücklich. Stund denn das Thier ausschließlich unter der Willkür des Menschen und den Klauen seines Gegners? Bestimmt nicht irgend eine Königs- und Fürstenlaune Krieg unter den Menschen, der doch Millionen das Leben, die Ruhe, die Ehre, die Unschuld und den Wohlstand raubt? Ist deßwegen diese Million des Königs unbedingter Knecht, des Königs Thier? Wir setzen die Königslaunen und Kriege dennoch unter die Fürsehung, warum des Menschen Laune, die das Thier quält, nicht? Und, werden des Thiers Freuden und Leiden, Glück und Unglück, Leben und Tod, sein großer Wechsel, keine Erfolge haben, und große Mittel ohne den kleinsten Zweck seyn? Der Mensch fällt mit dem Thier, das Thier steht mit dem Menschen! Der Schöpfer kann kein Thier zum baren Mittel für den Menschen, keinen Menschen zur ewigen Verdammniß, kein psychisches Wesen zur Zernichtung geschaffen haben. Die Güte schafft nichts zum Unglück, die Allmacht nichts zur Zernichtung!

Die Thiere sind erst noch der Vervollkommnung fähig, oder perfectibel; die obersten sind es, begreiflich, am ehesten. Mit den Austern können wir zwar nichts anfangen. Wir können uns nicht bis zu ihnen herunterlassen, wie sich etwa ein Lehrer einer Hochschule ebenfalls nicht zum Kinde in der Wiege herunterlassen kann. Es ist vermuthlich, daß jedes Thierchen von seiner Mutter (denn die Liebe ist eine der vortrefflichsten Lehrerinnen, weil sie erfinderisch ist) lernen könne. Insecten lernen schon vom Menschen, noch mehr lernen die Thier-Thiere, denen wir schon näher stehen. Die Menschenthiere werden ja so recht eigentlich menschlich gemacht. Aber nur das Thier, das mit dem Menschen immer umgeht, wird menschlich, und macht zuletzt alle seine Sachen wie ein Mensch. Man lehrt die Thiere und den Menschen Künste, und richtet beide ab. Man kann die Menschen zu Affen machen, so daß sie vollkommen deren Sprünge und Gebärden machen, und den Orang zum Menschen heben. Das Lehren vieler Kinder ist nur ein Abrichten, und Hunde kann man weislich unterrichten,

Je menschlicher ein Thier ist, desto menschlicher kann man es machen. Begorillo ist zu einem Satan, und Barry durch die Augustiner-Mönche in einen guten Menschen verwandelt worden. Man sagt, wie der Hirt, also die Heerde, wie der Herr, also der Hund! Ein redlicher Mensch leidet keinen falschen Hund in seinem Hause, und ein falscher Mensch macht jeden Hund wie seine Kinder falsch. Rohe, Grobe machen Alles um sich her roh und grob, Feine verfeinern Alles, verfeinern selbst ihre Mobilien, so weit es möglich ist. Denn wie einer ist, so thut er auch, und wie er thut, so macht er! Man kann die Thiere demoralisiren, also kann man sie auch moralischer, wenn auch nur in ihrer Weise, machen. Es sind keine Grundsätze nöthig. Man erzieht die Kinder auch nicht durch Grundsätze, sondern durchs Beispiel, Vorthun und das gute Wort in der einfachen Form der Freundlichkeit und des Ernstes, nicht nach Systemen. Gibt's nicht sogenannte angeborne oder Familientugenden, Erziehungstugenden, Gewohnheitstugenden, die allerdings alle keine wahren Tugenden sind, aber Menschen und Thieren zukommen. Sie sind Tugendsurrogate, was fürs Thier ausreicht. Wenn die Thiere nur nicht unzähligemal, sogar unter vernünftigen, civilisirten, christlichen Menschen, wie der Cichorien-, Erdmandel- und Rüben-Kaffee, überfordert würden, man nur nicht vom Thier begehrte, was der Mensch gewöhnlich selbst nicht leistet! Wenn aber die Künste, die man das Thier lehrt, für seine Seele werthlos sind, so sind es auch die meisten derjenigen, die man die Menschen lehrt. Bei beiden fallen sie wie Schuppen im Tode als unnütz ab. Was soll dem Menschen für die Ewigkeit, was er in Fabriken lernt! Der eine kann nur, wenn er stirbt, Fäden anlegen, der andere nur Uhrenzifferblätter emailliren, wie mancher Hund nur apportiren kann. Es ist nicht undenkbar, daß das Thier an dem Menschen, der es etwas lehrt, ein Wohlgefallen habe, solchen Menschen lieben und achten lerne, denn wir nehmen wahr, daß es diejenigen, die sich mit ihm abgeben, besonders mit Folgsamkeit liebe; nicht undenkbar, daß es sie von selbst nachahme, und sich zum Menschen steigern wolle; nicht undenkbar, daß es Freude am Können habe, und daß sein Gewissen oder ein Cichoriensurrogat desselben es lobe, wenn es

gehorsam, es tadle, wenn es Unrecht gethan, sey das Gefühl auch noch so still, schwach und verschlossen, wie man sich im Schlafe selbst auch noch dunkel und matt loben und tadeln, angenehm und unangenehm fühlen kann. Und so ist's auch nicht undenkbar, daß die Thiere sich selbst vervollkommnen wollen, als wovon wirklich unbestimmte Wahrnehmungen an manchen gemacht worden seyn wollen oder sind. Ein Elephant probirte seine ungelernte Production auf den Tag des Examens auf der Bühne u. s. w. Ungehorsam gewesene Thiere verstellen sich, heucheln; sie müssen also eine Art Vorstellung von Gebot und Pflicht haben. Alles ist aber allerdings nur erst schlechter Kaffee in ihnen!

Darum kann auch noch die alte Frage erneuert werden, ob auch die Thiere unter dem Fluch liegen, d. h. auch sie von Gott abgefallen seyen? auch sie des Ruhmes mangeln, den sie haben sollten? Unter dem Schicksalsfluch liegen sie — ob auch unter dem moralischen, d. h. dem der Sünde? Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war gut, und es war sehr gut! Waren auch die Thiere ehemals anders? Vollkommner oder unvollkommner? Man läßt den Menschen anfänglich im Stande der Unschuld und sogar der Heiligkeit gewesen seyn, oder man läßt ihn sich aus dem Zustande der Rohheit, aus dem Troglodytismus und dem psychischen Chaos herausgearbeitet haben, je nachdem man Idealist oder Materialist ist; vermuthlich jedoch sind die Thiere wie die Menschen anfänglich gewesen, was und wie sie jetzt sind, Thiere und Menschen mit abgeschlossenen Naturen, mit ihren jetzigen respectiven Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten. Waren die Menschen ursprünglich und absolut gut, so paßten die Thiere zu ihnen nicht, waren sie absolut roh und grob wie Baumstämme, so waren die Thiere besser als sie. Zu den jetzigen Menschen passen einzig die jetzigen Thiere. Um die Thiere den Menschen im Zustande der Heiligkeit besser anzupassen, nimmt man ja zur Dichtung seine Zuflucht, und läßt die Thiere alle, selbst Tiger und Wölfe, im Garten Eden milde Schafe und Lämmer seyn, wie man die Basilisken und Ottern, Löwen und Panther, in der Zeit, in welcher die Menschheit wieder heilig und freudig, sittlicher seyn werde (das zweite

goldene Zeitalter!), wieder in Lämmer und Gazellen umwandelt. Man richtet demnach das Thier, was sehr bemerkenswerth ist, immer nach dem Menschen, nach dessen Sittlichkeit und Zustand ein. Sank der Mensch tiefer, als er war, so kann also, um keinen Widerspruch zwischen ihm und dem Thier anzunehmen, gedacht werden, das Thier sey mitgesunken; wäre es nicht mitgesunken, so wäre ein Widerspruch entstanden, und das Thier stünde nun verhältnißmäßig höher, worauf wirklich gerade die wunderbaren Kunsttriebe hinzudeuten scheinen, die dem Menschen mangeln und doch so köstlich und psychisch sind. Eben dieser Widerspruch kann den Cartesius veranlaßt haben, die Thiere, nur damit sie uns nicht beschämen können, für bare Maschinen zu halten, den Rorarius hingegen, von den Thieren zu sagen, daß sie oft ihre Vernunft besser, als wir gebrauchen. Ein Widerspruch ist gegeben. Sie können Manches, was wir nicht können. Wir wissen aber, daß es nur scheinbar ist, scheinbar in psychischer, wahrhaft in praktischer Beziehung. Lassen wir die Menschen und die Thiere ursprünglich, wie sie jetzt sind, gewesen seyn, so fällt aller anscheinende und wirkliche Widerspruch der großen allgemeinen Psyche anheim, und Alles ist in immer alter und immer neuer, sich immer gleicher Ordnung und Unordnung. Sollten jedoch auch die Thiere unter dem Fluche um der Menschen willen seyn (man darf alte Ideen deßwegen, weil sie alt sind, nicht verwerfen), so hätten sie sogar gerechte Ansprüche auf Wiedererhebung, wenn einmal die Menschheit wieder erhoben werden wird, denn von sich selbst aus wird sie sich nicht mehr heben können. Ihr Geist bleibt sich gleich, und wird weder größer noch kleiner. Ohne einen neuen Geist aber kann sie sich nicht heben, denn nur der Geist ist's, der lebendig macht. Der einstweilen tödtende Buchstabe wäre die Tellus, die Erdpsyche. Vom Solaren, von oben, kommt das Bessere. Des Thieres Schreien in Noth und Schmerz wäre ein Seufzen darnach, und des mißhandelten Kalbes und Lammes Geblöck ein Gebet, das gen Himmel stiege. Sobald die Menschen dieses erkennten, würden sie besser, und wenn sie besser würden, erkennten sie dieses. Das „rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen," paßt dann auch für die Thiere. Ja! es ist nun einmal, wie schon gesagt, auch für die Thiere noch nicht

erschienen, was sie seyn werden. Ist auch nur ein Fünklein sich befreienwollenden Lichtes, nur ein noch so kleiner Anfang, eine Monade von Geist, oder auch nur Seele im Thier, fühlt es auch nur einen Augenblick seine Unmacht, sein Elend, so dürfen wir vielleicht, ohne im mindesten dem Menschen etwas zu nehmen, irrgläubig oder frech zu seyn, Gellerts Wort:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Für jeden gottgeschaffnen Geist,
Wenn er sich dieses Körpers Banden
Nach Gottes Willen einst entreißt,
Und nun nicht mehr so eingeschränkt,
Als hier auf Erden lebt und denkt.

allgemein machen!

XIX. Hauptstück.

Vom tellurischen oder Schein-, und vom wahren Menschen.

Wir haben das Thier höher gestellt, als es Unzählige thaten, thun und thun werden; wir können als solche erscheinen, die das Thier auf Kosten der Menschen zu hoch, den Menschen zu Ehren des Thiers zu niedrig gestellt haben; wir haben jedoch vom Menschen noch nicht gesprochen.

Worin stimmt das Thier mit dem Menschen überein? Worin liegt des Menschen Eigenthümlichkeit? Der Mensch stimmt unbedingt in allem bisher Gegebenen mit dem Thier überein. Es ist selbst im Wurm, im Insect, im Fisch, im Lurch, im Vogel, nichts, was im Wesentlichen nicht auch im Menschen vorhanden wäre, denn selbst des Thiers Kunsttriebe sind in ihm, weil seine Natur stets so Vortreffliches in ihm bildet, als sie im Insect herausbildet. Alles Thier ist im Menschen, aber im Thier ist nicht aller Mensch. Wie wir aber beim Thier immer an sein Vollkommenstes gedacht haben, so müssen wir beim Menschen ebenfalls an den vollkommensten denken, denn das gescheidte Thier steht höher als der kopflose Mensch und thierdumme Tölpel. Man muß die Vollkommenheiten mit einander vergleichen, die Raphael, Plato und Homer, den höchsten Wurm, das höchste Insect u. s. w. und den höchsten Menschen neben einander stellen. Zur Abkürzung vergleicht man jedoch den Menschen nur mit dem vollkommensten Säugethier. Dieses ist nun aber schon eine wahrhafte bewunderswerthe Composition

und Einheit von Kräften, daß wir schon einen gewöhnlichen Menschen in ihm sehen zu können glauben. Eben der unerwarteten Aehnlichkeit wegen können Manche das Thier neben den Menschen stellen. Es hat ja, wie schon oben theilweise angedeutet, Nachahmungstrieb, Trieb nach Bewegung und Ruhe, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Wahrnehmungsgabe, Aufmerksamkeitsvermögen, Gedächtniß, Einbildungs- und Erinnerungskraft, Verstand zum Denken, Urtheilen und Schließen. Es hat auch Willen, Neigung, Abneigung, ist zu Affecten geeignet, kann lieben und hassen, heftig und sanft seyn, Wohlthaten und Beleidigungen vergessen und im Sinn behalten. Es kennt die Nacheiferung, Ehrliebe, Eitelkeit, den Neid, die Unzufriedenheit und die Zufriedenheit, die Lust sich mit andern zu freuen, die Kinder-, Gatten-, Eltern-, Cameraden- und Menschenliebe, Treue, Dankbarkeit und Menschenachtung. Es kann gesellig seyn, den Schmerz bezähmen, für andere wachen, Knecht seyn, klüger und listiger werden, in seiner Weise sprechen, seinesgleichen, den Feind und Freund und die Menschen verstehen, sich täuschen, staunen, erschrecken, den Tod fürchten, Gefahren erkennen, Mittel zur Rettung erfinden, würdig sterben, und vielleicht noch vieles Andere mehr, und — doch ist's nur ein Thier. Was mangelt ihm denn noch? Es ist nicht Mensch! Es mangelt ihm alles und jedes Vermögen der Einheit, der Allgemeinheit, der Uebersicht, des Zusammenhangs, demzufolge die Ideen von Wahrheit, Schönheit, Rechtheit, Heiligkeit, Unendlichkeit. Mangelt ihm irgend eine, oder mangeln ihm sogar alle diese noch relativen, d. h. Theil-Ideen, so mangelt ihm um so eher die absolute oder unbedingte allgemeinste Idee, die von Vollkommenheit. Darum hat das Thier keine Principien noch einen Maaßstab zur Beurtheilung noch Werthung der Dinge und Begebenheiten, und das Höchste anstreben kann es nicht und kann es auch nicht wollen. Was es hat, ist nur irdischer geringer Anfang. Es ist im logischen Gebiete nur für Concretes, für Concretes nur im naturgeschichtlichen und physischen da. Alle seine Erkenntniß ist demnach nur fragmentarisch. Für's Thier gibt's keine Wissenschaft, keine Elementar-, Grund- oder Principienlehre, keine Metaphysik. Es ahnet im ästhetischen Gebiete keine Venus Urania als Einzelnes, noch ein Zusammen-

klingen aller einzelnen Schönheiten in eine pythagoräische, sey es Formen-, oder Farben-, oder Töne- oder Sphärenmusik. Es ahnet keinen Gang des Rechts noch der Fürsehung in aller Geschichte zu Einem Ziele, noch minder ein Gottesreich. Das Himmelreich ist euer! ist nicht ihm gesagt. Den Urgrund und das Ende sucht es von nichts. Man kann es weder zu einem Heiden noch Muhamedaner noch Juden noch Christen machen. Sein Auge geht nur niederwärts. Es scheint nur dem Gravitationsgesetz unterworfen zu seyn, und dem Mittelpunkt der Erde anzugehören. Doch ist, selbst unter den vollkommnern Thieren, ein Unterschied auffallend, indem die einen derselben noch schlafend in die Erde versinken, andere träumend auf ihrer Oberfläche wandeln, noch andere wachen Auges und Gemüthes ein wenig aufwärts sehen. Diese wollen zur Sonne, werden von ihren Strahlen auch im Gemüth getroffen, so daß sich in ihrem Herzen und Thun etwas Edleres als Samen ankündigt. Wenn sie Liebe, Treue, Dankbarkeit, Lust an der Natur u. s. w. fühlen, scheint sie ein Wehen aus der Höhe anzugehen. Aber recht wach ist der Mensch in Allem ganz allein, wenn er es ist.

Der erste Text zu einer Predigt über den Menschen ist: was hast du, das du nicht empfangen? was rühmest du dich denn? Der zweite: du bist nach Gottes Bild geschaffen! Aber nur nach dessen Bild: du bist kein Gott!

Worin ist der Mensch dem Thier gleich, worin ähnlich?

Der Mensch fängt, wie das Thier, mit einem Punkte, vollkommen bewußtlos, als Samenkorn in dem Schooß einer lebendigen Erde, Mutter genannt, an, und kann noch nicht essen, trinken, athmen. Er ist nur ein Punkt, und weiß nichts von seiner Mutter, in der er ist, nichts von einer Welt, auf die er auf eignen Füßen stehen, nichts von Mitmenschen, mit denen er sprechen, nichts von einem Gott, den er vernehmen soll. Er ist beinahe nichts, und das Universum ist ihm gar nichts. Er ist nur ein Fischchen, ein Infusionsthierchen im warmen Wasser, und Wasser ist die Welt um ihn. Aber der Geist Gottes schwebt auch über diesem Wasser. Es bildet sich nach dem Naturgesetze der großen Psyche ein Kopf mit Denk-, eine Brust mit Willenskraft, ein sonderbares Fadengeflecht mit Gefühlskraft. Die Augen sehen noch nichts, und die Ohren

hören noch nichts, aber das Blut läuft in ihnen herum. Es wachsen ihm Hände und Füße. Bald ist er so groß als eine Biene, dann wie ein Maikäfer, dann wie ein Vogel, dann wie ein Kätzchen u. s. w. Endlich kommt er heraus, und — weint dürstet und ruft nach Milch, und ißt und trinkt nun nach Herzenslust. Bald ist's ihm sehr wohl, bald sehr übel. Er kann aber nur auf dem Rücken liegen, dann endlich auf der Seite, und sitzen, und auf allen Vieren kriechen und aufs Gesicht fallen, an der Bank aufgerichtet gehen und sich freuen und lachen und träumen, und plaudern und Worte sprechen, zürnen und drein schlagen, küssen und schmeicheln, und endlich frei durch die Stube schwankend sich bewegen. Sodann will er zur Thüre heraus, und die Welt sehen. Er lernt die Gasse lieben, und freut sich der Blumen und Käfer und aller Dinge, die wie Gold aussehen und glänzen. Noch ist seine Mutter sein Gott, sein Vater ein Halbgott, seine Geschwister Viertelsgötter, die Thiere, die Füße und einen Kopf, Augen und Ohren haben, nahe liebe Verwandte, die, die solches nicht haben, nur Sachen und Spielzeug. Um andere Dinge bekümmert er sich nicht, und wer nicht dem Vater und der Mutter und dem Hause huldigt, ist sein Gegensatz. Er kommt in die Schule. Augenblicklich geht ihm ein Universum auf. Er lernt Jemandem gehorchen, den er vorher nie gesehen, und sitzt neben Kindern, die ihm wie Botokuden und Falklandsinsler so fremd sind. Er wird gelobt und gezüchtigt, und wird Neues inne. Es entsteht ein Gegensatz zwischen Schule und Haus, Schulmeister und Vater. Er muß lautiren, was er schon konnte, und schreiben was er nicht konnte, und hört von unbekannten Welten: immer neue Wissenschaften und Künste, immer neue Lehrer und Cameraden! Er wird ein Weltbürger. Er hört von Knaben und Mädchen, von Männern und Frauen, von Kindern und Eltern und Heirathen, und weiß nicht, was das sagen will; von Reichthum und Ehre und Stellen, und weiß ebenfalls nicht, was es sagen will. Unterdessen schläft er alle Nacht ein, und erwacht wieder, und ißt und trinkt, und denkt und will, und weiß immer nicht, was dieses sagen will, und warum und wie er es thut, und welches der Zweck davon sey. Endlich, nachdem er ausgeschult und gemustert worden, und ein

Brodstudium oder eine Brodhandlung (Handwerk) gelernt hat, kommt ihm die Reiselust und die Liebe ins Herz. In beidem folgt er einem magnetischen Zuge. Die Jungfrau zieht ihn an. Er muß kommen. Ist sie der entgegengesetzte Pol, so ist's gerathen; ist sie es nicht, so ist's schlimm. Seine Reiselust ist des Storchen und des Lemmings Zug. Hat er seinen Beruf selbst gewählt, so wählte er wahlverwandtschaftlich. Er wird Ungesehenes, Unerhörtes, Unempfundenes, Ungeahnetes inne. Verlieren wir ihn nur kurze Jahre aus dem Auge, so finden wir ihn bald wieder, aber auf dem Katheder, oder er ist ein Staatsmann, großer Kaufmann, ein Feldherr, ein Fabrikherr, der Hunderten Brod gibt, geworden, oder er nährt Weib und Kind mit seiner Schmiede, Nadel, Hacke oder Feder. Aber immer noch schläft er, und ißt und trinkt er, und oft thut ihm etwas wehe; immer noch träumt und lacht und weint, zürnt und liebt, spielt und schwatzt er, divinirt und weiß nicht recht, wo er ist, was er ist, warum er ist, wer er ist und wohin er soll. Man hat ihm viel davon gesagt, allein er hat Alles nicht recht begriffen, selbst wenn er Lehrer ist und Staatsmann, denn was ihm Andere von sich sagten, war nicht von ihm gesagt, was er erfahren, erfuhren Andere nicht. Immer lernt er, aber immer viel neues Unrechtes, das Rechte nie recht. Ehe er angefangen, ist er am Ende. Gut, wenn irgend eine Wahlverwandtschaft zu einem Berufe, zu Weib und Kindern, zum Vaterland, zu den Blumen der Erde oder den Sternen des Himmels ihm die Sorge erleichterte, und ihm, dem vom Tellurismus Befangenen und Gefangenen, der alle Jahres- und Tageszeiten mitmachen, dem magnetischen Zug durch Schmerz und Krankheit auf der Ferse folgen, und endlich den tellurischen Tod erfahren muß, den Aufenthalt in hier versüßte. Schau! sie tragen ihn schon zum Leichenacker, zu den vorher hingetragenen Eintagsfliegen. Sie weinen um ihn, kehren heim, und dann werden sie ebenfalls hingetragen. Nach hundert Jahren weiß keiner von allen, die dann auf Erden sind, noch etwas von ihm. Als Vater ist er allerdings noch im ersten Gliede der Erinnerung, als Großvater im zweiten schon halbdunkeln, als Urgroßvater ganz verlöscht, und sein altes Oelportrait in der Rumpelkammer. Sein Seyn ist etwa nur in alten Büchern und Registern, sein

Haben gehört andern, und kehrte er auf die Oberfläche wieder zurück, zurück zu seinem Haus und Hof — sie gäben's ihm nicht wieder, und das Gesetz selbst wiese ihn ab. „Beati possidentes!“ ruft es ihm, und seine Sache würde eine res derelicta. Wollen Urenkel u. s. w. seinen Namen aus Neugier lesen, so müssen sie weit vorne nachschlagen, denn innert der fünfzig oder hundert Jahre ging eine Welt vorüber. Nun kann er ja erst noch nicht einmal mehr essen und trinken, träumen und lieben. Er ist mit dem Soll wie mit dem Haben fertig geworden, und ausgestrichen ist er auf ewig aus dem Buche des Lebens. Noch niemals ist einer wiedergekommen.

So ist der Mensch bei, mit und nach seinem elenden hungrigen Geschlechte hier. Er kann etwas, dann nicht mehr; er freut sich, dann nicht mehr; er weint, dann nicht mehr; er stirbt, dann kann er nicht einmal mehr sterben. Er war ja nur, und — ist nun nicht mehr! Doch — er ist noch — Staub!

Wir müssen noch einen Augenblick bei uns Menschen verweilen!

Der Mensch — ein Sonnen- oder solares Wesen, das oberste auf der Erde und an der Spitze der Pyramide, von der die Würmer das unterste breiteste Stockwerk bilden, entsteht doch nur wie ein Bandwürmchen in Nacht und Wasser, und ist demzufolge anfänglich so tellurisch wie möglich, was eben Manche reizt, ihn zu den Thieren zu setzen, und Andere hindert, ihm eine große Bestimmung zu geben. Aber je solarer Vater und Mutter waren, desto besser! Zwei Embryone oder Keime sind schon am zweiten Tage ungleich. Ein körperliches Talent, ein Mensch zu werden, verräth der Keim augenblicklich. Die Psyche bildet ihn nach außen und innen. Als Embryon schläft er nur, und bringt noch viel Schlaf auf die Welt und in seine zweite Wiege. Als Kind „im Flügelkleide“ ist er immer im Traume. Als Jüngling und Jungfrau schlafwandelt er. Später wird er wach. Mit Vierzig ist er ausgebildet. So sollte er bleiben, und er bleibt lange so, wenn nicht der Tellurismus in ihm siegt. Viele Alte fallen wieder ins Puppenleben zurück. Sie werden kindisch. Im Patriarchen Jakob wirkte unmittelbar vor dem Sterben der Genius des Alters noch

divinatorisch, prophetisch, somnambul. Er sang noch wie ein Schwan, zog wie ein sterbender Vogel seine Füße zusammen, und — verschied.

Die Sünde ist wie das Elend tellurisch. Die Sünde ist ein Zorn für etwas und eine Leidenschaft, Knechtschaft. Den einen ist mehr Tellurisches, andern mehr Solares angeboren. Einzelne gehören schon in der Wiege ins Zuchthaus, andere ins Reich Gottes. Wer nicht unter einem moralischen Unglücksstern geboren worden, ist ursprünglich gut, bis der Tellurismus kommt, der ihn zu einem Satan machen kann. Viele bleiben bar tellurisch und schauen nie zu den Sternen; so kommt's, daß in ihrem Sterben fast nichts der Fortdauer Werthes vorhanden ist. Ja, sie könnten, dem Sternenhimmel unbeschadet, gänzlich verlöschen, und wer nicht einmal unsterblich, gleich dem edlen Thier seyn möchte, verdiente die Unsterblichkeit nicht.

Viele bleiben wirklich von Anfang an nichts. Millionen bleiben Würmer und Insecten, und kommen nicht einmal zum rechten, lebhaften, bunten Traume. Wie wenige werden in der That, d. h. im Geiste selbstständig, wie nicht viele im Aeußern? Wie sehr viele sind immer durch Unwissenheit, Leidenschaften, Sünden und drückende Schulden bevogtet (bevormundschaftet); wie viele mitten in der Freiheit im Kerker? Tausende leben wie Tiger und Bären am Nasenring oder in Behältern hinter eisernen Gitterstäben.

Wie unpersönlich erscheint sich der Mensch, wenn er leben soll, aber nicht mehr will, sterben muß, und nicht will, wenn er Böses oder Gutes thun will, und nicht kann. Willst du deine Unselbstständigkeit sehen, so schaue einer Geburt und einem Sterben zu, und jeder Arzt kann dir sagen, was du in dir tragest, jeder Todtengräber, was du werden wirst, aber auch jeder Gesetzgeber und Moralphilosoph, was du durch Thun, was du Selbstständiges und Ueberthierisches seyn solltest.

Hunderttausende sind erst noch außer den Kerkern, die hinein gehörten; Zehntausende leiden außer ihnen mehr als diejenigen, die drinnen sind; Tausende brechen aus dem Leben heraus, ehe es Zeit ist, um entweder im Tellurismus (sie täuschen sich) gänzlich unterzugehen, oder solar zu werden.

Und wo sind die Seligen auf der Tellus, es sey denn, sie leben schon außer und über ihr? Selbstständiger ist der Vogel und Löwe, froher der Wurm und Elephant. Die meisten Menschen sind traurige Unterthanen, Knechte eines armen Seyns, nur durch Leichtsinn froh, nur im Traume glücklich, und eine große Menge Freier weiß nicht recht, was sie will. Die meisten sollten wirklich seufzen: wer wird mich vom Leibe dieser Tellus erlösen!

Robert, oder der Mann wie er seyn sollte, und Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte, sind bis dato erst im Roman auf der Erde gefunden worden. Der intelligibelste Mensch muß noch schlafen, und demzufolge tagtäglich sein Bewußtseyn, die Welt, Gott und sein Ich völlig verlierend, zum Wurm und Embryon heruntersinken, selbst der idealste noch essen und trinken, und der heiligste noch unanständige und widrige Dinge thun und leiden und sich vor sich selbst schämen. So steht der Mensch auf seiner höchsten Höhe selbst auch noch tief. Weder der Paganismus, noch der Muhamedanismus, noch der Mosaismus konnten seine tellurische Natur umändern, und das erklärende Christenthum ist vor der Hand nur noch eine gute Hoffnung, und als ein Gottesreich mehr auf den Himmel als auf die Erde berechnet. Dieses Reich ist noch nicht gekommen. Man muß ja noch darum beten. Eben ist der Wandel der meisten Christennaturen anstatt im Himmel, wie es ein guter Christ angerathen, oft nur noch irdisch, wenn nicht sogar noch unterirdisch! Doch retteten zu allen Zeiten einzelne Menschen die moralische Ehre der Tellus. Es sind die Jesajas und Paulus, die Plato, Konon, Leonidas und Winkelried, Gellert, Alfred und Gustav Adolf, die Zollikofer und — etliche Tausende. Ja, diese waren wach und wahre Sonnenwesen! Auch der Mensch ist in der Anlage groß; was einer geleistet hat, haben alle in ihm geleistet! Die Wirklichkeit ist aber nicht die Anlage.

Das Thier hat ein nicht bedeutungsloses Schicksal, der Mensch theilt es mit ihm. Es gibt auch für die ganze Menschheit und für den Einzelnen eine Prädestination, und man kann fürs Ganze und das Einzelwesen fragen, ob es unter dem Fluche liege? Das Leben ist ein ernstdunkles Spiel. Vom

Ort in der Mutter bis zum bretternen Sarge kommt es darauf an, was für Karten man in die Hände bekomme, wie die Würfel fallen, ob die Stunde gut oder böse sey. Wer da wohnte, wo die Zundersee entstehen sollte, mußte um der Zuydersee willen untergehen; wer in Torre del Greco wohnt, in der Lava verbrennen. Der Bergrutsch bei Goldau begrub achthundert hirtliche Thalbewohner lebendig, und das Schicksal führte einen durchs Thal fröhlich wandernden bergreisenden Jüngling von ferne her ins grausige Unglück hinein. Da muß der Mensch geboren werden, wo er geboren wird, und das Schicksal bestimmt auch ihm Zeit und Art und Ort des Todes. Er kann nur durch Thüren hinein, nur durch Thüren heraus. Die gute Stadt Paris schenkte Napoleons Sohne eine silberne Wiege, aber den aus Kartoffeln und Eichorienkaffee entstandenen Armen erwarten, ohne seine Schuld, papierne blinde Fensterscheibchen und schmutzige Fetzen. Der eine wird Hottentotte, und lebt im Kothe eines Kraals, der andere, sein Nachbar, auf der kleinen Erde, ein Pariser für glänzende Salons. Keiner kann das Schicksal fragen: was machst du? Glück und Unglück regnet's! Der Thurm zu Silohah fällt über die, über welche er fallen soll. Alle Elemente sind in der Verschwörung gegen uns. Wen sie nicht aufkommen lassen wollen, den versenken sie; wen sie aufkommen lassen wollen, tragen sie sogar im Sturmwind und Unglück zu den Sternen. Nero und Tiberius verschlangen Menschen Haifischen gleich, die Fische aber oder die Römer mußten sich verschlingen lassen. Der Krieg ist im Dienst des Schicksals.

Das Schicksal liebt auch für uns Wendungen. Dionysius, nicht der einzige Schlingel, der König war, sang auf dessen Geheiß, um nicht zu verhungern, in Korinth den Straßenjungen Kreuzerliedchen, und Columbus mußte sich in seinem Amerika in Ketten legen lassen.

Der eine hat durch sein ganzes Leben fünf Laster und Unglücke, der andere kein einziges zu bekämpfen. Jedes Land und jede Jahreszeit haben ihre eigenen Sünden. Alle Jahre gibt's in Südfrankreich gleich viel Vergehungen gegen das Leben, in Nordfrankreich gegen das Eigenthum, im mittlern gilt das Mittel von beiden. Die Moral in den Lehrbüchern

und im Gewissen der Moralischen ist nur Eine, doch gibt es eine geographische Moralität, oder moralische Geographie. Ob die Strafe auf den Missethäter falle, bestimmt ebenfalls das Schicksal. Den einen tödtet die erste kleine Missethat, den andern belohnt es für tausende, wenigstens äußerlich. Es gibt Schicksalsdornen= und Schicksalsblumenkränze. Und erst noch ist der eine Mensch für alle seine Verhältnisse zu dumm oder zu schlimm, der andere für alle zu gescheidt oder zu gut. Es sind auch Thiere in diesem Fall! Wenn und weil jedoch das Schicksal für die Thiere eine Bedeutung haben muß, so muß es für die gesammte Menschheit und den Einzelnen mit allem seinem Wechsel von Angenehm und Unangenehm die größeste Bedeutung haben. Es muß zu Größerm, Großem und zum Größten dienen!

Zum Tellurismus des Menschen gehört unläugbar auch sein Schlafen, sein erbärmlich langsames Sichselbstentwickeln, die Nothwendigkeit der Nahrung, die Krankheit, das Alter und der Tod, die er alle mit dem Thiere aller Stufen theilt. Ein Erdpsycheunterthan, wie sie! Wie sie den Kantischen Formen der äußern und innern Sinnlichkeit, dem Raume und der Zeit, von der Wiege an, wenigstens bis zum Sarge, unterworfen.

Er muß schlafen, den dritten Zeittheil seines Lebens noch verschlafen. Er fällt der Nacht anheim, wird todt. Wer hundert Jahre alt wird, hat dreiunddreißig Jahre nicht gelebt, und dreiunddreißig Jahre sind rein für seinen Geist verloren. Er muß schlafen. Krankenwärter, die nie schlafen, wachen auch bei Tage niemals recht, und wachen, Thieren mittlerer Stufe gleich, mit offenen Augen. Kaum ist der Mensch im Traum, dem doch nur täuschenden, Etwas.

Er wächst nur langsam. Die Hälfte, den Drittheil oder doch den Viertheil seiner gewöhnlichen Lebenszeit bedarf er zur Entwicklung, und wo dann steht er am Ende seines Lebens — noch nah' der Wiege! Des Kindes Blumen= oder Insectenzeit ist doch nur diejenige seiner Schwäche in Allem.

Traurige Ernährungsnothwendigkeit! Ihr müssen beinahe alle tausend Millionen auf der Erde leben, und die meisten haben nichts als den Magen, den heißhungrigen lechzenden Tiger, der erst noch vom Centrum des Menschen frech Besitz genommen, zu bedenken. Nie läßt er den Menschen geistig

werden. Viermal täglich wird ihm der Tisch gedeckt, und beinahe alle Künste, auf die sich der Mensch so Großes thut, sind nur in seinem elenden Dienste. Das grause Naturgesetz läßt die Menschheit nie zum Aufschwung kommen.

Die Krankheit, des Leibes Sünde, verräth einen Dämon, eine Platonische chaotische Weltseele, die gern von der Ordnung abweicht, der Saturn, der Kinder martert und aufzehrt. Sie hat mehr als sechstausend Formen zu quälen und zu schlachten ersonnen. Jedes Volk hat eigene Krankheiten, jeder Mensch ist auf eigene Weise krank. Auch die Gesunden sind krank. Der Dämon taucht plötzlich auf, culminirt, sinkt und versinkt wieder. Er divinirt. Nur der Arzt, der recht mitdiviniren kann, ist ein rechter Arzt. Die Erde selbst wird etwa einmal krank. Dann sterben die Menschen wie Mücken. Wie Seuchen nach dem Gesetze des Erdmagnetismus durch die edleren Thierclassen: Hühner, Katzen, Hunde, durch Welttheile ziehen, so durch die Menschen. Dann wandelt ein Geist „Cholera" von Indien her immer nach Nordwesten, oder „die Gripp" vom Nordost herab nach Südwest, wie auf den Wegen der Völker bei großen Wanderungen. Es ist keine Willkür noch ein Zufall, es walten Erdgesetze in Verbindung mit den atmosphärischen darin, denn die Erde kann nichts ohne die Atmosphäre, und umgekehrt. Darum sterben wir von der Scholle aus, auf der unser Fuß steht, wie von der Luft, die wir athmen.

Wie tief wirkt noch jede Erdkraft auf uns, wie hoch von oben her noch der uns angehörige Mond? Pflanzen und Thiere und Menschen finden ihr Schicksal oft in ihm. Die Krankheit des Gemüthes und der denkenden Psyche im Verwirrten und in sich selbst Versunkenen, wie des Somnambulen und Schlafwandlers, stammt von Erdkräften, genannt von den Israeliten Dämonen. Aus Materiellem kann man sich nie Etwas erklären.

Und das Alter? Das Zittern der Hände und Füße, die Krümmung des Rückens, der Trübsinn der Augen, der Verlust des Gedächtnisses und der Willenskraft, der Energie und alles Lebensmarks? Die Erdpsyche nimmt dich bald in ihre kalten Arme. Der Tod ist bar tellurisch, und noch der letzte Feind!

Aber auch er und in ihm kein Zufall! Lauter Regel! Immer sterben gleich viele Percente im gleichen Lande, in der gleichen Stadt! Immer am meisten nach Mitternacht, am wenigsten Vormittags. Große Gesetze walten in und über der Tellus. Alle sind, auch wenn sie uns tödten, verehrenswerth. Wir wissen, unter wem sie stehen. Tellurisch ist noch all unser wunderbares Schaukelspiel und der Wechsel unsers Leidens und Thuns, der Gang der Jahreszeiten durch unser Leben, der Tageszeitengang durch jeden unserer Tage. Wir sind sogar Stundenuhren, und tausend Dinge thun wir in dieser Thatsache bar instinctartig. Ob auch das Geschlechtliche der Psychen nur tellurisch — wer mag es bestimmen? Der klare Begriff des Mannes, und das zarte Gefühl des köstlichern Weibes können ins künftige unendliche Gebiet aller Geister auch unendliche Mannichfaltigkeit bringen. Das Geschlechtliche, die größte bekannte Dualität der Natur, muß einen Zweck, einen idealen, in sich tragen. So kann auch, selbst wenn die Sünde bar tellurisch wäre, ihre Strafe, als der Heiligkeitsidee angehörend, absolut nicht nur tellurisch seyn können. Sie muß dem unendlichen Zweck dienen!

Aber, o wie viel noch am Menschen der Erde! was aber, wo und wie, unsterblicher Leser! wirst du nach tausend und zehntausend Jahren seyn? Was jedes Wesen der Tellus, was wir alsdann seyn werden — ja, das ist das Wahre!

Ist aber etwas Wahres im Menschen, so muß es sich schon jetzt ankünden, wenn nicht Andern, so doch ihm selbst erscheinen, so muß es seyn ein Samenkorn, gelegt in Erde. Es ist sein Geist, sein eigenthümlicher Menschengeist, der über der Thierwelt und über den Elementen, seyen ihrer wenige oder viele, wie einst dort auch ein Geist über den Wassern, schwebt. Es ist rein der Geist der Ideen. Ideen leben in ihm, sterben jedoch in ihm nicht. Und je wahrer ein Mensch ist, je weniger er Schein an sich hat und ist, desto eher wird er durch nichts Anderes als durch Ideen, klare oder dunkle, das ist Eins! getragen. Der wahre Mensch ist von der Wahrheitsidee durchdrungen. Er weiß zwar, daß er die Wahrheit noch nicht hat, aber auch, daß er die Garantie derselben in sich trägt, und daß ihm einmal sein Seyn, sein Haben, seine Welt, sein Gott,

aufgeschlossen wird, er Alles erkennen wird. Er hat die Idee der Heiligkeit als Rechts- und Sittlichkeitsgefühl in sich. In einem unzerstörbaren Rechtsgefühl will er leben und sterben. Seine Lippe und seine Hand spricht und thut Alles stets im Dienste des Ganzen, oder des Zusammenhangs der Menschheit als Eines Reiches oder Bürgerthums. Wacht er gänzlich, so heiligt ihn das Bewußtseyn der Pflicht als einer Ehre und Freude, nicht als eines Imperativs, und seine Seele wird rein vor seinem Gewissen. All sein Sinnen wird Harmonie mit dem was er soll, weil er's kann. Ganz erfüllt ist sein Gemüth von der Idee der Schönheit, und seine Seele wird durch den Anblick einer Blume, des Sonnengoldes, durchs Brausen des Meers, des Rheinfalls Sturz, des Gewitters Donner und Blitz, durch die Welt unter und vor ihm auf der Höhe des Rigi, durch die über ihm in stiller Mitternacht wie von Orakeln, wie von Gottesfingern durchzuckt und entzückt. Alles ist ihm Poesie, d. i. anschauliche Wirklichkeit. Ja, es lebt und webt in ihm die Idee der unbedingten Vollkommenheit = Göttlichkeit, Gott selbst. Er will Gott, will eine Fürsehung für die Blume und die Wachtel, den Barry und den Menschen, die Welt, den Himmel, die Zeit und Ewigkeit haben. Er hebt heilige Hände auf ohne Zorn und Zweifel und betet an. Und er nimmt's wahr, wenn der Herr im Säuseln des Abends durch den Garten geht. Seine Seele geht in Gott selbst auf. Der wahre Mensch wird Mystiker! Ein solcher war Christus. Darum war sein Reich, wenn auch in dieser Welt, doch nicht von ihr. Es war ein Lichtreich, und darum war er das Licht der Welt. Und eben Er hat Gott, den Menschen, den Sperling und die Lilie erhöht. Ihm gleicht Niemand! Ja! was der Mensch Thierisches an sich hat, ist von der Tellus. Von ihr ist jeder sinnliche Trieb, von ihr die Leidenschaft, von ihr der Schlaf und Hunger, der Traum und Somnambulismus; von ihr die Sünde und das Uebel, von oben aber ist die Neigung nach oben, der Aufschwung der Seele, die Idee, der Wandel des Gemüthes im Himmel, die Gedanken und Stunden der Ewigkeit, von oben das Göttliche, das Einzige und Ewiglebende und Ewiglebende. Darum ist in den untern Thieren kaum eine Spur mehr oder noch, vom Obern, in den mittlern ein wenig mehr

zu entdecken. In den obersten regt sich erst Ein Flügel mit schwachen, kurzen Federn; erst im Menschen sind zwei große Flügel mit Adlersfedern, doch bleiben sie in den meisten, wie in den Puppen, ganz zusammengelegt. Dann sind sie nur Tellusmenschen, nur Scheinmenschen. In manchen bewegt sich ebenfalls nur Ein Flügel, in einzelnen aber regen und erheben sich beide, und tragen die schwere tellurische Masse, bei einem Centner und mehr schwer, lustig zur Sonne. Die vollkommensten sind sogar vielflügelig oder nur noch Flügel. Es kann schon manches Kind besser als der Mann fliegen, mancher Greis noch gar nicht.

Aber Jedem muß einmal die Erde verschwinden, der Mond blutroth, und die Sonne einen Augenblick finster werden. Die Seele verschmachtet mit dem Leibe, aber der Geist nicht. In diesem leuchten ewige Sterne mit immer hellerm prophezeyendem Lichte. Jeder aber, der im Mutterleib als Wurm stirbt, als goldne Biene im siebenten Jahre auf seinem kleinen Fluge schon umkommt, als Jüngling und Jungfrau, die lurchenartig in zwei Elementen leben, zeitlich verschwindet, als Mann oder Weib im Kampfe mit der Tellussorg' und Krankheit unterliegt, oder erst als Greis und Greisin blind und lahm wie des Odysseus edler treuer Jagdgefährte vor Alter welken und verdorren, muß einen Sprung machen (saltus datur); was alsdann, was im Sprung abfällt, ist nur tellurisch gewesen. Das Tellurische ist der Schein, aber der Schein steht auf einer Wahrheit. Das Solare, Edleste, der Geist, das innere, psychische und physiologische oder physische Licht geht mit hinüber, wohin es nur immer seyn mag. Darum sind Erscheinungen nach dem Tod des Erdleibes nicht unmöglich, und die Sagen davon werden nie widerlegt werden.

Kaum Ein Mensch ist zum ewigen Leben, so wie er stirbt, tauglich. Es ist eine Purification nöthig. Manches Thier bedarf des Reinigungsfeuers ebenfalls, viele noch nicht. Das Thier ist noch meist eine traurige Verneinung nur, der Mensch meist nur eine traurige Bejahung.

Vielleicht fühlen alle Sterbenden, daß und wie sich in Einem Augenblick ihre Flügel herrlich entfalten und sich durch die Lüfte ausbreiten. Im wachen Sterben ist die Unterschei-

dungsgabe am grössesten. Er steht zwischen der Erde und dem Himmel, und schaut in zwei Welten, wie ein Liebender. Daher sein Silberblick, seine Sphärenmusik, sein Gebet. Wenn er dann in der Idee um die Wahrheit oder Heiligkeit, oder Schönheit oder die Göttlichkeit der Welt betet, stirbt er wie Christus.

Die Säuglinge gleichen in tellurischer Beziehung den niedlichen Müschelchen, die uns wenig lehren, aber wir gerne beschauen, die Knaben und Mädchen den goldenen Bienen, die Flegelzeit dem herrenlosen, herumstreichenden und hungrigen Fischgeschlechte, die Verliebten, Verlobten, Magnetischen, am ehesten den Lurchen, Gatten und Gattinnen den elterlich-sorgenden Vögeln, Greise den vollkommnern obersten Thieren, und umgekehrt diese Thiere dem tellurischen Menschen auf seinen Stufen. Schade, daß wir die psychologische Seele nicht über die Menschheit hinauf fortführen können. Man machte mit Hülfe der Bibel Versuche, sie konnten jedoch nicht gelingen.

Frei vom Tellurischen sind die höhern Wesen. Ihr Leib ist leicht und licht. Im Traum der Tellus fängt alles Solare an, in Gott endigt sich's.

Empor ihr Thiere des Feldes, des Wassers, des Raubes! Ihr seyd nicht nur fürs Feld, die Wasser, den Raub geboren! Und empor, o Mensch! denn dein Auge reicht bis zum Himmel. Dem Thiere ist die Zeit noch die Ewigkeit, dem Menschen die Ewigkeit nur eine Zeit! Dem Thier ist diese Erde die Welt, dem Menschen das Universum ein Punkt. Nur Gott ist ihm unendlich, und er will nur das Unendliche.

Wie anders also ist der Mensch als das Thier! wie ähnlich das Thier dem Menschen! Wie ungleich dem Menschen und Gott! Wie nahe ist der Mensch Gott verwandt!

Wir haben nun unser thierpsychologisches System vom Wurm in unserm sterblichen Leibe bis zu unserm unsterblichen Geiste durchgeführt.

Erwägen wir nun noch einige Verhältnisse des Thieres, ehe wir schließen.

XX. Hauptstück.

Von den Verhältnissen des Thiers.

A. Vom Verhältniß des Thiers zu sich selbst.

Vervollkommne dich selbst, ist, wie viele Moralphilosophen lehren, das erste Gebot an die Menschen. Es könnte auch Gebot an die Thiere seyn, wenn sie Persönlichkeitsbewußtseyn hätten. Die unvollkommnern Thiere scheinen nur Gefühl ihres Zustandes zu haben. Zwar ist auch das Gefühl des Menschenkindes im Mutterleib und in der Wiege zuerst ganz, dann doch noch größtentheils, nur Zustandsgefühl, und die Infusorien, Polypen, Quallen u. s. w. bis hinauf zum Gartenwurm, oder noch weiter hinauf, werden nichts anders seyn. Sie fühlen nur ihre Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten, sie sind nur Zustand, nur ihr Zustand, wie es z. B. auch der bewußtseynlose, aber sich fühlende sterbende Mensch ist, so daß solche Thiere immer wie Sterbende sind, ihr Zustand immer zwischen Leben und Sterben, Seyn und Nichtseyn, schwebt. Ein sonderbarer Zustand! Allein, alle Anfänge sind das Sonderbarste. Persönlichkeitsgefühl mögen nur die mittlern, Persönlichkeitsbewußtseyn nur die höhern und höchsten auf ihren verschiedenen Stufen haben. Haben diese auch noch kein eigentliches Selbstbewußtseyn, so nähert sich doch ihr Selbstgefühl demselben durch

Verfeinerung so sehr, daß es wenigstens das ist, was es im Schlafwandler ist, wenn er künstliche Handlungen: Lesen, Schreiben, Perückenmachen, Pflanzen mit einander verglei- chen u. s. w., Alles mit verschlossenen oder offen nichtssehenden Augen verrichtet. Zum eigentlichen Selbstbewußtseyn gehört das Fichtische: „Ich bin Ich," die Entgegensetzung des Selb- stes allem Aeußern, und der des Ichs dem Nichtich — des Nichtichs dem Ich mit dem Wissen daß man entgegensetze. Dieses metaphysische Selbstbewußtseyn, diese Fähigkeit auf sich selbst zu reflectiren, sich selbst zum Object der Betrachtung, sey es des Gedankens oder des Anschauens, zu machen, ist jedoch unläugbar sogar dem vollkommensten Thier, jedoch auch sehr vielen Menschen, nicht gegeben. Darum kennt und hat das Thier keine Psychologie; es ist entweder nur Object oder Subject-Object, d. h. beides unabtrennbar verschmolzen, so daß es uns als ein halbmenschliches Wesen vorkommen muß, und wir uns in ihm täuschen, es zu uns erheben, es zum Gefährten machen, es in manchen Dingen, wenn wir sein Objectives für Subjectives halten, wie den Schlafwandler und den divinirenden über Raum und Zeit hinausschauenden Somnambulen, über uns setzen können. Cartesius sah nur Object im Thiere. Er hätte in den untersten Thieren noch recht gesehen, wenn er dem Object Leben, Empfindung, Unter- scheidung und Gedanken gegeben hätte. Dachte er sich aber Leben, Empfinden, Denken als im Object unmöglich, so hätte er das Object für ein Subject halten sollen. Unter Subject verstehen wir aber das Bewußtseyn, das allem Anschauen und Denken und Empfinden (sub jacet) zum Grunde liegt, und Alles auf sich stellt und baut. Das Kind nennt sich zuerst nicht mit dem Ich, sondern mit seinem Taufnamen. Hat es einmal sich mit dem Ich für sich und andere gesetzt, so hat es ein Bewußtseyn, d. h. sein Bewußtseyn durch Selbst- erkenntniß gewonnen. Zu dieser Stufe erhebt sich das Thier in keinem Individuum. Das Kind sagt: ich heiße Kaspar, und legt sich den Kaspar als Eigenschaft oder Merkmal bei, der gescheidteste Pudel aber denkt nie: ich heiße Mars oder Cartouche oder Bello. Name und Ichheit, Zeichen und Be- zeichnetes, bleiben in ihm Eins, und nie kann er außer die

Kindheit, in der er ist, heraus. Er bleibt, so lange er hier lebt, der Mars, der Cartouche, der Bello; er bleibt nur das Zeichen.

Darum kann das Thier nicht auf sich selbstzurückgehen, sich, d. h. sein Ich nicht auf sich, d. h. sein Ich, beziehen, darum nicht sich selbst vervollkommnen wollen. Es wüßte nicht, was es vervollkommnen sollte. Das Ich wäre ihm, wie anfänglich dem Kinde, ein Anderes. Es wird sich seiner nicht durch Reflexion bewußt, und während es fühlt, denkt es nicht: „ich fühle;" während es denkt, nicht: „ich denke." Darum kann das Thier auch nichts Reingeistiges und Abstractgeistiges mit sich selbst anfangen, und immerfort verhält es sich nur dunkel zur Innenwelt, klar und stark nur zur Außenwelt. Darum kann es weder die Wissenschaften, noch das Schicksal, noch die Tugend studiren. Am ehesten zeigt etwas von Reflexion auf sich selbst der Neid, z. B. des Canarienvogels, der den Gesang anderer verdunkeln will, oder auch der Hund, der bis zur gefährlichsten Wuth gebracht werden kann, wenn man einem andern Hunde, oder wohl gar vor seinen Augen einem Menschen, z. B. einem Kinde, schmeichelt, das er doch weit über sich sehen sollte. Er setzt sich über den Menschen. Doch bewiese auch Plinius' Elephant, der auf einer Bühne eine Rolle spielen mußte, und sie vorher noch in seinem Saale oder Stalle für sich (sein Ich) probirte, eine Reflexion auf sein Ich, ein Einkehren in sich selbst, ein Ansetzen des Maaßstabes an sich selbst, oder Regelkenntniß, und etwas Ideales. Es mußte in ihm eine Vorstellung von einem Vollkommenen für seine Kräfte seyn, oder die Auflösung einer Aufgabe in ihrer Vollendung vorschweben, um seine Versuche damit vergleichen, und deren Gelingen oder Nichtgelingen darnach bestimmen zu können, wie der selbstbewußte Mensch seine und Anderer Handlungen, die eben auch Versuche sind, mit seinem Maaßstabe oder seiner gedachten Idee von Vollkommenheit vergleicht. Wenn Plinius hier nur nicht unsicher ist! Genau genommen können wir, wenigstens von den meisten Thieren, nicht sagen, daß sie ihre Zustände eigentlich wahrnehmen, sondern nur, daß sie sie als wahr empfangen, so wie wir dem Thiere das ewig merkwürdige Wort von Thales: erkenne dich selbst

(Cognosce te ipsum, γνῶθι σεαυτόν!) nutzlos zuriefen. Das Thier kann nie vorher wissen, was es könne oder nicht; der Mensch kann es von sich selbst, wenn er sich selbst kennt, er kann es auch dem Kinde sagen, das sich noch nicht kennt. Er kann es auch dem Thier sagen, wenn er Thierpsycholog und Thierpädagog ist. Ein Lateiner sagte: du weißest nicht, was ein Weib vermag (nescis, quid femina possit); so können wir zum Thier sagen: du weißest nicht, was du selbst vermagst! Wenn du Elephant, Löwe, Tiger! deine Kraft kenntest, du zerrissest deinen Käficht!

B. Das Verhältniß des Thieres zu seinen Mitthieren verdient nicht minder besprochen zu werden.

Wie sehen die Thiere einander an? Wie kommen sie einander vor? Was sehen sie an einander? Nehmen sie die an ihnen gegebenen großen Unterschiede deutlich wahr? Manche nehmen keine Notiz von andern Thieren, andere nehmen Notiz von allem, was um sie lebt und webt; mit den einen befreunden sie sich, die andern bekriegen sie. Alle Thiere, die sich von andern Thieren nähren, sehen in diesen andern nur Sachen, und ahnen nicht, daß sie Wesen ihrer Art seyen, wie die Menschen, die zum Thiertödten berufen sind, in den Thieren auch nur Sachen sehen. Der Arzt sieht im zu operirenden Kranken oft ebenfalls nur eine Sache, und blutdürstige Krieger im Feinde ebenfalls nichts Anderes. Ganz Cartesisch thun sie, als ob der Gegner nur Maschine sey, nichts empfinde, und ganz Fichtisch behandeln sie den Kranken als pure Nichtperson, als ein Nichtich.

Wir könnten glauben, daß dem Eingeweidewurm seine Leibgenossen gar nicht vorkommen; daß aber die Infusorien einander wahrnehmen und erkennen, sagt uns ihr munteres Sich-mit-einander-herumtreiben. Muschelthiere erkennen schon Freunde und Feinde, die Fliegen sammeln sich zu einem Aase, aber jede sorgt nur für sich, doch gehen sie einander aus dem Wege, gewiß nicht, weil sie denken: die gegenüberstehende sey undurchdringlich; sie stoßen nie aneinander. Sie kennen einander ohne Erfahrung. Je höher das Thier steht, desto besser chonen sie einander, und kennen sie einander. Darum sind schon eigentliche Verbindungen unter ihnen möglich. Jede

Biene erkennt in der andern eine Biene, und weiß sogar, ob sie zu ihrem Stocke gehöre. Ein Fisch kann keinen Fisch, ein Lurch keinen Lurch mit irgend einem andern verwechseln. Sie haben also ein bestimmtes, durch die feinste und schnellste Anschauung vermitteltes Bewußtseyn von einander, dessen sie viel eher als des Bewußtseyns von sich selbst bedürfen, denn zum Fortdauernkönnen darf ihr Selbstbewußtseyn nur ganz dunkel, aber klar muß dazu ihr Bewußtseyn von andern spielen. Mäuse, Ratten, Katzen, Marder, Krähen, Dohlen, Eichhörnchen, Iltisse u. s. w. zusammengesperrt, sehen alle einander anfangs mit sonderbaren Augen an, und wissen zuerst nicht, wessen sie sich zu einander zu versehen haben, wie eines gegen das andere denke, ob Gutes, Böses oder Nichts. Die vollkommnern Thiere scheinen beinahe alle Thiere zu kennen; der Hund kennt den Wurm und die Schnecke und will nicht anbeißen. Viele Pferde haben gegen gewisse Thiere Abneigung. Das Schwein ist ihm vermuthlich wegen seiner widrigen Gestalt widrig, peinlich, sie fliehen es. Pferde und Elephanten befreunden sich leicht mit einander, obschon sie nichts von und miteinander haben. Es muß jedem am andern etwas gefallen; es muß also jedes die Vorzüge des andern und dessen Eigenheiten kennen. Auf solcher Kenntniß beruht die Freundschaft zum Theil. Vollkommen, so wie die Menschen, erkennen die Hunde einander, und ihre Spiele sind gar gassenbubenartig. Was aber sieht der Fleischerhund im Kalbe und Schafe, und was der Hund Bezerillo im Menschen? Barry sah etwas Anderes in ihm. Ob dieser je auch Hunde aus dem Schnee gegraben, wissen wir nicht, aber daß gesunde Hunde, selbst dumme Möpse, Kranke zum Hause des Arztes führten, ist ganz gewiß. Pferde kennen Pferde am allerbesten. Mit sonderbaren Augen wollen sie über todte ihresgleichen nicht hinüberschreiten, noch minder sie treten. Wie die untern Thiere, die Würmer, die Insecten, wie diese die Vögel und Pferde anschauen, was sie ihnen zu seyn scheinen, ist nicht zu sagen, aber zu sagen ist, daß jedes Thier seinesgleichen erkennt, und daß die vollkommnern auf einander Rücksicht nehmen, einander helfen, rathen, dienen. Wenn die unvollkommnern die vollkommnern werthen könn-

ten, so müßten sie in ihnen Götter sehen, denn ein Pferd ist, mit dem Fisch und der Fliege verglichen, wirklich ein Götterthier, und allmächtig, allwissend und allweise gegen sie.

C. Das Verhältniß des Thieres zum Menschen ist mit dem Verhältnisse des Menschen zum Thiere nicht einerlei, denn er ist oben, es unten. Die uralte und älteste geschriebene Urkunde erklärt den Menschen für den Herrn der Thiere. Hierdurch scheint das Verhältniß des Thieres zum Menschen hinreichend bestimmt. Es ist sein Knecht, also darf er sich seiner bedienen. Es ist seine Sache, denn er darf es essen (man ißt es nicht als Knecht). Er darf sich seiner im Nothfall erwehren. In diesem dritten Fall behandelt er es als Feind. Ein Feind aber ist nicht ein Unterthan. Alle diese Verhältnisse beziehen sich jedoch mehr aufs Verhältniß des Menschen zum Thier, weil ersterm durch sie ein Recht gegeben ist, wir hingegen stellen uns hier auf den Standpunkt des Thiers. Es fragt sich zuvörderst, ob das Thier den Menschen erkenne?

Die Thierarten in seinen Eingeweiden, und die im tiefen Meere, in Sümpfen und Erden, verhalten sich zu ihm gar nicht als einem Menschen. Lernen sie den Menschen kennen, so ist er ihnen nur Sache, Naturgewalt, Hand. Die Würmer und Wasserinsecten werden jedoch seine Hand gewiß noch nicht als eines Menschen Hand erkennen. Aber die vollkommnern Insecten erkennen ihn. Wir erinnern z. B. an die Bienen. Allerdings lernen sie nicht alle Menschen, sondern nur einige, nur diejenigen kennen, die Bienenpsychen haben, geheimnißvoll in die Natur blicken, denen die Welt eine große Mythe ist, und die, ein bißchen heidnisch, wie ihre kleinen goldnen Mücken, als Naturgeister dem Zeus verfallen sind, weßwegen man nicht Bienenvater werden könnte, wenn man noch eben so sehr wollte. Ja, in solchen Menschen sehen nun einmal die Bienen etwas Außerordentliches, Zeusartiges, dessen Gebot für sie eine Allmacht und ihr Wille ist.

Die gelehrigen unter den Fischen schauen den Menschen förmlich mit einer Art Bewußtseyn an, kennen sein Wort und den Geist desselben, und erscheinen auf den Ruf seiner Glocke oder Pfeife. Sie sammeln sich zu ihm als ihrem Wohlthä-

ter. Für sie ist schon jeder Mensch ein Mensch, ein höheres Wesen. Die Schlangen und Krokodile erkennen ihn ganz genau, darum sie, aber erst sie, von Menschen zu eigentlichen Künsten, z. B. zum Tanze, abgerichtet werden können. Thiere können sie zu nichts abrichten; kein Thier kann ein anderes Thier zu etwas abrichten, obschon zu Künsten, die in ihrer Natur liegen, anleiten oder erziehen. Die Schlangen folgen dem Blicke. Das geistige Auge des Menschen fängt hier zu wirken an. Doch ist auch hier noch nur einzelnen Menschen eine Herrschaft angeboren, denn gewöhnlichen Menschen kann es nicht in den Sinn kommen, eine lange Linie ohne Füße tanzen zu lehren. Tanzende Würmer gibt's noch keine. Ihr Bau ist der gleiche, aber der Wurm kennt den Menschen noch nicht.

Die untern Vögel, z. B. Enten und Gänse, sehen im Menschen noch nicht viel. Sie zornen gegen ihn wie gegen Hunde, und merken noch nicht, daß zwischen Hund und Mensch ein Unterschied ist. Canarienvogel und Storch nehmen schon mehr in ihm wahr. Vielleicht ist der Storch ein dummer Mensch, und so viel als für den dummen Menschen ein gescheidter ist, denn Alles geht stufenweise. Wenige Menschen begreifen einen Plato, Leibnitz, Kant. Eben weil der gescheidte Vogel schon den Menschen als Menschen erkennt, kann Jeder mit ihm umgehen, Jeder ihn Etwas lehren, denn zur Einwirkung ist nicht mehr nur ein magnetisches Verhältniß nothwendig. Der Storch muß sich, weil er mit den Kindern wie mit seinesgleichen spielt, und gegenüber seiner Ernsthaftigkeit wie ein Kind mit ihnen thut, in einem recht angenehmen und freundschaftlichen Verhältnisse zu ihnen, zu den Menschenkindern, denken. Schon unterscheidet er Kinder und Erwachsene, denn mit Erwachsenen will er nicht spielen. Warum lieben so viele Thiere die Kinder so sehr? Löwen, Pferde, Hunde, Elephanten vertragen ihnen Alles. Es ist Liebe, nicht Mangel an Furcht. Es scheint, sie kommen sich wie mit den Kindern verwandt vor. Aber jedes höhere Säugethier sieht im erwachsenen Menschen Großes, einen Gott; sonst könnten wir es uns nicht erklären. Ein Mensch verscheucht tausend Mäuse wie Vögel, ein Mädchen treibt eine ganze Rinderheerde mit

einer Gerte vor sich, ein Bube führt einen Stier zum Schlachthause. Der Tiger und Löwe sieht einen Menschen ganz anders an als einen Hund oder ein anderes Thier. Der Tiger haßt den Menschen nur, und streckt seine grausige Tatze zwischen dem Gitter blitzschnell mit dem Gedanken heraus: komm du mir nur nahe! Der Löwe nimmt den Menschen eigen wahr. Was ist dem Pferde der Mensch? Was dem Hunde, dem Orang, dem Elephanten? Diese alle unterscheiden schon Kind, Knabe, Mädchen, Mann, Weib. Ja, mancher Hund läßt sich auf jede Weise von Kindern, von Erwachsenen nicht im mindesten, necken; der Elephant liebt die Kinder insbesondere, und wird ängstlich für sie, wenn sie unter ihm herumkriechen. Gewiß würde ein Löwe kein Kind, das zu ihm in den Kasten träte, verletzen, und das Pferd leidet einen Buben auf sich; den Mann hat es heruntergeschmissen. Das furchtbare Thier folgt dem schwachen Kornak. Die ganze lebendige Schöpfung dreht sich um den Menschen herum.

Die einen Thiere drehen sich um ihn unbewußt, andere mit einem träumenden, noch andere mit einem halbwachen Erkennen. Die einen drehen sich noch um keine einzelnen, andere um einzelne, noch andere um alle Menschen, d. h. um die Menschheit. In dieser concentrirt sich ja das Bewußtseyn der Erdpsyche, und alle geringern Psychen tanzen um sie in ihren nähern und entferntern Kreisen. Das ist der lebendige Sphärentanz, der, wie der Pythagorische, ebensowohl eine Musik, aber eine stille, unhörbare, psychische, geistige, von sich geben könnte. Des Thieres Gott ist der Mensch, wenn es so hoch steht, daß es einen Gott erkennen will. Die untersten Thiere bedürfen keines Gottes, und die Fische im Meer schwimmen noch herum, wie Wesen die keinen Herrn haben; die vollkommnern wollen einen Gott. Der Hund will einen Herrn. Hat er den seinigen verloren, so sucht er bald einen andern auf. Auch hierin sind die Pudel die höchsten, und auch hierin liegt einer ihrer Vorzüge und Fehler. Wollte das vollkommnere Thier nicht einen Menschengott, so ließe es sich nicht so leicht zähmen, so wäre es nicht so gerne gehorsam, so ergäbe es sich in der Gefangenschaft nicht so leicht in sein Schicksal, so hätte es nicht so gerne, daß Menschen

sich mit ihm beschäftigen, und wäre der Mensch dem Tiger nicht furchtbarer als irgend ein anderes Wesen, so grinste er ihn nicht so an, selbst wenn er unbewaffnet ist, aber der Mensch ist ihm Mensch.

Unzählige fliehen vor ihm, sie wollen mit ihm nichts zu thun haben, am wenigsten die, welche ihn als böse kennen gelernt haben. Da, wo noch kein Schuß geschehen, kommen die Vögel und Affen, und schauen den Menschen wie unsre Kinder einen Mohren oder einen Dromedar an. Gefangen entfliehen sie ihm aus dem Käficht; sie bohren und graben sich heraus. Man muß ihnen Ringe durch die Nase ziehen, ihre Füße anketten. Dennoch aber fliehen und hassen sie den Menschen nicht so sehr als sie den Feind oder die Natur fürchten oder hassen. Fliegende Fische fahren ins Schiff zu den Menschen über Bord, wenn sie im Wasser verfolgt werden, Wachteln und Sturmvögel wollen sich bei ihm der Naturkraft entziehen, Sperlinge flüchten sich in den Busen des Menschen vor dem Habicht und Geyer, Hunde zwischen die Füße ihres Herrn vor den tobenden Rindern oder einem Mithunde. Selbst diejenigen also, die sich um den Menschen nicht zu drehen scheinen, sind mit unsichtbaren Fäden an ihn gebunden. Sie müssen in Gefahren ein rettendes Wesen in ihm sehen.

D. Wie verhält sich das Thier zur Natur? Alles ist euer, sagt Paulus zu den Christen in Korinth, Alles ist euer, läßt Moses Gott zur Schöpfungszeit zu den Menschen sagen, Alles ist euer! dürfen wir allen Thieren über dem ganzen Erdboden, in den Tiefen und Lüften, zurufen, aber auf die domicilirten, auf die Stuben-, Stall- und Käfichtthiere paßt's nicht. Diesen wird Art und Menge des Futters und selbst der Aufenthalt angewiesen, manchen ausgecirkelt. Dem Rinde schüttet man vor, und Hunde werden unter den Ofen gewiesen. Allein ungenirt nehmen die Eingeweidewürmer, die alleruntersten, von uns Besitz und machen uns zu ihrem Wohnhaus, ihrer Krippe und ihrem Futter. Sie besitzen uns, nicht wir sie. Mit Mühe und Schmerzen suchen wir ihnen das Haus aufzukünden, es zu verleiden. Sie ziehen nicht aus. Diesen ist sogar der Mensch, der Stolze, gegeben! Die zahmen sind des Menschen Eigen-

thum, den wilden aber gehören wir oder unsere Habe und Wiesen und Felder, und sie ernten immer, was sie nicht gesäet haben.

Denken wir uns die Heere von Meerwürmern, Käfern, Schmetterlingen, Fliegen, die Fische, die Vögel des Himmels, die Gazellen der Ebenen Afrika's, die Heere der Affen auf den Zweigen. Dem Löwen gehört die Gazelle, dem Affen die Früchte, dem Käfer das Laub, der Biene der Nektar, der Spinne die Fliege, der Katze die Mäuse, dem Vogel der Same der Natur. Sie haben die Natur mit uns gemein, sie wärmen sich an der gleichen Sonne, trinken das gleiche Wasser, athmen die gleiche Luft, stehen auf dem gleichen Boden, essen die gleichen Früchte, und das gleiche Kraut und Fleisch. Sie sind wie wir, kleine, sich herumbewegende Theilchen der Natur, und wollen und müssen ebenfalls leben und weben. Sie fühlen sich in der Natur, aber denken sich in ihr noch nicht. Sie wissen nicht, wie sie in diese Natur hineingekommen, nicht wie sie heraus müssen, nicht wo sie eigentlich seyen. Selbst das neugeborne Kind denkt darüber nicht nach, aber das Pferd findet sich in der ersten Stunde schon ganz einheimisch. Der Hund bekümmert sich um dieses Alles auch nicht, und selbst der Elephant fragt Niemanden und sich selbst nicht, was sein Seyn auf der Erde bedeute, und welchen Antheil er an der Natur habe, noch wie er sich überhaupt zu ihr verhalte. So fragt auch das neugeborne Kind, so fragt der Mensch lange nicht, so fragt Mancher gar nie.

Das Thier gehört der Natur, und die Natur gehört theilweise ihm. Es muß nehmen dürfen, wo etwas ist. Die Natur deckt ihm täglich den Tisch. Dem Räderthierchen strömt das Wasser die Nahrung in den Mund, der Neuntödter bereitet sich eine Mahlzeit selbst zu, die Biene erfliegt, der Fisch erschwimmt, der Löwe erjagt sich, was er haben will und muß. Wir aber haben auch Antheil an der Natur, und darum gibt's Streit zwischen ihnen und uns. Wir sind im Vortheil. Wollen wir sie aber ausrotten, so können wir nicht, und wollen wir etwa inne werden, daß auch ihnen von der Natur ein Theil gehöre, und sie nicht unser Eigenthum seyen, so dürften wir nur einem Tiger begegnen.

Indien, in welchem einmal innert einer Frist von ungefähr fünfundzwanzig Jahren etwa 30,000 Tiger getödtet wurden, gehört den Tigern wie den Menschen, die Ebenen von Paraguay den Pferden, Asiens Hochebenen dem Onager, die Seen und Meere den Würmern und Fischen, der Nil dem Nilpferd an, und Niemand kann's ihnen wehren. Wenn der Mensch nur das, was er selbst gepflanzt, ernten, und das Uebrige dem Thier lassen wollte, wäre es nicht unbillig, er bemächtigt sich aber aller Dinge und verdrängt das Thier aus seinem Besitze. Der Tunguse bestiehlt sogar die Wohnung und Vorräthe der Wurzelmaus, ist faul, und läßt das kleine Thier arbeiten. So arbeitet die Biene für uns, und die Seidenraupe muß sich für uns in den Tod einspinnen. Der Mensch will nicht nur seinen gerechten und billigen und schönen Naturantheil — er will Alles!

E. Verhält sich das Thier auch zum Rechte? Wer mit Cartesius im Thier nur eine belebte, empfindungslose Maschine sieht, oder mit den meisten neuen Rechtslehrern es nur für eine Sache hält, sieht im Thier kein berechtigtes Wesen, kann ihm kein Recht einräumen. Man stellt Rechtslehre und Moral neben einander, und beide auf die sogenannte praktische Vernunft. Nur Wesen, die Intelligenz, Wohlwollen und Vernünftigkeit mit Freiheit haben, sollen Rechtssubjecte seyn. Alle Rechte beziehen sich aufs Mein und Dein. Kann ein Thier kein Eigenthum haben oder bekommen? Gibt's Eigenthumsrechte, und kann kein Recht ohne Pflicht stattfinden?

Wir unterscheiden zwischen angebornen, zugewachsenen und erworbenen Rechten, wir nennen unsern Körper, unsere Muskelkraft, unser Gedächtniß, unsern Verstand, unsere Kenntnisse unser Eigenthum; Fichte aber fragt noch, was uns berechtige, unsern Körper unsern Körper zu nennen? Ist dem Thier nicht auch ein Leib angeboren, und wachsen ihm nicht auch allmählich Kräfte zu? Der Mensch findet eine herrenlose Sache. Er nimmt Besitz davon, erklärt sie für sein Eigenthum nach dem Satze: eine herrenlose Sache ergibt sich dem ersten sie Nehmenden (res nullius cedit primo occupanti). Wenn das Thier etwas Herrenloses, eine Frucht, ein

Insect, einen Fisch, einen Vogel, eine Gazelle erblickt, kommt ihm kein Recht darauf zu? Man sagt, daß eine von Menschen verlassene Sache herrenlos geworden, und daß auch eine solche Sache dem ersten Finder gehöre (auch res derelicta cedit primo occupanti). Warum sollte das Thier auf eine solche Sache nicht auch ein Recht haben? Wenn ein Mensch etwas durch Diebstahl verloren hat, und es kömmt in die dritte Hand, so darf er sie nach dem Satze: wo ich das Meinige finde, eigne ich es mir zu (ubi meum invenio, ibi vindico), sich wieder zueignen. Wenn dem Thier etwas gestohlen, ihm ein Raub abgejagt worden, und es kann ihn wieder dem Diebe nehmen, dem Räuber abjagen, hat es dann nicht recht im juridischen Sinn gehandelt? Wenn ein Mensch eine Eigenthumssache bearbeitet, gestaltet, formirt, so soll die Formation als Zeichen gelten, daß die Sache nicht herrenlos, sondern Jemandes bestimmtes Eigenthum sey; wie? Soll denn des Thieres Bau, Wohnung u. s. w., was es sich mit Mühe und Kunst gemacht, verderbt und ihm entzogen werden dürfen, ohne gegen es juridisch ungerecht zu seyn? Hat das Thier also wirklich kein Eigenthum, und kann es kein solches haben? Allerdings kann sich das Thier, selbst das vollkommenste, keinen Begriff von Recht machen, weil es sich überhaupt gar keinen Begriff machen kann; es fragt sich aber nicht nach dem Rechtsbegriffe, sondern nach dem Rechte. Wenn das Thier wegen Mangels an Rechtsbegriffen kein Recht hat, so hat auch der Embryon, der Säugling, das Kind, der Blöde und Wahnsinnige kein Recht. Vielleicht hat es aber doch Rechtsgefühl, das auch in Millionen Menschen den Rechtsbegriff ersetzen muß, und vielleicht ist's dieses Rechtsgefühl, welches das Thier so furchtbar wild macht, wenn man ihm gegebenes Futter wieder entziehen will. Es thut, als ob es denke: Geben und wieder Nehmen sey Stehlen.

Zuerst muß man Rechte haben, ehe man sie erkennen und aussprechen kann. Das erstere kann auch beim Thier stattfinden, das letztere nur beim Menschen; man kann aber aufs erstere zu wenig, aufs letztere zu viel Gewicht legen. Ist wirklich der Körper des Pferdes, die Seele des Elephanten dein, und nicht sein Eigenthum, und warum nicht das

seinige? Ist sein Körper nicht mit seiner Seele verbunden, und ist seine Seele mit dir verwandter als mit ihm? Der Mensch ist ein widerrechtlicher Usurpator. Daß er mehr Vernunft, mehr Wohlwollen, mehr Freiheit des Willens und Selbstständigkeit hat, ändert am Begriffe Eigenthum und Eigenthumsrecht nicht das Mindeste; daß das Thier aber sein Eigenthum fahren läßt, und der Gewalt weicht, hat es mit dem Kinde, Blödsinnigen, Wahnsinnigen, Schwachen, Furchtsamen, oder gar mit dem vernünftigen Menschen (der Gescheidtere gibt nach!) gemein. Ein Recht des Stärkern aber gibt es nicht.

Besitzt ein Thier Stärke, kneipt dich der Hirschschröter, den du quälst, mit seinen Zangen, so sagt man, es geschehe dir recht, d. h. du verdientest dieses Uebel. Du darfst das Thier dafür nicht strafen, denn es that dir nicht unrecht, sondern recht. Es hatte ein Recht, sich gegen deine Quälereien zu vertheidigen, ein Recht, das auch dir gegen die zukommt, die dich angreifen und mißhandeln. Es gibt fürs Thier wie für dich ein Vertheidigungsrecht, ein Recht der Nothwehr. Wenn du ein gutes Thier ohne irgend einen Grund mißhandelst, schneidest, ins Feuer hältst, anspießest, thust du dem Thier damit nicht sogar im juridischen Sinne Unrecht, weil es ein vollkommnes Recht auf sein Leben und Wohlseyn hat, es sey denn, du müssest diese um deines eigenen Lebens willen zerstören und Nothwehr ausüben. Das „Beleidige Niemanden" (neminem laede), gilt auch dem Thiere. Was Empfindung hat, hat Rechte. Nur Empfindungslose haben keine, weil sie nicht beleidigt werden können.

Man will (kantisch) behaupten, daß kein nichtverpflichtetes Wesen Rechte haben könne, und stellt damit die Rechtslehre auf die Moral, die Rechtslehre steht aber selbstständig da. Der Satz: „Pflichten und Rechte bedingen einander gegenseitig", paßt nur auf die Menschen. Warum soll ein unverpflichtetes Wesen keine Rechte, kein Eigenthum haben können? Es wird dem Thier doch ein Recht auf sich selbst zukommen, ohne Gebote erfüllen zu müssen. Auch gewährt das Bewußtseyn verpflichtet zu seyn kein Eigenthum, sondern

es entsteht solches durch Besitznahme, Ergreifung, Erwerb, wenn es ein äußeres ist.

Was für Rechte aber können dem Thiere zugesprochen werden?

Das Recht auf seinen Körper, auf seine Seele, auf seinen Zustand und auf seine Nahrung, wenn es durch die Besitznahme derselben Niemandes Eigenthum verletzt, nebst dem sich zu vertheidigen. Abgeleitet ist sein Recht, die Seinigen zu erziehen, und in Gesellschaft und bürgerlicher Verfassung (Bienen und Biber) zu leben. Diese Rechte sind des Thieres Urrechte, sind ihm von der Natur gegeben; andere, sogenannte hypothetische Rechte, auf Suppositionen beruhende Rechte, z. B. des Vertrages, hat es allerdings nicht. Das Recht des Menschen kann allerdings weiter seyn, und er kann sich neue Rechte machen.

F. Daß das Thier sich nicht zur Moral und Moralität wie der Mensch verhalte, ist offenbar, wie es sich ja zur Rechtslehre und zum Rechtthun ebenfalls nicht wie der Mensch verhält, doch hat es noch eher Rechte als Pflichten. Die Moral ist geistiger, höher, heiliger, die Rechtslehre hat nur eine mathematische Heiligkeit, die Moral eine religiöse, göttliche, die Moral schließt die Rechtslehre in sich. Der Sittliche thut auch das Rechtliche, aber der Rechtliche noch nicht das Sittliche. Die Rechtslehre lehrt Zwang, die Pflichtenlehre Freiheit und Freude, denn nur der freie und fröhliche Sittliche ist Gott angenehm. Ja, die Moral schwingt sich zum Höchsten, zum Heiligthum, zum Urheber des Guten, in welchem wir uns das Gute selbst denken, der für uns das höchste Gut (summum bonum) ist. Wir denken uns Gott als den Inbegriff alles Sittlichen; von unserer Rechtslehre leihen wir ihm nichts. Eben hier trennen sich Rechts- und Pflichtenlehre. Wir haben Pflichten gegen Gott, dessen ungeachtet keine Rechte gegen ihn. So kann die Pflicht des Menschen ohne Recht, wie das Recht des Thiers ohne Pflicht seyn. Gott hat keine Pflichten weder gegen uns, noch irgend ein Wesen, dennoch ewige, vollkommne und unbedingte Rechte über uns, und jedes Wesen nach seiner Art. Nicht um eines Rechtes, sondern um von uns

unverstandner Gnade willen bildete er ein Wesen als Eingeweidewurm, das andere als Hai, das dritte als Mensch.

G. Das Thier verhält sich auch zur Religion und Religiosität nicht. Die Religion steht noch höher, als die Moral, denn ihr Gegenstand ist unmittelbar und einzig Gott. Darum ist sie die geistigste und freieste Wissenschaft oder Lehre, zu der sich eben darum kein Thier erheben kann, worüber wir uns nicht wundern. Ist die Wahrheit und die Schönheit und die Tugend nicht fürs Thier, und kommt ihm ein geringes Recht nur um seiner relativen Selbstständigkeit zu, so ist die Religion noch um so entfernter von ihm. Sein Gott ist seine Welt, oder der Mensch, wenn es ihn kennt und mit ihm verkehrt.

H. Wie aber verhält sich Gott zum Thier?

Das Thier darf nicht vereinzelt, in der Welt nicht außer der Welt, vom großen Netze nicht ein losgerissener Faden seyn, es muß wie alles Andere mit Allem verbunden seyn. Ist's mit Allem, so ist's auch mit Gott, dem Urheber und Träger des Alls, verbunden. Ob es etwas davon wisse oder nichts, das thut wieder nichts zur Sache. Es ist bewußtlos mit Gott wie durch die Nabelschnur das Kind mit der Mutter verbunden. Die Mutter sorgt fürs Kind ihres Leibes, und weiß nicht, wie sie sorgt; Gott weiß wie er sorgt. Solches wird angenommen, denn man erzählt in Religionsstunden den Kindern von der Fürsehung Gottes für alle Thiere, und citirt den Wurm im Staube, den Käfer und sein Laub, den Alpenraben, den Gott über dem ewigen Schnee ernähre, und das Murmelthier, dem er im Winter statt Speise Schlaf gebe, Alles aber auf dem physikotheologischen Standpunkte.

Man sagt, daß Alles nützlich auch fürs Thier eingerichtet sey, und will den Nutzen von jedem Ding und jeder Einrichtung angeben. Es ist jedoch dieser Standpunkt nur ein popularer und pädagogischer. Bedürfen wir aber keines metaphysischen oder gar transcendenten, so bedürfen wir doch eines allgemeinern als dieses angegebenen.

Steht das Thier mit Gott nur casuistisch in Verbindung, d. h. läßt Gott das Thier entstehen, wie wir es ebenfalls entstehen lassen, oder wie es der sogenannte Zufall mit sich bringt?

Oder legal? Nach Gesetzen der mechanischen oder chemischen Nothwendigkeit, die er in die Natur gelegt, so daß diese nun ohne seine Mitwirken wirken, und das Thier entstehen machen? In beiden Ansichten liegt nichts das Thier mit Gott Verbindendes. Oder ist Gott reiner Biolog? Bringt er das Leben der Thiere aus sich hervor, rein nur damit möglichst viel Leben sey? Oder will Gott nur alle ihm möglichen Arten des Lebens haben? In diesen beiden Fällen wäre zugleich die möglich größte Menge von Schicksalen und Arten der Schicksale seine Absicht, und nur durch seine Absicht wären sie mit ihm verbunden. Oder wollen wir uns Gott als Eudämonist denken? Schuf und schafft und will er Thiere, damit glückliche Wesen die Erde, die Meere und Lüfte erfüllen? Aber Myriaden Thiere sind unglücklich, und ein Glück, das nach einem Augenblick aufhört, ist kein Glück, ist Schein, Traum und Kinderei. Ist Gott nur Theolog, will er nur das Göttliche, so sollte auch das Thier von Gott, zu Gott, durch Gott, in Gott seyn. Der alte Paulus, eben der, der auch von einer Sehnsucht der Creatur gesprochen, hat es nun einmal unumwunden ausgesprochen, und seines und unsers Lehrers noch liebenswürdigeres Wort läßt Gott selbst die Lilien kleiden und den Sperling im Leben durch sein Wollen erhalten. Wir nehmen kein eigenes, in Natur- oder tellurischen Dingen nur auf uns berechnetes, Verhältniß zu Gott wahr. Unbedingt theilt das Thier mit dem Menschen das allgemeine Schicksal. Darum mag das Leben, Weben und Seyn auch aufs Thier, auf ein jedes, je nach seiner Stufe und dem Stern, unter dem es geboren, bezogen werden. Entweder entsteht Alles oder Nichts durch Gott, stirbt Alles oder Nichts durch Gott, regiert Gott Alles oder Nichts. Wir kennen kein Mittelding. Nicht Eins ist nicht an ihn gebunden. Jedes muß sich von ihm an seinem Faden ziehen lassen, denn er zieht die Erde, diesen Tropfen am Eimer, und die Erdpsyche ist einer seiner Myriaden Unterthanen. Die Erde selbst ist ein Punktthierchen vor ihm, und ihre Psyche ein dunkles Wort von Gott. Allerdings weiß das Thier davon nichts, und es mag das vollkommenste im Sterben nur etwas Weniges davon ahnen. Das Verhältniß darf einseitig seyn. Es ahnt das Thier sogar seinen ununterbrochenen

Streit, sein kriegerisches Verhältniß zur Erdpsyche, nicht, nicht seine beinahe unbedingte Unterthanschaft und Sklaverei. Auf unser Verständniß in diesem Denk- und Glaubensgebiete kömmt gar nichts an!

I. Der Mensch verhält sich auch zum Thier, doch anders als das Thier zu ihm, und anders als er sich zu seinem Mitmenschen verhält. Er kennt das Thier, und erkennt es als ein Thier, als ein, jedoch auf tausend verschiedenen Stufen weit unter ihm stehendes Wesen. Er weiß, daß die Eingeweidewürmer niemals in ihrem oft ziemlich langen Leben den Sternenhimmel der Nacht, zugeschweige die Sonne des Tages über sich sehen, daß höhere erstern und die letztere wahrnehmen, sich ihrer freuen und schon mit ihm im gleichen äußern Lichte wandeln; daß die würdigsten unter ihnen nach ihrem Tode eher eines bessern Zustandes als nur eines Grabhügels werth seyen, weil sie ihn lieben, Freud und Leid freundschaftlich mit ihm theilen, im Leid klagen, in Lust danken können. Er weiß, daß sie zwar nicht er seyen, sich nicht vervollkommnen können, immer in allem Wesentlichen auf ihrer Stufe, auf immer gleicher Stufe, stehen bleiben müssen, weiß aber auch, daß auch er sich nicht über seine Stufe, über seine Menschheit hinaufschrauben könne, unvollkommner Mensch bleiben müsse, und einer Erlösung bedürftig sey auf seiner Stufe, wie die Thiere auf ihrer Stufe, daß das Thier Erlösung nur von seinem Leichnam, der Mensch eine solche erst auch noch von seiner Sünde, alles was Leben und Athem hat, Erlösung von der Tellus bedürfe; darum verachtet er das Thier nicht, darum liebt er es, darum achtet er es hoch, und erkennt Pflichten gegen die Rechte des Thieres an, wie er Pflichten gegen Embryonen und alle Unmündigen anerkennt. Das Thier ist ja eben unmündig.

Der Mensch ist gegen das Thier verpflichtet, und er wird seine Pflicht in dem Grade erkennen und erfüllen, in welchem er überhaupt Pflichten erkennt und erfüllt. Wie viel ist hierüber schon geschrieben worden? Wie oft erinnert man den Menschen an die Artigkeit und Schönheit eines gerechten und billigen Betragens gegen die Thiere? Wie lange schon ist's, seit ausgesprochen worden, wer gegen Thiere grausam sey, könne und werde es in gegebenen Fällen auch gegen Menschen seyn? Wie

oft mögen, wenn nicht der Staat, doch Eltern und Lehrer, an Kindern Unbarmherzigkeiten gegen Thiere mit Worten und dem Stocke gerügt haben? Die ältern heidnischen Völker, und einige christliche stellten ja sogar Verordnungen zu Gunsten der Thiere auf. Häufig aber wird solches noch, ohne Rücksicht aufs Thier als ein Selbstwesen, sondern nur mit Rücksicht auf den Menschen gethan. Er soll sich nicht durch Grausamkeit gegen die Thiere grausam gegen Menschen machen. Beinahe alle Moralsysteme tragen nur diese einseitige, kümmerliche, selbstherrliche Ansicht. Der Mensch verletze durch Grausamkeit sich selbst, entwürdige sich selbst dadurch nur. Wenn aber das Thier rein nur Sache ist, so kann er durch Grausamkeit gegen sie sich nicht verletzen, entwerthen.

Allerdings hat das Thier gar keine Pflichten gegen uns. Will man Pflicht nur gegen Pflicht gesetzt wissen, so fällt die Pflicht gegen das Thier weg. Es kann jedoch von unserer Seite Pflichten geben, ohne daß ihnen von Seiten der Thiere Pflichten entgegen kommen. Ist wirklich der Mensch gegen Thiere, die er ihrer Freiheit beraubt, anspannt und tragen macht, und die nur dem Recht des Stärkern weichen müssen, nicht verpflichtet? Sollten die Thiere aber, die er wohl hält und nährt, gegen ihn zu Dank, Gehorsam und Dienst verpflichtet seyn, so wäre er es gegen sie nicht minder. Er wäre verpflichtet sie zu nähren, nicht zu plagen, und ihnen wie Kindern Fehler zu verzeihen. Ein Thier in unserm Dienst verhungern lassen, ist widerrechtlich, wenn auch keine Gesetzgebung der Welt die That oder Unterlassung bestrafte. Unsere Pflicht steht auf der Empfindungsfähigkeit. Nicht darum, weil unsere Mitmenschen Intelligenz, Wohlwollen, Freiheit und Vernünftigkeit haben, sondern weil sie empfinden, sind wir gegen sie verpflichtet. Je geringer diese Fähigkeit, desto minder Pflicht gegen sie! Die Empfindungsfähigkeit aber fällt mit der Unterscheidungsgabe zusammen, weil alle irdische Unterscheidung Empfindung ist. Embryone u. s. w. empfinden ebenfalls, aber Intelligenz u. s. w. haben sie noch nicht. Man sagt, man müsse in diesen die Anlage zur Intelligenz u. s. w. achten. Das sind Ausflüchte! Im Rind ist mehr Anlage als im Wurm, dennoch will keine Pflicht gegen es angenommen werden. Man

macht also nicht die Anlage zum Maaßstabe. Aber gegen Nichtempfindende gibt's keine Pflichten. Das: verletze Niemanden widerrechtlich (Neminem laede!) gilt juridisch nur dem was empfindet. Alles was Empfindung hat, ist Person und Selbstzweck. Wir wollen lieber mit Cartesius annehmen, das Thier empfinde nicht, um es nicht als Selbstzweck anerkennen zu können und mißhandeln zu dürfen, als inconsequent ihm Empfindung geben, und es als empfindungslos, als Sache, als Mittel nur, nicht als Selbstzweck und Person, mißhandeln. Will man aber die Lehre vom Vertrage hervorrufen, nur auf Verträge Pflichten bauen, so citiren wir das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern. Naturverhältnisse sind die höchsten, sind unmittelbar vom Schöpfer gegeben. Wir sind durch Naturgesetze mit den Thieren verwandt. Warum dürfen wir es denn als Mittel ohne und gegen seinen Willen gebrauchen, sogar schlachten?

Wir müssen es brauchen und schlachten. Es ist Naturnothwendigkeit da. Das Thier benutzt alles Vorhandene wie es kann und will auf seiner Stufe, wir alles auf der unsrigen. Uns kommen nicht minder Rechte als ihm zu. Es nährt sich nicht minder von Wesen seinesgleichen. Es muß sich nähren dürfen; wir müssen es auch dürfen. Franklin, der als feiner Jüngling das Fleischessen zuerst ungerecht fand, sah im Magen eines gefangenen Raubfisches viel kleine Fische. Er war nun belehrt. Der Mensch ist zum Raubthier gebildet. Er muß Raubthier, Raubmensch, Mordwesen seyn. Dagegen kann er nichts, dazu ist ihm sein Magen, sein Zahn gegeben, der zum Fleisch=, so gut als zum Krautessen geformt und mit Kräften begabt ist. Es ist unnöthig und schädlich, sich über Natureinrichtungen Bedenken zu machen, Grillen zu bilden, lange zu grübeln. Wenn aber irgend etwas uns unsern miserabeln, irdisch=natürlichen oder tellurischen Zustand ununterbrochen verkündigt, so ist's unsre Fleischnoth, und daß wir uns, wie die Israeliten in der Wüste, nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnen müssen. Ja, der Mensch darf tödten, weil er essen muß, und morden muß er für seine Nahrung sowohl als der Tiger und jede sogenannte Bestie. Noth bricht Eisen. Was man muß, zu dem ist man berechtigt. Physisch nothwendige

Handlungen sind unzurechnungsfähig. Wer kein Fleisch essen wollte, weil man nicht tödten dürfe, handelte unnaturhistorisch, unphysiologisch. Auf einem andern Wege kann kein Beweis für die Rechtmäßigkeit des Tödtens gefunden werden. Pflicht kann das Tödten nur dann werden, wenn das Thier unser Leben gefährdet. Dann aber tödten wir gewiß eher aus Noth als aus Pflicht, wenn wir nicht etwa um eines Systems willen affectiren. Das Thier hat ein Recht zur Nothwehr. Nothwehr ist auch ein Menschenrecht; es ist das Recht, sich zu vertheidigen.

Ungeachtet unserer Pflicht gegen die Thiere kommt uns auch das Recht zu, weil wir uns kleiden müssen, uns in die Haut des Thiers zu hüllen. Die Natur hat uns kein Kleid gegeben. Daran sind wir nicht schuld; wir müssen uns helfen, wie wir können.

Ob aber Thiere gefangen nehmen, und ihrer Freiheit berauben? Wer die Thiere als Rechtswesen gelten läßt, wird es verneinen müssen, und wer sie nicht als solche gelten läßt, wird doch die Pflicht erkennen, sie in der Gefangenschaft nicht nur um seines Vortheils, sondern um ihrer selbst willen sorgfältig zu nähren, sie möglichst gut zu halten, es zu machen, wie der brave Pferdeknecht, der zuerst für seine Pferde im Stalle und dann erst für sich selbst sorgt. Der Fink, der Canarienvogel muß dir singen! gib ihm Zucker und was sein Herz begehrt. Du bist pflichtig, weil du ihm für etwas Genommenes etwas Anderes geben kannst.

Niemals kann es pflichtgemäß seyn, ein Thier zu einer Kunst abzurichten, die nicht in seiner Natur liegt, und die es nicht lernen will. Wer singen und tanzen lernen soll und es nicht kann, sey exempt. Hunger und Peitsche dazu gebrauchen, ist niederträchtig. Will es aber lernen, so lehre es, du thust dann nicht unrecht.

Pferde, Rinder mögen, gegen jede mögliche Vergütung, als Knechte gebraucht werden. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Dem, der da drischt, sollst du das Maul nicht verbinden. Mehr als dieses dürfen wir nicht.

Aber häßlich, unsittlich ist das Hetzen zur Schlachtbank, das ewige Peitschen der Pferde, das Schlagen auf Rinder,

wie wenn sie Holz wären, das Knausern und Knickern im Futter, wenig und schlecht, das Ueberladen der Tragenden und Ziehenden, das unnöthige Rennen, das Wartenlassen aufs wohlverdiente Futter und Abbrechen am Lohne, das Anfluchen und Schelten. Wie viel unsittlicher ist erst noch das eigentliche Thierquälen zur Lust mit Bosheit, das Stechen, Brennen, Schneiden, Zwicken auf tausendfache Arten, die den Menschen, wie die Erfindung der Congreve'schen Raketen und der Höllenmaschinen, vor Gott verdammen. Thierquäler — Herren oder Knechte, Conducteurs oder Postillons, Schlächter oder Aerzte, Mägde oder Naturforscher — sind der Welt Fluch. Etwa einmal ist's gut, daß das Thier plötzlich das Unrecht empfindet, sein Recht erkennt, in gerechtem Zorn aufbraust, und widerstrebt, daß etwa einmal ein Quäler von einem Rind erstochen, von einem Pferde erschlagen, von einem Thier schmerzhaft und lebensgefährlich gebissen wird. (Die neueste Postpferdemarterei ist eine Nachäffung Frankreichs und eine Schande der Handelschaft, die mit dem Untergang bestraft werden sollte, weil sie zuletzt noch die Menschen, d. h. alle ihnen Untergebenen wie die Pferde, quälen wird.) So gebührt es sich auch, daß etwa einmal ein eingesperrter Tiger seinem ihn reizenden Wärter den Kopf abbeißt, der Löwe ihn mit der Tatze zu Boden schlägt.

Der Obrigkeit heilige Pflicht ist's, für die Thiere zu sorgen. Wer sich des Armen erbarmt, erbarmt sich seines Schöpfers. Das Thier ist der Arme. Wer ihm leihet, leihet seinem Herrn. Der Mensch und das Thier haben einen Herrn. Thierquäler werden eben so gewiß als Menschenquäler da, wo eine neue Zusammenkunft stattfinden wird, was sie säeten, ernten. Ihre Gesellschaft mögen Ottern, Hyänen, Wölfe und bissige Hunde seyn, denen sie dann unterthan seyn mögen, wie sie hier ihre Könige gewesen sind. Es muß sich Alles ausgleichen. Dem Plato aber werden die Thiere dort freudig dienen.

Wer, der jenen Hund denkt, der, lebendig aufgeschnitten, damit man die Jungen in seiner Bärmutter sehe, und der dann diese mitten in seinem Schmerze liebreich leckte; wer, der den Schmerz eines Hundes um ein geliebtes gestorbenes Pferd, und wie er lieber verhungern, als sich von ihm trennen

wollte; oder die Thränen eines andern, um den Verlust seiner Freiheit geweint, als man ihn an Ketten legte; wer, der Pferde, Hunde, Tauben, Elephanten, sich vollkommen ruhig in ihr Schicksal und ihren Tod sich fügen, des Canarienvogels Sterben, und Barry, den Menschenhund, gesehen, würde vor dem Thiere höherer Art, wenn es gut gesinnt war und ist, nicht den Hut abziehen können? wir könnten es vor jedem edlen Pferde, vor jedem Löwen, der uns in der Wüste begegnete, und wie eine Majestät bei uns vorbeizöge; wir könnten's vor dem herrlichen Elephanten!

Wir sollen nie für die Thiere schwärmen, weil wir sonst den Werth der Dinge zu verwirren anfangen, nie für sie empfindeln, weil wir solches sogar nie für einen Menschen, nie für einen Lieblingsmenschen thun sollen, indem das Leben uns Alle keck angreift und wir es also nicht minder keck anzugreifen haben, und weil überhaupt ein Wesen, das einmal den großen Todeskampf zu bestehen hat, nie tändeln und empfindeln darf; doch dürfen wir eben so wenig das Thier verachten oder mit seinem noch so geringen Schmerze scherzen oder Muthwill treiben, noch weniger es hassen.

Es ist Unnatur, vor einer winselnden Fliege mit zu winseln, vor einem sich krümmenden Wurme sich mit zu krümmen. Winselt die halbverbrannte Fliege im Lichtstocke, so drücke sie mit dem Daumen noch gar zu todt; krümmt sich der Wurm halb zerquetscht, so zerquetsche ihn ganz mit dem Fuße; ist einer jungen Katze der Kopf, oder einem im Zimmer herumtrippelnden Zeisig durch seine und deine Unachtsamkeit mit einem Fußtritt das ganze Gerippe zerdrückt worden, so mache beiden mit dem Absatz des Stiefels den Garaus. Du mußt auch Tauben und Staare durch einen starken Wurf wider den Boden tödten, einer Ente, einem Huhn, den Kopf mit einem Streich abhacken können, aber nie sollst du das Huhn durchs Herunterstoßen eines Messers in den Hals, es darin herumdrehend, quälen, nie ein Schaf, ein Kalb, eine Ziege u. s. w. unbetäubt stechen, nie auch nur einer Fliege ohne gute Absicht einen Flügel, ein Bein abreißen lassen. Zwar empfindet der Wurm, selbst wenn man ihn zerschneidet, zerstückelt, nicht viel, sonst würde er sich nicht hinten und vornen reproduciren;

zwar thut's der Schnecke, wenn man ihr mit einem Scheermesser den Kopf abschneidet, nicht sehr wehe, sonst ersetzte sich ihr Kopf nicht, sie stürbe an der Wunde. So kann auch der Grashüpfer, wenn man ihm die Eingeweide herausnimmt, und statt dieser Baumwolle hinein thut, nur sehr kleinen Schmerz empfinden, sonst lebte er in diesem Zustande nicht noch Wochen und Monate lang. Aber dennoch dürfen wir keinem Thiere zwecklos nicht einmal den kleinsten Schmerz machen, denn das Thier hat Rechte so gut als wir, nur nicht so viele. Ein Recht aber ist so groß und stark als das andere. Dem Infusionsthierchen wird Leben und Sterben gleich seyn, und selbst das vollkommene Insect verrichtet seine Function im zerschnittenen Zustande und von Nadeln durchstochen wie im vollkommen normalen. Der Schmerz und selbst der Tod geniren es also nicht. Das Infusionsthierchen ist dennoch ein Thier. Das Insect ist noch vollkommner, hat demnach noch mehr Rechte. Selbst der Fisch merkt vom Sterben noch nicht sehr viel, und die Schildkröte kann ohne Kopf und Herz Wochen lang leben, aber dennoch müssen sie empfinden. Je höher das Thier und menschenähnlicher, desto heiliger und näher an unserm Herzen liegt die Pflicht, es vor dem kleinsten Schmerz zu sichern. Jeder unnöthige Peitschenhieb, jeder zu starke Fußtritt, jeder Fluch gegen das Thier ist, aufs gelindeste gesagt, häßlich, thierisch, niederträchtig, eine Rechts- und Pflichtverletzung.

Uns ist ein schöneres, edleres, reineres, heiligeres Gebot, nicht nur das Thier nicht zu mißhandeln, es nicht zu hassen, es nicht zu verachten, sondern das: achte und liebe das Thier und behandle es menschlich! gegeben. Auch das Thier ist unser Nächster. Wer einen unter Mörder zwischen Jerusalem und Jericho gefallenen Hund in seinem Blute liegen läßt, nicht seine Wunden wascht und mit Oel lindert, und auf sein Maulthier oder in seinen Wagen nimmt, wenn er nur immer kann, wer nicht neben ihm geht, und ihn nicht zur Herberge bringt, und dem Gastwirth nicht einen Groschen à conto gibt und sagt: wenn ich wieder komme, will ich das Uebrige auch noch bezahlen! der ist ebenfalls ein Pharisäer, der das Gebot der Liebe nicht übt, ein Sadducäer, der sich um seine empfindenden Mit-

wesen nichts bekümmert, ein Levit, der nur dem Tempel und nicht der Welt dient, ein Schriftgelehrter, der die Schrift kennt, aber nicht thut, der ist nicht einmal so weit als Moses seine Stockjuden in der Wüste gebracht hat, indem diese sogar dem verirrten Esel wieder auf den rechten Weg halfen. Ein überfahrner Hund darf von jedem Ehrenmann auf den Arm genommen und zum Arzt getragen werden.

Wir sollen jedem Thier Freude machen, die Liebe eines Thiers freut uns. Wir sollen Liebe mit Liebe vergelten. Das: liebet einander! gilt auch hier, sey es ein altes oder neues Gebot. Es ist ein altes, die Juden und Heiden haben's erkannt. Das mußte Jesus nicht mehr geben. Wir sollen dem Thiere Freude machen, weil wir es können. Nur auf seinen Nutzen sehen, ist schändlich. Wir sollen das Thier achten, denn es ist etwas Achtungswerthes an ihm, etwas Geistiges, Anfang der Sittlichkeit, Anfang des ewigen Lebens. Wer das Thier nicht liebt, steht unter dem Barry, der als Hund die unglücklichen Menschen liebte. Es sollte dem Menschen leichter seyn, den Hund zu lieben, als dem Hund den Menschen zu lieben. Wer das Thier nicht achtet, der ist ebenfalls aus dem Glauben gefallen, weil er den Ewigen nicht in seinen Anfängen erkennen, den Fortgang nicht begründen, und das Ende nicht finden kann. Paulus sagt, wer seine Hausgenossen nicht versorgt, der habe den Glauben verläugnet, und sey ärger als ein Heide. Wer ein Thier zu seinem Hausgenossen gemacht hat, der soll auch für diesen seinen Hausgenossen vortrefflich sorgen. Wer es nicht thut, der ist viel ärger als ein Athener, der ja die Thiere sehr wohl besorgte.

Achten wir das Thier, so werden wir es auch nicht demoralisiren. Tiefere Thiere können wir nicht demoralisiren, aber höhere. Elephanten, Hunde, Löwen, Katzen können falsch, boshaft, tückisch, zänkisch, zornmüthig, neidisch gemacht werden. Den Fall gesetzt, das Thier sey zu einer Fortdauer bestimmt, wovon ja die Unmöglichkeit kein Mensch darthun kann, so springt die Schändlichkeit der Entsittlichung in die Augen. Ist's aber zur Fortdauer nicht bestimmt, so entsittlichet sich doch dadurch der Mensch, der das Thier entsittlicht.

Gesetzgeber! stelle Gesetze auf, damit die Thiere vor den

Menschen möglichst sicher seyen, und warte nicht, bis die Menschen vor den Menschen sicher sind, du müßtest sonst ewig warten. Es gibt ja noch viele Gefängnisse, Schallenthürme, Zuchthäuser, alte und neue Bastillen, die nicht für die Gänse, nicht für die Pflanzen-Thiere, noch Menschenthiere, sondern für die Thiermenschen gebaut sind, und die Galgen stehen für die Galgenvögel noch. Man darf nicht warten, weil Alles miteinander vorwärts gehen muß, man nicht stückweise arbeiten kann, wenn's recht gearbeitet seyn soll. Nie wird das Thier ohne Gesetze vor den Menschen gesichert seyn.

Eltern! lasset kein Kind ein Thier im mindesten mißhandeln. Wisset und lehret die Kinder, daß auch die Thiere einen Herrn im Himmel haben, der das Brüllen des Löwen, und das Rufen des Raben im Walde, das Blöcken oder Beten des Kalbes, und das Girren der Taube in einsamen Felslöchern gerade so gut und noch besser hört, als ihr eurer Kinder Schreien um Brod höret. Straft die Mißhandlung; belohnt ihnen was sie Thieren wohlthun. Sie sind die Sperlinge Gottes!

Lehrer der Großen und Kleinen! Die Schrift sagt, daß aller Augen auf Gott warten, daß er ihnen Speise gebe zu seiner Zeit; wenn er seine milde Hand aufthue, so freuen sie sich, und werden Alle mit seinem Gut gesättigt. Lehret in gleichem Sinn und Gewicht! Er macht Gras wachsen fürs Vieh, er gibt frisch Wasser den schreienden Hirschen, und weidet die Ziegen, und macht der Gemse eine Rinne am Felsen, und — thut Alles in Allem, denn, was die Erde und der Himmel, und die Wolken und Winde und Sonnen thun, thun sie am Ende doch nur durch ihn, und um seinetwillen, weil es nur Eine Kraft und nur Einen Zweck gibt, der da ist die ewige Verherrlichung des ewigen und in allen Dingen und Führungen unbegreiflichen Schöpfers. Lehret, wie freundlich der Herr auch gegen die Mücken und Lerchen und Fische sey, und wie er täglich Allen die Erde wie einen runden Tisch deckt mit Kraut und Erquickung und allerlei köstlicher Speise. Für den Menschen — so klein an Zahl, kaum tausend Millionen! — ist nur der allerkleinste Theil bestimmt. Das Meiste ist für die Thiere da, denn ihrer ist eine unaussprechbar größere Zahl. Darum soll der Mensch den thörichten stolzen Gedanken, Alles

sey seinetwegen, nicht nähren. Der Lehrer lehre ihn Demuth. Der Mensch ist ja nicht der letzte Zweck der Erde. Der letzte Zweck der Erde ist der allgemeine Weltzweck: die Lobpreisung Gottes, als Mittel das ewige Emporsteigen aller Dinge und Welten, alles Seyns zu dem, auf den kein einziges unserer Worte recht paßt. Unsere meisten Worte sind nur tellurisch, unsere allgemeinern nur kosmisch, nur Weltworte, noch nicht Gottesworte.

Schlächter, Meister und Untergebene! Tödtet nie gerne, martert kein Thier vor dem Tödten, kürzt auch dem Thiere jeden Schmerz ab, erfindet die leichtesten Arten zu tödten, tödtet die Thiere ganz und laßt sie nicht in Schmerzen verzappeln.

Bauern, Kutscher, Fuhrleute! übertreibt das Thier nie, mordet es nicht, zerschlagt an ihm keine Knotenstöcke, füttert es im Stalle satt und gut, und gebt auf seine Noth, seine Gesundheit und Krankheit und seine Wünsche wohl Acht. Und die Postherren? Ist's weislich, den Postillon, der die Pferde zu Tode sprengt, und, wie man sagt, gut fährt, zu belohnen? er hat gut fahren, weil er nicht mit an den Strängen zerrend mitrennen muß! Ein Fluch für ein edles Thier kann nie wahren Segen für die Menschen, und ein Segen für die Menschen soll nie ein Fluch für Thiere werden!

Naturforscher und Aerzte! experimentirt an euch selbst und nicht an Thieren. Wollet ihr, Aerzte! um dem Menschen hold seyn zu können, Unholde für die Thiere seyn? Lasset uns Böses thun, damit Gutes daraus entstehe, ist ein verdammlicher Grundsatz. Der Naturforscher, der am besten wissen sollte, was die Thiere seyen und was er gegen sie thun soll, scheint es oft am allerwenigsten zu wissen. Oft ist seine sogenannte Wißbegierde nur Neugier und Eitelkeit. Er will der Wissenschaft dienen! Die Wissenschaft ist der Niemand, weil sie keine Person ist. Er diene dafür dem empfindenden Thiere.

Menschenfreunde! helfet! helfet dem Thier eine Erlösung gewinnen. Wie ein himmlisches Wesen es auf sich genommen, im Willen des ewigliebenden Geistes durch eignen Willen zu erlösen die Menschheit, so hat im Sinne des gleichen Geistes die zu ihm aufschauende Menschheit es auf sich zu nehmen,

dem Thiere eine Erlösung zu gewinnen. Der Erlöste soll auch erlösen. Der wirklich Erlöste wird wirklich erlösen.

Vortrefflich sind wissenschaftliche, künstlerische, pädagogische, theologische, arzneikundliche, Schützen-, Bergwerks-, Gewerbs-, Mäßigkeits- und allerlei Vereine, aber eben so vortrefflich sind Vereine zur Sicherung und Erlösung der Thiere. Stiftet und pfleget und nähret solche, denn sie gefallen dem großen Geiste ebensowohl als die andern genannten. O Menschen! gedenket der Thiere, eurer unvollkommenen erstgebornen Brüder!

Der Ewige liebt auch das Thier. Er hat es gerade neben uns gestellt, macht es an den Leiden und Freuden der Erde mit uns täglich Theil nehmen, mit uns leben und sterben. Den geringsten der Thiere sind wir ja erst noch zur Speise bestimmt. Er gab dem Thiere Leben, Empfindung, Gedanken, Furcht und Hoffnung auf seiner Stufe, und sieht und hört es stöhnen und sehnen. Es ist hienieden nur in seiner Art und nach Umständen glücklich oder auch unglücklich, und seine Leiden sind für es, wenn es nicht fortdauert, noch unnützer als uns ohne Fortdauer die unsrigen wären. Wir können darum auch für die Thiere heilige Hände ohne Zorn und Zweifel aufheben. Sie kriechen im Boden und schwimmen in den Wassern, und fliegen durch die Lüfte, und wandeln auf dem Erdboden hoffentlich alle zu Einem Ziele. Freilich werden die vordersten die ersten, die hintersten die letzten seyn. Wie lange ihr Weg sey, und wie sie höhere Stufen erklimmen oder auf solche gehoben werden, wissen und ahnen wir allerdings nicht. Wir wissen von unserm Wege und unsern Erhebungen ebenfalls nichts. Gaben doch die alten Aegyptier auch dem Menschen 15,000 Jahre Wanderung bis zu seinem Ziele! Hier ist nichts unmöglich, und solch ein Hoffen schließt auf, was der rohe Unglauben verschlossen hat. Unser Hoffen für alles was Leben und Athem hat, was empfinden und unterscheiden kann, sey kühn. Es soll deren keines verloren gehen! Die Erde selbst soll endlich einmal aus ihrem Windelzustande heraus, und die Erdpsyche, die, wie jede andere, ihre Geschichte zu durchlaufen hat, sich ihre Räthsel lösen lassen, sich verklären, und inne werden, was und wie sie sey. Durchs Tellurische geht's

zum Solaren, von diesem zum Kosmischen, vom Kosmischen zum Edlesten, und überall ist ein Vaterhaus mit vielen Stockwerken, Flügeln, Wohnungen, Gemächern, Kirchen- und kleinern Fenstern.

Wir glauben wie die Perser und Indier und viele Millionen Christen, die keine ewige Entfernung von Gott und keine endlose Erbärmlichkeit und Verdammniß wollen, an die ewige Annäherung an Gott, an die Wiederbringung aller Dinge. Wer ein Mensch seyn will, muß irgend Etwas glauben.

Schluß.

So haben wir nun unsere lange Bahn beendigt, allgemeine Ansichten vom Thier gegeben, die Geschichte der Thierpsychologie vorgeführt, ein thierpsychologisches System an der Hand der Naturgeschichte versucht, die psychischen Thätigkeiten der Thiere auf den verschiedenen Stufen bezeichnet und alle Verhältnisse des Thieres erwogen. Vielleicht haben wir dadurch irgend einem der spätern Bearbeiter des hochwichtigen naturphilosophischen und religiösen Thema's in irgend einem Theil ein wenig vorgearbeitet.

Die Mißhandlung der Thiere war immer des Verfassers Zorn, ihnen wohlzuthun und mitzutheilen immer seine Lust, auch für sie zu hoffen, immer einer seiner köstlichsten Genüsse.

Berichtigungen zum ersten Bande.

Seite 12 Zeile 19 statt Philosophien lies Philosophiren.
S. 20 Z. 3 von unten, statt Endkantungen lies Entkantungen.
S. 27 Z. 3 statt Zyrans lies Gyrans.
S. 28 Z. 1 statt unverschlossene lies nur erschlossene.
S. 32 Z. 10 statt „doch kann diese Eigenschaft" lies „welche Eigenschaft aber . . . kann."
S. 64 Z. 20 fällt das „nur" heraus.
S. 87 Z. 19 statt Sängern ließ Saugern.
S. 89 Z 7 von unten, lies „in großen Mengen."
S. 95 Z. 10 und andern Orts statt Feewees lies Ferwer.
S. 95 Z. 14 statt Oden lies Orden.
S. 99 Z. 12 statt Beziehung lies Bezeichnung.
S. 102 Z. 1 von unten, statt Tadoren lies Tadornen.
S. 128 Z. 4 von unten, statt die lies dir.
S. 146 Z. 6 statt Strom lies Stern.
S. 168 Z. 8 statt wenn auch andere Standpunkte, lies: wenn auch auf andern Standpunkten.
S. 180 Z. 2 u. 3 von unten lies (de anima brutorum; Andere haben animalium oder bestiarum) worin . . .
S. 189 Z. 16 statt S. Lae lies S. lar.
S. 202 Z. 5 von unten, statt uns lies nur.
S. 216 unten sollte mit dem Titel des Buches L. Smith, Versuch u. s. w. eine neue Linie angefangen seyn.
S. 222 Z. 23 statt bestimmt lies gestimmt.
S. 224 Z. 1 statt vor lies von.
S. 233 Z. 3 statt Moral und Rechtslehren lies Moral- und Rechtslehrern.
S. 243 Z. 13 von unten, statt Wirscherhorn lies Wiescherhorn.
S. 259 Z. 7 statt unreine lies nur eine.
S. 269 Z. 13 muß nach „Thier" ein Punkt stehen und es dann heißen: Friedrichs des Zweiten Liebe zu den Hunden u. s. w.
S. 278 Z. 10 statt lesen lies Leser.
S. 287 Z. 9 statt Taubenblut lies Traubenblut.
S. 293 Z. 12 statt Begorillo lies Bezorillo
S. 305 Z. 14 von unten, statt Verkauf lies verkauft.
S. 308 Z. 1 von unten, lies nicht gefallen.
S. 312 Z. 2 von unten, statt meinen lies vereinen.
S. 314 Z. 20 statt Hürt lies Hüet.
S. 342 Z. 10 von unten, statt im Organ lies ein Organ.
S. 344 Z. 8 statt nur höhere Art lies nur höhere Arten.
S. 354 Z. 13 lies: Nun ist eben für jedes Geschöpf irgend eine Welt, irgend u. s. w.
S. 355 Z. 1 von unten, lies Daunkelah-Elephant.
S. 358 Z. 5 statt die ihre Realität lies deren Realität.

S. 359 Z. 20 lies Betrunkene.
S. 362 Z. 7 lies: sogar jedes höhere Thier und jeder Mensch . . .
S. 364 Z. 9 von unten, statt Zahl oder Dinge lies Zahl der Dinge.
S. 367 Z. 2 lies ist leicht zu bestimmen.
S. 412 Z. 8 statt wir lies wie.
S. 439 Z. 13 statt Feinheit lies Freiheit.
S. 459 Z. 22 lies Blei (Bràchömgu).
S. 474 Z. 25 statt vier lies viele Stimmen.

Berichtigungen zum zweiten Bande.

Seite 39 Zeile 8 statt Pferdes lies Kameles.
S. 61 Z. 12 statt Götterzeugen lies Götterzungen.
S. 140 Z. 1 statt Schen lies Spur.
S. 145 Z. 19 statt nur beide lies nun beide.
S. 229 Z. 1 statt Rauch lies Rausch.
S. 230 Z. 12 statt dann lies da.
S. 274 Z. 13 von unten, statt unterschieden lies unterscheiden.
S. 274 Z. 8 von unten, statt vollkommne heilige lies vollkommen einige.
S. 286 Z. 7 statt Zeitleerheit lies Geistleerheit.
S. 295 Z. 2 von unten, statt morden lies mörsern.
S. 296 Z. 11 statt nun lies nur.
S. 308 Z. 4 von unten, statt Schlangen lies Pflanzen.
S. 309 Z. 1 von unten, so wie auch andern Orts, statt Hürt lies Hüet.
S. 326 Z. 1 von unten, statt die lies die Organismen.
S. 330 Z. 8 statt geister Blumenbaum lies Geister-Blumenbaum.
S. 341 Z. 13 u. 14 lies: selbst bei den Sepien finden wir sie noch nicht. Auch an den Insecten kommt sie noch nicht vor.
S. 355 Z. 9 statt Vorrecht lies Ueberhoben seyn.
S. 361 Z. 18 von unten, statt feiner lies gemüthlicher.
S. 361 Z. 7 von unten, statt tiefer steht lies minder gemüthlich ist.
S. 361 Z. 1 von unten, statt das Thier lies das tiefstehende Thier.
S. 362 Z. 3 statt behaarten lies behaarten u. s. w. Gesicht.
S. 362 Z. 8 statt Vorstellungen lies Gemüthsaffecten.
S. 363 Z. 18 statt umstößlicher lies unumstößlicher.
S. 376 Z. 3 statt die lies der.
S. 376 Z. 9 statt derjenigen lies diejenigen.
S. 388 Z. 15 von unten, statt Thieren lies Engeln.
S. 395 Z. 23 lies: setzte den Geist des Thiers unter ihn?
S. 409 Z. 20 statt erklärende lies verklärende.

Anmerkung. Der geneigte Leser ist ersucht, diese oben bezeichneten grö-ßern und andere allfällige kleinere Druckfehler auf Rechnung der manchmal seh ungenauen Abschrift und der Entfernung des Druckortes vom Verfasser zu setzen.






WIDENER
STALL-STUDY
CHARGE
CANCELLED